This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 839,727

Chavanne

Die Sahara

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die Sahara

oder

Von Oase zu Oase.

Bilder

aus dem

Natur- und Volksleben

in der

großen afrikanischen Wüste.

Von

Dr. Joseph Chavanne.

Mit 7 Illustrationen in Farbendruck, 64 Holzschnitten und einer Karte der Sahara.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1879.

Alle Rechte vorbehalten.

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N. Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY, LTD.
Berkeley Square House, London, W. 1

DT
333
.C52
1968

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library
Astor, Lenox and Tilden Foundations

The color plates of the original edition
were reprinted in black and white

Landmarks in Anthropology, a series of reprints in cultural anthropology
General Editor: Weston La Barre

First reprinting, 1968, Johnson Reprint Corporation
Printed in the United States of America

579935-102

Vorwort.

Eine besondere und stets genährte Vorliebe für das Studium des „schwarzen Erdtheils", die Erfahrungen und Erlebnisse während eines längeren Aufenthaltes und mehrmonatlicher Reisen in der Grenzregion zwischen der Vorwüste und der Dünenregion der großen Sahara, endlich der Mangel einer einheitlichen Darstellung dieses in jeder Hinsicht so interessanten Erdraumes in der deutschen Literatur ermuthigten mich zur Herausgabe des vorliegenden Buches.

Trotz der verhältnißmäßig geringen Entfernung von den Pflegestätten geographischer Forschungen und der seit mehr als acht Decennien währenden Entdeckungsreisen, gab es vielleicht kein zweites Gebiet der Erde, über welches im großen Kreise der Gebildeten so irrthümliche Vorstellungen und Begriffe verbreitet waren, als über die Sahara. Allgemein theilte man die naive Vorstellung der römischen Geographen — welche die Sahara als eine endlose Ebene schildern, auf welcher der Wind sein Spiel mit dem Sande treibt.

In der Wirklichkeit aber vereinigt sie die schärfsten Contraste landschaftlichen Charakters, findet man die ganze Stufenleiter landschaftlicher Formen in ihr vertreten — Alpenlandschaften, jenen der Schweiz nicht nachstehend, schroffe, wildzerklüftete Felsenthäler, große und ausgedehnte Gebirgsmassive mit schneebedeckten Gipfeln, üppige Vegetations-Centren, Wasserreichthum, der sich in Seen und Flüssen zu erkennen giebt — wenige Stunden entfernt davon, fast ohne merklichen, vermittelnden Uebergang, nackte, jedes organischen Lebens bare, von unzähligen Sanddünen bedeckte, wasserlose Ebenen.

Für eine exact wissenschaftliche und systematisch erschöpfende Behandlung der Wüste reichte trotz aller bisherigen Forschungen und Entdeckungen

das Material nicht aus, auch lag es nicht in meiner Abſicht, dem Fachmanne ein Reſumé unſerer bisher über die Wüſte errungenen Kenntniſſe zu geben, vielmehr leitete mich der Gedanke, das Streben, eine lebensvolle und richtige Vorſtellung über die Sahara zu vermitteln, den vielgeſtaltigen Naturcharakter ihrer einzelnen natürlichen Regionen, das Leben, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner dem Leſer in lebendiger Schilderung vor Augen zu führen. Dies hoffte ich am eheſten dadurch zu erreichen, daß ich den großen Heerſtraßen der Wüſte, den Caravanen-Routen folgend, den Leſer von einem natürlichen Ruhepunkte zum andern, „von Oaſe zu Oaſe“ zu führen mir vornahm.

Mein Ziel war es alſo, nicht nur den abſtract geographiſchen und fragmentariſchen Begriff der Sahara literariſch zu berichtigen, ſondern auch durch vergleichende Zuſammenfaſſung der bisherigen Reiſe-Ergebniſſe in den einzelnen Theilen der Wüſte, dieſen als naturwahres Geſammtbild lebendig zu geſtalten.

In voller Würdigung der Illuſtration als wirkſames Mittel zum Verſtändniß und zur lebendigen Vorſtellung, habe ich dem Buche eine größere Anzahl von Illuſtrationen, und um dem Leſer das geographiſche Bild vor Augen zu halten, eine Karte der Sahara beigegeben.

Ob und inwieweit mir die Löſung meiner ſchwierigen Aufgabe gelungen, möge der geehrte Leſer entſcheiden.

Ich kann endlich dieſe Zeilen nicht abſchließen, ohne meinem geehrten Herrn Verleger für die gediegene und ſchöne Ausſtattung meines Werkes, die demſelben gewidmete Sorgfalt meinen herzlichſten Dank auszuſprechen.

Wien, im September 1878.

Der Verfaſſer.

Erklärung der Fremdwörter.*)

Uta; Ebene.
Reg; wüſte Ebene.
Hofra; Einſenkung.
Hammada (Tafili)**); Hochfläche, Plateau.
Baten; langgeſtreckter Höhenzug.
Kudiya; iſolirter Berg.
Ras; Vorgebirge.
Kaf; Felſen.
Dſchebel (Adrar, Adghagh); Berg.
Gara, Gur; iſolirter Hügel, Zeuge.
Teniya (Tehe); Sattel.
Kheneg (Aghelad); Engpaß.
Ramla; Sandebene.
Ghurd; hohe Sanddüne.
Zemla; langgeſtreckte Düne.
Sif; ſteilwandige Düne.
Erg, Areg (Edeyen, Igidi); Dünenregion.
Sahan; ebene Einſenkung.
Haudh; Keſſelthal in den Dünen.
Bir, Mul, Haſſi, Ogla, Gettar (Anu, Tanut); Brunnen.
Fogara; Galeriebrunnen.
Saguia; Bewäſſerungscanal.
Ain (Tit, Temaſſint); Quelle.
Rhedir (Abankor); Regenwaſſerlachen.
Bahar (Adſchelmam); See.
Schott; ausgetrockneter Salzſee.
Wadi, Ued (Aghezer); Flußbett.
Uled, Ulad, Ben, Beni; Sohn Söhne, als Vorname der einzelnen Stämme.
Sidi; Herr.

*) Soweit dieſelben nicht ſchon im Texte erklärt wurden.

**) Die Namen in Parentheſe entſprechen der Bezeichnung des Gegenſtandes in der Temahak- oder Berberſprache.

Akel (Kel); Leute.
(Tedſchehe); Conföderation.
Hadſch; Pilger.
Marabut; religiöſer Würdenträger.
Scheikh; das Haupt der Familie, der Verehrungswürdige.
Dar; Haus.
Kheima (Ehen); Zelt.
Duar; Zeltlager.
Bordſch; Schloß.
Kſor; befeſtigter, mit Wallmauern umgebener Ort.
Kasbah; Citadelle.
Sauya; Kloſter.
Belad; Stadt.
Ghaba; Wald.
Suk; Markt.
Hammam; Mineralbad.
Scherg; Oſt.
Gharb; Weſt.
Gebla; Süd.
Dahra; Nord.
Bu; Vater, Beſitzer von.
Um; Mutter, Beſitzer von.
Dſchedid; neu.
Kedim; alt.
Homra; roth.
Abiodh, beidha (Mellen); weiß.
Kahal; Soda; ſchwarz.
Azreg; blau.
Affer; gelb.
Kebir; groß.
Seghir; klein.
Abd; Diener des.
Schauſch; Polizeibüttel, Agent, Factotum.
Scherif; Edler.
Dya; Blutgeld (Sühne für den Mord).
Diffa; Gaſtmahl.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort V
Erklärung der Fremdwörter VII
Verzeichniß der Illustrationen XV
Verzeichniß der Farbendruckbilder XVI

I. Von Tripoli nach Murſuk.

Erſte Eindrücke der Sahara auf den Verfaſſer. Ankunft in Tripoli. Pittoreske Lage der Stadt. Ein Gang durch den Bazar von Tripoli. Proceſſion der Marabuts von Sidi Benaeſa. Alterthümer. Geſchichte der Stadt. Die Bedeutung der Stadt als Ausgangspunkt für Forſchungsreiſen. Ueberblick über die wichtigſten Reiſen. Clapperton, Richardſon, Barth, Overweg. Schwierigkeiten und Gefahren einer Wüſtenreiſe. Organiſation einer Caravane. Charakteriſtik des Kameels. Der Führer (Chabir) und die Bedeutung ſeines Amtes. Vorbereitungen zum Aufbruche in das Innere. Probeausflug nach Lebda. Die Oaſe Mſchia. Lebda und ſeine Alterthümer. Sabratha. Aufbruch nach Murſuk. Das erſte Nachtlager. Das Ghuriangebirge. Kaſr Ghurian. Römerſtraßen und Römerbauten. Ankunft in Misda. Die Hammada el Homrah und ihr Landſchaftscharakter. Gazellen. Geologie der Hammada. El Haſſi. Die Oaſe Ederi. Das Wadi Gharbi. Die Ruinen von Dſcherma. Waſſerſchöpf-Apparat in Feſſan. Ankunft in Murſuk . . . . . 1—64

II. Feſſan und ſeine Oaſen.

Die Stadt Murſuk und ihre Geſchichte. Der Dendal. Die Bewohner der Stadt. Das Land Feſſan. Sein Naturcharakter. Die Urbewohner des Landes. Die ſchwarzen Berge (Dſchebel es Soda). Dr. Vogel. Die Oaſen Feſſans. Klima des Landes. Abſtammung der heutigen Bewohner derſelben. Geſchichte Feſſans. Tracht und Sitten der Feſſaner. Charakterunterſchiede zwiſchen Oaſenbewohner und Nomade. Aufbruch nach Rhat . . . . . 65—85

III. Von Murſuk nach Rhat.

Tiggerode, das erſte Tuareg-Dorf. Alexandrine Tinné und ihr Schickſal. Veränderte Marſchweiſe. Das Meheri und ſeine Erziehung. Ein Targi. Garamantiſche und Tefinagh-Felsinſchriften im Wadi Teliſſarhe. Die Taytawüſte. Mondnacht in der Wüſte. Das Thal von Rhat. Landſchaftlicher Reiz desſelben. Reiſe v. Bary's von Ubari nach Rhat. Das (Geiſterſchloß) Dſchennun und der Berg Idinen. Die Beſteigung desſelben, ein gefährliches Wagniß Dr. Barth's. Ankunft in Rhat. Aeußere Phyſiognomie der Stadt . . . . . 86—108

IV. Im Lande der Imoſchagh oder Tuareg.

Das Innere der Stadt Rhat. Die Bedeutung derſelben. Geſchichte Rhats. Occupation derſelben durch die Türken. Die Stellung der Tuareg in Rhat. Das Land im Weſten von Rhat. Henri Duveyrier der Erforſcher desſelben. Die centrale

Seite

Sahara, ihr phyſikaliſcher und landſchaftlicher Charakter. Die Bergmaſſive des Tuareg-Landes. Orographie und Hydrographie desſelben. Wadi Egeri. Die Brunnen und Waſſerreſervoirs im Lande. Die ſagenhaften Crocodilteiche von Mihero. Reiſe v. Bary's zu denſelben. Eine Miáád. Kriegs- und Raubzüge (Edſchen) der Tuareg. Bewaffnung und Ausrüſtung eines Targi. Kampfesweiſe der Tuareg. Fetum und Ben Manſur, eine Epiſode aus den Kämpfen der Tuareg mit den Schaanba. Kriegsgeſang der Tuareg. Das Taſili. Geologie dieſes Plateau's. Osman, der Führer v. Bary's. Schwierigkeiten der Reiſe. Fehde zwiſchen den Asſcher- und Ahaggar-Tuareg. Unſicherheit im Lande. Das Wadi Mihero. Deutliche Crocodilſpuren. Erklärung dieſer auffallenden Erſcheinung. Die centrale Sahara einſt ein regenreiches und anbaufähiges Land. Rückreiſe v. Bary's nach Rhat. Aufbruch nach Rhadames . . . . . 109—161

V. Von Rhat nach Rhadames.

Der Brunnen Tarzulli. Wüſtenfuchs und Springmäuſe. Eigenthümlichkeiten der Wüſtenthiere. Wanderung über die Hammada. Intenſität des Lichts in der Sahara. Reinheit und Durchſichtigkeit der Atmoſphäre. Ein Gebliſturm. Seine Anzeichen und ſeine Natur. Verhalten der Caravane während desſelben. Die Dünen von Edeyen. Das Volk der Tuareg. Abſtammung desſelben. Politiſche Gliederung der Tuareg. Asdſcher-Tuareg. Der Amenokal. Politiſche und ſociale Verhältniſſe. Edle und Imrhad. Rolle der Marabuts bei den Tuareg. Verhältniß der Imrhad zu den Edlen. Die Sclaven. Stellung derſelben. Geachtete Stellung der Frau bei den Tuareg. Monogamie bei den Tuareg. Einfluß dieſer Stellung auf die politiſche Selbſtſtändigkeit des Volkes. Phyſiſcher Charakter der Tuareg. Sitten und moraliſcher Charakter des Volkes. Sprichwörtliche Tapferkeit desſelben. Verſchiedene Anſichten über das Volk. Aeußere Wahrzeichen der Tracht. Sociale Inſtitutionen. Eigenthümliche Erbfolgegeſetze (Beni Ummïa). Urſprung dieſes Geſetzes. Die Behauſung der Tuareg. Armuth des Volkes. Virtuoſität des Targi in der Ertragung von Hunger, Durſt und körperlichen Strapazen. Nahrungsweiſe des Volkes. Tracht der Männer und Frauen. Induſtrie und Handel bei den Tuareg. Religiöſe Verhältniſſe. Das Volk heidniſcher Abkunft. Die Tuareg laue Mohamedaner. Der Geiſterglaube. Sprache und Schrift (Temahak und Teſinagh). Das Teſinagh-Alphabet. Kenntniſſe der Tuareg in der Aſtronomie. Rechtspflege. Gebräuche bei Geburten, Hochzeiten und Todtenbeſtattungen. Dournaux-Dupéré und ſeine Ermordung. Charakteriſtik der einzelnen Stämme der Asdſcher-Tuareg. Ihre politiſche Rolle. Ankunft in Rhadames . . . . . 162—219

VI. Von Rhadames nach Biskra.

Beſuch bei dem Kaimakam von Rhadames. Urſprung der Stadt. Libyſch-egyptiſche und römiſche Bautenreſte. Die Quelle von Rhadames. Waſſervertheilung. Lage und Bauart der Stadt. Trennung in zwei Quartiere. Die Bewohner der Stadt. Sprache der Rhadamſer. Phyſiſcher und moraliſcher Charakter der Bewohner. Die Sauya Sidi Mahabet Bu Dſcherida. Einwohnerzahl. Handelsbedeutung der Stadt. Das religiöſe Feſt Molud und ſeine Feier. Heirats-Ceremoniel bei den Rhadamſern. Aufbruch nach Norden. Geſchichte der Reiſen zwiſchen Rhadames und Algerien. Victor Largeau. Der Eintritt in die Areg-Zone. Das Landſchaftsbild derſelben. Mannigfaltigkeit der Dünenformen. Brunnen in der Areg-Zone. Die

Seite

gehörnte Viper. Scorpione. Platzregen in der Wüste. Thier- und Pflanzenleben in der Areg-Zone. Die Suafa-Jäger. Der Brunnen El Achiya. Der Irharhar. Pittoreske Uferlandschaft desselben. Daud und Kheïra, eine Wüstenlegende. Die Oase Belet el Amer. Temassin der Sitz des Ordens der Tedschadschina. Geschichte des Ordens. Die Oase Tuggurt. Unterirdischer Wasserreichthum. Das religiöse Fest Aïd el Kebir. Eine Fantasia. Lobeshymne auf das Pferd. Die Bedeutung und Zucht des Pferdes bei den Arabern der Wüste. Der Ued Rirh. Geographischer und landschaftlicher Charakter desselben. Das Depressionsgebiet des Schott Melrhir. Eine Fata Morgana. Der Schott El Dscherid. Gefährliche Passage über denselben. Capitän Roudaire und sein Inundationsproject dieses Depressionsgebietes. Das Dattelland Belad el Dscherid. Der Ued Suf und seine Dattelpflanzungen. Die Suafa und Ruarha. Sidi Okba und sein Grab. Ankunft in Biskra. Malerische Lage der Oase Biskra. Ziban. Die Oase Ferkan und Negrin. Biskra das Paris der Wüste. Die Nallijah und ihre Tänze. Ein arabisches Kaffeehaus. Aufbruch nach Westen . . . . . 220—298

VII. Von Biskra nach In-Salah.

Die Bureaux arabes. Im Ued Dscheddi. Jagd auf den Arui. Die Oase El Aruat und ihre herrliche Lage. Die Gärten von El Aruat. Geschichte der Oase. Militärische Bedeutung der Position. Besuch in Aïn Madhi, der Heimstätte des Ordens von El Tedschani. Aufbruch nach dem Lande Mzab. Das Schebka-Plateau. Die Vegetation desselben. Der Schakal. Die Conföderation der Beni Mzab. Die Oase Berrian. Ghardaïa. Politische und sociale Stellung der Beni Mzab. Eigenthümliche Rechtspflege derselben. Handelsbeziehungen der Mzabiten. Guerrara. Die Oase Wargla. Verfall der Stadt. Ihre Geschichte. Aufbruch nach El Golea. Militärische Expedition der Franzosen gegen diese Oase. Die Schaanba. Landschaftscharakter zwischen Wargla und El Golea. Die Couriere der Wüste (Reggab) und ihre Marschleistungen. Die Oase El Golea. Gefährliche Situation Duveyrier's in der Oase. Reise nach In-Salah. Paul Soleillet. Das Tademayt-Plateau. Ued Mia. Eine Daya. Ankunft in der Oasengruppe von Tidikelt. Gerhard Rohlfs, der Erforscher Tuats und Tidikelts. Major Laing's Besuch der Oase 1827. Abschließung des Landes gegen Europäer. Furcht der Bewohner vor einer französischen Invasion. Ksor el Arb. In-Salah, der Hauptort Tidikelts. Der Oasencomplex von Tuat. Die Bevölkerung des Landes. Fruchtbarkeit des Bodens. Lage und Bedeutung In-Salahs als Transithandels-Station. Freundschaftliches Verhältniß der Bewohner In-Salahs mit den Ahaggar-Tuareg. Das Ahaggar-Plateau und seine Bewohner. Aufbruch nach Tafilet . . . . . 299—346

VIII. Von In-Salah nach Tafilet.

Rohlfs' Reise als Scherif von Uesan, von Tafilet nach In-Salah und Rhadames. Die Sauya Kinnta. Der Oasengürtel von Tuat. Aulef. Adrhar. Tamentit. Meteorstein in der Kasbah des Ortes. Toilette der Damen von Tamentit. Brinken. Die Fogaras Tuats. Der Ued Sfaura. Der räuberische Stamm Rlnema. Karsas und seine Marabuts. Igli am Ued Ghir. Eigenthümliche Wüstenlandschaft am Oberlaufe des Ued Ghir. Imposante Erosionserscheinungen. El Bahariat und Tumiat. Die Expedition des General Wimpffen 1870 gegen die Dui Menia. Ueber die Hammada nach Tafilet. Einzug in Abuam. Bauart der Häuser in der Oase Tafilet.

Seite

Der Markt von Ahaggar. Die Bevölkerung der Oasen. Fractionen der Bewohner. Vorgeschichtliche Zeiten. Die Oasen Ensah und Mbaghra. Anzug nach Norden. Die Oase Hoggar. Verarmung und Verwandlung Rohlfs' durch die Hoggar. Die Oase Menakha und ihre Sanya. Grotteske Formen der Berge und Gurs. Die Oase Fadj. Jagd auf Springmäuse. Gebräuche. Landschaftscharakter im tuaregischen Hochgebirge. Eine Hoggar-Ebene. Der Oasengürtel Fadj. Hirtenleben in der Sahara. Eine Emala. Der Brand einer Hoggar-Ebene, ein großartiges Schauspiel. Das Thor der Wüste. Bent el Khas, eine Wüstenlegende. Die Daya Habeña. Der Orden Sidi Scheikh. Geschichte des Ordens. El Abiod Sidi Scheikh. Schönheit der Frauen bei den Ulad Sidi Scheikh. Rückkehr nach Tafilet. Die Araber der Sahara. Geschichte ihrer Invasion Afrika's. Politische Eintheilung des Landes. Der Ursprung des Tribu. Patriarchalische Regierungsform. Sociale Rangunterschiede unter den Arabern. Geburts-, Militär- und religiöse Aristokratie. Charakterbild des Arabers der Sahara. Complicirte Etikette und Umgangsformen bei den Arabern. Unwürdige Stellung der Frauen bei denselben. Schönheit des Araber-Mädchens. Loblied auf dieselben. Toilettenkünste der Araber-Frauen. Der Kampf zwischen zwei Tribu. Marsch- und Lagerscenen. Der Entscheidungskampf. Antheil der Frauen an demselben. Aufbruch nach Süden . . . . . 347—408

IX. Von Tafilet nach Timbuktu.

Das Draa-Land. Besuch desselben durch Rohlfs 1862. Eine Berber-Caravane. Die Bevölkerung des Draa-Landes. Die Landschaft Nun. Ogilmim. Die Landschaft Sus. John Davidson und seine Ermordung. Mardochai Abi Serur und seine Reisen nach Timbuktu. René Caillié. Seine Reise-Erlebnisse. Die Igidi-Region. El Tschuf, der Leib der Wüste. Die Salzminen von Taudeni. El Arauan. Laing's Ermordung. Handelsbedeutung El Arauans. Einzug in Timbuktu. Lage und Bauart der Stadt. Einwohnerzahl. Industrie und Handel in Timbuktu, seine einstige Bedeutung. Wichtigkeit Timbuktu's für den Welthandel. Dr. Barth's Aufenthalt in Timbuktu. Der religiöse Orden von Bakkay. Sein Ansehen in ganz Nordafrika. Geschichte der Stadt. Unsere Kenntnisse über die westliche Sahara. Verdienst der Franzosen um die Ausdehnung dieser Kenntnisse. Panet's Reise 1850 von St. Louis nach Wadi Nun. Das Gebiet der Trarsa. Der Berg Tamagut. Die Oase und Stadt Schinghit. Der Handel mit Salz. Die Salzlager der großen Sebcha Idschil im Nordwesten von Schinghit. Das Land Aderer und Barth's Beschreibung desselben. Tischit. Der Bergzug El Ak'sabi. Die pittoreske Berglandschaft El Genater. Beraubung und Verwundung Panet's durch die Ulad Bu Sba. Landschaftsbild am Terniflusse. Der Fluß Akel. Unreinlichkeit der Orte in der Landschaft Nun. Reise des Capitän Vincent durch das Bergland Aderer. Tracht und Sitten der maurischen Nomadenstämme im Norden des Senegal. Abscheu derselben vor dem Weingenusse. Die Ulad Bu Sba und ihre Fischerei an der Bank von Arguin. Abenteuerliches Schicksal des Matrosen Adams. Die Ulad Delim. Schönheit der Frauen dieses Stammes. Reise Bu Moghdad's 1860 vom Senegal durch Tiris und Ragg nach Mogador. Reise und Schicksale des Laptot-Lieutenants Aliun Sal . 409—459

X. Von Timbuktu nach Air (Asben).

Aufbruch nach Osten in Gesellschaft der Tuareg. Landschaftsbild der Umgebung Timbuktu's. Der Niger. Die Lager der Auelimmiden-Tuareg. Geschichte

Seite

dieſer Tuareg-Fraction. Erinnerung an Mungo Park. Körperliche Gewandtheit der Tuareg. Südgrenze der Sahara. Uebergang zum Sudan. Gogo, die ehemalige Hauptſtadt des Sſonrhaireiches. Eilmarſch durch die Fellataſtaaten nach Damerghu. Maleriſche Landſchaftsſcenerien auf dem Marſche nach Aïr. Erſter Anblick des Baghſengebirges. Thäler mit üppiger Vegetation. Begegnung mit der großen Salz-Caravane aus Kauar. Tintelluſt. Nordgrenze der tropiſchen Regen. Tropiſche Vegetation in den Thälern auf dem Wege nach Agades. Das Thal Eraſar n'Auderaſſ. Ankunft in Agades. Lage und Bauart der Stadt. Die Me-ſſalladje. Tracht, Sitten und ſociales Leben der Bewohner von Agades. Geſchichte der Stadt. Ihre einſtige Blüthe. Geographiſche Charakteriſtik des Berglandes Aïr. Die Bewohner desſelben. Die Kelowi-Tuareg. Ihre Stellung gegenüber den übrigen Fractionen dieſes Volkes . . . . . 460—482

XI. Von Aïr nach Tibeſti (Tu).

Aufbruch mit der Salz-Caravane nach Kauar. Auf der Hammada. Die Oaſe Faſchi. Die Salzgruben von Bilma. Wichtigkeit des Salzhandels. Bornuſtraße. Ausflug zur Tintümmaſteppe. Anzeichen für das Ende der Wüſte. Die Oaſe Dibbela. Agadem. Die Tintümmaſteppe. Der Brunnen Belkaſchifari. Die Südgrenze der Sahara. Rückkehr nach Kauar oder Henderi Tege. Bauart der Häuſer in Kauar. Aufbruch nach Norden. Die Oaſen Igjeba und Jat. Das Tji-Gruntogebirge. Zahlreiche Menſchengerippe bezeichnen die Straße. Das Tümmo- oder Wargebirge. Dr. Nachtigal. Seine Reiſe von Murſuk in das Bergland Tibeſti. Ungewöhnliche Müh- und Drangſale derſelben. Afaſi. Wunderbare Formen der Sandſteinfelſen. Enneri Tao. Enneri Zuar. Unüberwindliche Hinderniſſe für das weitere Vordringen nach Süden. Dr. Nachtigal's Zug nach Bardaï. Seine Gefangenſchaft und gefährliche Lage daſelbſt. Mühſelige Flucht aus Bardaï. Geographiſche Charakteriſtik des Berglandes Tibeſti. Die Fauna des Landes. Armuth des Bodens. Hungersnoth. Coloquintenſamen als Nahrungsmittel. Das Klima. Die Bewohner des Landes. Abſtammung der Tibbu. Phyſiſcher Charakter der Tibbu Reſchade. Ungewöhnliche Befähigung derſelben, Hunger, Durſt und Strapazen zu ertragen. Tracht der Männer und Frauen. Die Bewaffnung der Tibbu. Die Bauart ihrer Behauſungen. Induſtrie und Handel der Tibbu. Religiöſe Zuſtände. Erbärmliche Lage der Sclaven bei den Tibbu. Begrüßungsformen. Ihr moraliſcher Charakter. Politiſche und ſociale Inſtitutionen. Die Edlen und das Volk. Rechtspflege. Bevölkerungszahl . . . . . 483—530

XII. Von Tibeſti nach der Jupiter Ammon-Oaſe.

Unmöglichkeit, die libyſchen Oaſen in öſtlicher Richtung von Tibeſti aus zu erreichen. Aufbruch nach Südoſten. Scheikh Ibn Omar el Tunſi. Borku. Dr. Nachtigal's Reiſe von Kuka nach Borku. Die Uelad Sliman. Raubzüge derſelben. Die Dattelproduction in den Oaſenthälern Borku's. Das Tiefland Bodele. Wara. Ermordung Dr. Vogel's. Eilmarſch durch Wadai und Darfor. Durch das Gebiet der Zoghaua. Die Oaſe Selimeh. Die Gab-Oaſen. Ihre Bewohner. Die Kababiſch. Ankunft in der großen Oaſe. Bautenreſte aus dem Alterthume. Dr. Georg Schweinfurth. Die Oaſe Chargeh. Der Tempel von Hibe. Die Brunnen der Oaſe. Die chriſtliche Todtenſtadt „El Bagauat". Felſeninſchriften. Das Wüſtenplateau zwiſchen Chargeh und Dachel. Bau und Geologie desſelben. Gänzliche Waſſerloſigkeit. Die Rohlfs'ſche

Seite

Expedition zur Erforſchung der libyſchen Wüſte. Zuſammenhang der Oaſen Chargeh und Dachel. Kasr Dachel der Hauptort der Oaſe Dachel und ſein Palmenwald. Der Tempel von Dachel. Klima der Oaſe. Fauna. Die Bewohner. Handelsbeziehungen. Das libyſche Sandmeer. Dünenformen. Samumſtürme. Gazellenjagd in der libyſchen Wüſte. Bab el Cailliaud. Bab el Jasmund. Wildromantiſche Scenerie im Felſenlabyrinthe Charaſchaf. Abſtieg zur Oaſe Dachel. Dünenallee. Bir Dikker. Die Oaſe Farafrah und ihre Gärten. Häßlichkeit und Fanatismus ihrer Bewohner. Phantaſtiſche Felsformen des Plateauabfalls. Die „Kleine Oaſe". Bauiti. Der Sittrah-See. Eintritt in das Depreſſionsgebiet. Maleriſches Landſchaftscolorit am Sittrah-See. Die Arabſch-Oaſe, die tiefſte Stelle der Depreſſion. Einzug in Siuah . . . . . 531—575

XIII. Von der Jupiter Ammon-Oaſe nach Audſchila.

Ueberraſchender Anblick der Oaſe Siuah. Ueppigkeit der Gärten. Hohe Bedeutung der Oaſe im Alterthume. Das Orakel im Tempel des Jupiter Ammon. Beſuch der Oaſe durch Alexander den Großen. Hohes Alter der Tempelbauten. Verfall der Bauten. Entdeckungsgeſchichte der Oaſe. Die Depreſſion der Oaſe. Quellenreichthum derſelben. Die Taubenquelle. Der Sonnenquell. Klima. Flora und Fauna der Oaſe. Die Bewohner. Phyſiſcher Typus und moraliſcher Charakter derſelben. Die religiöſen Orden in Siuah. Handelsverhältniſſe. Ummah el beidah, der kleine Tempel. Die Akropolis von Agermi. Aufbruch nach Weſten. Waſſernoth der Caravanenſtraße. Die Seen von Fared-Ghah. Ungewöhnlicher Salzgehalt ihres Waſſers. Sarabub, die Central-Sauya des Senuſi-Ordens. Wundergeſchichten. Geſchichte des Ordens Es Senuſi. Die Oaſe Tarfaya. Libyen. Das libyſche Wüſtenplateau. Kufarah und Wanjanga. Fortſetzung der Depreſſion. Rohlfs' neues Reiſeproject. Die Oaſe Dſchalo. Einzug in Audſchila . . . . . 576—597

XIV. Von Audſchila nach Tripoli.

Lage der Oaſengruppe Audſchila-Dſchalo. Herodot's Kenntniß von ihrer Exiſtenz. Geſchichte der Oaſen. Die Oaſe Leſchkerreh. Die Bewohner und ihr Charakter. Die Audſchili als Handelsleute. Tracht der Bewohner. Politiſche Eintheilung. Rechtspflege und Abgaben. Lebensweiſe der Bewohner. Flora und Fauna. Oaſencultur. Rohlfs' Reiſe von Benghaſi über das libyſche Wüſtenplateau nach Cyrene und über Audſchila-Siuah nach Alexandrien. Bir Reſſam. Dr. Barth's Küſtenreiſe. v. Beurmann's Reiſe von Benghaſi über Audſchila nach Murſuk. Die Oaſe Maradeh. Auf dem Sſerir. Die Oaſe Sella. Sokna. Bondſchem. Das Wadi Beni-Ulid. Die Mſchia-Oaſe in Sicht. Glückliche Rückkehr nach Tripoli. Rückblick . 598—614

Anhang.

Quellen-Literatur. Grenzen und Größe der Sahara. Flächeninhalt und Bevölkerung der einzelnen Unterabtheilungen. Bevölkerungsdichtigkeit. Ortsbevölkerung. Hypſometriſche Verhältniſſe. Geologie der Sahara. Urſprung der Wüſte. Entſtehung und Bildung der Dünen. Klima und Meteorologie der Sahara. Eiſenbahnprojecte . . . . . 615—630

Index . . . . . 631—639

Verzeichniß der Illuſtrationen.

(Holzſchnitte.)

	Seite
Capitän Hugh Clapperton	12
James Richardſon	14
Dr. Heinrich Barth	15
Dr. Adolf Overweg	17
Misda	50
Wüſten-Gazelle	55
Waſſer-Schöpfapparat in Feſſan	63
Murſuk	64
Dr. Eduard Vogel	72
Weibliche Typen der ſubäthiopiſchen oder garamantiſchen Race in Feſſan	79
Fräulein Alexandrine Tinné	87
Ein Targi	92
Rhat und ſeine Pflanzungen	105
Henri Duveyrier	116
Wadi Egeri	121
Bewaffnung und Ausrüſtung eines Targi	131
Wadi Iſauán am Nordrande des Taſili	158
Wüſtenfuchs und Springmäuſe	164
Asdſcher-Tuareg	173
Imrhad-Lager vor Rhadames	180
Kabylen-Frau	200
Tefinagh-Alphabet	206
Norbert Dournaux Dupéré	211
Die Quelle von Rhadames	223
Sauya Sidi Mahabet Bu Dſcheriba	232
Victor Largeau	239
Die gehörnte Viper	250
Halfagras	256
Ein Marabut vom Orden El Tidſchani	266
Tuggurt	271
Capitän Roudaire	289
Oaſe Ferkan	294
Oaſe Negrin	297

Seite

El Aruat 303
Berrian 311
Ghardaia 313
Guerrara 317
El Golea 325
Paul Soleillet 328
Gerhard Rohlfs 333
Ahaggar-Tuareg vom Stamme der Iſakkamaren 342
Wüſtenlandſchaft zwiſchen El Bahariat und Tumiat 353
Oaſe Figig 361
Géryville 365
Halfa-Ebene 367
Eine Smala 374
Brand einer Halfa-Ebene 376
Araber-Frau und Mädchen 383
Berber-Caravane 410
Wadi Run (Ogilmim) 414
John Davidſon 417
René Caillié 421
Timbuktu 427
Tintelluſt 471
Dr. Guſtav Nachtigal 491
Scheikh Mohamed Ibn Omar el Tunſi 532
Dr. Georg Schweinfurth 541
Tempel zu Chargeh 544
Bab el Cailliaud 551
Kaſr Dachel 555
Innere Partie von Kaſr Dachel 558
Abſtieg zur Oaſe Dachel 565
Wüſtenlandſchaft bei Farafrah 569
Oaſe Leſchkerreh (bei Audſchila) 601
Oaſe Maradeh 611

Verzeichniß der Farbendruckbilder.

Tripoli 4
Oaſe Eberi 60
Mondnacht in der Wüſte 96
Rhadames 225
Areg-Landſchaft 242
Lager der Auelimmiden 464
Thal Eraſar n' Auderaſſ 474

I.

Von Tripoli nach Murſuk.

Baid el bela alik.*)

Auf der impoſanten und einen unvergleichlichen Fernblick gewährenden Höhe des 1959 Meter hohen Dſchebel Bu Derga, im Südoſten von Geryville (dem ſüdlichſten franzöſiſchen Poſten in der algeriſchen Provinz Oran), war mir zum erſten Male ein Bild der unermeßlichen Sahara entgegengetreten.

Wie weit blieb das an Irrthümern und Widerſprüchen aller Art kränkelnde und auch matte Phantaſiebild, das wir der Schule entnehmen, hinter der einfachen Wirklichkeit zurück! Der Contraſt zwiſchen angewohnter oder erlernter Vorſtellung und greifbarer Thatſächlichkeit war mir wohl nichts Neues mehr, unter den Tropen Amerika's, einem Gebiete, dem doch nicht jenes Geheimnißvolle, Dunkle und Legendenhafte anhaftet, wie der Sahara, hatte ſich der naive Hausglaube bereits zerbröckelt; — hier aber geſellte ſich zum unſäglichſten Staunen das Gefühl der Hilfloſigkeit ob des kärglichen Wiſſens über Land und Leute.

Von ſteilwandigen, tiefeingeſchnittenen trockenen Flußbetten — den lebhaften Zeugen gewaltiger Eroſionsthätigkeit — vielfach durchfurcht, dehnte ſich bis in den fernen Süden ein durch ſeine markante Terraſſenform ausgezeichnetes Berg- und Hügelland aus, nur hie und da von kleinen, nackten oder mit ſcharfkantigem Kieſelgeröll bedeckten, ebenen Flächen unterbrochen. Zu förmlichen Ketten reihte ſich Berg an Berg, von der ſinkenden Sonne

*) Alles Uebel ſei ferne von Dir. (Arabiſcher Gruß.)

grell beleuchtet, ſchieden ſich die grauſchwarzen, kahlen Kämme, Gipfel und oberen Partien der Abhänge ſcharf von den mit dem gelbgrünen Halfa reichlich bedeckten Partien in den Wadis und zahlreichen Mulden. Am äußerſten Südhorizonte tauchten die ſcharfen, röthlich-violetten Kanten der Sanddünen des Areggebietes auf, von den ſchrägen Strahlen der Sonne feurig übergoſſen, über ihnen ſchwebten einige dunkelroth gefärbte, wie punktirt ausſehende Wolkenballen — die letzten Züge eines erſterbenden Wüſtenſturmes, der Tags zuvor mit großer Vehemenz gewüthet hatte. Stellenweiſe glitzerte aus dem Bette eines Wadi eine kleine Waſſerader auf, vom helleren Grün der Akazien, Tamarisken und Oleander umrahmt, ihre Exiſtenz verrieth überdies ein kleiner Duar nomadiſirender Araber vom Stamme der Ulad Sidi Scheikh, deren Schaf- und Kameelheerde ſich an der ſeltenen Weide labte. — Der in allen Nuancen ſpielende Farbenton des Bodens und der wogenden Halfafläche, die eigenthümlichen und oft bizarren Lichtreflexe brachten eine ſtaunenswerthe Mannigfaltigkeit in die dem fremden Auge ſcheinende Einförmigkeit dieſes Landſchaftbildes der Sahara.

Einige Tagereiſen ſüdlicher meines erſten Standpunktes und das Bild erlitt eine vollkommene Wandlung. Von der Höhe des Dſchebel Tiſmert, den Blick nach Süden und Oſten gewendet, ſchweifte das Auge über eine ſanftgewellte, durchaus von dichtem kleinen Gerölle bedeckte Hochfläche, aus ihr ragten zahlreiche kleine, kahle Hügel von graugelber Färbung (von den Franzoſen Mamelons genannt) auf, in deren Nähe in ſeichten Bodeneinſenkungen kleine Süßwaſſerſümpfe (Dayas), von wenigen Sumpfgräſern umſtanden, den Endpunkt periodiſcher Waſſerläufe bezeichneten. Stellenweiſe trat der nackte felsharte Thonboden zu Tage. Das war die Hammada. Selbſt auf dieſen troſtloſen, die Wüſte verſchärfenden Flächen friſteten in den mit Flugſand angefüllten Terrainfalten, ja auch zwiſchen dem Gerölle, kleine, zähe, blattloſe Wüſtenpflanzen ein kümmerliches Daſein. Nur dort, wo der nackte felſige Thonboden vorherrſchte, war die Hammada gänzlich waſſer- und vegetationslos.

Am Südfuße des algeriſchen Schottplateau's nach Oſten ziehend, bot ſich mir endlich zu El Aruat ein drittes Bild der Wüſte — das beſtrickendſte und anmuthigſte — die Oaſe. An einer Eingangspforte der großen Sahara gelegen, hat die Natur hier ein Aſyl für alles Lebende geſchaffen. Ein Aſyl,

kein Paradies, wie es die Phantaſie des Dichters ſchmückt, iſt die Oaſe. Der Kampf mit der Wüſte, die ihre Sandwellen bis hart an den Rand der Palmenwälder und ſelbſt in ſie hineinwirft, iſt ein ununterbrochener; menſchlicher Fürſorge und Anſtrengung bedarf es, um dieſe Freiſtätte für Pflanzen- und Thierleben ungeſchmälert zu erhalten. Die Fee dieſes Aſyls heißt Waſſer; ſie zaubert die wunderbaren Haine hoher, ſchlanker, fächergekrönter Palmen, deren Dattelfrüchte den Reichthum des Oaſenbewohners bilden, ſie ſchenkt ihm den ganzen Schmuck und Segen ſeiner Gärten, ſie malt jenes unvergeßliche, das Gemüth entzückende Bild, das uns die Oaſe bietet. Jenſeits ihrer Marken dehnt ſich — hier zu mächtigen 50—100 Meter hohen, ſteilabfallenden und ſcharfgratigen Dünen aufgethürmt, dort in kaum gewundenen, ſanften Wellenlinien oder ſtellenweiſe ſpiegelglatten Flächen — das Sandmeer der Wüſte aus. Dem Fremden iſt ſie, wie ihr Schweigen, unverſtändlich — der Nomade, der Chabir (Caravanenführer) weiß in ihr wie in einem offenen Buche zu leſen. Ihre heilige Stille zur Nachtzeit iſt dem Gemüthe Labſal, wenn in ihrer klaren, reinen, durchſichtigen Atmoſphäre die Sterne heller funkeln als irgendwo anders auf dem Erdenrunde und die Schatten der Caravane geiſterhaft über die mattleuchtende Sandfläche gleiten, fühlt man die Majeſtät, das Geheimnißvolle der Wüſtennatur auf ſich einſtürmen, fühlt ſich Leib und Seele belebt und friſch gekräftigt.

In dieſem dreifachen Bilde war mir der Anblick der Sahara ſelbſt gegönnt — weiter, in's Herz des großen Erdgürtels zu dringen, war mir verſagt, auf afrikaniſcher Erde wird das Wollen und Können ja immer mit verſchiedener Waage gewogen — ich will es nun verſuchen, geſtützt auf die Forſchungen jener kühnen und unermüdlichen Pionniere der Geographie, welche die Sahara in ihren einzelnen Theilen durchreiſt, mit dem geehrten Leſer im Geiſte die Wanderung von Oaſe zu Oaſe, als die natürlichen Ruhepunkte in der großen Sahara, fortzuſetzen.

* * *

Nach kaum mehr als dreißigſtündiger Fahrt taucht, von Malta kommend, die afrikaniſche Küſte in dunklen und dennoch ſcharfen Umriſſen über den Horizont. Im Oſten ſchneidet wie eine vorgeſchobene Couliſſe das Cap Ras

al Tadſchura den Fernblick ab, nach Weſten ſchweift das Auge über die von violettem Lichte überflutheten Abhänge des Dſchebel Ghurian. Bald ſind wir im Stande, das von der Sonne grell beleuchtete Caſtell und die Umwallungsmauern von Tripoli zu unterſcheiden. Ein niedriges Sandufer, von einem entzückenden, herrlichen Palmenhaine bedeckt, winkt uns entgegen, und ihm zur Seite dehnt ſich die weißblinkende kleine Stadt in's Meer hinaus. Auf einem kleinen erhöhten Vorſprung, dem gegen Oſten zahlreiche Riffe vorliegen, die den Schutz des Hafens bilden und der wieder von einem Sandſtrande wie von einer Sichel umgürtet iſt, liegt Tripoli, zwiſchen Gärten von ſeltener Ueppigkeit. Die weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Thürmchen, die unregelmäßige Maſſe des Caſtells zur Linken, und die in's Meer auf einer ſchroffen Felszunge vorſpringenden Forts zur Rechten, dazwiſchen die theils in ſüdeuropäiſchem, theils in mauriſchem Styl angelegten, ſtets aber in echt arabiſchen Dachterraſſen nach oben endenden Häuſer, überragt von den luftigen Kuppeln und den ſchlanken, ſäulenförmigen Minarets, den Moſcheen und Sauyas, alles dies giebt ein Bild, das von einer afrikaniſchen Sonne durchglüht, auf dem kryſtallhellen, tiefblauen Spiegel des Syrtengolfes ſich abzeichnend, feenhaft erſcheint und ſelbſt das an ſüditalieniſche Scenerien gewöhnte Auge entzücken, ihm ſchmeicheln wird.

Auf dem ganzen nordafrikaniſchen Küſtenſaume von Alexandrien bis Tunis die größte und bedeutendſte, nicht minder die hübſcheſte Stadt, verdankt Tripoli ſeiner glücklichen geographiſchen Lage nicht nur im Alterthume, ſondern auch gegenwärtig noch ſeine Bedeutung als Ausgangspunkt für wiſſenſchaftliche Forſchungsreiſen, die dem Inneren Afrika's gelten, und ſeine Wichtigkeit als Endpunkt und Waarenlager der aus dem Süden kommenden, die große Sahara kreuzenden Caravanen.

Wir werden durch einen Blick auf eine Karte Nordafrika's belehrt, daß einestheils hier das Meer am tiefſten in den ſtarren und wenig gegliederten Coloß des afrikaniſchen Continents einſchneidet, und ſo die Strecke zum Herzen des Welttheils bedeutend verkürzt, andererſeits finden wir die Wüſte in Tripolitanien und ſpeciell bei Tripoli ſelbſt hart an das Meeresufer reichen. Wie im äußerſten Weſten der großen Wüſte, netzen auch hier die lauen Meeresfluthen unmittelbar den heißen Flugſand der Wüſte. Auf einem

TRIPOLI.

kleinen Flecken Erde finden wir hier alle drei weſentlichen Erſcheinungsformen in der Scenerie der Wüſte vereinigt. Tripoli mit ſeinen blüthen- und fruchtſtrotzenden Gärten, ſeinen maleriſchen, unvergleichlichen Palmenwäldern iſt Oaſe im vollſten Sinn des Wortes, hart an die dichtbeſtandenen Palmenpflanzungen tritt das Sandmeer, das ſelbſt wieder von den kahlen Hängen des Dſchebel Ghurian im Süden umrahmt, auch im gewiſſen Sinne den Nordabfall der ſteinigen, vegetationsloſen Hammada bildet. So bilden Gärten, Wüſte und das Gebirge einen dreifachen magiſchen Ring um dieſe Perle des Mittelmeeres.

Der freundliche, gewinnende Eindruck von der Seeſeite wird nicht zerſtört, wenn wir die reinlich gehaltene Stadt betreten. Der faſt conventionelle Schmutz anderer Städte des Orients weicht hier einer merklichen Nettigkeit, ſo daß uns ein Gang durch die beiläufig 2000 Häuſer und 11 Moſcheen zählende Stadt viel des Intereſſanten gewährt. Die ſchmalen Gaſſen mit ihren zahlloſen, von einem zum andern gegenüberſtehenden Hauſe geſpannten Stützbögen, deren einzelne von dichten Weinlauben überſchattet ſind, erhalten dadurch einen eigenthümlichen Charakter. In der Mitte dieſer engen Gaſſen, welche nur zum geringſten Theile gepflaſtert und nur hie und da für ein ſchmales Trottoir Raum geben, bildet ſich im Lehmboden bei ſtarkem Regen eine natürliche Rinne, deren unpaſſirbare Kothmaſſen alsdann eine Demarcationslinie für hüben und drüben bilden.

Wer das Leben und Treiben im bunten Völkergewühle der bei 20.000 Einwohner zählenden Stadt kennen lernen will, lenke ſeine Schritte in die einzelnen Bazarſtraßen, deren es für beſtimmte Artikel und Waaren je eine giebt, ebenſo wie Schreiner, Schuſter, Sattler, Waffenſchmiede ꝛc. ihre eigenen Straßen innehaben, oder beſuche die zweimal der Woche und zwar Dienſtag vor dem Südthore, Freitag vor dem Weſtthore abgehaltenen Märkte. Der Tripoliner Bazar bietet noch einen Abglanz jenes einſt im ganzen Orient ſo lebhaften Handelslebens, das in ſeiner Buntheit und Originalität ſo zahlreiche, feſſelnde Erſcheinungen und Charaktere aufweiſt. Hier erfreut ſich das Auge des Beſuchers an dem abwechslungsvollen Bilde, welches ſich vor ihm entrollt, wie im mannigfaltigen Spiele eines Kaleidoſkops, geben die hier bunt durcheinander gewürfelten Vertreter der Völker des Orients und vieler

Europa's ein Schauſpiel, welches den ganzen Reiz eines Maskenfeſtes mit der Gediegenheit der Wirklichkeit verbindet und zu den intereſſanteſten Vergleichen auffordert. Hier feilſchen und ſtreiten die ſtumpfnaſigen Neger des Sudan mit den Händlern von Tripoli, dort wandeln die edler geformten Schwarzen von Bornu, und wieder dort erwecken die reichen Handelsherren der Wüſte aus Rhadames mit ihrer weißen maleriſchen Kopfumhüllung und ihren verſchiedenfarbigen Burnuſſen, ebenſo wie die ſchwarz verſchleierten, kriegeriſchen Tuareg allgemeine Neugierde. Dazwiſchen tummeln ſich die am Handel betheiligten Tripolitanier der verſchiedenſten Claſſen. Der Charakter Tripoli's als Endpunkt der Caravanenſtraßen aus dem Sudan und aus dem Tuareglande, ebenſo wie aus Audſchila ſpricht ſich in dieſem reichbewegten Bilde deutlich aus. Auf dem Markte von Tripoli tauſcht der Beduine, der Neger und Tuareg ſeine Halfamatten und ſolche aus Palmblättern, Datteln aus Feſſan, Waſſerſchläuche aus Ziegenhäuten, Getreide und Dhurrah, Kameel- und Schafbutter, Safran, Senna, Wolle, Gallnüſſe und Dattelbranntwein, mit dem ſich ſelbſt der heuchleriſche Fakir zu betrinken nicht ſcheut, gegen europäiſche und orientaliſche Manufacturen aus Wolle, Seide und Leder aus, hier vervollſtändigt der Forſchungsreiſende ſeine Ausrüſtung und Ankäufe an bunten Zeugen, Glasperlen ꝛc., die ihm den Sudan öffnen helfen. Der betäubende Lärm, der orientaliſchen Märkten eigen iſt, gellt auch hier wieder und erhöht den Reiz des fremden Schauſpiels.

Das größte Contingent der Budenbeſitzer ſtellen die Juden, welche in Tripoli faſt ein Drittel der Bevölkerung bilden und Handel und Gewerbe in ihren Händen haben. In ihren Sitten und Gebräuchen völlig arabiſirt, zeichnen ſie ſich vor den Eingebornen durch regelmäßige Schönheit der Geſichtszüge und maleriſche Tracht aus, insbeſondere gilt dies von dem weiblichen Theile, deren reiches Coſtume aus einer goldgeſtickten Kappe (einem Dogenhut nicht unähnlich) und einem goldgeſtickten reichverzierten Wammſe beſteht, das ihren ſchlanken Leib umſchließt und bei den Mädchen noch durch üppige, blendend blauſchwarze, lang herabhängende Zöpfe vermehrt wird. Einzelne Typen erinnern an die Blüthezeit des Volkes und unwillkürlich taucht dem Beobachter ein Idyll aus der legendenhaften Geſchichte desſelben auf.

Erhöhtes Leben und vermehrte Bewegung im Volke bringen die zahlreichen religiöſen Feſtlichkeiten, ſo z. B. die Proceſſion der Marabuts der Congregation von Sidi Benaeſa. Mehrere Tage hindurch durchziehen dann dieſelben unter unaufhörlicher wüſter Trommel- und Tambulekmuſik die Gaſſen, von Moſchee zu Moſchee, rothe, gelbe, grüne und lilafarbige Standarten verkünden das Nahen des lärmenden Zuges, die Marabuts winden ſich wie vom böſen Geiſte beſeſſen in krampfhaften wilden Bewegungen, Ausbrüche eines religiöſen Paroxismus, der nicht ſelten den Paſſanten gefährdet, vom Munde ſchäumend, Suren des Korans recitirend, zerfleiſchen ſich dieſe Fanatiker des Islams mit ihren Nägeln, verwunden ſich mit ihren Meſſern und ſtechen ſich Dolche durch die Wangen — die größere Zahl dieſer Wunden erhöht das Verdienſt und den Anſpruch auf die Seligkeit des Paradieſes.

Der dem Islam eigene fataliſtiſche Grundzug, der in den Schrecken und Gefahren der Wüſtennatur und in der natürlichen Ohnmacht des Menſchen, denſelben zu widerſtehen, ſtets neue Nahrung fand, erklärt auch den Hang der Eingebornen zum finſterſten Aberglauben; beſonders große Stücke hält das Volk auf den böſen Blick, gegen welchen eine ganze Rüſtkammer von Abwehrmitteln namhaft gemacht wird und wozu die Hand der Hampſe zählt, die man darum auch in ganz Nordafrika an Thür und Mauer zahllos abgedruckt findet — wie denn überhaupt die Zahl „fünf“ als glückbringend erachtet wird.

Mit bewunderndem Staunen erfüllen uns bei dieſem Gange durch die Stadt die wiederholt auftauchenden Ueberreſte von Baudenkmälern aus längſt entſchwundener Zeit, nicht nur in den Straßen, wo Reſte von Triumphbögen, durch Häuſer halb verbaut und verdeckt, zu Tage treten, ſondern auch in den Moſcheen ſtoßen wir auf griechiſche und römiſche Säulen, und viele andere der ſchönſten Bauten deckt die feuchte Fluth des Meeres und die heiße des Wüſtenſandes. Der Anblick dieſer Baureſte führt uns in die Vergangenheit von Tripoli und ruft in uns das Bewußtſein wach, daß wir mit Tripoli di Barberia (dem Tarabolos Gharb der Araber) claſſiſchen Boden betreten, auf dem Phönicier, Karthager, Griechen und Römer den großen Kreislauf im Sein eines Volkes durchgekämpft und einander weichen mußten, bis auch die letzten entnervten Träger claſſiſchen Culturlebens von den mit Naturgewalt

hereinbrechenden Bekennern des Islams hinweggefegt wurden. Verſchwunden war mit einem Schlage alle Herrlichkeit, deren Abglanz wir jetzt noch bewundern.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir im heutigen Tripoli auf den Trümmern von Oea ſtehen, das mit dem gegenwärtig ebenfalls in Ruinen geſunkenen Lebda (Leptis magna) im Oſten und Sabratha im Weſten, urſprünglich phöniciſche Handelscolonien. ſpäter, zur Römerzeit, jenen berühmten Dreiſtädte-Verein bildete, dem das heutige Tripoli ſeinen Namen verdankt.

Schon im früheſten Alterthume waren die das heutige Tripolitanien bevölkernden Naſomonen und Lotophagen dem Geſchichtsſchreiber Herodot als verwegene und gefährliche Seeräuber bekannt, während im Süden, im gegenwärtigen Feſſan, die Garamanten und ihre Hauptſtadt, das heutige Dſcherma, von den Römern wohl gekannt waren. Mit dem Einbruche der Vandalen und ſpäter der Araber wurde das zur Zeit der Römerherrſchaft über Nordafrika in zahlreichen Diöceſen verbreitete Chriſtenthum zu Grabe getragen. Es folgt nun für Tripoli eine lange Periode ſteter Kämpfe und Herrſcherwechſel. Im Jahre 647 n. Chr. erſcheint Abdallah unter den Mauern von Tripoli und erobert die Stadt dem Islam, 200 Jahre ſpäter ſitzen die Aglebiten als Herren im Lande und erhalten ſich bis 1146, in welchem Jahre der ritterliche und kühne Normanenkönig Roger von Sicilien die Stadt in ſeine Gewalt bringt, um ſie aber ſchon 13 Jahre ſpäter an die Almohaden zu verlieren. Auch dieſen war keine allzulange Dauer vergönnt, denn ſchon 1269 wird die Dynaſtie geſtürzt und die Haffiden bemächtigten ſich des ganzen unter dem Namen Ifrikia bekannten Littorals bis zum Weſtlande Maghreb, dem heutigen Marokko. Die von Tunis und Tripoli ſo ſchwunghaft und mit der größten Verwegenheit getriebene Piraterei und das Elend der Tauſende von in Gefangenſchaft geſchleppten Chriſten-Sclaven erſchöpfte die Geduld Karl's V.; von den Spaniern 1510 erobert, ging Tripoli in die Hände der Malteſerritter über, denen ſie Karl V. übergab. Faſt ſchien es, als ſollte es gelingen, dem Chriſtenthum und abendländiſcher Geſittung wieder Eingang zu verſchaffen — das heutige in Tripoli beſtehende Franziskanerkloſter datirt aus jener Zeit — doch nicht der Anſturm äußerer Feinde, ſondern die Zerfahrenheit und inneren Fehden unter den Malteſern ließen dies nicht zu. Schon 1533 bemächtigte ſich der gefürchtete

Seeräuber Barbaroſſa der Stadt, und obwohl von Karl V. wieder erobert, blieb Tripoli nur mehr bis 1551 dem Kreuze unterthan, um darauf für immer dem Halbmonde unterworfen zu werden.

Die neuen Eroberer, die Türken, nach innen in fortwährenden Aufſtänden der Eingebornen verwickelt, die ſtets blutig unterdrückt werden mußten, waren nach außen nur Nachfolger ihrer früheren Glaubensgenoſſen, d. h. verwegene Seeräuber, und es bedurfte mehrerer Flotten-Expeditionen von Seite Frankreichs und Englands, um dieſem Unfug zu ſteuern. Ein Ereigniß von entſcheidender Wichtigkeit brachte das Jahr 1714. Achmed Karamanli, ein Araber-Chef und Commandant einer Reiterſchaar unter dem türkiſchen Paſcha, warf ſich in deſſen Abweſenheit zum Herrſcher von Tripolitanien auf. Es iſt kein ſeltener Fall in der Geſchichte islamitiſcher und orientaliſcher Dynaſtien im Allgemeinen, Gift und Meuchelmord lauerte in allen Gängen der Herrſcherpaläſte des Orients, ſo war es auch dem durch angeborne Schlauheit ausgezeichneten Araber gelungen, durch Liſt die türkiſchen Soldaten aus Tripoli zu entfernen. Vor offenem Widerſtande ſicher, lud er nun alle türkiſchen Würdenträger, bei 300 an der Zahl, zu einem Feſte — es kam aber nicht dazu, denn ſchon beim Eintritte in die Gänge des Regierungspalaſtes fielen alle dem Strange zum Opfer. Das Eigenthum der Ermordeten ſchickte der Uſurpator ſchleunigſt als Geſchenk an die Pforte, die auch dieſer Schmeichelei erlag und Achmed Karamanli als Herrn von Tripolitanien anerkannte. Bis zum Jahre 1835 erhielt ſich ſeine Dynaſtie, um dann wieder der Pforte zuzufallen, als deren von einem Gouverneur verwaltetes Vilajet das Land bis heute verblieb.

Der von früheren Reiſenden gerühmte Pomp und Hofſtaat der Karamanlis iſt verſchwunden, mit ihm ſind aber auch die geheimnißvollen Gewölbe des Reſidenzſchloſſes mit ihren dunklen Gängen, in denen Eunuchen ihr Unweſen trieben, ihrer Schrecken entkleidet.

Der ehemals ſchwunghaft und öffentlich betriebene Sclavenhandel hat Dank der Fürſorge Englands zum größten Theile aufgehört, nur im Geheimen und unter dem Schutze habgieriger Beamten vermag er ſich zu erhalten. Die meiſten europäiſchen Nationen ſind durch Conſulate vertreten, und in den Häuſern der einzelnen Conſuln concentrirt ſich das im Winter rege

geſellſchaftliche Leben, das nur durch die unvermeidlichen Rivalitäten zwiſchen den einzelnen Conſulaten einen ſtörenden Mißton erhält.

Die hier anſäſſigen Europäer, zum großen Theile Malteſer und Italiener, ſind faſt ausſchließlich Handelsbefliſſene, ihrer Rührigkeit verdankt Tripoli, trotzdem daß kein Schiff der drei großen Dampfſchifffahrtslinien, welche Südeuropa mit Alexandrien verbinden, den Hafen berührt, und die Regierung nichts beiträgt, den ſtetig zunehmenden Hafenverkehr. Die Zahl der ein- und auslaufenden Segelſchiffe (vorzüglich aus und nach der Levante) überſteigt gegenwärtig 600, der Werth der ein- und ausgeführten Waaren 6 Millionen Gulden. Den Perſonenverkehr vermittelt ein kleiner, dem Stadtvorſteher — Schech-el-beled genannt — gehöriger Dampfer, der nur unregelmäßig die Verbindung mit Malta aufrecht hält.

Auf den Gang und die Entwicklung der Unternehmungen zur Erforſchung des Inneren Afrika's konnte die früher dargelegte günſtige Lage von Tripoli nicht ohne Einfluß bleiben. Der ſtarre, wenig gegliederte Coloß des Continents bietet wenige Angriffspunkte für den Forſchungsreiſenden, von denen ausgehend ohne allzugroße Schwierigkeiten das unbekannte Innere erreicht werden konnte. Die libyſche Wüſte, das unzugängliche Wadai ſperrte den Weg aus Oſten vom Nilthale her, der Fanatismus der Bevölkerung und die Unſicherheit der Wege verbot ein Vordringen von den algeriſchen und marokkaniſchen Küſten aus, das tödtliche Fieberklima der Nigerniederungen raffte eine ganze Reihe entſchloſſener und kühner Männer dahin, deren Ziel die Erreichung des Sudans auf dieſem Wege war.

Im Gegenſatze hierzu verleihen die in Tripoli mündenden großen Caravanenſtraßen hauptſächlich aus dem Bornureiche, aus Rhat und Rhadames, die in Tripolitanien und Feſſan herrſchende leidliche Sicherheit der Wege dem Orte eine beſondere Bedeutung als Ausgangspunkt wiſſenſchaftlicher Forſchungsreiſen, und thatſächlich ſah Tripoli im laufenden Jahrhundert eine ſtattliche Zahl von Entdeckungsreiſenden in ſeinen Mauern. Für manchen unter ihnen der Beginn eines ſchweren Leidensweges und ſelbſt die Pforte zum Grabe in den Sandwüſten der Sahara oder in den Sumpfniederungen des Tzadſees und den Wäldern des Sudans, war Tripoli für andere — und dem glücklichen Geſchick ſei es gedankt, für die Mehrzahl — die erſte

Etape ihres ruhm- und erfolgreichen Forſchungszuges oder wieder das heiß-erſehnte Endziel nach überſtandener Gefahr, unbeſchreiblichen Strapazen und Entbehrungen. Mit bangem Herzen ſchied Mancher von dieſem letzten Aufenthalte unter theilnehmenden Freunden und Bekannten, in freudiger und durch das Bewußtſein glücklich und erfolgreich geleiſteter Aufgabe gehobener Stimmung betraten Viele wieder den Saum des Mittelmeeres, dieſer Wiege abendländiſcher Cultur und Bildung in Tripoli. Die Namen der erſten Afrika-Forſcher unſerer und vergangener Zeit ſind unzertrennlich mit Tripoli verbunden.

Friedrich Hornemann, der Vater der deutſchen Afrika-Reiſenden, eröffnete im Jahre 1800 die Aera der Unternehmungen via Tripoli. Im Auftrage der britiſchen Geſellſchaft zur Erforſchung Afrika's war er ſchon 1798 von Cairo aus über die Jupiter Ammon's Oaſe und Audſchila, nach Ueberſteigung der ſchwarzen und weißen Harrutſchberge, als erſter Europäer in Murſuk, der Capitale der Oaſe Feſſan, eingetroffen. Ungeachtet der Schwierigkeiten und Gefahren, die er ſchon auf ſeinem erſten kühnen Forſchungszuge kennen gelernt, trat Hornemann 1800 neuerdings eine Reiſe nach dem Sudan quer durch die Sahara an. Jahrelang blieb er verſchollen, bis endlich die Kunde ſeines durch Krankheit erfolgten Todes zu Bakkani in Nupe ſein Schickſal aufhellte. Siebzehn Jahre ſpäter durcheilt der italieniſche Arzt Della Cella das tripolitaniſche Gebiet und erweitert die bishin allzu dürftigen Kenntniſſe über das Land.

In raſcher Aufeinanderfolge dringen 1818—1820 Ritchie und Capitän Lyon, 1822—1824 die Expedition unter Major Denham, Dr. Oudney und Capitän Clapperton und ſpäter 1822—1826 Major Laing von Tripoli in's Innere vor. Epochemachend waren beſonders die Reſultate der Denham'ſchen Expedition, die zum erſten Male Kuka, die Reſidenz der mächtigen Herrſcher des großen Bornureiches, Mandara und Sokoto in den blühenden Hauſſaſtaaten betrat. Durch ſie erhielten wir die erſten eingehenden Nachrichten von der Exiſtenz großer, auf einer gewiſſen Culturſtufe ſtehender, reichbevölkerter und von mächtigen Sultanen beherrſchter Staaten im Sudan, deren Namen vorher kaum bekannt waren.

Major Laing wieder vollbrachte eine Großthat perſönlichen Muthes und opferwilliger Hingebung an das Erforſchungswerk Afrika's, indem er

zum erſten Male von Tripoli über Rhadames, den Hauptort der blühenden und großen, von einer handelskundigen, aber fanatiſchen Bevölkerung bewohnten Oaſe Tuat, Inſalah, und von hier die verrufenen, ſchreckensreichen Sanddünen und die waſſerloſe Taneſruft durchmeſſend, die von altersher märchenhafte, mit dem Nimbus des Wunderbaren umwobene Wüſtenmetropole „Timbuktu“ erreicht. Nicht den Gefahren und Schrecken der vegetationsloſen, ſteinigen Hochebene

Capitän Hugh Clapperton.

Taneſruft, welche ſich zwiſchen Tuat und dem Nigerſtrom ausdehnt, noch den unheilvollen Sandſtürmen in der Region der Sanddünen ſollte der unerſchrockene Forſcher unterliegen — auf der Rückreiſe nach der ſchützenden Küſte im Herzen der Wüſte, in der Nähe des Caravanenknotenpunktes Arauan ereilte ihn meuchlings der Dolch ſeiner fanatiſchen Tuaregführer. Keinerlei Aufzeichnungen gelangten je über dieſe großartige Reiſe nach Europa, bis zur

Stunde iſt es nach ihm keinem Europäer gelungen, auf dieſem Wege die Wüſtenſtadt Timbuktu zu erreichen.

Während ſich das Innere durch die vorerwähnten Reiſen ſtetig dem Freunde der Erdkunde eröffnet, iſt auch die Küſte der Schauplatz wiſſenſchaftlicher Erforſchung. Die hafenarmen, durch die Schilderungen und phantaſtiſchen Darſtellungen der griechiſchen und römiſchen Geographen als Schreckensorte verrufenen Küſten der großen und kleinen Syrte werden 1821 durch die Brüder Beechey aufgenommen und erforſcht und die Märchen des Alterthums durch die Kenntniß der realen Verhältniſſe erſetzt.

Nach dieſer Epoche großer Rührigkeit tritt eine achtzehnjährige Pauſe ein, es gilt ein Athemſchöpfen, die Opfer, welche die Forſchung gekoſtet, ſind ſchwere geweſen, doch ſchrecken ſie keineswegs neue kühne Männer ab, in die Fußſtapfen der Vorgänger zu treten. Der Verſuch, die Sphynx zu enträthſeln, iſt nur hier unterbrochen, doch wird er auf einer anderen Seite neu in's Werk geſetzt.

Ohne zu ahnen, daß er in der Folge noch zur Löſung einer der großartigſten Aufgaben in der Erforſchung Afrika's berufen ſein werde, und dieſe Löſung ihn zu einem der erſten Afrika-Reiſenden aller Zeiten machen werde, betritt Dr. Heinrich Barth im Jahre 1844 die Nordküſte Afrika's, durchforſcht in vorwiegend archäologiſchem Intereſſe das Geſtadeland von Tunis und Tripoli, die Cyrenaïca und Unter-Egypten, die Wiege claſſiſcher Bildung und Cultur, die Küſtenländer des Mittelmeeres; Griechen und Römer aus ihren hinterlaſſenen Werken kennen zu lernen, war ſein Ziel, die Reiſemühen und Beſchwerden ſelbſt aber unbewußt eine Vorbereitung zum ſpäteren großen Forſchungszuge.

Das folgende Jahr gelingt es James Richardſon, über Rhadames die Tuaregſtadt Rhat zu erreichen.

Die Ergebniſſe dieſer letzten Reiſe veranlaſſen die engliſche Regierung im Jahre 1850, eine politiſche und commercielle Expedition nach Mittelafrika zu ſenden, zu deren Führer James Richardſon auserſehen wurde. Durch die Vermittlung des preußiſchen Geſandten in London, Herrn Ritter von Bunſen, ſchloſſen ſich Dr. Barth und Dr. Overweg der Expedition an. Voll glühenden Eifers für das große Erforſchungswerk eilten die beiden Deutſchen voraus und

trafen am 19. Jänner 1850 in Tripoli ein, die Zeit bis zu der 12 Tage ſpäteren Ankunft des Führers mit Ausflügen in die Umgebung, insbeſondere in's Ghuriangebirge, ausfüllend.

Tripoli ſtand zur Zeit noch in der Glanzperiode geſellſchaftlichen Lebens für Forſchungsreiſende; die vielgerühmte Gaſtlichkeit des engliſchen Generalconſuls Colonel Warrington, die bereits Lyon, Denham und Clapperton,

James Richardſon.

Beechey genoſſen hatten, ſie kam auch dieſer Expedition zu ſtatten. Die Macht engliſchen Schutzes und Einfluſſes, die Richardſon und Dr. Barth bereits während ihrer vorhergehenden Reiſen zu prüfen Gelegenheit fanden, ſie bot auch jetzt einige Gewähr für das Gelingen des großen Werkes. Die wirkſame Unterſtützung Warrington's konnte nur die Hoffnungen der Expedition erhöhen. Wohl ahnten weder Richardſon, der ſich hier von ſeiner Gattin trennte,

noch Dr. Overweg, daß ihnen der Rückweg in die Heimat verſagt und ſie im fernen Bornu ihr Grab finden ſollten.

Am 30. März erfolgte der Aufbruch der wohlausgerüſteten, mit einem großen Boote zur Beſchiffung des Tzadſees verſehenen Expedition von Tripoli gegen das Innere. Ihr doppelter Charakter als Geſandtſchafts- und wiſſenſchaftliche Expedition erheiſchte ein längeres Verweilen an den einzelnen Hauptorten ihrer Route nach dem Sudan, denn neben der Erforſchung der

Dr. Heinrich Barth.

unbekannten Ländergebiete galt es, Freundſchafts- und Handelsbündniſſe mit den Häuptlingen und Fürſten der verſchiedenen Reiche zu ſchließen. In Murſuk, der Capitale von Feſſan, glücklich angelangt, begannen nun die Schwierigkeiten des weiteren Vordringens. Kriegeriſche Verwicklungen in Bornu verboten, die große Caravanenſtraße über Bilma einzuſchlagen; nach glücklich abgeſchloſſenem Vertrage mit den Tuaregs wurde der Weg über Rhat und durch das Gebirgsland Aïr nach dem Sudan gewählt. Indem ſich nun die

Expedition nach Weſten wandte, betrat ſie neues, bishin unerforſchtes Gebiet. Ueber die Hammada von Murſuk, durch die Taytawüſte, an dem einer Geiſterburg ähnlichen, phantaſtiſchen, wildzerriſſenen Kamm des Idinenberges vorüber, deſſen verſuchte Beſteigung Dr. Barth beinahe dem Tode des Verſchmachtens ausſetzt, erreicht die Expedition die Tuaregſtadt Rhat und ihre Palmengärten.

Bot ſchon dieſe kurze Strecke eine Fülle von neuen Beobachtungen, ſo wuchs die Ueberraſchung im höchſten Grade, als der Marſch von Rhat nach Süden dem Gebirgslande Air oder Aſben zu, angetreten wurde. An Stelle der troſtloſen ſteinigen Hammada und der ſanftgewellten Sandebenen traten dunkelgefärbte, mächtige Felsmaſſen, von ſteilwandigen Schluchten zerklüftet, von mannigfach geſchlungenen, trockenen Flußthälern durchſetzt, und je weiter der Marſch ſich ausdehnte, deſto häufiger und üppiger wurde Thier- und Pflanzenleben. Eine neue, unbekannte Welt, ſo ganz der bisherigen Auffaſſung des Charakters der Sahara widerſprechend, erſchloß ſich den erſtaunten Blicken der Expedition. Doch wir können uns hier noch nicht näher mit dem Lande, mit dem Geſchicke und den Erlebniſſen der Reiſenden auf dem Marſche durch dasſelbe beſchäftigen, wir begleiten ſie durch Damerghu im Süden der Oaſe Air und verlaſſen ſie bei ihrem Einzuge in Sinder an der Grenze des großen Bornureiches.

Die Hiobspoſten von dem am 4. März 1851 zu Ngurutua in Bornu erfolgten Tode Richardſon's und dem Dr. Overweg's zu Maduari am 27. September 1852 würden einen minder für ſeine Aufgabe begeiſterten Reiſenden als Dr. Eduard Vogel es war, abgeſchreckt haben, ihn beſtärkten ſie nur, Dr. Barth, der nunmehr allein das begonnene Werk fortzuführen hatte, baldigſt nachzureiſen. Auf das trefflichſte geſchult, als Aſtronom und Botaniker trotz ſeiner Jugend ein gediegener Forſcher, betrat Dr. Vogel, die Bruſt geſchwellt von den kühnſten Hoffnungen, Tripoli im Jahre 1853. An Warrington's Nachfolger im engliſchen Generalconſulate, Colonel Hermann, fand der junge Reiſende einen treuen Berather, die kräftigſte Unterſtützung ſeiner ihm von der engliſchen Regierung übertragenen Miſſion. Den 28. Juni von Tripoli aufbrechend, wählte er die öſtliche Route über Bondſchem, Sokna nach Murſuk, verfolgte von hier die große Bornuſtraße über die großen

Salzlager von Bilma, und erreicht, nach glücklicher Durchquerung der Sahara, Kuka, die Reſidenz der Sultane von Bornu. Durch Colonel Hermann erfuhr die Welt erſt einige Details über ſeine am 8. Februar 1856 zu Abeſchr in Wadai erfolgte Enthauptung. Von drei deutſchen Forſchern hatten in ſo kurzer Zeitſpanne zwei ihr Höchſtes, ein junges hoffnungsreiches Leben, der Erforſchung Afrika's zum Opfer gebracht.

Dr. Adolf Overweg.

Ein günſtigeres Geſchick waltete über dem Briten Dickſon, der auf drei verſchiedenen Routen in den Jahren 1851—1854, von Tripoli ausgehend, Rhadames erreichte.

Gegen das Ende des Jahres 1861 trifft Henri Duveyrier nach einer denkwürdigen, dreijährigen Forſchungsreiſe in der Sahara in Tripoli ein. Unter den Sahara-Reiſenden aller Zeiten wird er ſtets zu den erſten gezählt werden, denn ihm verdanken wir die erſte gründliche Erforſchung des großen

centralen Plateau's in der Sahara, die erſten umfaſſenden Nachrichten über das eigenthümliche Volk der Tuareg und ſeines Landes, über das ganze Gebiet der Sahara zwiſchen El Golea und Murſuk, Tripoli und Rhat. Es iſt nicht hier der Platz, näher auf ſeine Reiſen einzugehen, wir werden ihm im Laufe unſerer Wanderung durch die große Wüſte wiederholt begegnen, in welcher er noch oft unſer Führer ſein wird.

Die Berichte Henri Duveyrier's über die Tuareg und deren Handelsbeziehungen zum Sudan und nach Timbuktu veranlaßten die franzöſiſche Regierung, eine handelspolitiſche Miſſion nach Rhadames, einem der Haupthandelsplätze in der Sahara, zu ſenden, mit der Beſtimmung, die einflußreichen Tuaregh äuptlinge für den Abſchluß eines Vertrages mit Frankreich zu gewinnen, in deſſen Intereſſe es lag, dem Handel ſeiner algeriſchen Colonie das Hinterland tributär zu machen. Eine Expedition unter der Führung des Major Mircher, und von den Herren Polignac, dem Arzte Dr. Hoffmann, dem Naturforſcher Vatonne und dem Dolmetſcher Bu Derba begleitet, drang von Tripoli nach Rhadames vor und ſchloß hier im Jahre 1862 einen Vertrag mit mehreren Tuaregchefs. Allzu großes Vertrauen in dieſen Vertrag ſollte ſpäter einer hochſinnigen Dame, dem Fräulein Tinné, das Leben koſten.

Am 28. December 1864 ſchüttelt der kühne Sahara-Reiſende Gerhard Rohlfs, ein Meiſter in der Technik des Reiſens in der Wüſte, hier den Wüſtenſand von ſich, nachdem er, von Tanger in Marokko ausgehend, den hohen Atlas überſteigt, die Oaſen Tafilelt und Tuat durchforſcht, unter dem Schutze eines Geleitſchreibens des mächtigen Scheriffs von Ueſan, des marokkaniſchen Papſtes, deſſen Einfluß ſich über den größten Theil der Sahara erſtreckt, ſich ſechs lange Wochen in Inſalah unter einer fanatiſchen Bevölkerung aufhält und die verrufene Straße von hier nach Rhadames weiterzieht, wo er wieder aufathmen darf, und ſchließlich wenn auch mit zerſchlagenem Arme, doch ſonſt mit heiler Haut das Mittelmeer in Tripoli begrüßt.

Es kennzeichnet den Afrika-Reiſenden Rohlfs, daß er, kaum geheilt von ſeiner ſchweren Verwundung, am 20. Mai des nächſten Jahres (1865) ſchon wieder Tripoli betritt, um ſeine große Reiſe quer durch die große Wüſte und den Sudan anzutreten und nach zweijähriger Reiſe zu Lagos am Golf

von Benin der atlantiſche Ocean vor ſeinen Blicken ſich ausbreitet. Man dürfte es dem Zauber einer Circe oder Sirene zuſchreiben, daß Rohlfs nach den Erfahrungen, Entbehrungen und Mühſalen der erſten Reiſe in ſo kurzer Zeit eine noch größere Aufgabe zu löſen ſich anſchickt, wenn nicht Wüſten- und Afrika-Reiſen überhaupt in ihrem Ernſte den vorerwähnten Zauber illuſoriſch machen würden; es ſpricht ſich vielmehr darin der wirkliche Beruf des kühnen, unternehmenden Forſchungsreiſenden aus.

Das Jahr 1869 darf ein beſonders ereignißreiches für Tripoli genannt werden, es findet nicht weniger als vier Afrika-Reiſende hier verſammelt. Dr. Guſtav Nachtigal, bisher Leibarzt des Bey von Tunis, welche Stellung ihm eine überraſchende Fertigkeit in der arabiſchen Sprache und die Kenntniß islamitiſcher Gebräuche zu erwerben geſtattet, bereitet ſich hier zu ſeiner großen Reiſe nach dem Sudan als Ueberbringer der Geſchenke des deutſchen Kaiſers an den Sultan Omar von Bornu vor. Heinrich Freiherr von Maltzan, der ſeit 1852 Nordafrika füglich ſeine zweite Heimat nennen konnte, beſchließt ſeine Reiſe durch die Regentſchaften Tunis und Tripoli. Gerhard Rohlfs beginnt hier ſeine vierte Reiſe auf afrikaniſcher Erde, die der Erforſchung der Wüſtengebiete an der großen Syrte, der Cyrenaika und des libyſchen Wüſtengebietes, ſowie des Oaſengürtels im Süden desſelben gilt. Endlich führt ein grauſames Verhängniß das für Afrika's Erforſchung begeiſterte Fräulein Alexandrine von Tinné hierher, um ſie wenige Tagreiſen im Weſten von Murſuk auf dem Wege nach Rhat, das ſie beſuchen wollte, der Raubgier ihrer Tuaregbegleitung als wehrloſes Opfer zu überliefern.

Glück und Mißgeſchick walten ſo verſchieden über den Reiſenden in Afrika, daß ſich der Verlauf einer Reiſe nie vorherbeſtimmen läßt. Während der Reichthum und der Aufwand des unglücklichen Fräuleins Tinné eine Haupturſache ihrer Ermordung wurde, bringt der unter dem Drucke ſeiner beſchränkten Mittel kämpfende Dr. Nachtigal als Erſter von Murſuk aus in das bishin als unzugänglich gehaltene Bergland der Wüſte, Tibeſti ein, und erſchließt es der Forſchung, durchzieht das vorher zwei kühnen Deutſchen todbringende Wadai, ſetzt ſeinen erfolggekrönten Forſchungszug durch Darfur unter den ſchwierigſten Verhältniſſen fort und erreicht wohlbehalten die ſchützenden Mauern Chartums.

Als letzter Reiſender betritt Dr. Erwin von Bary, ein junger deutſcher Geologe, Tripoli mit der Hoffnung und Abſicht, daß es ihm gelingen werde, in das vielumworbene Hogarland einzudringen. Am 29. Auguſt 1876 verläßt er Tripoli mit einer Handelscaravane und erreicht Rhat. Mit ſeltener Energie ſetzt er es durch, trotz aller Abmahnungen, die ſogenannten Crocodilteiche von Mihero im Tuareglande zu beſuchen. Ausgebrochene Fehden zwiſchen den beiden großen Stämmen, den Hogars und Aſdſchers, zwingen ihn, auf das weitere Vordringen zu verzichten. Er kehrt nach Rhat zurück und dringt nach Air vor, aber auch hier findet er im Chef der Kelowi-Tuareg, der ihn förmlich ausplünderte, eine Grenze ſeiner Thatkraft. Er muß nach Rhat zurückkehren, wo ihn plötzlich am 2. October 1877 in Folge der ausgeſtandenen Reiſeſtrapazen, wie der Kaimmakam von Rhat berichtet, oder aber durch verabreichtes Gift der Tod ereilt.

Wir haben in dieſen kurzen Zügen jene Männer kennen gelernt, wir werden ſie in der Folge wiederholt begegnen, ihre Wege kreuzen oder unter ihrer Führung unſere Wanderung fortſetzen, ſie werden uns über Land und Leute unterrichten, uns in das Natur- und Menſchenleben der Wüſte einweihen.

Schon aus dieſer flüchtigen Skizze werden die unendlichen Schwierigkeiten einer Reiſe in der Sahara oder gar einer Durchquerung derſelben ſich erkennen laſſen. In der That laſſen ſich auch dieſelben mit keinen anderen, mit der Bereiſung eines anderen Erdgebietes verbundenen vergleichen, denn hier iſt es nicht die Natur allein, die dem kühnen Eindringling die größten Mühſale und Entbehrungen auferlegt, ihn mit ungeahnten Gefahren bedroht, ſondern in erſter Linie der Menſch, der Verkehr mit fanatiſchen, durch jahrhundertelange Iſolirung von toleranten und zugänglichen Völkern halbverwilderten Nomadenhorden, der eine unabſehbare Kette von Fährlichkeiten für den Reiſenden in ſich ſchließt.

Die Gefahren der Wüſtennatur hat der Menſch, im Beſitze der Mittel, die ihm die moderne Technik des Reiſens an die Hand giebt, mit Erfolg bekämpfen gelernt, jenen gegenüber, die ihm vom Menſchen drohen, iſt er noch heute in vielen Fällen ſchutzlos, auf das Glück des Zufalls angewieſen.

Im dreifachen Charakter der Sahara, als Oaſe, Hammada und Dünengebiet, ſind auch die Abſtufungen ausgeſprochen, die ſich in den Gefahren der

Natur ergeben. Hammada und Areggebiet ringen um die Palme der größeren Gefahr, die Oaſe iſt von Natur aus das heißerſehnte Ziel, nach wochen- und monatelangem Kampfe in beiden erſteren, ſie bezeichnet das Ende aller Leiden und Mühſale des Wüſtenreiſens. Sind ihre Bewohner gaſtlich und tolerant, ſo darf der Reiſende hier ſeine erſchöpften Kräfte ſtärken, auf Erholung, Geneſung rechnen, ſich von Neuem für die Weiterreiſe ſammeln, im Gegenfalle muß er ſie zu meiden ſuchen, denn die Gefahr eines Aufenthaltes in ihr, wenn ſie ihm überhaupt zugänglich wird, untergräbt ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte mehr als die überſtandenen Drangſale der Wüſtenreiſe. Es kehrt ja in den Berichten der Forſchungsreiſenden zu oft dieſe Klage wieder. Die Erfahrungen ſind zu zahlreich, um die Oaſe, abgeſehen von der oft geringen Salubrität, als Paradies, als ſchützendes Aſyl unter allen Umſtänden darzuſtellen.

Ein unleugbarer Beweis der Schwierigkeiten einer Ueberſchreitung der Sahara iſt wohl in der Thatſache zu finden, daß zur Zeit der unternehmenden, eroberungsluſtigen Römer in Nordafrika eine einzige Expedition unter Julius Maternus und Septimius Flaccus über die Oaſe Asben hinausgelangte; es mußten ungeheure Schwierigkeiten überwunden werden, wenn wir uns erinnern, daß zum Transporte des Proviants und der Kriegswerkzeuge Ochſenkarren verwendet wurden, deren tiefeingeſchnittene Geleiſe man jetzt noch im Boden der Hammada ſtellenweiſe verfolgen kann.

Erſt die zu Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung erfolgte Einführung des Kameels als Laſtthier bot die Möglichkeit, das Sandmeer zu überſchreiten, die Wüſte zu bereiſen, ſie war für Afrika eine ſo folgenſchwere, denkwürdige Neuerung, als der Beginn des Eiſenbahnbaues es für uns war.

In den Worten, die uns Herodot über das Klima der libyſchen Wüſte und Phazanias (des heutigen Feſſan) vor 24 Jahrhunderten hinterläßt, ſind auch die Gefahren ausgeſprochen, mit denen das Klima und die meteorologiſchen Verhältniſſe den Reiſenden bedrohen. „Die Ataranten verwünſchen die Sonne, die über ihren Köpfen hinzieht, und überſchütten ſie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menſchen und das Land verzehrt. Das Wehen des Notus (Südoſtwindes) vertrocknete Alles, was Waſſer enthielt. Nach den Libyern zogen die Pſyllen in Waffen gegen den Notus aus, als ſie aber zur

Sandwüſte gelangten, ſetzte Notus mit verſtärkter Kraft ein und begrub ſie Alle. Das Land iſt wüſte, ohne Waſſer, ohne Regen, ohne Bäume, aller Feuchtigkeit entblößt und ohne wilde Thiere.“

Mit einigen Abänderungen dürfen dieſe Worte auch in der Gegenwart als Ausdruck des Klima's gelten. Die Sommerhitze der Sahara wird auch das ſanfteſte und ruhigſte Menſchenweſen zu Ausbrüchen der größten Niedergeſchlagenheit verleiten, ſelbſt für die an ſonſt unerträgliche Hitzegrade gewöhnten Beduinen iſt die Sommerhitze auf der Hammada und im Areggebiete eine harte Plage, für europäiſche Reiſende erheiſcht ſie die größten Vorſichtsmaßregeln gegen den Sonnenſtich und gegen Erſchöpfung der Kräfte, denn nicht nur die unerträgliche Hitze der Luft, ſondern auch die des Bodens iſt zu bekämpfen. Wer dem Reiſen zu dieſer Zeit nur irgendwie ausweichen kann, thut es, und mit Recht. Wie gedrückt und muthlos fühlen wir uns nicht in unſeren Breiten unter der kaum 35—38° Celſius im Schatten überſteigenden, ſelten tagelang anhaltenden Hitze mancher außergewöhnlich warmen Sommer, und doch was ſollen dieſe Grade gegen die im Sommer häufigen, 5—6 Wochen anhaltenden 45—50° Celſius im Schatten bedeuten, welche der Reiſende in vielen Theilen der Sahara zu überwinden hat? Was ſind unſere Hitzegrade gegen diejenigen, die den Reiſenden auf dem Marſche auf der ſchattenloſen Hammadafläche oder in dem bei jedem Schritte fußtief nachgebenden glühenden Sande der Aregzone peinigen, und nicht ſelten in ihren wohlgemeſſenen 53—60° Celſius, bei einer Bodentemperatur von 60—68° Celſius, ihn der Sinne berauben? In der Sahara, reſpective auf der Hammada, im Areggebiete giebt es keinen Schatten, nicht für den Boden und die Pflanzen, die dieſer ernähren ſoll, nicht für die Thiere, die ſie bewohnen, nicht für die Menſchen, die ſie durcheilen, die angegebenen Temperaturen werden es erklären, wie Herodot ſagen konnte, daß die Hitze die Menſchen und ſelbſt den Boden des Landes verzehre, ausſauge, daß ſowohl die Flora als auch die Fauna der Sahara auf wenige ihrem Klima accomodirte Arten beſchränkt iſt.

Die Kehrſeite dieſer Hitze während der Tages ſind die kühlen, nicht ſelten im Mai noch froſtbringenden Nächte auf den höherliegenden Hammadas, ſie gefährden die Geſundheit des europäiſchen Reiſenden in höherem Grade

als die Hitze des vorhergehenden Tages. Temperaturſprünge von 45° Celſius im Verlauf eines Tages müſſen auch einen ſtählernen Körper mit der Zeit angreifen. So drückend die Hitze bei windſtiller Luft iſt, ſo vermag ihr die Willenskraft doch mit Erfolg zu widerſtehen; wenn aber am ſüdlichen Horizonte die bekannten rothſchillernden Sandwolken aufſteigen, wenn der gefürchtete Gebli einſetzt, dann erſchlafft das ganze Muskel- und Nervenſyſtem des Reiſenden, die Trockenheit der Kehle und der Schleimhäute, der Luftwege wird unerträglich, das Gefühl der größten Abſpannung wird durch den Mangel an leicht athembarer Luft zu einer Tortur, die ſchwüle, drückende Luft, ſchon einige Stunden vor ſeinem Nahen fühlbar, reizt zum Schlafe, doch vergeblich wäre es, darin eine Linderung zu ſuchen, denn die Hitze iſt unerträglich und wird auch durch den öfteren Waſſergenuß, zu dem ſich der unerfahrene Reiſende unwillkürlich verleiten läßt, nicht gemildert. Immer näher rücken die dunkelrothen, die Atmoſphäre bis zum Zenith erfüllenden Staubmaſſen und ſtoßweiſe, unter dem Impulſe des immer neue Nahrung findenden Orcans, peitſcht der rothe feinkörnige Sand Alles, was ſich dem Winde entgegenſtellt. In Augen, Ohren, Mund und Naſe dringt der ſtaubartige feine Sand ein, linienhoch bedeckt der glühende Wüſtenſand das ſchweißtriefende Geſicht und bildet bald eine harte Kruſte, in den Augen brennt es wie Feuer und erhöht die Qualen der Hitze und des Durſtes. In kurzer Zeit ſind an den Zelten fußhohe Sandmaſſen angehäuft, das Innere der noch ſo gut verſchloſſenen Zelte iſt mit Sand bedeckt, in alle möglichen Riſſe, Poren dringt er unwiderſtehlich ein, ſo daß es zur Unmöglichkeit wird, etwas vor ihm zu ſchützen; die Kleidung durchdringend, lagert ſich oft der Sand auf der Haut ab. Mit der zunehmenden Stärke des Sturmes nimmt die Hitze ab und nach mehreren Stunden, oft aber auch erſt nach einigen Tagen hört er mit einem Male auf. Hat ſich der Horizont geklärt, iſt der Gebli endlich erſtorben, ſo gewährt dann die Gegend ein verändertes Bild, die Hammada iſt ſtellenweiſe mit mehrere Fuß hohen Sandhügeln bedeckt, Riſſe und Terrainfalten ſind verſchwunden, Gräben und Brunnen, etwaige Waſſerlachen mit einer mächtigen Sandkruſte bedeckt, an anderen Stellen, wo vorher fußhoher Sand gelegen, tritt das nackte Geſtein zu Tage. Für die Oaſenränder bricht dann ein ſchlimmer Tag an, mit unſäglicher Mühe müſſen die

Gärten und Palmenpflanzungen vom Sande befreit, die Brunnen und Waſſerrinnſale gereinigt werden.

Wehe dem Reiſenden, wehe der Caravane, die auf einer längeren brunnenloſen Strecke von einem ſolchen Gebliſturme überfallen wurde und nicht die größte Sorgfalt auf ihre Waſſerſchläuche verwendete. Nicht der Sand begräbt ſie, der Durſt und ſeine Qualen opfern die Reiſenden dem entſetzlichſten Tode. Wenn wir in den Schriften des Salluſtus über die Kriege des Jugurtha und des Leo Africanus über ganze vom Sande begrabene Heere leſen, wenn uns Herodot berichtet, daß die Armee des Cambyſes auf dem Wege nach der Oaſe Siuah in der libyſchen Wüſte verunglückte, und in jüngerer Zeit Heeren von einer Caravane erzählt, die, aus 2000 Mann und 1800 Kameelen beſtehend, im Jahre 1805 auf dem Wege von Timbuktu nach Tafilelt zu Grunde ging, ſo wiſſen wir nach den Berichten und Erfahrungen der modernen Reiſenden, daß nicht der Gebli ſie im Sande begrub, ſondern der Waſſermangel ihnen das Grab bereitete. Jene Bilder und Schilderungen, die Caravanen vom Sande verſchüttet darſtellen, ſind als Producte einer überhitzten Phantaſie anzuſehen und können nur den Beweis liefern, daß ihr Schöpfer niemals die Wüſte geſehen, in ihr gelebt und gereiſt. Waſſer iſt nicht nur die Fee der Oaſen, es iſt auch das eiferſüchtig bewachte Kleinod einer Caravane, in der Wüſte läßt ſich erſt der Werth eines Waſſertropfens richtig ſchätzen lernen. Der Anblick gebleichter, längs der Caravanenroute hingeſtreuter Gerippe von Kameelen, Maulthieren, Pferden und auch Menſchen erregt die Phantaſie, welche die düſterſten Bilder für die Zukunft malt. Wenn die Zunge ſchwer wird, die Lippen aneinander kleben und es in den Eingeweiden brennt, dann ſcheint es vorbei zu ſein mit der Macht des Selbſterhaltungstriebes, willenlos fällt man nieder und bleibt regungslos liegen; das Wort Waſſer, die von Gefährten ausgeſprochene Erwartung, bald auf ſolches zu ſtoßen, elektriſirt nochmals den ganzen Körper, man rafft ſich auf, ſchleppt ſich weiter, bis der verheißene Labetrunk die Zunge und Kehle netzt und kühlt, oder nur neue Enttäuſchung den Reſt von Willens- und oft auch wirklicher Lebenskraft raubt.

Grauſames Gaukelſpiel, wenn in ſolchen Augenblicken in weiter Ferne eine Fata morgana glänzende Waſſerſpiegel und Palmen zaubert, die durch

die windſtille Luft begünſtigt, über dem übermäßig erhitzten Boden plötzlich entſtehend, bei der Annäherung in Nichts zerſtieben, die durch Durſtesqualen oder auch ſelbſt durch die drückende Hitze erregte Phantaſie kann leicht Thürme, Paläſte, Moſcheen und Anderes mehr zu erkennen glauben, in den meiſten Fällen reducirt ſich die Fata morgana auf die Waſſerflächen und eine Vegetationsliſière, aus der Palmen auftauchen.

Peinlich wirkt nicht minder die ſcheinbare Nähe einer entfernten Gegend auf den ermüdeten Reiſenden. Man wähnt die Strecke bis zum nächſten Dünengrat, der ſich deutlich und ſcharf vor uns abzeichnet, in wenigen Stunden erreichen zu können, es wird uns verſichert, daß hinter ihm der erſehnte Brunnen und Halteplatz liegt, und doch will der Weg kein Ende nehmen, trotzdem wir in gerader Linie durch keinerlei Terrainhinderniß beirrt auf das Ziel losſteuern. Schon hat die Himmelskönigin längſt der Erde ihren letzten Kuß aufgedrückt, ſchon wirft die Caravane im hellen fahlen Mondlichte ihre weitreichenden Schatten auf die eigenthümlich mattleuchtende Sandfläche, und noch bedarf es eines letzten Aufraffens, eine Stunde Wegs, um das grauſige Leiden zu beenden.

Jeder Vorſicht ſpottend, ſtürzt ſich der Unerfahrene, und oft auch drängt es Jedermann dazu, auf die Brunnen, raſch iſt das Waſſer aus den 2—3 Meter tiefen Brunnen emporgeſchöpft. Entſetzliche Täuſchung! Das Waſſer iſt brackiſch, geſalzen, mit Kameel- und Schafmiſt zur Conſiſtenz verunreinigt, der letzte Gebli hat es mit Unmaſſen von Sand verſetzt, trotzdem ſchlürfen wir es mit Begierde, um in kurzer Zeit darauf den früheren Durſt zu empfinden.

Wie das Füllhorn einer gütigen Fee in unſeren anmuthenden Märchen oft aller Noth ein Ende macht, ſo ſenkt ſich unendlich wohlthätig die ſtille, heilige Nacht über die müden Reiſenden. Endlich Ruhe, Kühlung, Linderung, freies Aufathmen nach namenloſer Müh' und Drangſal!

Nicht überall und immer ſpielt ſich dieſes Bild ab, im Winter, und auf vielen gangbaren Caravanenſtraßen trifft der Reiſende bei jedem Halte hinreichendes und trinkbares Waſſer — an das köſtliche, erfriſchende Naß unſerer Quellen darf man wohl auch in dieſem Falle nicht denken, aber die Qualen des Durſtes, der Erſchöpfung bleiben uns ferne.

In Hinſicht auf dieſe Leiden verſchwinden die übrigen, wie Fieber, Rheumatismen, Augenleiden, die durch den Stich des Scorpions, der Tarantel und des Tauſendfüßlers erzeugten Schmerzen; der Biß der gehörnten Viper oder der Gauklerſchlange iſt in ſeltenen Fällen tödtlich, gefährlicher iſt jener der Pyramidenviper (Echis carinata), welche ſich einem Pfeile gleich auf den Verfolger ſchnellt. Gegen alle dieſe Gefahren laſſen ſich Vorſichtsmaßregeln ergreifen, der Menſch hat gelernt, ihnen auszuweichen, ſie zu eliminiren.

Daß wir mit dieſem Bilde nicht übertreiben, werden wir in der Folge aus den Berichten der wiſſenſchaftlichen Forſchungsreiſenden nachzuweiſen Gelegenheit finden, wir wollen hier nur an die ergreifenden Schilderungen Denham's und Clapperton's, der erſten Europäer, welche 1822—1824 die Sahara zwiſchen Murſuk und Kuka durchquert haben, auf ihrer Rückreiſe von Kuka nach Murſuk erinnern. Sie war an Mühſeligkeiten, Gefahren und Schreckensbildern überreich. Zuſammenbrechende Kameele, denen hungrige Sclaven noch im letzten Todeszucken den Dolch in's Herz ſtießen und die Stücke Fleiſch warm vom Leibe riſſen, um ſie roh zu verſchlingen, Kinder, die kaum auf Händen und Füßen mehr weiter konnten, trotzdem mit der Peitſche vorwärts getrieben wurden, Skelete und halbverweſte Leichen, über welche die Reitthiere ſtolperten, alles dies und noch mehr mußte überſtanden werden.

In welchem Grade müſſen nun gar die Leiden einer Sclaven-Caravane ſich ſteigern, die erbarmungslos vorwärts getrieben, in welcher das Leben des Einzelnen zu einem Nichts herabſinkt!

Reiſen durch die Wüſte würden — das wird aus den vorhergehenden Zeilen erhellen — nicht ſo hoch im Werthe ſtehen, wenn ſie kein ungewöhnliches Maß von Gefahren, Leiden, Entbehrungen und Ungemach aller Art mit ſich brächten. Faſt überall und immer begegnen wir in den Erzählungen der Wüſtenreiſenden dem Bilde eines beſtändigen Kampfes mit der Hitze und dem Waſſermangel, mit Krankheit und Geldmangel, beſtändigen Verzögerungen, herbeigeführt durch die Unkenntniß der Nomaden vom Werthe der Zeit oder durch Feindſeligkeiten benachbarter Länder und Stämme, fortwährender Gefahr durch Rohheit, Aberglauben und Mißtrauen der Bevölkerung und ihrer Machthaber.

Wenn Gerhard Rohlfs, einer der erſten Wüſtenreiſenden, ſich dahin ausſpricht, daß es das erſte Erforderniß eines Afrika-Reiſenden ſei, ſich ſelbſt gründlich zu kennen, ſo ſoll damit geſagt ſein, daß es einer ſolchen Kenntniß dringend bedarf, um im Verkehre mit dem Menſchen mit einiger Ausſicht auf Erfolg beſtehen zu können. Selbſt dann iſt ja der glückliche Ausgang einer größeren Wüſtenreiſe für den Europäer noch eine Gunſt, eine Laune des Zufalls. Nur nach einer ſtrengen und unparteiiſchen Selbſterkenntniß darf man hoffen, ſich die genügende Menſchenkenntniß anzueignen, und dieſe iſt nirgends ſo unentbehrlich als bei Reiſen in der Sahara, wo es täglich darauf ankommt, fremde Völker und Menſchen richtig zu beurtheilen, die größten Gefahren drohen nur von dieſen; wie ſchwer wird es hier, den Freund vom Feinde zu unterſcheiden, um ſo ſchwieriger, eine je höhere Stufe von Halbciviliſation die Menſchen, die einzelnen Stämme einnehmen. Ein zweites Haupterforderniß des Wüſtenreiſenden iſt Geduld im denkbar höchſten Grade, er muß in Ausübung dieſer Tugend ein Meiſter ſein, denn wie oft kommt er in die Lage, Kränkungen und die gröbſten Beſchimpfungen gelaſſen ertragen zu müſſen. Wehe dem Reiſenden, der ſich in der Aufwallung auch des berechtigteſten Zornes zu einer drohenden Geberde oder übereilten Gewaltthat hinreißen ließe, ſein Leben wäre unerbittlich verfallen.

Die Gefahren von Seite der Menſchen wurzeln vor Allem im religiöſen Fanatismus, ſie werden aber auch noch verſchärft durch die Befürchtung derſelben, in ihrem Handelsintereſſe geſchädigt zu ſein. Ausſchließlichkeit und Hochmuth ſind die hervorſtechendſten Züge der Bekenner des Islams, insbeſondere in Afrika. Urſprünglich zu engerem Zuſammenhalten durch die mächtige, heidniſche Umgebung genöthigt, entwickelte ſich unter ihnen jener Geiſt, der ſpäter, als die Zahl der Anhänger ſich in rapider Weiſe mehrte, zum Haſſe gegen alle Andersgläubigen wurde. In ihrem Streben, ihren Machtkreis zu erweitern, ahmten die Muſelmanen nur den Löwen nach, der vor dem Sprunge alle Muskeln und Sehnen zuſammenfaßt und dann mit concentrirter Wucht den tödtlichen Schlag mit der Tatze verſetzt. In Afrika hat der Islam ſeine ganze Expanſionskraft der erſten Anhänger bewahrt, und ſie zeigt ſich am deutlichſten in den religiöſen Genoſſenſchaften, die mit den religiöſen chriſtlichen Ritterorden des 12. Jahrhunderts in ihrem inneren Weſen einige Aehnlichkeit haben.

Die ſtrengen, intoleranten und jede Gemeinſchaft mit Andersgläubigen verpönenden, politiſch wie religiös Geſetzeskraft innehabenden Satzungen dieſer Genoſſenſchaften erklären es, warum, entgegen den ausdrücklichen Vorſchriften des Koran, der in keinem Falle den freiwilligen Mord eines Chriſten billigt, ſo viele chriſtliche Reiſende dem Mordſtahle der arabiſchen Muſelmanen erlagen. Es iſt alſo nicht eine überflüſſige Sache, ſondern für den Wüſtenreiſenden dringend geboten, ſich durch ſpecielle Studien der Doctrinen des Islams, der Regeln und Tendenzen der einzelnen Secten und Orden, die derſelbe in ſich ſchließt, gehörig vorzubereiten, dann nur darf der Reiſende hoffen, den Fanatismus zu beſiegen, indem er ihn mit ſeinen eigenen Waffen auf religiöſem Gebiete bekämpft.

Die Sahara iſt der Sitz zahlreicher Genoſſenſchaften fanatiſcher Marabuts (geiſtlicher Würdenträger, geiſtlicher Ariſtokratie); die mächtigſte und jene, welcher die meiſten Morde chriſtlicher Reiſenden zur Laſt fällt, iſt der Orden von Es-Senuſi. Von ſeinem Hauptquartier, den islamitiſchen Klöſtern in der Cyrenaika und in den Oaſen der libyſchen Wüſte, hat er ſeine Miſſionäre durch ganz Nordafrika ausgeſandt, und ſeine Doctrinen, die im glühendſten Haſſe der Chriſten und Europäer gipfeln, über einen großen Theil der arabiſchen und berberiſchen Bevölkerung der Sahara verbreitet, während er durch einflußreiche Abgeſandte in ſteter Verbindung mit den fanatiſchen Marabuts der heiligen Städte von Hedſchas in Arabien ſteht. Indem der Orden von Es-Senuſi einſehen mußte, daß er im offenen Kampfe mit den Chriſten an jenen Orten, die der europäiſche Einfluß ſich botmäßig gemacht, nicht aufkommen könnte, hat er ſein Wirken darauf concentrirt, allen Anderen, ſelbſt Muſelmanen, mit Ausnahme ſeiner Anhänger, die Wege vom Mittelmeere nach Wadai zu ſperren, ſeine Miſſionäre haben, wo ſie konnten, die Bevölkerung der centralen Sahara von jener der Küſtenländer zu iſoliren geſucht und in ihnen den Haß gegen Chriſten geſchürt, ſie waren und ſind die rührigſten Beförderer aller Aufſtandsverſuche der arabiſchen Bevölkerung in Algerien, ſie leiten die Kriegszüge einzelner fanatiſcher Stämme gegen die im Glauben lau gewordenen Nachbarn, ſie ſind das mächtigſte Hinderniß in der Erforſchung der Sahara, die größte Gefahr für den europäiſchen Forſchungsreiſenden. Zu dieſem religiöſen Haſſe kommt nun auch die Furcht, daß europäiſche Händler ſich des Zwiſchenhandels, den die eingebornen

Kaufleute von der Küſte zum Innern unterhalten und vermitteln, bemächtigen könnten, und dieſe Beſorgniß ſteigert den Neid, den religiöſen Haß oft zur Wuth. Alles dies erheiſcht vom Wüſtenreiſenden ein ſeltenes Maß von Selbſtbeherrſchung, Klugheit, Geduld, politiſcher Ueberredungsgabe, Schlauheit und in der Noth kräftiger Energie, um mit Ausſicht auf Erfolg ſeine Reiſe unternehmen zu können. Jeden Augenblick in ſeinem richtigen Werthe, jede Gefahr in ihrer wahren Größe zu beurtheilen, mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit alle Vorkehrungen zu treffen, die dem drohenden Ausbruche der Wuth erregter Araber die Spitze abbrechen ſollen, raſche Geiſtesgegenwart ſind unerläßliche Dinge für den Wüſtenreiſenden, Furcht kann, nur als Feigheit gedeutet, das Aeußerſte und Schlimmſte herbeiführen.

Und wie zahlreich ſind die Gelegenheiten für einen Wüſtenreiſenden, mag er nun ſelbſtſtändig eine Caravane ausrüſten, oder in Hinſicht beſchränkter Mittel ſich einer größeren, fremden anſchließen, alle dieſe Eigenſchaften auf die Probe ſtellen zu müſſen! Wie ſchwer wird es, den Ernſt der Drohung von leerem Wortſchwall zu unterſcheiden, wenn ein in ſeiner Eitelkeit verletzter Chef eines Trubi's oder eines Duars beim Barte des Propheten und bei allen Heiligen den Tod des Reiſenden beſchwört und ſich wie raſend geberdet, wie ſchwer wird es für den Reiſenden, unter den einzelnen Würdenträgern jedem einzelnen das ihm gebührende und eiferſüchtig geforderte, nebenbei von den übrigen mit neidiſchen und ſcheelen Augen beobachtete Maß von Höflichkeit zu erweiſen, alle jene ſubtilen Formen des guten Tons im Umgange und Verkehr, die ſich auf nichtsſagende Kleinigkeiten erſtrecken, zu beachten, deren Außerachtlaſſung oder Vernachläſſigung nicht ſelten den Anlaß zu gefährlichen Reibungen geben. Die Etikette in der Sahara iſt complicirter als in den Salons der europäiſchen Geſellſchaft und ſie wird mit peinlicher Sorgfalt beobachtet. In wie vielen Fällen iſt der Reiſende genöthigt, ſeinen Glauben zu verleugnen, um überhaupt lebend ein Gebiet durchmeſſen zu können, und wie ſchwierig wird es ſelbſt unter der Maske eines Muſelmanes, die fanatiſchen Marabuts und Tholbas zu täuſchen, denn der entdeckte Betrug iſt meiſt das Signal zum Morde.

Wenn ſchon die klimatiſchen Verhältniſſe eine Accomodation des europäiſchen Reiſenden an die Kleidung des Arabers erheiſchen, ſo iſt dies um ſo

dringender durch den Verkehr mit den Menſchen geboten. Einige Handlungen des täglichen Lebens der Europäer ſind in den Augen des Mohamedaners ſo anſtößig, daß es von einem einzelnen machtloſen Reiſenden wahnwitzig wäre, ſich in dieſer Hinſicht den Gebräuchen und Anſtandsgefühlen derſelben nicht unterzuordnen.

So gefährlich für den Reiſenden ein großer Aufwand, die Schauſtellung von Gold- und Silbergegenſtänden, ein luxuriöſes Leben ſind, da ſie die Habgier des armen Nomaden, oder des von Haus aus räuberiſchen Tuareg reizen, ſo hemmend und traurig iſt Geldmangel für den Reiſenden, wenn man bedenkt, daß Wüſtenreiſen ſtets den Schutz eines mächtigen, einflußreichen Mannes, eines Stammchefs oder geiſtlichen Chefs nothwendig machen, und dieſer Schutz nur durch reiche Geſchenke erkauft werden kann, daß ſich dieſer unfreiwillige Durchgangszoll auf der Reiſe ſehr oft wiederholt, da man im Tage manchmal durch die Gebiete zweier und mehrerer Stämme zu reiſen hat, und daß mit dem Geſchenke an den Herrn die Reihe derſelben erſt beginnt. Der Vers des Korans: „Gott wird nur dem gläubigen Barmherzigen ſeine Barmherzigkeit erweiſen, ſpendet Almoſen und wäre es nur die Hälfte einer Dattel! Wer heute Almoſen giebt, wird morgen geſättigt werden“, wird bis zur äußerſten Conſequenz ausgebeutet. Barth bekennt freimüthig, daß ein großer Theil der ihm von den Eingebornen gezollten Anhänglichkeit dem anſehnlichen Almoſen, das er geſpendet, zuzuſchreiben iſt.

Eine ſichere und gute Waffe iſt für den Wüſtenreiſenden ein treu zu behütender Schatz, ein Freund in der Noth, das Gefühl der Wehrloſigkeit iſt niederſchlagend und ſchmälert die Autorität des Reiſenden bei ſeinen Dienern und Begleitern. Wie könnte ein waffenloſer Reiſender hoffen, Länderſtrecken zu durchziehen, die im fortwährenden Kriegszuſtande ſtehen, wo der alljährliche Krieg gegen die Ungetreuen zu einer Inſtitution im Organismus der Geſellſchaft geworden iſt, wo die durch Geſchenke erkaufte Huld eines Häuptlings den Reiſenden nur durch eine bewaffnete Escorte gegen fremde Stämme, oft aber auch gegen ſeine eigenen Untergebenen ſchützen kann, und dieſe bei der erſten wirklichen Gefahr, bei einem Angriffe zumeiſt gewiß Ferſengeld bezahlt. Dabei iſt aber die äußerſte Vorſicht im Gebrauche der Waffen dringend geboten, eitle Prahlerei kann nur ſchaden.

Die größte Vorſicht und Umſicht, die regſte Wachſamkeit erfordert die Nacht, ſie iſt der Verbündete aller Mord- und Raubanſchläge, leiſer Schlaf wird dem Wüſtenreiſenden mit der Zeit zur zweiten Natur.

Eine Quelle fortwährender Reibungen und Zänkereien iſt der hochentwickelte Diebsſinn der nomadiſchen Bevölkerung, und eine der größten Plagen des Reiſenden, ſich davor zu wahren; beſonders den Waffen gilt das Liebäugeln der Wüſtenſöhne. Sich bei ſeinen Dienern, bei der Begleitung ſtets die volle Autorität, das ungeſchmälerte Anſehen zu erhalten, iſt eine weitere Hauptſorge für den Reiſenden. Ein Zaudern und Schwanken rächt ſich oft bitter, während im Gegenfalle das Vertrauen der Umgebung zum Reiſenden eine Folge der heilſamen Furcht vor Ahndung etwaiger Uebergriffe iſt.

Wie häufig kommt der Wüſtenreiſende in die Lage, ſich Leuten anſchließen zu müſſen, deren Gemeinſchaft ihm den größten Widerwillen, den berechtigteſten Abſcheu einflößt; der gebildete Europäer muß, um ſeine Aufgabe durchführen zu können, ſich einer Sclavenjäger-Caravane anſchließen, da dieſe das einzige Mittel iſt, das Geheimniß einer unerforſchten Gegend zu lüften, muß die einfachſten Pflichten der Humanität, menſchlicher Behandlung mit Füßen treten ſehen und darf nichts zu Gunſten der Opfer grauſamer Raubgier thun, im Gegentheile den Vorwurf im Blicke der hilfeflehenden Gefangenen aushalten. Weiche Regungen ſeines Herzens, ſeine beſten Vorſätze müſſen der gebieteriſchen Nothwendigkeit weichen.

Wie wir daraus erſehen können, iſt der Beruf eines wiſſenſchaftlichen Forſchungsreiſenden in der Sahara ein dornenvoller und erfordert ein eigenartig begabtes Menſchenweſen. Nie iſt ihm der nächſte Tag ſicher, denn der Tod lauert unter tauſendfachen Geſtalten auf die Beute, die ihm leider oft leicht wird.

Weſentlich leichter geſtalten ſich die Verhältniſſe für den einheimiſchen Handelsmann; ein Gläubiger, hat er nur vor dem Wegelagerer der Wüſte ſich vorzuſehen, ihm und ſeinen Waaren droht nur von dieſer Seite Gefahr, mit der Natur der Wüſte vertraut, ſcheitert er nur in ſeltenen Fällen, durch außergewöhnliche, hereinbrechende Elementar-Ereigniſſe oder durch leichtſinniges Gebahren mit den Waſſervorräthen auf ſeinem Zuge durch die Wüſte.

Der landſchaftliche Charakter der Sahara und die obenerwähnten Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Bereiſung haben die Menſchen auf die Aſſociation ihrer materiellen und intellectuellen Mittel angewieſen, für den Einzelnen ſind nur kleine Theilſtrecken der Wüſte paſſirbar; der Eilbote, der in höherem Auftrage von Duar zu Duar auf windesſchnellem Roſſe reitend, die Stämme zum Kriege, zur beſchloſſenen Razzia auffordert, Nachzügler und Ausgeplünderte auf den großen Caravanenſtraßen, das ſind die Typen, die wir iſolirt antreffen; zu einer größeren Reiſe oder gar zu einer Durchquerung der Sahara, der Areg, iſt die Organiſation einer Caravane (Kafla) nothwendig. Der bemittelte europäiſche Reiſende wird ſich eine ſelbſtſtändige Caravane ausrüſten und er thut wohl, deſſen Mittel aber beſchränkt ſind, muß den Abgang der größeren Caravanen nach dem Innern abwarten. Am häufigſten ziehen die Caravanen von Tripoli nach Murſuk und nach Rhadames. Die Zeit der Vorbereitung und Organiſation einer Caravane iſt für den Europäer von größter Wichtigkeit, ſchon dabei bietet ſich ihm die reichlichſte Gelegenheit, ſeine Thatkraft, ſeine Umſicht, ſein Talent zum Reiſen zu entfalten, denn es giebt tauſenderlei Dinge, die jetzt vorzuſorgen und zu ordnen ſind. Glücklich Derjenige, dem ein mit Platzkenntniſſen von Tripoli vertrauter Freund dabei behilflich iſt, ihm die Wege zu ebnen, die Verträge mit den Dienern und dem Führer der Caravane abzuſchließen, das Miethen oder den Ankauf der nöthigen Kameele perfect zu machen und ihn vor der ſchamloſen Uebervortheilung ſeitens der Händler zu bewahren. In dieſer Hinſicht wetteifern Europäer und Eingeborne, zudem hat der Einkauf für den Uneingeweihten, wie G. Rohlfs beſtätigt, ſeine Schwierigkeiten. Geht man z. B. auf den Markt, um ein Kameel zu erſtehen, ſo nennt der Verkäufer nie den Preis desſelben, ſondern wartet auf das Angebot des Käufers, den zu fixiren für den Neuling ſehr ſchwer wird, da es doch ein Gegenſtand iſt, deſſen gewöhnlichen Preis er auch nicht annähernd kennt.

Nicht ohne tieferen Sinn nennt der Araber das Kameel das „Schiff des Meeres“, wenn es von uns das Schiff der Wüſte genannt wird, denn zu einer Reiſe durch die Sahara gehört eine ähnliche Ausrüſtung wie zur Seereiſe mit einem Segelſchiffe. So wie der Capitän eines Segelſchiffes nie mit Beſtimmtheit vorherſagen kann, an welchem Tage er den bergenden

Hafen am Ziele ſeiner Fahrt erreichen werde, ebenſowenig vermag der Chabir, der Führer einer Caravane, zuverläſſig zu behaupten, an dieſem oder jenem Punkte Waſſer zu finden, oder in ſo und ſo viel Tagen die Oaſe zu erreichen. Wie auf einer längeren Seefahrt muß auch bei der Caravane für ausreichenden Proviant geſorgt werden, denn die Fälle, ſich unterwegs den Proviant zu ergänzen, ſind ſehr ſelten. Auf das Zuſammenhalten und die Conſervirung des Proviants muß der Reiſende ſtets große Sorgfalt verwenden, ein Verſchleppen oder übermäßiger Verbrauch, zu welchem er bei Anlaß der öfteren Bewirthung von Gäſten und Leiſtung von Gegengeſchenken beim Durchzug durch die Kſors und Duars auf der Route ſich leicht verleiten laſſen kann, rächt ſich oft bitter. Das Hauptaugenmerk hat jedoch der Reiſende auf gute Waſſerſchläuche zu richten. An der weiſen und mit Strenge überwachten Vertheilung des Waſſers hängt auf manchen Routen durch die Wüſte das ganze Wohl der Caravane in ſo höherem Maße, je größer dieſelbe iſt. Die Beaufſichtigung derſelben ſoll der Reiſende, wenn thunlich, ſich ſelbſt oder ſeinen bewährteſten Dienern vorbehalten. Als die beſten Waſſerſchläuche gelten nach Rohlfs die von ſudaneſiſchen Ziegen, ihrer Größe und Dauerhaftigkeit wegen; aus dem ungenähten ganzen Fell eines Thieres beſtehend, werden ſie innen, um die Fäulniß zu vermeiden und des Kühlerhaltens wegen, getheert und können bis 36 Kilogramm Waſſer halten. An den Halteplätzen angelangt, iſt es eine kluge Vorſicht der Araber, die Waſſerſchläuche aufzuhängen, indem ſie befürchten, daß der Sand das Waſſer aus den Schläuchen ſauge, auch iſt es ein zäher Aberglaube der Araber, daß der Mond das Waſſer trinke und die Schläuche bei Mondlicht zerplatzen, weshalb ſie in dieſem Falle dieſelben mit Matten zudecken.

Die Beſchaffung der zur Wüſtenreiſe erforderlichen „Schiffe“, Kameele, iſt eine weitere Hauptſorge des Reiſenden, von ihrer Brauchbarkeit und Ausdauer hängt die Dauer der Reiſe weſentlich ab; die Auswahl der Kameele erheiſcht ein kundiges Auge, ein Verſehen, eine Irrung in dieſer Hinſicht bereitet auf der Reiſe die ärgſten Verlegenheiten und Quälereien. In Nordafrika, in den Berberſtaaten und in den Oaſen des nördlichen Sahara-Randes wird nur das einhöckerige Kameel, das arabiſche Dromedar gezüchtet und ausſchließlich als Laſtthier verwendet. Vor Einführung des Kameels, die, nach

dem Fehlen von Kameelzeichnungen an den Felsſculpturen der garamantiſchen Epoche zu urtheilen, erſt zu Beginn unſerer Zeitrechnung geſchah, war der Eſel, und da zu dieſer Zeit die Sahara jedenfalls waſſerreicher war, auch das Rind Laſtthier und der Vermittler des Handels zwiſchen Nord- und Central-Afrika; am ſpäteſten gelangte das Kameel nach Maghreb (Marokko) und in die weſtlichen Randgebiete der Sahara.

Das durch den landſchaftlichen Charakter der einzelnen Partien der Sahara bedingte verſchiedene Futter, der Vorrath an ſüßem Waſſer, die Länge der Märſche und die verſchiedene Belaſtung haben mehrere Varietäten des eingeführten arabiſchen Einhöckers zur Folge gehabt. Eine Art zeichnet ſich durch raſchen Gang, die andere durch Kraft und Ausdauer aus; nach dieſen Eigenſchaften wird die Befähigung des Kameels als Sattel- oder Reit- und als Laſtthier beſtimmt. Im öſtlichen und ſüdöſtlichen Theile der Sahara werden die ſtärkſten Laſtkameele gezüchtet, Laſten von 4—500 Kilogramm ſind gewöhnlich, während den Kameelen Nordafrika's und jenen vom Südrande der Sahara nie mehr als 250—300 Kilogramm und dann nur auf kurzen Märſchen aufgebürdet werden können, hingegen übertreffen dieſe letzteren das erſtere an Fähigkeit, Hunger, Durſt und Anſtrengungen zu ertragen.

Die Renner unter den Kameelen, die vorzüglichſten Sattel- oder Reitkameele ſind das in der Central-Sahara heimiſche, von den Tuareg gezüchtete Meheri und das von den Biſchari in der nubiſchen Wüſte gezüchtete Hedſchin. In ihrer Bauart und Entwicklung weichen ſie ſo ſehr von dem gewöhnlichen Dromedar ab, daß man ſie als eine eigene Race bezeichnen darf. Das Hedſchin der Biſchari iſt von zierlichen Formen, kurzem, glattem Haar von weißer oder lichtgrauer, ſelten falber Farbe oder gefleckt, die Unterlippe hängt herab, die Ohren ſtehen und ſind kurz, die Stirne breit und gewölbt, das Auge verſtändig und hell. Es ſchreitet mit leichtem Tritte, ſcheint den Boden kaum zu ſtreifen und reitet ſich ungemein ſanft, bei größter Lenkſamkeit erträgt es die größten Beſchwerden. Außer dem langſamen abgemeſſenen Schritt hat es einen ihm eigenthümlichen Paßgang, mit welchem es leicht 8—10 Kilometer in der Stunde zurücklegt. Gehorſam und den Worten ſeines Reiters zugänglich, bedarf es keines Schlages, iſt für gute Behandlung erkenntlich, rächt ſich aber auch für Mißhandlungen.

Eine ungleich weitere Verbreitung hat das Meheri der Tuareg, für Wüſtenreiſen, insbeſondere für das Durchqueren der Sahara iſt es dem Menſchen unentbehrlich, ja ohne ſelbes wäre das letztere eine Unmöglichkeit, da es auch als Laſtthier verwendet wird. Es trägt verhältnißmäßig große Laſten, nimmt mit der dürftigſten Nahrung vorlieb und zeichnet ſich durch einen hochentwickelten Ortsſinn aus, ſo daß nicht ſelten verirrte Caravanen blos durch die Spürkraft der Meheri zu einer Oaſe oder zu einem Brunnen geleitet wurden. Trotz ihrer paſſiven Natur zeigen ſie Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter und wiſſen von ſelbſt das Zelt ihres Herrn unter dem ganzen Lager einer großen Caravane herauszufinden.

Die vorzüglichſte Eigenſchaft des Meheri als Reitkameel iſt ſeine ſeltene und bewunderungswürdige Ausdauer im Laufe; wenn es auch an Schnelligkeit hinter einem tüchtigen Vollblutaraber zurückbleiben wird, übertrifft es aber an Ausdauer, conſequenter Einhaltung einer mäßig ſchnellen Gangart jedes Pferd und iſt im Stande, mehrere Tage (3—4) ohne Unterbrechung den Reiter zu tragen und 7—8 Tage nacheinander täglich 80—90 Kilometer zurückzulegen, Leiſtungen, zu denen es bei den Rheſſis (Razzias) der Tuareg oft genöthigt wird. Im äußerſten Nothfalle vermag das Kameel, und zwar ein gutes Meheri, 12 Tage ohne Waſſer zu beſtehen, gewöhnlich läßt man es aber alle 2—3 Tage trinken; die zahlloſen Uebertreibungen, welche in dieſer Hinſicht gang und gäbe ſind, ebenſowie die Fabel, daß der Araber das Kameel ſchlachte, um das Waſſer in deſſen Magen zur Zeit der Noth zu erhalten, tragen zu ſehr den Stempel des Unwahrſcheinlichen, als daß ſie noch einer Widerlegung bedürften.

Alle dieſe oberwähnten Eigenſchaften und Vorzüge des Kameels ſind durch den Ausſpruch Barth's, daß an dem Kameel das Leben Afrika's hänge, am treffendſten illuſtrirt.

Die Kameele ſind gemiethet, nach langem Feilſchen iſt der Reiſende mit dem Beſitzer übereingekommen, und der Miethpreis für die Reiſe nach Murſuk zu 7 Mahbub (35 Francs oder 21 Mark) für jedes Kameel beſtimmt worden, da in Tripolitanien nicht wie im weſtlichen Theile der Sahara der Miethpreis nach dem Gewichte der Ladung, ſondern für eine beſtimmte Route bezahlt wird.

Es tritt nun die Sorge an uns heran, einen kundigen, geſchickten, verläßlichen und willigen Führer, die nöthige Dienerſchaft und Kameeltreiber zu engagiren, keine leichte Aufgabe, unter dem drängenden Haufen von nichts weniger als Vertrauen einflößendem Geſindel aller Hautfarben zu wählen, da doch Jeder im Stillen nachrechnet, wie hoch ſich die zu ſtehlende Extrabeute belaufen wird. Hier iſt der Rath eines in die Verhältniſſe eingeweihten Freundes, die Bürgſchaft eines Gewährsmannes dringend geboten, denn der Reiſende iſt auf weiteren Wüſtenreiſen, fern von allem Schutze, dieſen Herren auf Gnade und Ungnade überliefert, zudem iſt das Amt des Chabirs ein an Verantwortlichkeit ſchweres und wichtiges.

Nicht nur, daß er Richtung und Länge der ganzen zu durchmeſſenden Strecke und ihre einzelnen Abſchnitte genau kennen und, wie der Seemann mit dem Meere, mit der Wüſte vertraut ſein muß, ſo iſt ihm auch die Kenntniß der Umgebung und Lage der Brunnen, die am und in der Nähe des Weges liegen, unerläßlich, um bei einem, auch bei dem geübteſten Führer, beſonders nach einem länger andauernden Gebli möglichen Irrthum, die Caravane, wie ein kundiger Lootſe das Schiff in den Hafen, zu einem Brunnen zu bringen. In den ſteppenartigen, am Nord- und Südrande der eigentlichen Wüſte ſich ausdehnenden Gebieten, mit zahlreichen Dörfern, Kſors und Duars, deren Heerden im Frühjahre in der Steppe die üppigſte Weide finden, in bergigen Strichen, wo die frappanten Formen der Berge zahlreiche Richtpunkte und natürliche Wegweiſer abgeben, iſt das Amt des Führers ein weſentlich erleichtertes, ein Abirren vom Wege ſelten, auch die Gefahr des Waſſermangels iſt eine geringere, da ſich in den Wadis ſtets an geſchützten Stellen Waſſer findet. Ungleich ſchwieriger wird ſeine Aufgabe auf der weiten undulirten, vegetationsloſen Hammada und im Dünengebiete, doch auch hier entdeckt der außerordentliche Ortsſinn, das Orientirungstalent des arabiſchen Caravanenführers Anhaltspunkte, die jedem Anderen unbemerkbar bleiben müſſen. Ein ſchmaler Sandſtreifen, eine Kluft im ausgebrannten Thonboden oder eine unmerkliche Anhöhe, ein Skelet ſind oft die einzigen Anhaltspunkte. Er kennt die eigenthümlichen Veränderungen in der Bodengeſtaltung, welche die Nähe von Waſſerlachen und Brunnen anzeigen, für die Variationen in der Geſtalt der Sanddünen ſeit der letzten Reiſe hat er ein wunderbar ſcharfes Auge.

Für die Verwendung der Magnetnadel würde der Chabir nur ein mitleidiges Lächeln haben, und was könnte ſie ihm auch nützen, wenn er nicht die Lage der Brunnen genau kennen würde. Zu einer aufmerkſamen, unabläſſigen Beobachtung der Bouſſole paßt ſein träumeriſches, die Bequemlichkeit liebendes Weſen nicht, er beobachtet Sonne und Sterne und dieſe ſind ihm der beſte Führer. Ohne die mindeſten theoretiſchen Vorkenntniſſe zu beſitzen, weiß er zu jeder Stunde der Nacht die Stellung der Geſtirne zu einander, kennt die für ihn bedeutungsvollen und weiß demnach die Richtung des Weges einzuhalten, bei Tag kennt er zu jeder Jahreszeit die Declination der Sonne und weiß danach genau die Himmelsrichtungen zu beſtimmen. Der überwiegend klare Himmel in der Sahara hat nur zur Entwicklung dieſer angeerbten Fertigkeit beigetragen, ſie eigentlich geſchaffen. Ebenſowenig bedarf der Chabir einer Uhr, er theilt den Tag nicht in Stunden, ſondern nach den Abſtänden der Sonne von ihrem Aufgangspunkte und weiß zu jeder Zeit nach ihrer Stellung und nach der Länge (nicht nach der Richtung) des Schattens den Zeitabſtand zu beſtimmen, der bis zum Untergang der Sonne noch verſtreichen muß. Indem der Koran den Sonnenaufgang als Cardinalpunkt der Weltgegenden beſtimmt, iſt es erklärlich, daß von dieſem aus alle Orientirung ſich nach dem Laufe des Tagesgeſtirns richten mußte.

Der Chabir verſteht ſich ferner noch auf die Deutung der Spuren (Darb, Ethar), die er im Boden ausgedrückt findet. An den Spuren der Tritte eines Thieres im Sande erkennt er Alter und Geſchlecht desſelben, weiß ferner das Alter der Spuren ſelbſt zu beſtimmen und ſtellt ſich auf dieſe Weiſe aus zahlloſen unmerklichen Anzeichen eine ganze Chronik der Route zuſammen; er weiß genau nach den Spuren zu unterſcheiden, ob eine friedliche Handels-Caravane vor uns herzieht oder ob eine Razzia den Weg gekreuzt. Außer dieſen Eigenſchaften, die den Caravanenführer auszeichnen müſſen, iſt es von Vortheil, einen Mann zu wählen, deſſen Heimat der Zielpunkt der Reiſe iſt, da erſtens nur die in der Wüſte heimiſchen Nomaden die vorerwähnten gründlichen Kenntniſſe der Wüſtennatur und der Wüſtenwege beſitzen, ferner aber der Wunſch, ſelbſt ungefährdet den heimiſchen Duar zu erreichen, den Chabir zu größerer Aufmerkſamkeit und Energie anſpornt.

Iſt auf dieſe Weiſe die Begleitungsmannſchaft der Caravane angeworben und bewaffnet, ſo gilt es noch, neben der Ausrüſtung der Caravane (Proviantkiſten, Taue, Werkzeuge, Kameelſchlöſſer u. ſ. w.), für Geſchenke und Tauſchmittel zu ſorgen. Die nomadiſirenden Araber, die Tuareg, ſind beiweitem anſpruchsvoller als die Neger des Sudans, ihnen genügt nicht ein Halsband von Glasperlen, Nähnadeln und allerlei Flittertand, mit dem Werthe eines Geſchenkes beſſer vertraut als jene, beanſpruchen ſie ſchöne und gute Burnuſſe von Tuch, die je nach der Würde des Wirthes einfach oder mit Gold geſtickt ſein müſſen, Turbane bis 25 Meter lang, Sammt und Seidenſtoffe, aromatiſche Eſſenzen, Schmuckgegenſtände und Corallen und vor Allem, mit heißer Begier verlangt, ſilberbeſchlagene und gute Waffen und europäiſches Pulver, da ihr eigenes gewöhnlich wenig werth iſt.

Der wiſſenſchaftliche Forſchungsreiſende muß ſchon in Europa ſich mit den nothwendigen Inſtrumenten und Apparaten verſehen haben — denn in Tripoli fände er nichts.

Und nun zum Reiſenden ſelbſt. Das Klima und der Verkehr mit den Menſchen erheiſchen die ſorgfältigſte Vorbereitung. Um den Einwirkungen des Klima's mit Erfolg widerſtehen zu können, iſt es nothwendig, ſein Augenmerk auf die Bekleidung zu richten. Kleider aus Wolle ſind zu jeder Jahreszeit unerläßlich, ſie geben allein den nöthigen Schutz gegen den raſchen und großen Temperaturwechſel und erlauben, die Hitze des Tages und die Kühle der Nächte ohne Schaden für die Geſundheit zu ertragen. Die ungewöhnlich ſtarke, directe Sonnenſtrahlung empfiehlt die Wahl heller Farben und die Kleidungsſtücke ſelbſt dürfen niemals den Körper beengen. Eine weite bequeme Tuchhoſe, ein leichtes Wamms aus Baumwollenſtoff, ein Wollburnus als Schutz für die Nacht ſind die geeignetſte Bekleidung. Ein breiter und mehrmals um den Leib gewickelter Flanellgürtel iſt aus Vorſicht gegen die möglichen Folgen einer Abkühlung des Schweißes ſehr empfehlenswerth. Der Kopf ſei ſtets durch einen breitrandigen, dichtgeflochtenen und hohen (am beſten ſpitz auslaufenden) Strohhut bedeckt; das Geſicht durch einen leichten, grünen oder blauen Schleier zu bedecken, das Hinterhaupt und den Nacken durch ein breites, weißes Couvernuque, wie es die europäiſchen Truppen der Franzoſen in Afrika und die Ruſſen in Turkeſtan tragen, iſt für den Neuling

im Wüſtenreiſen ſehr vortheilhaft. Der Schleier hält den feinen Sandſtaub ab, der durch die Kameele aufgewirbelt wird, und ſchützt das Auge vor den ungewohnten Lichtreflex-Wirkungen, die oft zu hartnäckigen Augenleiden führen, das Couvernuque ſchützt weſentlich vor Sonnenſtich.

Da die meiſten Brunnen in der Wüſte brackiges, mehr oder minder ſalzhaltiges Waſſer haben, das den natronhältigen Boden auslaugt, durch die große Hitze gewöhnlich 20—25° Celſius und auch mehr Wärme beſitzt, durch verweſende Inſecten und den Koth von Kameelen, Schafen, Gazellen verunreinigt, bei dem Hinabſteigen auch der Sand aufgewühlt wird, in vielen Fällen das Waſſer ſogar in Fäulniß übergehend, grün oder ſchwarz, klebrig wird, ſehr übel riecht, einen äußerſt faden Geſchmack hat und in heftigem Grade purgirend wirkt, ſo iſt wenig trinken und ſchlechtes, brackiges Waſſer durch Cognac oder Kaffee zu verbeſſern, eine Hauptbedingung für die Erhaltung der Geſundheit, ſich mäßig nähren und nur zu beſtimmten Stunden eine weitere.

Bei aller Vorſicht iſt aber der Reiſende vor Krankheiten nicht gefeit, er muß daher auch ſich ſelbſt Arzt ſein und ſich mit den nöthigen Medicamenten verſehen, zu denen vorzüglich Chinin, Opiumextract, Hirſchhorngeiſt und flüſſiges Ammoniak (gegen den Stich des Scorpions, der Tarantel und der Viper), Schwefelſäure, Zinkpräparate (gegen die Ophthalmie), Brechweinſtein, Jodkali, Citronenſäure zur Limonadebereitung, ferner gegen Verwundungen Heftpflaſter, Charpie und Compreſſen gehören.

Meiſter in der Technik des Wüſtenreiſens, wie Barth, Rohlfs und Duveyrier, empfehlen es dem Reiſenden, vor Antritt einer größeren Tour ſich auf kleinen Ausflügen an die Entbehrungen und an die Sonnenhitze zu gewöhnen, insbeſondere das Leben unter dem Zelte zu erproben; nichts iſt bedenklicher für den Reiſenden, als der plötzliche Wechſel von der Bequemlichkeit einer kühlen, den directen Einflüſſen des Klima's entzogenen Wohnung in der Stadt, mit der Anſtrengung einer langen Reiſe über gluthheiße Steppen.

Die Gefahren und Schwierigkeiten im Verkehr mit den Menſchen, die wir bereits kennen gelernt haben, geben auch die Anhaltspunkte für das Benehmen, Gebahren und Unterlaſſen des Reiſenden. Es ſei nur noch

hinzugefügt, daß beſonders auf der Hammada und bei Ueberſchreitung der Sanddünenregion der Reiſende es beſtimmt vermeide, ſich in die Discuſſionen der Führer über die zu nehmende Richtung einzumiſchen oder eigenmächtig dieſelbe abzuändern; iſt man von der Fähigkeit des Chabirs überzeugt und dieſelbe von Vertrauensmännern beſtätigt, ſo kann eine Einmengung als Zweifel gedeutet, den Führer in ſeiner Eitelkeit verletzen und Mißhelligkeiten hervorrufen, deren Folgen nur dem Reiſenden von Nachtheil ſein würden. Freigebigkeit gegen die Führer und Diener, ſowie gegen die Reiſegenoſſen ſei ferner jedem Reiſenden empfohlen.

Von weſentlichem Vortheile für den Reiſenden in Feſſan, ſo lange er innerhalb dem der türkiſchen Herrſchaft unterworfenen Territorium bis an die Grenzen des Tuaregllandes und bis über Murſuk hinausreiſt, iſt ein Bu-Djeruldi (ein Regierungspaß), er ebnet ſo viele Wege und behebt viele Schwierigkeiten im Verkehr mit den Ortsvorſtänden.

Unſere Caravane iſt endlich reiſefertig, Alles geordnet und die Perſpective auf die zukünftigen Erlebniſſe ſpannt unſere Erwartungen, beflügelt unſere letzten Vorkehrungen. Wir lagern unter dem Palmenſchatten der, Tripoli im Süden einrahmenden Oaſe Mſchia, jenſeits welcher uns die Bekanntſchaft mit den Beſchwerden der Durchquerung einer Dünenregion winkt. Wir folgen dem Rathe erfahrener Meiſter und unternehmen vor dem Aufbruche nach Murſuk einen Probemarſch in die Umgebung von Tripoli, an intereſſanten Punkten fehlt es nicht, wer irgendwie Sinn für die Geſchichte der Cultur hat, dem drängen ſich hier Schritt für Schritt die Wahrzeichen einer verſunkenen weltbeherrſchenden Culturmacht auf. Auch in landſchaftlicher Hinſicht fehlt es nicht an Anblicken, die den Naturfreund erfreuen müſſen.

Prächtig ſind die Alleen kerzengerader Palmen, von Johannisbrot- und Orangenbäumen unterbrochen, zwiſchen denen Granatäpfel und Opuntien niedrige Hecken bilden, Turteltauben girren in den Wipfeln der Palmen, eine balſamiſche Luft, mit Orangenduft vermiſcht, weht dem Reiſenden aus dem Dickicht der Hecken entgegen, nur dann und wann unterbricht ein durch die Palmenallee im weißen Burnus, auf dunklem, feurigem Roſſe einherſprengender Araber die Scene ländlichen Friedens. Wohlthuend wirkt die Beobachtung, daß die Palmenpflanzungen ſich der beſten Pflege erfreuen, und es iſt ſchwer zu

verſtehen, wie dieſelbe in anderen Oaſen unbeachtet bleibt, da ſie für das Leben der Oaſenbewohner von unſchätzbarer Wichtigkeit iſt. Der herrliche Baum gewährt ihnen nicht blos den kühlenden, erquickenden Schatten und ſpendet die Materialien zum Baue ihrer Hütten, er liefert auch mit ſeinen Blättern und Baſt (zu Flechtwerken, Stricken und Matten) den Stoff zur Betreibung der wenigen Induſtrie, mit ſeinen Datteln eine köſtliche Nahrung und Branntwein und aus ſeinem Stamm den Lakbi, der friſch ein ſüßes und angenehmes, gegährt ein ſtark berauſchendes Getränk abgiebt. Die Bewohner der Oaſe, ſeßhafte Ackerbauer und Gärtner, ſtechen in ihrem leichten ſanguiniſchen Temperament wohl von der Gravität und dem Hochmuth der Städter ab. Stets rührig und gewandt, trotz einer erdrückenden Steuerlaſt und der erpreſſungsgewandten Wirthſchaft der türkiſchen Behörden heiter, keine Mühen und Strapazen ſcheuend, ſind ſie im Stande, tagelang neben einem ziemlich ſchnell gehenden Reiteſel einherzulaufen, ohne eine Spur von Ermüdung oder übler Laune zu zeigen, im Gegentheile verkürzen ſie ſich und Anderen noch die Zeit und die Langweile des monotonen Rittes durch luſtige Geſchichten und originelle Bemerkungen über die Paſſanten, über Dörfer, durch welche der Weg führt.

Nach zwei kleinen Stunden erreicht man die Oſtgrenze der Mſchia; nur durch einen ſchmalen, ſebchaartigen Landſtrich von ihr getrennt, liegt die Oaſe Tadſchura, ein Dattelhain, in deſſen Mitte ſich eine von der Bevölkerung ſehr heilig gehaltene Moſchee (Dſchemma) erhebt, deren alte Architektur (48 mit korinthiſchen Capitälern verſehene Säulen) auf ihren chriſtlichen Urſprung hindeutet. Nachdem wir die ſehr fruchtbare Oaſe verlaſſen, folgt eine Strecke unbebauten Landes und dann jene troſtloſe Sandregion, welche die Oaſen Senſur im Weſten, Mſchia im Süden und Tadſchura im Oſten wie ein Gürtel umſpannt. Bald iſt auch dieſe überwunden und ſchon im Oſten des Wadi Mſid erreichen wir einen reichen, fruchtbaren Landſtrich, der durch das immer näher an die Küſte tretende Meſſalata-Gebirge immer ſchmäler wird. Die Gegend iſt von zahlreichen Araber-Duars belebt und bietet ihren großen Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden eine treffliche Weide. Der Archäologe ſtößt hier auf zahlreiche Spuren der phöniciſchen, griechiſchen und römiſchen Anſiedler.

Wenige Stunden ſpäter betreten wir Choms oder den Bezirk von Lebda. Fünfzehn Meilen von Tripoli in oſtſüdöſtlicher Richtung entfernt und an der Küſte gelegen, war Leptis magna zur Zeit der Phönicier eine Pflanzſtadt dieſer erſten Handelsleute zur See, und noch unter den Römern blühte die Stadt, bis Vandalen und Araber ſie zerſtörten. Ihre Trümmerreſte bilden aber noch gegenwärtig ein verlockendes Studiumfeld für den Alterthumsforſcher. Ungeheure Pfeiler, Mauern, Thorbögen, aus dem ſchönſten Granit gearbeitet, Marmortafeln mit puniſchen, griechiſchen und römiſchen Inſchriften, Reſte einer großartigen Waſſerleitung, bewunderungswürdiger Tempel, Bäder und eines Amphitheaters ſind die ſtummen Zeugen verſunkener üppiger Pracht, heroiſcher Leiſtungen auf dem Gebiete der Kunſt, aber auch die Wahrzeichen für das Schickſal verweichlichter, im Genuſſe aufgehender Völker.

Den ſchärfſten Gegenſatz zu dieſem glanzvollen Bilde bietet ein Blick auf die heutige Bevölkerung und ihre Behauſungen. Einſtens Marmorpaläſte mit prunkhaften Bädern, jetzt elende, kaum irgendwelchen Schutz gewährende Hütten aus roh übereinander gelegten Steinen die Wohnungen der ſeßhaften Bevölkerung, oder ſchlechte, dürftige und kleine Zelte der nomadiſirenden Araber. Die ziemlich dicht bevölkerte Gegend, ſie trägt in dem Ausſehen der Wohnungen und Menſchen den Stempel der Bedrückung durch die Gewalthaber. Angeſichts der herrlichſten Baudenkmäler und verfallenen Paläſte, die nur einer geringen Ausbeſſerung bedürften, um mehreren Familien als ſolides und geſundes Obdach zu dienen, friſten die Araber ihre erbärmliche Exiſtenz und ſchleichen ſtumpfſinnig an allen dieſen Herrlichkeiten vorbei. Wie Rohlfs erzählt, verſteigt ſich höchſtens ein Thaleb oder Mederres zu der Aeußerung: „Das ſind Werke der Rumi (Chriſten), ſie ſtanden mit dem Teufel im Bunde, als ſie dieſe Schlöſſer erbauten, verflucht ſeien die Chriſten.“

Ueber Meſſalata kehren wir nach Tripoli zurück, der Weg iſt reich an romantiſchen Schönheiten und überraſchenden Fernſichten. Zahlreiche Ruinen von feſten Schlöſſern, Caſtellen, Grabmälern und Privatbauten verleihen der Gegend einerſeits eine melancholiſche Staffage, während die mit Gerſte, Weizen, Mais und Tabak bebauten Felder, die Obſtgärten voll Wein, Feigenbäumen, Johannisbrot, Oliven und Orangen den tröſtlichen Gedanken erwecken, daß zwiſchen jenen Reſten verſchwundener Geſchlechter neue Menſchen

leben und weben. Auch des wilden Pflanzenſchmuckes ermangelt die durch zahlreiche Quellen und Rinnſale bewäſſerte Berglandſchaft nicht. Am Wege ſtehen wilde Oliven oder die kleinblätterige Eiche, Tamarisken und Oleander umſäumen den Rand der Bäche, und an den Berglehnen, wo ſie nicht mit Raſen bedeckt ſind, wachſen duftende Artemiſia und andere aromatiſche Kräuter. Seitwärts von der großen Straße ſchneiden Gebirgsthäler ein, die dem Jäger einen willkommenen und ergiebigen Jagdgrund bieten. Unmaſſen von Tauben niſten in Löchern an den Abhängen der ſteilen Kalkwände, Rebhühner durcheilen die Büſche und wilde Enten beleben die einſamen Tümpel, Wüſtenfüchſe und Schakale jagen die ängſtlich in ihre Schlupfwinkel eilenden Haſen und Kaninchen.

Der Blick nach Süden wird auf der ganzen Strecke von Meſſalata bis Tripoli durch die Wände der Bondara- und Tarhonaberge, die eine durchſchnittliche Höhe von 350 Meter mit Gipfeln bis 420 Meter haben, abgeſperrt. Weite Strecken zeigen den kahlen, weißen Kalkfelſen, entblößt von jeglicher Erde, in ſeltenen Ausnahmsfällen finden ſich in einem geſchützten Wadi oder an einer Quelle Gruppen von Datteln oder Oelbäumen. Im Frühjahre hingegen grünen die Bergtriften und ſanftgeneigten Abhänge und bieten den Schaf- und Ziegenheerden reichliche Nahrung; Hahnefußarten, lebhaft gefärbte Tulpen und andere Liliengewächſe, gemiſcht mit eßbaren Zwiebeln (ein Lieblingsgericht der Nomaden), ſchmücken die Hochflächen, unter dem verſengenden Athem des Gebli verſchrumpfen und zerfallen im Sommer die letzten Spuren des Grüns, und todt, kahl, öde wird's wieder auf den Höhen.

Die zahlreichen, von den Tarhonabergen in die Küſtenebene herabreichenden Wadis zeigen überall noch die Spuren der einſtigen römiſchen Landwirthſchaft, rieſige Querwälle zur Stauung des Waſſers, Reſervoirs und Irrigationscanäle zur Berieſelung der Felder zur Zeit der Sommerdürre.

Nahezu in gleicher Entfernung wie Lebda im Oſten, liegen im Weſten von Tripoli die Ruinen von Sabratha. Ueber die Oaſe Senſur, an einem der ſchönſten Theile der Küſte von Tripoli gelegen und ihres fruchtbaren Bodens und Waſſerreichthums halber hervorzuheben, erreichen wir, abwechſelnd durch Sandebenen und Palmenpflanzungen reiſend, die Ruinen von Sabratha, der einſtigen phöniciſchen Handelscolonie und ſpäter zur Römerzeit als

Geburtsort der Flavia Domitilla, Gemalin Veſpaſian's und Mutter des Titus, ſowie einer der Biſchofsſitze im 3. Jahrhundert n. Chr. Die Zerſtörung der einſtigen Prachtbauten iſt hier gründlicher als bei Lebda geweſen, indem man heute nur wenige Mauerreſte, meiſtens nur die Spuren der Fundamente antrifft.

Von dieſem Ausfluge zurückgekehrt, gönnen wir uns noch einige Rasttage inmitten des Palmenhaines der Mſchia, und brechen dann endlich in der Morgenfrühe nach dem Innern, einem ungewiſſen Schickſale entgegen, auf. Das Wehklagen der Weiber, deren Herren und Ehegatten unſere Caravane begleiten, verſtummt endlich, der Führer und die Kameeltreiber mit dem Beladen der Kameele, die nur widerwillig unter einem eigenthümlichen unharmoniſchen Gurgeln, Brüllen und Fauchen die Bürde auf ſich nehmen, ſind fertig, gegen Oſten ſich verneigend, empfehlen ſie ihre Seele Gott, ſeinem Propheten, allen heiligen Marabuts und erflehen ihren Schutz für die Reiſe. Wir ſelbſt nehmen von dem im Sonnenglanze herrlich aufleuchtenden Spiegel des Mittelmeeres Abſchied, und nun gilt es den Blick nur nach vorwärts mehr zu richten, vor uns und zur Seite des Weges giebt es eine Fülle von Objecten, die unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. „Allah il l'Allah, ssalam ala rassul oua nebbina“ (Gott iſt der Höchſte, Heil und Frieden über unſeren Geſandten und Propheten), ertönt es in eintönigen Klängen aus dem Munde unſerer Begleiter, dazwiſchen ſchreien die Kameeltreiber ihr E—o—a! E—o—a! um die Thiere zum Ausſchreiten anzuſpornen.

Es währt nicht lange und wir ſtehen am Rande der Düne, bei einem Brunnen, wo die Waſſerſchläuche ſorgſam gefüllt werden, und nun geht es bergauf, bergab durch die breiten Dünengürtel mit beweglichen Sandhügeln. Nur mühſam bringen die Kameele durch und über den weißen, im grellen Sonnenlichte blendenden Sand. In einzelnen Einſenkungen mit Waſſerlöchern und einer Kräuterdecke ſtoßen wir auf einzelne Araber-Duars, die ihre Ziegenheerde überwachen; aus der Sandebene heraus breitet ſich vor uns eine fruchtbare, wellenförmige Ebene mit Gerſtenfeldern, der öſtliche Theil des Unterlandes „El Dſchefara“ aus, das ſich von dem halbmondförmigen Gebirgskranze im Süden von Tripoli bis zur Küſte erſtreckt. So gut das

Land auch angebaut iſt, ſo ärmlich ſind die Bewohner und ihre Zelte. An vielen Stellen iſt das Land mit dichtem Buſchwerk der Lotusſtaude (Lotus zizyphus), hier Sſodr genannt, bedeckt, die mit ihren zahlloſen Dornen, weit und tief verzweigten Wurzeln faſt unausrottbar iſt und im Tell die Verzweiflung des ackernden Coloniſten bildet. Ueber zahlreiche Wadis, im Winter reißende Wildbäche, zur übrigen Jahreszeit trockene Flußthäler und durch ſchöne Weidegründe erreichen wir am zweiten Tage den felſigen Abhang der Ghurianberge, wo wir am Rande eines Wäldchens von Olivenbäumen und bei einem Brunnen mit erträglich gutem Waſſer unſer Nachtlager aufſchlagen. Wir würden vielleicht ſelbſt noch gerne weitergekommen ſein, doch der Führer und die Kameeltreiber legen ihr Veto ein und da giebt es keine höhere Appellinſtanz. Die verhältnißmäßig kleinen Tagemärſche erklären ſich aus der Gewohnheit der Araber, die Thiere getrennt für ſich hinziehen zu laſſen, die natürlich von jeder Gelegenheit am Wege, ſich ſchmackhafte Kräuter abzuweiden, Gebrauch machen, während bei den Tuareg die Kameele eines hinter dem anderen in einer Linie, mit einer Leine verbunden ſind und dem Willen des Führers an der Spitze des Zuges folgen müſſen.

Das Abladen der Kameele, die ſich jetzt viel williger zeigen, geht raſch von ſtatten, das Zelt iſt in Kürze aufgeſchlagen, die Matten ausgebreitet, bald erquicken wir uns an einer kräftigen Mahlzeit, die eine Taſſe Kaffee beſchließt; die Diener und Kameeltreiber ſind unterdeſſen auch mit Kuskus und Galetten zufriedengeſtellt worden. Auf den bloßen Boden zwiſchen den Waarenballen ſich kauernd, den Burnus, der in ſeiner aſchgrauen Farbe die Zeit ſeiner letzten Reinigung nicht mehr erkennen läßt, feſter um ſich gezogen, ſchlafen die Wüſtenſöhne bis zum Aufbruch am nächſten Morgen, während andere, und zwar jene, welchen die Wache für die Nacht obliegt, ſich um ein gemächliches Feuer, und zwar in eine für uns ungemüthliche und erſchreckende Nähe, oder aber gar in die noch warme Aſche eines verglimmenden Feuers legen, von den Heldenthaten ihrer Vorfahren und was noch näher liegt, von uns und unſerer zu erwartenden Freigebigkeit ſich gegenſeitig unterhaltend. Für uns iſt endlich auch nach einer Runde um das Lager die Zeit der Ruhe gekommen, die ſchußbereite Waffe neben uns, dürfen wir die Schläfer bei den Kameellaſten nachahmen. Die Kameele ſind an ihren Vorderbeinen

durch ein Schloß eng aneinander gefeſſelt, um ihr Entfernen vom Lager, beſonders aber ihre Entwendung zu verhindern. Je nach dem Grade der Sicherheit der Gegend müſſen ſich natürlich auch die während der Nacht zu ergreifenden Vorſichtsmaßregeln richten.

An dieſem Lagerplatze ſind wir mit Ausnahme von Dieben vor ernſteren Bedrohungen ſicher. Die Nähe des Gebirges macht ſich in den Frühſtunden merklich fühlbar, das Zelttuch iſt naß und ſteifgefroren, das Waſſer in den Schläuchen kalt, ein luſtiges Feuer und ein Trunk heißen Kaffees oder Thees bringt uns in Bewegung. Das Zelt wird abgebrochen, Alles wieder in gehöriger Ordnung auf die Kameele geladen, deren Gurgeln und das bunt durcheinander tönende Geſchrei der Kameeltreiber in der Stille der Gegend nachhallen. Die Sonne iſt wieder in voller Majeſtät über die Hochfläche der Tarhonaberge aufgeſtiegen, die letzten Nebelſchleier in den Wadis und am Nordhorizonte zerreißend, in ihrem Lichte erglänzt der fahle Boden, über den die langen Schatten der Caravane hingleiten. Die noch hie und da matt aufflackernden Wach- und Kochfeuer hinter uns ſind die letzten Merkzeichen, daß wir hier gelagert haben. Mit friſcher Kraft geht es den Bergen zu, die wir erklimmen müſſen, um auf die Hochfläche von Ghurian zu gelangen. Der Nordabhang der Ghurianberge, denen wir zuſtreben, iſt faſt ganz kahl, nur die Formen der Berge bieten einen maleriſchen Anblick.

Die Baumloſigkeit der Tarhonaberge wird hier in den weſtlich davon gelegenen Ghurianbergen durch üppige Pflanzungen innerhalb bewäſſerter Wadis gemildert. Hier und dort durchbrechen Baſaltkegel vielfach die Kalk- und Sandſteinlager, die letzteren verleihen durch ihre abwechſelnde Färbung, vom tiefen Braun in's grelle Gelb übergehend, den zerriſſenen Thalſchluchten oft ein phantaſtiſches, wildes Colorit, von welchem das herrliche Grün der Palmen-, Orangen-, Oliven- und Feigenwälder, die dieſe Schluchten erfüllen, ſich wirkſam und dem Auge erquickend abhebt. Zu unſerer Rechten ſteigt der durch ſeine regelmäßige, coniſche Form auffallende Dſchebel Tkutt, wahrſcheinlich ein erloſchener Vulcan, bis zur Höhe von 900 Meter (der höchſte Punkt des ganzen Ghuriangebirges) empor. Der tief in den mergeligen Boden eingeſchnittene Weg ſteigt nun raſch zur ſteilen Höhe, von der Ferne wie eine zuſammenhängende Gebirgskette ausſehend, zeigt ſich eine ſteile,

zerklüftete Wand, wie Rohlfs annimmt, ehedem wahrſcheinlich die Grenze des nordafrikaniſchen Ufers. In einer engen Schlucht aufwärts klimmen die Kameele empor und erreichen ohne Unfall die Höhe und bald darauf den maleriſch und 700 Meter hoch gelegenen Kasr Ghurian, das türkiſche Caſtell, die Reſidenz des Kaids des Ghurian-Diſtrictes. An den tiefen Abgründen vorüber ſchreitet das Kameel mit derſelben Sicherheit wie das Maulthier, es geſchieht ſehr ſelten, daß ein Thier verunglückt, hingegen iſt beim Bergabreiten die äußerſte Vorſicht nöthig, denn ſich ſelbſt überlaſſen, gerathen die Thiere in's Rennen und halten nicht eher im Laufe, als in der Ebene an. Die Situation des Reiters in einem ſolchen Falle iſt keine beneidenswerthe, eigentlich eine ſehr gefährliche. Die Stöße ſind unerträglich, und wem es nicht gelingt, ſich an der nächſten günſtigen Stelle herabgleiten zu laſſen, läuft Gefahr, an die Felswand oder in den Abgrund geſchleudert zu werden. Das Feſthalten am Sattel wird bei dem ſchnellen Laufe des Reitkameels faſt unmöglich. Auch für die Laſtthiere iſt der Abſtieg ſchwierig und erfordert eigenthümliche Vorſichtsmaßregeln der Treiber. Durch die heftigen Stöße geräth die zu beiden Seiten des Höckers an den Flanken des Thieres gleich vertheilte Ladung aus dem Gleichgewicht und löst ſich los, oder was das Gefährlichſte iſt, rutſcht dem Thiere auf den Hals, worüber es wüthend vorwärts rennt, ſich die Beine bricht oder an eine Felswand anprallt. Um dies zu vermeiden, hängen ſich die Treiber an den Schwanz des Thieres, laſſen ſich nachſchleifen und hemmen ſo den Lauf desſelben.

Nördlich und weſtlich ſchweift der Blick vom Kasr Ghurian in ein tiefes Thal hinab, von Oliven-, Wein-, Feigen- und Granatpflanzungen durchzogen.

Die einzelnen Partien des Ghuriangebirges und ſeiner weſtlichen Fortſetzung, des Dſchebel Yefren, ſind reich an Thälern von hohen landſchaftlichen Reizen. Barth, der den ganzen Gebirgskranz von Lebda bis über Kasr el Dſchebel hinaus mit Overweg durchforſcht hat, entwirft uns ein anziehendes und wechſelvolles Bild. Beſonders reizend iſt der durch maſſenhaft in die Ebene vortretende Bergſporne maleriſch geſtaltete, ſchroffe Abfall des Plateau's im Wadi Ghaſſaß. Die erhabene und höchſt eigenthümliche Scenerie iſt ohne Zweifel durch die ſchöpferiſche und zugleich zerſtörende Gewalt des Waſſers

hervorgerufen, das in vorgeſchichtlichen Zeiten den Abhang herabſtürzte und noch gegenwärtig zur Zeit großer Regengüſſe als verheerender, die Ackererde herabſchwemmender Bergſtrom bis zur Oaſe Senſur und darüber in's Meer ſtürzt. Hier eine von Palmen umſtandene Quelle ſchönſten, klaren Bergwaſſers zwiſchen Felsblöcken hervorbrechend, dort wie im Thale Rumieh, ein tiefer Felsſchlund von einem ſchäumenden Quellſtrome durchrauſcht, der zahlreiche Gruppen von Palmen-, Granat-, Feigen- und Aprikoſenbäumen bewäſſert. Einſtens in der alten Berberzeit von einem rührigen und wohlhabenden Völkchen bewohnt, iſt das Gebirge jetzt die Zuflucht einer ärmlichen, in Erdhöhlen oder Steinhütten wohnenden, zum Theile arabiſchen, zum Theile jüdiſchen Bevölkerung. Auf dem ganzen Rande des Plateau's trifft der Reiſende auf zahlreiche Baudenkmäler der Römerherrſchaft und Ruinen arabiſcher Bauten aus dem 13. Jahrhundert.

Bis zur Südgrenze des Diſtricts von Ghurian, zugleich die Südgrenze des Oelbaums, ſtößt man am Wege durch das fruchtbare Land, deſſen fetter, rother Lehm die üppigſten Pflanzungen und den Anbau von Safran, Korn u. ſ. w. begünſtigt, auf zahlreiche Dörfer, über wie unter der Erde. Einige dieſer unterirdiſchen Dörfer ſind von Juden bewohnt, die hier ganz die Sitten und Gebräuche der eingebornen Gebirgsbewohner angenommen haben, während ſie ſich äußerlich durch die lichtere Hautfarbe unterſcheiden, auch an dem liſpelnden Jargon des Berberiſchen ſind ſie nebſt den Locken an den Schläfen leicht herauszufinden. Im Ganzen ſtehen ſie mit der Bevölkerung auf gutem Fuße, weil ſie als geſchickte Handwerker ihr unentbehrlich ſind und ſich namentlich mit dem Ausbeſſern der Flinten und der Erzeugung von Schmuckſachen beſchäftigen. Ihre Hütten ſind übrigens ſelbſt im Falle der Wohlhabenheit aus Furcht, von den türkiſchen Paſchas ausgeſaugt zu werden, ebenſo dürftig und elend wie die ihrer berberiſchen Mitwohner.

Durch den Paß und das Dorf Kſebah, an dem iſolirten Dſchebel Toeſche vorbei, betreten wir die Landſchaft Ghadama und damit die Grenze der eigentlichen Wüſtenlandſchaft. Im Oſten taucht der hohe Berg Bibel auf, deſſen Spitze bis Tripoli ſichtbar ſein ſoll. In den Dörfern ſtoßen wir wiederholt auf große ſteinerne, oben überwölbte oder blos mit Balken und Erde zugedeckte Ciſternen, die in der Regen- und Schneezeit (Schnee iſt im

Winter auf dieſer Hochfläche nichts Seltenes) ſich füllen und dann ſorgfältig verſchloſſen werden, da ſie im Sommer oft das einzige und jedenfalls das beſte Waſſer in weitem Umkreiſe geben.

Der Weg führt uns nun fortwährend durch eine Reihe tief eingeſchnittener Mulden und Thäler, über beſchwerliche Päſſe und zahlreiche Wadis, in denen wir als neue Erſcheinung der Pflanzenwelt den Batumbaum (Pistacia atlantica) begrüßen, auch Halfagras und Schih (Artemisia odor) treten häufiger auf. Der Lauf der Wadis zeigt uns, daß wir uns im Quellgebiete des großen Wadi Sufedjin befinden, der den größten Theil der Gewäſſer des Ghuriangebirges ſammelt und ſie zur großen Syrte führt.

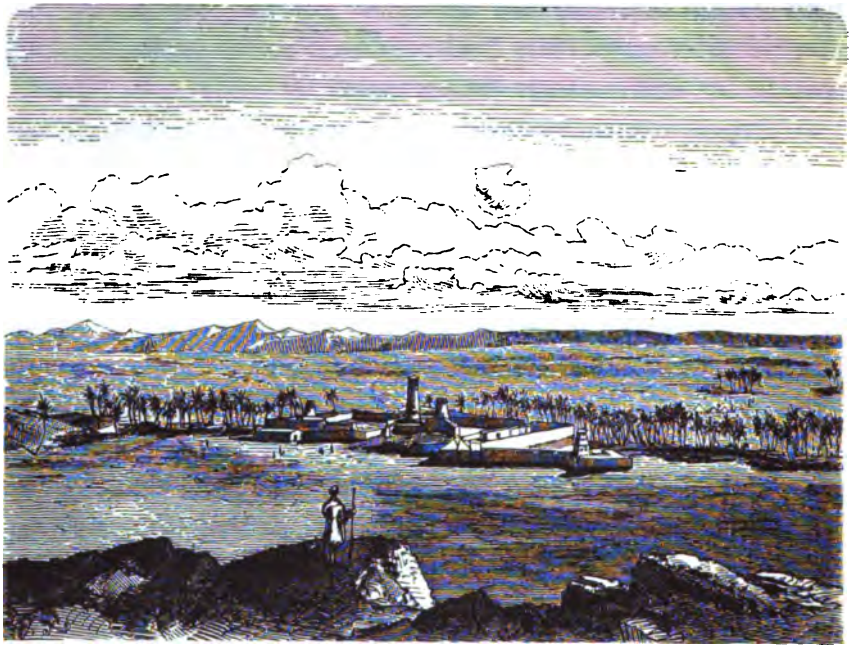
Einzelne römiſche Meilenſteine mit halbverlöſchten Inſchriften geben uns Nachricht, daß einſt eine Heerſtraße hier nach Süden, nach dem Hauptorte der Garamanten, nach dem heutigen Alt-Dſcherma führte. Die öden ſteinigen Thäler, die wir durchmeſſen oder überſchreiten, ſind durch blutige Treffen dem Volke in Erinnerung, welche hier zur Zeit des kühnen Araberhäuptlings Abd el Djelil zwiſchen den Urfilla (Bergbewohnern) und den Ulad Bu Sſaef (Beduinen der Vorwüſte) geſchlagen wurden.

Schwalben und Sperlinge, die unſere Caravane umſchwärmen, kündigen uns die Nähe einer Oaſe an, wie der Schiffer auf hohem Meer können auch wir „Land“ ausrufen. Tagelang folgen oft kleine Vögel der Caravane auf der Wanderung durch die Sahara, um die Broſamen und Speiſereſte aufzupicken und an den Tropfen eines Waſſerſchlauchs (Girba) ihren Durſt zu löſchen. Dieſe durch Hunger und Durſt erklärliche Anhänglichkeit und Zutraulichkeit giebt den Kameeltreibern zu dem Aberglauben Veranlaſſung, daß Derjenige, in deſſen Zelt oder auf deſſen Kameel ſich ein ſolcher geheiligter Vogel (Marabut) ſetze, auch ein Marabut, ein Verwandter eines Heiligen ſein und gleich Sliman (Salomon) die Sprache der Thiere verſtehen müſſe.

Eine uns entgegenkommende Sclaven-Caravane iſt ein weiterer Beweis, daß wir uns einer Oaſe nähern, aber auch der, daß entgegen allen leeren Redensarten und hohlen Verſprechungen der türkiſchen Regierung der Sclavenhandel im Lande noch immer im Schwunge ſteht und die Kaïmakams und anderen türkiſchen Beamten ſich für jeden durchgeführten Sclaven eine Kopfſteuer zahlen laſſen. Bei Tage wird der Schein des Verſprechens, den

Sclavenhandel zu unterdrücken, zur Noth erhalten, bei Nacht werden die Thore geöffnet und die Sclaven-Caravane ein- und ausgelaſſen.

Eine kurze Strecke über eine ſteinige, hammadaartige Fläche und vom Rande derſelben blicken wir hinab in das breite und fern im Oſten unter dem Horizont verſchwindende Flußthal des Wadi Sufedjin, des größten aller Thäler zwiſchen den Ghurianbergen und der Hammada, einer der fruchtbarſten



Misda (nach Barth).

Gegenden der Regentſchaft Tripoli, von den Guntaran, Sintan und Ulad Bu Sſaef bewohnt. Unter uns breitet ſich am Weſtrande einer Gruppe von beweglichen Sandhügeln die Oaſe Misda aus.

Der Anblick der Gärten, die in Folge künſtlicher Bewäſſerung außer dem nie fehlenden Gerſtenkorn, trotz des, ſeines zu großen Kalkgehaltes wegen wenig fruchtbaren Bodens, den Anbau von Zwiebeln, Tomaten, rothem Pfeffer, Kürbiſſen und Waſſermelonen erlauben, von Dattelpalmen, die leider etwas

verwahrloſt ausſehen, umrahmt, entſchädigt uns für die Anſtrengung der ſiebentägigen Reiſe.

Aus zwei getrennten Ortſchaften beſtehend, hat Misda doch nur eine Bevölkerung von circa 500 Seelen, deren Haupterwerb der Caravanenbetrieb bildet. Nach Barth iſt es wahrſcheinlich das öſtliche Muſti Kôme des Ptolemäus und eine ſehr alte Niederlaſſung der urſprünglichen Eingebornen von Nordafrika, der Berber, gegenwärtig aber haben ſich die Bewohner durch den Verkehr und die Vermiſchung mit den Arabern gänzlich arabiſirt und ihr Ruf iſt nicht der beſte geworden. In früheren Zeiten lebten die Bewohner der beiden, nur einige hundert Schritte von einander getrennten Ortſchaften in beſtändigem Kriege, der bei dem geringfügigſten Anlaß ausbrach, unter der gegenwärtigen türkiſchen Herrſchaft ſind ihre Beziehungen beſſere; die Oaſe liegt in einem Zweige des Wadi Sufedjin, das die beſten Weidegründe birgt und die Mittel zu einer guten und ausgiebigen Kameelzucht bietet, wie denn auch die Kameele des Ulad Bu Sſaef geſucht und gerühmt werden.

In Misda treffen ſich die beiden Caravanenſtraßen von Rhadames aus Weſten und von Murſuk aus Süden und darin liegt auch die Bedeutung der Oaſe Misda.

Die Eingebornen gehören ſämmtlich dem fanatiſchen Es-Senuſi-Orden an, der ſich durch ſtrenge Vorſchriften (eine Unzahl Extra-Abwaſchungen und Gebete), aber auch durch den intenſivſten Chriſtenhaß auszeichnet.

Der Bu-Djeruldi des Paſcha's von Tripoli veranlaßt auch hier, wie an den vorhergehenden Orten, wo wir mit unſerer Caravane das Lager aufſchlugen, den Kaid des Orts, uns mit einer „Diffa" (Gaſtmahl) zu bewirthen, ſowie auch für Diener und Kameele zu ſorgen, eine Aufmerkſamkeit, die unſere eigenen Vorräthe erſchreckend lichtet; die Artigkeit und die Wüſtengebräuche erheiſchen eine erhöhte Freigebigkeit in ſolchem Falle; wären wir dieſen Gegenbeweis ſchuldig geblieben, ſo hätte man uns in deutlicher Weiſe zum Teufel geſcholten. Ueberhaupt iſt es gut, nie zu ſehr auf die Gaſtfreundſchaft zu ſündigen, denn ſelbſt bei den Arabern, dem gaſtlichſten Volke der Erde, gilt das marokkaniſche Sprichwort: „Den erſten Tag iſt der Gaſt willkommen, am zweiten wird er geduldet, am dritten wünſcht man ihn zum Teufel."

Da uns kein weiteres Intereſſe an Misda feſſelt und wir auch von keinem Unfall betroffen wurden, ſetzen wir nach einem Raſttage und Füllung der Waſſerſchläuche unſere Reiſe nach Murſuk fort. Der Caravanenſtraße, die auch Barth benützte, folgend, erſteigen wir das ſüdliche Ufer des Wadi Sufedjin und damit das Plateau, welches dieſes von der Hammada trennt. Weiter im Oſten iſt der Aufſtieg zu dieſem Plateau, wie Rohlfs berichtet, weit ſchwieriger, glatte Felsplatten, vom Waſſer polirte Kalkſteinwände, im Wege liegende große und kleine Blöcke und loſes Geröll hemmen den Tritt des Kameels und erheiſchen die größte Vorſicht.

In den zahlreichen Wadis, die wir zu überſchreiten haben, geſellen ſich zu dem Batumbaum der in ganz Nordafrika verbreitete Ethelbaum und der Talhabaum oder die arabiſche Akazie, deren Stämme und Aeſte oft mit Gummiharz über und über bedeckt ſind, das aber in der Sahara nur den unzähligen Fliegenſchwärmen zugute kommt, die ſich in ihrer Nähe ſammeln; von den Arabern wird der Gummi nicht eingeſammelt, obwohl er dem des Sudans und vom Senegal wenig nachſteht.

An geſchützten Stellen iſt der Boden auch mit Domrahn und Gelgelan bedeckt, die ein ausgezeichnetes und beliebtes Kameelfutter abgeben. Der letztere Strauch, eine Conifere, hat das Eigenthümliche, daß er das Waſſer aus der Luft ſehr energiſch in ſein Zellengewebe aufſaugt; ſelbſt wenn kein Thau fällt und andere Pflanzen völlig trocken ſind, hängen Morgens die Zweige des Gelgelan voll großer Waſſertropfen. Für die Caravane ſind ſolche Weideplätze immer ein unliebſamer Aufenthalt und die Urſache zu Zänkereien mit den Kameeltreibern, die Thiere ſind natürlich ſchwer von der Lieblingsnahrung wegzubringen.

Nach zweitägigem Marſche erreichen wir nach Misda, am dritten Tage das zweitgrößte Wadi von Tripolitanien, das Wadi Semſem, das ebenſo wie Sufedjin ſich der großen Syrte zuwendet. Bei den Arabern der Umgegend ſteht das Wadi des guten Waſſers ſeiner Brunnen halber in gutem Rufe, obwohl es europäiſche Reiſende etwas braciſch finden werden.

Die Landſchaft wird bisher vielfach durch römiſche Ruinen belebt, die bald von Grabmälern, bald von Caſtells oder Denkſäulen herrühren und den Beweis liefern, daß die heute verödeten Landſchaften einſt von einer reichlichen

Vegetation bedeckt waren und eine dichtere und ſeßhafte Bevölkerung beſaßen. Viele dieſer Denkmäler und Ruinen ſind noch in leidlich gutem Zuſtande. Barth ſchreibt über dieſe Baureſte, die er eingehend beſchreibt: „Es iſt eben nicht zu verwundern, daß die faſt jeder Kunſtthätigkeit unfähigen Bewohner dieſer Gegenden ſo hoch emporſtrebende und reich geſchmückte Grabmäler der Vorzeit als Götterbilder oder Cultusſtätten der Heiden betrachten und ſie „Sſanem“ nennen. Ich ſelbſt, als ich einſam und allein in dieſem breiten, verödeten Thale (Wadi Tagidje), das gegen Oſten von der großartigen Wand des Plateau's überragt wird, dieſem wunderbaren, reichgeſchmückten, wie von Genien getragenen Denkmale gegenüberſtand, fühlte mich von einem gewiſſen unheimlichen Gefühle ergriffen. Wiederholt, während ich ſeinen kunſtvollen Zierrath in meinem Skizzenbuch zu entwerfen ſuchte, ſah ich mich gezwungen, einzuhalten und mich bedächtig nach allen Seiten umzuſehen. Aber kein menſchliches Weſen ließ ſich blicken, ja nicht einmal ein lebendes Weſen überhaupt. Und für wen baute der Römer hier ſein kunſtreiches Denkmal? Konnte er ahnen, daß es nach ſo vielen Jahrhunderten von einem Nachkommen jener Germanen, die er verachtete wie die Garamanten, der gebildeten Welt zur Bewunderung wieder vorgeführt werden möchte? Wie einſame Leuchtthürme von Macht und Bildung heben ſich dieſe Denkmäler aus der meerähnlichen Fläche der wüſten Hochebene, die augenſcheinlich die Eroberer der alten Welt nicht abzuſchrecken vermochte, als in Stein geſchriebene Urkunden einer Zeit höher entwickelten Lebens empor.“

An einem maleriſch gelegenen Lager der Urinſſa-Araber weiterziehend, erreichen wir den Brunnen Tabonieh am Nordrande der großen Hammada, wo wir Halt machen und unſer Lager aufſchlagen.

Abgeſehen von den obenerwähnten römiſchen Denkmälern und Grabmalruinen, feſſelt die Landſchaft zwiſchen Misda und dem Brunnen Tabonieh durch die mannigfaltig zerriſſene und an wildromantiſchen Stellen reiche Bodengeſtaltung, bald iſt ein beſchwerlicher Paß, der die Thäler zweier Wadis trennt, zu erklimmen, bald ſteigen wir in eine tief eingeſchnittene Mulde hinab. Die Kameeltreiber müſſen ihre größte Aufmerkſamkeit den Thieren zuwenden und ſo fehlt es dabei nie an komiſchen Epiſoden. Von den Paßhöhen aus gewinnen wir überraſchende Ausſichten über dieſen eigenthümlichen Boden.

Das felſige Hochland liegt vor uns, zerriſſen und durchbrochen von felſigen Schluchten und Klüften, ſo daß nur einzelne ſtehen gebliebene klippenartige Wände die Höhe desſelben angeben; zuweilen nehmen dieſe Wände höchſt grotteske Formen eines hohen zerklüfteten Grates mit jählings abſtürzenden Mauern an, das mit ſeinen natürlichen Zinnen einer Geiſterburg ähnelt. In der Nähe des Tabonieh-Brunnens hört der ſteinige und unwegſame Charakter der Gegend auf, hingegen erſcheint der Boden mit Salz untermiſcht und in Folge deſſen iſt die Vegetation weniger reich als in den bisher paſſirten Wadis. Oeſtlich des Brunnens von Tabonieh bei dem Orte Gharia el gharbia finden ſich die wohlerhaltenen Reſte einer römiſchen befeſtigten Station, aus mehreren Thürmen und drei Thorwegen beſtehend, deren Schlußſteine in einem Siegeskranze römiſche Inſchriften tragen, welche vermuthen laſſen, daß dieſe Befeſtigungen zur Zeit des Marcus Aurelius Severus, alſo 232 n. Chr., erbaut wurden.

Schon des Abends wußten unſere arabiſchen Begleiter, der Chabir voran, uns nicht genug die Schrecken der Hammada auszumalen, in ihren Erzählungen, die nur auf das Verſprechen einer außergewöhnlichen Gratification mahnen ſollen, kehren die verdurſtenden Fremdlinge oft wieder, und nun wir am nächſten Morgen die Abdachung des Hochlandes hinanſteigen und vor uns unabſehbar die troſtloſe, ſteinige, waſſerloſe und heißglühende Ebene liegt, ſo begreifen wir ihre Schilderungen. Die grüne Krautrinne, welche an der Abdachung des Randes der Hochfläche hinzieht, bietet durch ihre Domrahn- und Rtembüſche den Kameelen ein willkommenes Futter, die kleinen, weißlichen Blüthen der letzteren duften wie ein Gemiſch von Reſeda und Jasmin, ihre Blätter aber ſind von äußerſt bitterem Geſchmacke und das trockene Holz der Staude entwickelt beim Verbrennen einen ſtark ätzenden Rauch.

Wir ſtehen an der Schwelle der Hammada, der ſog. einen wohlbekannten, durchglühten, daher „El homrah“ genannt, und fügen gleich allen früheren Reiſenden, die je die Hammada gekreuzt, der Sitte gemäß, den zur Seite des Weges liegenden großen Steinhalden unſeren Tribut, einen Stein, hinzu. Von dieſer Pflicht jedes vom Norden kommenden Reiſenden ſchreibt ſich auch der Name dieſer Stelle Bu ſaffar (Reiſevater) her.

Wenn auch der öde und einförmige Charakter der unabſehbaren Fläche, geſteigert durch die verſengende, vom Boden reflectirte Hitze, das Ueberſchreiten

der Hammada el homrah zu keiner angenehmen Reiſe-Etape geſtaltet, ſo würde man doch fehl gehen, ſie als völlig vegetationslos ſich vorzuſtellen. Es nimmt uns Wunder, wenn wir ſtellenweiſe auf Einſenkungen ſtoßen, die durch ihre Bedeckung mit dem Grün der Domrahn- und Beggelpflanze (Anabasis articulata), beide Futterpflanzen für die Kameele, das Monotone des Bodens angenehm unterbrechen. Nicht ſelten findet man in ſolchen

Wüſten-Gazelle.

Einſenkungen Trüffeln, die eine erwünſchte Zugabe zur Abendkoſt werden. Ein kleiner grüner Ammer folgt unſerer Caravane ſeitdem wir die Hammada betraten, und ernährt ſich damit, daß er das Ungeziefer von den Füßen der Kameele aufpickt, auch Felſenſchwalben folgen uns auf dem Zuge über die ſteinige Hochfläche. Wiederholt werden wir auf feſt ausgetretene, beſtimmt verlaufende, ſchmale Pfade, die von einer Einſenkung zur anderen führen, aufmerkſam, der

Zufall begünſtigt uns am nächſten Morgen, die Erklärung dafür zu finden, denn wir erblicken in weiter Ferne ein kleines Rudel ſchlanker Gazellen hintereinander auf dieſen Pfaden dahineilend. Sie gehen auf der Hammada, die mit ſpitzen Kieſelſteinen überſäet iſt, ausſchließlich auf ſolchen ſchmalen Pfaden, die ſie ſich ſeit Jahrhunderten ſelbſt austreten. Immer einzeln, eines hinter dem anderen, bereiten ſie ſich dieſe ſteinloſen Wege, um ihre ſchlanken Füße nicht an den ſpitzen Steinen zu verletzen.

In der Vorwüſte und in den mimoſenreichen Wadis der Steppenzone, in den Alpenlandſchaften der Sahara und ſelbſt auf der Hammada kreuzt der Pfad des Menſchen ſehr oft jenen der Gazellen. Ihr ärgſter Feind iſt der Menſch, denn ihr Fleiſch iſt eine geſuchte, leckere Koſt und für einen Wüſtenreiſenden nach mehrtägigen Entbehrungen eine ambroſianiſche Speiſe; aber auch der Panther, der Löwe, der Hyänenhund, Schakal und der Todesvogel der Wüſte, der Geier, ſtellen ihr beharrlich nach. Der Anblick eines Gazellenrudels in der Wüſte iſt ſo reizend, ſo anmuthig, daß die Dichter des Orients ſeit alten Zeiten ihn mit aller Gluth ihrer Seele beſungen haben. Selbſt der Fremdling aus dem Abendlande, welcher ſie in Freiheit ſieht, muß es verſtehen, warum ſie gerade dem Wüſtenſohn, dem Morgenländer als ein ſo innig befreundetes Weſen erſcheint, denn auch über ihn kommt, wie Brehm ſich ſo treffend ausdrückt, ein Hauch jener Gluth, welche zu den feurigſten Lobliedern dieſes Thieres die Worte läuterte und die Reime flüſſig werden ließ. Das Auge, deſſen Tiefe das Herz des Beduinen erglühen und erblühen macht, vergleicht er mit jenem der Gazelle; den ſchlanken weißen Hals, um den ſich ſeine Arme ketten in trauter Liebesſtunde, weiß er nicht ſchmückender zu bezeichnen, als wenn er ihn jenem der Gazelle gleichſtellt. Der fromme Marabut und Tholba findet in der zierlichen Tochter der Wüſte ein ſinnlich wahrnehmbares Bild, um des Herzens Sehnſucht nach dem Erhabenen verſtändlich zu machen. Für die ſchönſten Reize des Weibes nach morgenländiſchem Begriffe hat der Dichter des hohen Liedes nur den einen Vergleich: ſie ſind ihm wie zwei junge Gazellenzwillinge, die unter den Roſen weiden, die Dichter der Wüſte werden nicht müde, ſie zu preiſen.

Mit unerklärlichem Eifer ſehen wir unſere Kameeltreiber eine kleine plattköpfige Eidechſe verfolgen und alle, deren ſie habhaft werden, tödten.

Der Aberglaube, das unſchuldige Thierchen vergifte durch ſeinen Hauch die Speiſen, könne dem Menſchen Ausſchläge anſpritzen und durch ſeinen Blick (Baſiliskenblick) Mißgeburten (gefleckte Kinder) der Frauen verſchulden, verleitet ſie dazu. Wie bittere Ironie nimmt ſich eine verkrüppelte Akazie (ein Talhabaum) auf dieſer öden Hochfläche aus, deren eigentliche Gefahren und Schwierigkeiten darin beſtehen, daß ſie waſſerlos, ohne Brunnen und völlig unbewohnt iſt, und der ſteinige Boden, bald aus kleinem weißen und rothen Kalkſtein und Kieſel, bald aus gelbem Feuerſtein und ſpitzem rothen Geröll, oder wieder aus rothem und ſchwarzem Sandſtein mit verſtreuten Stücken von ſchwarzem Eiſenerz beſtehend, für Menſch und Thier beſchwerlich und im höchſten Grade ermüdend iſt, wozu ſich die gänzliche Schattenloſigkeit geſellt, die den Durſt zur Pein erhöht. Ungefähr nach drei Tagemärſchen erreichen wir einen kleinen, grünen Platz, in deſſen Nähe der höchſte Punkt der Hammada, die Waſſerſcheide, in einer Höhe von 500 Meter über dem Meere liegt. Zu beiden Seiten dieſes Punktes, nach Norden und Süden etwa je einen Tagemarſch breit, hat die Hammada den Namen el homrah und bildet den ödeſten, unfruchtbarſten, obgleich weniger ſteinigen Theil der Hochfläche. Am vierten Tage lagern wir in einer tieferen Einſenkung in einem Wadi mit dichtem Gebüſch, ziehen am zweiten Tage darauf an einem ſchwarzen Bergzuge vorüber und nähern uns dem ſüdlichen Rande der Hammada, nachdem ſchon einige Zeit der Abfall des Terrains bemerkbar wurde.

Die Ausſicht vom Rande der in's Wadi Haeran ſteilabfallenden Hammada nach Süden iſt großartig, düſter und uns befremdend, man glaubt endloſe Lavahügel vor ſich zu haben, zu deren Füßen ſich Linien von gelbem Sande ausdehnen, deren helle Farbe eigenthümlich von dem ſchwarzen Geſtein abſticht. Bei näherer Unterſuchung erkennt man, daß man es mit einem röthlichgelben Sandſtein zu thun hat, den eine über zolldicke Kruſte von Brauneiſenſtein ſchalenförmig bedeckt und einhüllt. Dieſe Rinde iſt härter als das darunterliegende Geſtein und löſt ſich ſtets nur in ſeiner ganzen Dicke ab, das gelbe Geſtein damit bloßlegend. Theile dieſer ſchwarzen Schale haften den Felſen oft noch an und laſſen ſo die frühere Oberfläche derſelben erkennen. Die Ränder dieſer Schalſtücke ſind äußerſt ſcharfkantig und verwunden leicht den Fuß des Reiſenden. Solche ſchwarze Steine ſind es, die, durch den

Transport und die abwechſelnde Hitze und Kälte zerkleinert, weithin die Hammada bedecken und ihr jenen überaus troſtloſen Charakter verleihen, der nur mit einen Lavafelde zu vergleichen iſt, aber noch verſchärft wird durch die enorme und faſt ununterbrochene horizontale Ausdehnung der Fläche, ſo daß das Auge ermüdet, über die ſchwarz glänzende Ebene zu ſchweifen. Dieſer ſchwarze Sandſtein begleitet uns nun bis Rhat und ſelbſt weit hinein in die Alpenlandſchaft der Hogargebiete. Bei dieſer außerordentlichen Ausdehnung liefert das Geſtein durch ſeinen Zerfall einen großen Theil des Sandes, der, den Winden preisgegeben, nur in tiefen Mulden oder hinter Höhenzügen zur Ruhe kommt. Ueber faſt ſenkrechte Klippen ſchlängelt ſich in einer rauhen, im gewundenen Laufe tief eingeriſſenen Felſenkluft der Pfad in die mit großen Maſſen ſchwarzen Sandſteines überſäete Flugſand-Ebene des Wadi Haeran zum Brunnen El Haſſi, dem erſten Brunnen nach ſechstägigem Marſche über die Hammada. Der Abſtieg über dieſe ſüdliche Wand giebt uns Gelegenheit, die ſie bildenden Schichten zu beobachten. Von oben nach unten folgen ſich kreidiger Kalkſtein mit Quarz, gelber Mergel, brauner, gelber und weißer Sandſtein mit ſchwarzer Oberfläche, in den oberen Schichten einige Foſſilien. Der Sandſtein hat bei dem erſten Anblick das Ausſehen von Baſalt, wenn nicht der Bruch den wahren Charakter enthüllte.

Nachdem wir über eine Stunde lang in dieſer engen, von ſteilen, düſteren Wänden eingeſchloſſenen Schlucht hinabſtiegen, erweitert ſich dieſelbe zuſehends, ohne daß die Landſchaft aber von ihrem unheimlichen Ausſehen verliert; die Thalſohle iſt mit großen Blöcken ſchwarzen Sandſteines bedeckt, zwiſchen welchen wir uns mit den Kameelen mühſam hindurchwinden müſſen, wodurch unſer Zug ſich bedenklich in die Länge zieht.

Unwillkürlich erhoffen wir, durch den Anblick eines Palmenwaldes, einer Oaſe erfreut und gelabt zu werden, doch nichts von alledem, durch tiefen, loſen Sand müſſen wir uns zum Brunnen hindurcharbeiten, der das Ende aller Furcht vor Waſſermangel bedeutet und uns erlaubt, die leergewordenen Schläuche mit dem belebenden Element zu füllen.

Es iſt eben der eine wohlbekannte Brunnen auf dieſer Caravanenſtraße. Hammada und Brunnen, dieſe beiden Worte ſchließen eine ganze Welt des

afrikaniſchen Nomaden in ſich. Waſſer hat der Brunnen in Fülle, ſo daß auch die größte Kafla ſich damit verſorgen könnte, ohne daß er erſchöpft wäre, denn der Vorrath erſetzt ſich immer wieder, indem das Waſſer fortwährend aufſteigt, wie es eben die Natur eines „Haſſi“ erheiſcht. Ohne Zweifel iſt hier eine Einſenkung in der Thalebene und eine unter dem loſen Sande liegende Felſenſchicht ſammelt die Feuchtigkeit.

Dieſer Brunnen ſchließt die Hammada und den nordafrikaniſchen Saum der Sahara ab und eröffnet die Zone der Oaſen und zugleich die der Wohnſtätte der äthiopiſchen Racen.

Die öde Umgebung des Brunnens hat nichts Einladendes und deshalb beeilen wir uns am folgenden Tage, nachdem die Kamele gierig das ihnen gereichte Waſſer geſchlürft, aufzubrechen. Einem unvollendeten Gebiete der Schöpfung gleicht die von uns zu durchziehende Wüſte; anfänglich etwas ruhiger, indem ſelbſt der Boden durch das Auftreten von Granit zur Abwechslung beiträgt und die Thalſohlen mit Schih überdeckt ſind, bald aber treten wir in eine Region beweglicher Sandhügel, die von felſigen Erhebungen und Klippen durchzogen wird. An Pflanzenarmuth der Hammada el homrah nicht nachſtehend, iſt das Terrain nur dadurch nicht ſo monoton als in jener, da zahlreiche Hügel von Sandſtein die Wüſte durchziehen; meiſt ſind alle Felsabhänge bis hoch hinauf in Flugſand gehüllt, ſo daß nur die ſchwarzen Gipfel und Kanten des Geſteines daraus hervorragen.

Langſam ſteigen die Kameele die ſteilen Pfade in die Höhe, winden ſich zwiſchen den Sandhügeln durch, die gleich einer von Schneewehen begrabenen Landſchaft den Boden bis an den fernen Horizont bedecken. Unter dieſen Verhältniſſen kommen wir auch ſehr langſam vorwärts, bald ſtürzt ein Kameel, bald muß einem die Ladung abgenommen und auf ein kräftigeres Thier ein Theil verladen werden, bald iſt es wieder ein ſtörriſches Thier, das trotz aller hageldichten Prügel nicht vorwärts zu bringen iſt und die ganze Caravane zum Stillhalten im verſengenden Sonnenbrande verurtheilt, oder einer der mit Gerſte gefüllten Säcke iſt durch einen Stoß leck geworden und beſchäftigt alle Hände, den koſtbaren Inhalt zu retten, dazwiſchen ertönt das Zetergeſchrei der Treiber, ſo daß wir wirklich aufathmen, als uns am dritten Tage nach Ueberſchreitung mehrerer ſteiler Päſſe und Durchquerung tiefliegender Wadis die

Dattelpflanzungen des Wadi e Schati in bläulicher Ferne entgegenwinken. Noch eine letzte Anſtrengung, um aus der glühenden und blendenden Sandwüſte hinauszukommen, und wir gelangen an die erſten wilden Palmen, die in vereinzelten Gruppen, ganz ihrem eigenen Naturwuchſe überlaſſen, ihre Federkrone und Wedel in die Luft erheben, wie der Zufall ſie geordnet; darauf überſchreiten wir einen Gürtel nackten ſchwarzen Bodens, deſſen weißliche Salzkruſte auf große Entfernungen hin im grellen Sonnenlichte glitzert und funkelt. Auf dem Gipfel eines breiten, terraſſenförmigen Felſens erblicken wir die Stadt Ederi und ſchlagen endlich am Fuße des Felſens inmitten des Palmenhains unſer Lager auf. (Siehe Farbendruckbild III: die Oaſe Ederi.)

Eine Stadt, auf dem Gipfel eines ſteilen, terraſſenförmigen Felſenhügels gelegen, iſt in dieſem Landſtriche im Gegenſatze zur weſtlichen algeriſchen und marokkaniſchen Sahara, wo die Kſors in großer Mehrzahl auf iſolirten Bergkegeln erbaut ſind, eine ebenſo ſeltene Erſcheinung, als ihre Lage vortheilhaft iſt, ſo daß dieſe dem Orte von jeher große Wichtigkeit geben mußte, und auch die Vermuthung naheliegt, daß ſchon die Römer dieſe Burg der Garamanten erobert und ihre Bedeutung erkannt hatten. Lange Jahre wußte Ederi auch dieſe ſeine Bedeutung zu erhalten, bis die Tyrannei Abd el Djelil's, des grauſamen Häuptlings der Ulad Sliman, in den Jahren 1830—40 den unabhängigen Sinn der Bewohner beugte und brach. Die alte Stadt, welche auf dem Gipfel des Felſens lag, iſt zerſtört worden und da unter dem Drucke der gegenwärtigen ausſaugenden türkiſchen Herrſchaft Aufſtandsverſuche nicht zu fürchten ſind, hielt man die Befeſtigung für überflüſſig und verlegte das neue Dorf an den nördlichen Fuß des Hügels, woſelbſt auch einige Capellen im Rufe beſonderer Heiligkeit ſtehender Marabuts liegen. Durch die Thore des neuen Dorfes erſteigen wir die ſteilen, engen Straßen der alten Stadt, die in ihrer Anlage den Beweis für ihre ehemalige dichte Bevölkerung liefert. Der Aufſtieg wird von dem höchſten Punkte aus, der circa 60 Meter über der Sohle des Wadi e Schati liegt, durch eine überraſchende und anmuthende Ausſicht gelohnt. Ein Bild der eigenthümlichſten Gegenſätze entwickelt ſich vor unſeren Augen; hier der an ſeiner Oberfläche geſchwärzte Sandſtein, oft Hügel von bedeutender Ausdehnung bildend, dort grüne Felder mit wogenden Gerſten- und Weizenhalmen, hier

OASE EDERI.

ein großer, dichter Dattelhain, der von Gärten ſchachbrettförmig unterbrochen, ſich über weite Räume erſtreckt, dort die hohen, fahlen Sandhügel, welche das Thal im Süden begrenzen, hier der mit glitzernder Salzkruſte überzogene Boden, dort der ganze Thalgrund mit Krautwuchs bedeckt.

Die Bewohner haben ſich einen Reſt gewiſſer Wohlhabenheit erhalten und unterhalten Tauſchhandel mit den durchziehenden Caravanen, wozu ihnen die ausgedehnten und gut bewäſſerten Dattelpflanzungen und Gärten des Wadi e Schati die Producte liefern.

So anmuthig und maleriſch auch Ederi liegt, wir können nicht länger am Orte verweilen und brechen am nächſten Tage wieder auf, der Weg iſt nur eine Fortſetzung jenes, der uns in den letzten Tagen oft in eine verzweifelte Stimmung brachte, Sandhügel an Sandhügel gereiht, tiefeingeſchnittene Wadis, ſteile und beſchwerlich zu erſteigende Thalwände; zu unſerem Troſte ſtoßen wir an mehreren Stellen auf gutes, genießbares Waſſer, das im Wadi Tigidaeſa ſogar friſch iſt und uns wirklich labt. Ueberhaupt verräth ſich die Exiſtenz des Waſſers ſogleich durch einige Palmen und Talha- oder Ethelbäume, ſowie durch üppigen Krautwuchs, und es iſt ein überraſchender, fremdartiger Anblick, wenn wir zwiſchen hohen, bergartig aufſteigenden Dünen feinen, weißen Flugſandes begraben, einen Streifen, eine Gruppe von Palmen finden, einige auf dem Gipfel kleiner Hügel, von anderen in den Höhlungen begrabenen kaum noch die Krone ſichtbar. Auf der Oberfläche des Bodens ſehen wir kein Waſſer, auch kein Anzeichen eines Brunnens, aber tiefer unter dem Sande und ober der nächſtfolgenden undurchläſſigen Felsſchicht rieſelt es beſtändig durch und ernährt die Wurzeläſte der Palmen, die nach dem Sprichworte des Arabers im Meere wurzeln, während ihre Kronen in die Gluth der Hölle tauchen. Wir können manchmal die Thatſache beobachten, daß ſich dieſe grünen Einſenkungen in der Wüſte in einer beſtimmten Linie folgen, ohne daß ein zu Tage tretender Brunnen uns das Fortkommen der Vegetation erklären würde, wir finden vielmehr darin die Erklärung, daß dieſe Reihe von Einſenkungen den Lauf eines einſt offenen und waſſerführenden, gegenwärtig aber vom Sande mehrere Meter hoch bedeckten Wadi bezeichnet, es ſind dies Erſcheinungen, denen wir oft unter noch auffälligeren Verhältniſſen begegnen werden, da die Wüſte ſo recht das Terrain für unterirdiſche Waſſerläufe bildet.

Der lange und ermüdende Ritt auf dem Kameele verleitet uns, unſer Glück in einer Fußpartie zu verſuchen, doch nach kurzer Zeit beeilen wir uns, das Kameel wieder zu beſteigen, denn der Sand brennt uns mit ſeinen 60° Celſius durch das Schuhwerk; wie die Sclaven mit nackten Füßen und die Kameeltreiber mit dünnen Sandalen dieſer Hitze zu widerſtehen vermögen, ſcheint uns unbegreiflich.

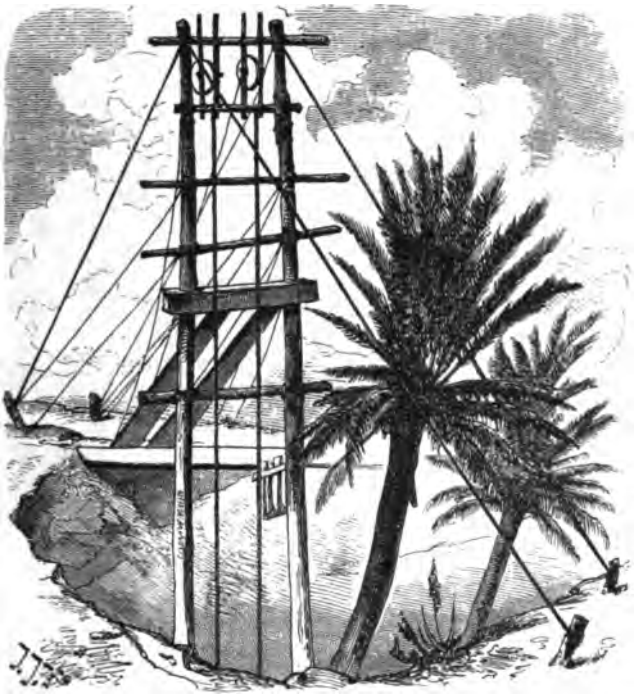
Am vierten Tage nach unſerem Aufbruche von der Oaſe Ederi tauchen am Südhorizonte vor uns ſteile und jähe Felswände auf, die den Südrand des Thales Wadi Gharbi bezeichnen und einen wunderbaren Gegenſatz zu den weißen Sandhügeln am Nordrande des Thales bilden; indem die ſchwarzen Linien des oberen Felsrandes ſich horizontal und gegen die Enden auf beiden Seiten ſchwächer werdend ausdehnen, veranlaſſen ſie das trügeriſche Bild eines Sees in weiter Ferne. Ueber den erwähnten Kranz von Sanddünen, der bis 180 Meter Höhe erreicht, ſteigen wir in das Wadi Gharbi hinab, das, auch kurzweg El Wadi genannt, den fruchtbarſten Bezirk von Feſſan bildet und einen Reichthum an guten Brunnen und Quellen, an Dattelpalmpflanzungen enthält. Die Gärten der einzelnen Dörfer produciren Weizen, Gerſte, Negerkorn und zahlreiche Gartenfrüchte, in den Palmenhainen girren Tauben und wohnt der Wiedehopf, die Bewohner beſitzen Heerden von Kameelen, Ziegen und Eſeln.

Im Oſten der Taytawüſte beginnend, zieht ſich das Wadi Gharbi in oſtnordöſtlicher Richtung in einer Länge von 240 Kilometer als Grenze zwiſchen den Dünen von Edeyen, die wir eben überſchritten, und der Hammada von Murſuk hin und heißt in ſeinem öſtlichen Theile Wadi e Scherki, d. h. das öſtliche Wadi im Gegenſatze zu Gharbi, d. i. das weſtliche. Seine Fruchtbarkeit muß in älteren Zeiten eine hervorragende geweſen ſein, wofür die Lage der alten Garamanten-Hauptſtadt Dſcherma (Garama) ein Beweis iſt.

Ungefähr in der Mitte des an der Uebergangsſtelle unſerer Caravane beiläufig 9—10 Kilometer breiten Thales zieht ſich ein Gürtel von Salzkruſten hin, der die einzelnen Palmenpflanzungen von dem eigentlichen Palmenwalde von Ugraeſe ſcheidet. In den Pflanzungen erregen die Chattara oder Ziehbrunnen, große, teichartige Brunnen, deren Fördergeſtelle aus den höchſten und mächtigſten Palmſtämmen gebaut, eine beiläufige Höhe von 20—25 Meter

erreichen, unſere Neugierde. Das Waſſer wird durch Eſel aufgezogen und in die Bewäſſerungscanäle der Felder und Gärten geleitet.

Von den Ruinen des alten Dſcherma iſt nur mehr wenig zu ſehen, einige Ueberreſte von großen, ſtarken Lehmthürmen verrathen die große Ausdehnung der ſchon lange verlaſſenen Stadt, in deren Nähe ein armſeliges, aus einigen dreißig Lehmhütten und Palmzweigzelten beſtehendes Dorf, Neu-



Waſſer-Schöpfapparat in Feſſan (nach Duveyrier).

Dſcherma liegt. Als eines der ſüdlichſten Denkzeichen der Macht des Römervolkes finden wir in einer Einbuchtung des Wadi Gharbi in geringer Entfernung der Ruinen von Alt-Dſcherma ein römiſches Grabmal. Im Wadi Gharbi nach Oſten ziehend, erreichen wir eine geeignete Stelle, um auf das Hochland von Murſuk zu gelangen, und muntern unſeren Führer auf, die Reiſe zu beſchleunigen, die uns als vorläufiges Ziel nach Murſuk

bringen ſoll. Einzelne kleine Dattelhaine in Einſenkungen abgerechnet, iſt der Charakter der Hammada von Murſuk ein öder, trauriger und wüſter, nur von den Plagen, die mit dem Ueberſchreiten der Sanddünen verbunden ſind, bleiben wir ziemlich verſchont. Am zweiten Tage nach dem Verlaſſen des Wadi

Murſuk (nach Vogel).

Gharbi, nach nahezu einmonatlicher Wüſtenreiſe, ſtehen wir vor den von Salztheilchen durchſetzten, daher flimmernden Lehmmauern von Murſuk, der Capitale Feſſans.

II.

Feſſan und ſeine Oaſen.

In gehobener Stimmung ziehen wir durch das Oſtthor und dem Dendal (der Bazarſtraße) entlang in Murſuk ein, ohne von neugierigen Negern beläſtigt zu werden, ſuchen wir das ſchützende Dach eines niederen kleinen Lehmhauſes auf, das uns zur Wohnung dienen ſoll; wie anders war der Einzug Denham's und Clapperton's, die unter größtem Pomp als erſte Europäer ihren Einzug hielten, wie Leute aus einem Märchenlande angeſtaunt und betaſtet. Seither freilich hat Murſuk den Weißen ſehr oft die Thore geöffnet und der Einzug von Europäern, die zur Zeit Barth's einen Vertreter in der Perſon des engliſchen Conſuls Gagliuffi daſelbſt hatten, erregt kein Aufſehen mehr.

Mehrtägige Raſt iſt uns dringend geboten, unſere Vorräthe bedürfen einer Ergänzung, auch die Kleidung trägt die Spuren der Wüſte, der leidige Wüſtenſand iſt ſogar, wie wir bei Unterſuchung des Chronometers bemerken, durch das Gehäuſe in das Uhrwerk eingedrungen, wohl der ſprechendſte Beweis, wie ſchwer es wird, etwas davor zu ſchützen. Allah hat uns gnädig behütet und uns wohlerhalten hierher nach der erſten großen Etapenſtation in der Sahara geführt, wir beweiſen in den Augen unſerer arabiſchen Begleitung unſere Dankbarkeit am beſten, indem wir dem Chabir und den Kameeltreibern ein reichliches Geſchenk in die Hände drücken; das Anſehen des weißen Sidi (Herrn) iſt dadurch bedeutend emporgeſchnellt.

Bis auf unſere eigenen Diener verlaſſen uns die bisherigen Begleiter und ihre Kameele, denn ſie waren nur für die eben zurückgelegte Strecke

gemiethet und kehren mit einer nächsten Kafla nach Tripoli zurück, während der Chabir nach seinem Heimatdorfe in einer Oase Fessans eilt und vom Verdienste dieser Reise seinen Palmenbesitz zu vermehren trachtet.

Obwohl die äußere Erscheinung Mursuks nicht ohne einen gewissen malerischen Zug ist, so macht sich doch, besonders bei längerem Aufenthalte, ihr außerordentlich trockener Charakter fühlbar und gestaltet das Verweilen zu einer sehr unangenehmen Ruhepause. Abgesehen von der im Sommer wirklich unerträglichen Hitze, schließt die eigenthümliche Lage der Stadt alle reinigenden Luftbewegungen aus; der nur selten (oft in Pausen von jahrelanger Dauer) von schwachem Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft stets mit Sandtheilchen, welche die Gluth der Sonnenstrahlen empfindlich vermehren, zugleich verpesten die Salzlachen am Nordrande der Stadt, in denen sich immer faulendes Wasser ansammelt, die Luft mit ungesunden, mephitischen Dünsten. Der Europäer kann der drückenden Hitze nicht anders entfliehen als in den schattenspendenden Räumen seiner Behausung, die leider zu oft durch das viele Ungeziefer, besonders zur Nachtzeit, zur Hölle wird, und da er kaum irgendwo eine ablenkende Erheiterung findet, wird er leicht verleitet es den Eingebornen nachzuthun und im übermäßigen Genusse von Palmwein (Lakbi) die Zeit zu tödten, umso eher als in diesem Genusse die Bewohner ein Präservativ gegen die Fieberluft des Ortes suchen. Selbst die Pflanzungen im Umkreise der Stadt leiden an diesem heißtrockenen Charakter. Nur an wenigen bevorzugten, von Dattelpalmen dichter beschatteten Plätzen sind Granatäpfel, Feigen und Pfirsiche angepflanzt, Gemüsearten mit Ausnahme der bei den Arabern beliebten Zwiebel selten, Milch außer kärglicher Ziegenmilch ganz unerschwinglich.

Die Stadt selbst liegt in einer Einsenkung, „Hofra", der auch der Landesname für den Stadtdistrict entspricht. Diese Einsenkung ist von einem leicht ansteigenden Sandrücken umgeben, auf dem sich die Pflanzung ausbreitet, aber ohne die geringste Symmetrie oder Spur des ordnenden menschlichen Geistes. Hier bildet sie einen schmalen Streifen, der sich weithin in die Länge zieht, dort ein isolirtes Wäldchen, und an der Südostseite der Stadt tritt die Wüste in einem tiefen Golf bis unmittelbar an die Mauern. An der Nordseite der Stadt trägt die Pflanzung den fruchtbarsten Charakter, hier sind

auch die meisten Felder, auf welchen Weizen, Gerste und etwas Gemüse mit vieler Mühe fortgebracht werden, jedoch sollen nach Rohlfs und Duveyrier, die Mursuk später als Barth, von dem diese Darstellung herrührt, besuchten, leicht alle südeuropäischen Gemüse gezogen werden können. In diesem Theile der Pflanzung liegen auch die meisten von Palmzweighütten eingeschlossenen Landhäuser der wohlhabenden Kaufleute aus Sokna, Tripoli und Rhadames.

Vor mehr als fünfhundert Jahren, gegen das Jahr 1310, fand ein Scherif aus dem Stamme der Ulad Mohamed, auf der Pilgerfahrt nach Mekka, an der Stelle des heutigen Mursuk einige Palmhütten, die Leutseligkeit und Gastlichkeit ihrer Bewohner veranlaßte ihn, hier sein Zelt aufzuschlagen, und da er ein im Rufe der Heiligkeit stehender Mann war, zog die von ihm eröffnete Schule bald eine große Zahl gelehriger Schüler an den Ort, die sich dauernd niederließen. Bald konnten seine Nachfolger dazu schreiten, ein befestigtes Reduit zu bauen, denn dem Raubgesindel der Umgebung war die Sauya ein Dorn im Auge, und so entstand die Kasbah im westlichen Theile der Stadt; um diesen Krystallisationspunkt gruppirte sich im Laufe der Zeit die heutige Stadt (nach europäischem Begriffe ein größeres Dorf, von den Märkten des ungarischen Alföld weit überflügelt) mit ihren Umwallungsmauern. Gegenwärtig bildet Mursuk ein Viereck, dessen Nord- und Südseite etwas länger sind als die West- und Ostseite; die wiederholt einer Restauration unterzogenen Mauern erreichen 7—8 Meter Höhe und sind von 20 zu 20 Meter von viereckigen Thürmen flankirt. Eine breite Straße, die einstige Herrschaft der Neger durch ihren Namen verrathend, „Dendal", führt in gerader Linie von dem Ost- zum Westthore und in sie münden alle Seitenstraßen, durch welche Mursuk in eine Anzahl von Quartieren getheilt wird, auch dadurch an die Negerdörfer des Bornureiches erinnernd und im Gegensatze zu den engen und winkeligen Gäßchen der arabischen Städte stehend. In unmittelbarer Nähe des stets von einem Militärposten bewachten Thores steht das Zollhaus, zur Zeit, als Rohlfs die Stadt besuchte, unbenützt, da außer für Sclaven kein Zoll für ein- und ausgehende Waaren erhoben wurde. Den Dendal weiter verfolgend, finden wir die Hauptwache und die Wohnung des Kaïmakams, des Gouverneurs des Kaïmakamlik Fessan, ihr schräg gegenüber das ehemalige (zur Zeit Barth's durch den englischen

Consul Gagliuffi bewohnte) Consulatsgebäude und nun folgt zu beiden Seiten der Straße eine Reihe hölzerner oder Lehmhütten — der Bazar von Mursuk. Seine Physiognomie ist eine ziemlich verschiedene von jenen der Tripoliner, vergeblich suchen wir nach den reichen Costumen der jüdischen Händler, kein weißes Gesicht ist zu sehen, dafür finden wir die dunkel oder blau verschleierten Targi, die rothhäutigen Fessaner und Tebu, Bewohner aus dem Alpenlande der Wüste Tibesti, in überwiegender Majorität vertreten, das europäische vermittelnde Element der Küstenstadt ist verschwunden, wir sind im Inneren. Hier tauschen diese Völker die Erzeugnisse des Sudans: Elfenbein, Straußenfedern, Rhinoceroshäute und Hörner, mit den Kaufleuten der Oasen von Rhat, Rhadames, Tuat, Tafilelt und Dschalo gegen europäische Waaren aus, auch Sclaven sind eine vielbegehrte Waare, sie werden aber nur in geschlossenen Höfen verhandelt, und der Muschir-Pascha in Tripoli drückt ein Auge zu, denn der Kaïmakam sendet ihm als Gegendienst jährlich eine Auswahl schöner Sudankinder, hebt aber dafür nicht nur in Mursuk, sondern im ganzen Kaïmakamlik Fessan von jedem durchgeführten Sclaven eine Kopfsteuer von 25 Francs ein, so daß jährlich eine Extra-Gratification von 80—100.000 Francs in seine Taschen fließt. Es hat auch Eile damit, denn einerseits sind die Tage der Herrlichkeit bei dem öfteren Wechsel in der Besetzung des Postens sehr kurz, ferner ist das Klima für den Fremden zu ungesund, um längere Zeit am Orte auszuhalten.

Zwischen diesen Kaufleuten bieten junge Mädchen im Alter von 10—12 Jahren, meist von goldrother Farbe, die Landesproducte, Getreide, Melonen, Eier, Hühner und Datteln, feil.

In der Nähe des Westthores mündet der Dendal auf einen freien Platz, dessen nördliche Seite die Kasbah, das Schloß, einnimmt. Trotz des Verfalles, in welchen die türkische Regierung das Schloß, die ehemalige Residenz der Sultane von Fessan, gerathen ließ, imponirt es noch äußerlich durch seine Masse, indem die Mauern nach Rohlfs mindestens 25 Meter hoch und 6 Meter dick sind. Das Innere hingegen macht den Eindruck eines riesigen, von labyrinthischen Gängen und engen Kammern durchsetzten Erdklumpens, in welchem nur der ehemalige Thronsaal, worin die feierlichen Audienzen ertheilt wurden, durch seine ansehnlichen Dimensionen hervorsticht.

An das Schloß stoßen eine von den Türken erbaute Kaserne und die Dschemma (Moschee), in welcher die Sultane ihre Gebete zu verrichten pflegten. Außerdem erhebt sich östlich von dem Platze die Hauptmoschee Mursuks. Die übrigen Häuser sind, wie bereits erwähnt, einfache, aus einem Hochparterre bestehende Lehmklumpen mit platten Dächern.

Im Osten der Stadt liegen die Friedhöfe, auf deren einem der englische Reisende Ritchie als Opfer des Klima's von Mursuk begraben liegt. Die Gräber machen sich, da die Leichen ohne Sarg, in einfaches Leinentuch eingewickelt, beerdigt werden, durch muldenförmige Vertiefungen und die als Schmuck dienenden Straußeneier und Scherben von zerbrochenem Thongeschirr bemerkbar, nur ein etwas breiterer Raum und größere Scherbenmassen unterscheiden die Grabstätten der einstigen Sultane und Tyrannen von Fessan.

Ist es selbst in den von einer seßhaften Bevölkerung bewohnten, unter europäischer Oberhoheit stehenden Gebieten Afrika's schwierig, die Zahl der Bewohner einer Provinz, Stadt ꝛc. anzugeben, so wird es in Fessan bei dem gänzlichen Mangel sicherer Anhaltspunkte noch schwieriger, eine fixe Zahl für die Einwohner anzugeben; in der Natur der Sache liegt es daher, wenn die Schätzungen der einzelnen Reisenden unter einander sehr differiren. So giebt Vogel für Mursuk 2800, Barth desgleichen, Richardson 2000, Rohlfs hingegen 8000 Einwohner an, während Duveyrier sich jeder Schätzung enthält. Ohne weit fehl zu gehen, läßt sich die Einwohnerzahl auf 5000, die Vorstädte, d. h. die Landhäuser und die Palmhütten in den Pflanzungen um Mursuk einbegriffen, abschätzen. Bei dem Charakter Mursuks als Durchgangs- und Zwischenhandels-Station der Sudan-Caravanen ist es selbstverständlich, daß die flottante Bevölkerung zuweilen diese Zahl um tausend und mehr Seelen vermehrt und Rohlfs zu der hohen Schätzung Anlaß gab. Als Sitz der Landesregierung hat Mursuk eine Besatzung von circa 500 Mann unter dem Befehle des zweithöchsten Würdenträgers, des Kolrassi, als dritter Beamter fungirt der Katab-el-mel (Finanzdirector) und als vierter der Kawasbascha (Polizeiminister), die Posten des Richters und Bürgermeisters sind durch Eingeborne besetzt, welche beide Aemter in einer Familie erblich sind.

Und nun, bevor wir uns von Mursuk trennen und für die Weiterreise die nöthigen Vorbereitungen treffen, zum Lande Fessan selbst. An Flächeninhalt

das deutſche Reich faſt übertreffend, reicht Feſſan im Norden bis Bondſchem, deſſen Mudir noch dem Kaïmakam in Murſuk unterſteht, im Weſten bezeichnen die Dünen von Edeyen und das Hochland der Aſdſcher-Tuareg, im Süden und Oſten die Tebuländer die Grenzen Feſſans. Dieſes weite Gebiet zerfällt nach ſeiner landſchaftlichen und geographiſchen Natur in zwei Regionen: wovon die eine die Oaſen, die andere Hammada und Serirflächen, ſowie die Dünenlandſchaften in ſich begreift. Dem Charakter der Hammada-Landſchaft gleicht auch jener der Serirflächen (vorzüglich im öſtlichen Theile der Sahara ſo genannt); ein blitzender und blendender Steinteppich, eine unabſehbare Moſaikfläche, mit buntfarbigen, kaum haſelnußgroßen Kieſeln dicht überſäete Ebene, in welcher das ermüdete Auge keinen Ruhepunkt findet, keinen Strauch, keine Pflanze, kein Thier erblickt, nur zuweilen ſchimmert es in der Ferne wie Waſſer, deſſen Oberfläche ſich zu kräuſeln ſcheint, doch iſt es nur Täuſchung — das Spiel einer Fata morgana. Nackte, ſteinige Berge und Sandhügel an Sandhügel gereiht, im Sonnenlichte glitzernde, ſalzauswitternde Sebchas auf der einen, anmuthige Palmenhaine und kleine Wäldchen von Talhabäumen in den waſſerloſen, trockenen Wadis, in deren Tiefe 3—4 Meter unter der Bodenfläche das ernährende Naß rieſelt, auf der anderen Seite. Drei große Haupteinſenkungen durchziehen Feſſan von Weſt nach Oſt; als erſte, wenn wir von Norden kommen, das Wadi e Schati, ſodann durch einen 10—80 Kilometer breiten Zug der großen Dünenregion Edeyen davon getrennt das Wadi Gharbi, in ſeiner öſtlichen Fortſetzung Wadi e Scherki genannt, das im Oſten der Tahtawüſte beginnend, am Fuße der Amſakberge hinziehend, eine Länge von über 350 Kilometer beſitzt, und ſüdlich dieſer Einſenkung die Hofra-Einſenkung, in der auch Murſuk in einer Seehöhe von 503 Meter liegt und die, in ihrer öſtlichen Fortſetzung Chergiya genannt, Feſſan in einer Länge von 250 Kilometer durchzieht, zahlreiche kleinere Einſenkungen, wie das Wadi Nſchua im Nordoſten von Murſuk, das Wadi Gatron im Südoſten und das von Bornemann beſuchte Wadi Wau unterbrechen die Hammadaflächen des Landes. Eigenthümlich geſtalten ſich dadurch die hydrographiſchen Verhältniſſe, indem gerade in der Dünenregion und in den von Sandhügeln durchzogenen Einſenkungen die Natur das Waſſer angeſammelt, dieſe alſo die Reſervoirs für das belebende Element bilden.

So furchtbar auch der Anblick der Dünenformation für den Reisenden scheinen mag, so ist gerade hier durchgehends in geringer Tiefe Wasser, wenn auch oft brackischer Natur, zu finden, während die wenigen Brunnen in den seichten Einsenkungen auf der Hammada erst bis zu 45 Meter Tiefe Wasser zeigen. An diese glückliche Eigenschaft des Bodens knüpft sich ja die ganze Existenz Fessans, der eigentlichen Wüstenlandschaften überhaupt. Wie vermöchten Pflanzen und Thiere, wie der Mensch zu existiren ohne diese Eigenschaft des Bodens, in einem Lande, das zu den regenärmsten der Erde gehört! Quellen mit frischem kühlenden süßen Wasser, wie jene von Ganderma in der Nähe der Oase Traghen im Osten von Mursuk sind allerdings nicht zu häufig, und die Reste alter Irrigationscanäle und Galeriebrunnen, wie sie in Fessan hie und da angetroffen werden, beweisen, daß auch in früheren Zeiten kein Ueberfluß an Wasser herrschte.

Der reiche Gehalt des Bodens an alkalischen Stoffen und Salzen ist ein markanter, an den zahlreichen salzauswitternden Flächen, wie wir solchen schon auf der Reise nach Mursuk begegneten, namentlich aber in der nördlich vom Wadi e Scherki liegenden, zwischen 180 Meter hohen Sandhügeln eingebetteten Gruppe von zehn Natronseen, ausgesprochener, die zuerst von Dr. Eduard Vogel, später von Duveyrier besucht und beschrieben wurden. Das salz- und natronhaltige Wasser quillt bei einigen aus dem Grunde empor, während andere nach längeren Dürreperioden austrocknen und von den Bewohnern als natürliche Salzlager ausgebeutet werden. Große schattenspendende Palmen und Ethelbäume umrahmen die Seen, und wunderbar, während das Wasser des Sees derart mit Salz gesättigt ist, daß es wie Syrup aussieht, fließt in einer Entfernung von 2—3 Meter vom Südufer des einen (Wurmsee genannt) eine süße Quelle zu Tage. Zuweilen ertönt unter dem Wasser eines dieser Seen ein dumpfes, einem fernhallenden Donner ähnliches Geräusch, das die Araber zu einer Fluth von Verwünschungen veranlaßt, aber in dem Absturze einer Partie der das Ufer bildenden Sanddünen seine natürliche Erklärung findet. Die Fieberkranken Fessans pilgern in großen Schaaren zu dem letztgenannten See, dessen syrupdickes Wasser heilkräftig wirken soll, Baumwollenstoffe, die in das Wasser des Sees getaucht werden, glimmen im getrockneten Zustande wie Feuerschwamm. Den Namen

„Wurmſee“ erhielt der eine dieſer Seen von einem kleinen, in ihm lebenden Inſect, das von den Feſſanern gegeſſen wird und wie Caviar ſchmecken ſoll.

In den aus der Hammada el homrah öſtlich der Route, die wir genommen, aufſteigenden ſchwarzen Bergen, den „Dſchebel es ſoda“, erreicht Feſſan ſeinen Culminationspunkt. Durch Hornemann zum erſten Male in ſeinem öſtlichen Theile, ſpäter von Lyon, Denham und Clapperton, Vogel,

Dr. Eduard Vogel.

Barth auf ſeiner Rückreiſe, Duveyrier und Beurmann in der mittleren Ausdehnung und von Rohlfs in ſeinem höchſten und weſtlichſten Theile überſchritten, zieht ſich das Soda-Gebirge in Form eines Bogens in einer Länge von über 400 Kilometer von Weſten nach Oſten, und Rohlfs glaubt in ihm den Mons-Ater des Plinius zu erkennen. In dem zuckerhutförmigen Gipfel des Dſchebel Nabet-es-Djrug erreicht das Gebirge eine Höhe von 902 Meter, nimmt aber nach Oſten ſtetig an Höhe ab, ſo daß es an der Uebergangsſtelle

Hornemann's, wo es den Namen Harrutsch el aswad führt, nur mehr 400 Meter Höhe behält. Aus der Ferne sieht das Gebirge wie von einer dunklen Wolke überschattet aus, daher der Name „schwarze Berge", sein zerrüttetes und schauererregendes Aussehen wird den einstmaligen vulcanischen Ausbrüchen zugeschrieben. Vogel vergleicht die Gegend in diesem unheimlichen, öden und wildzerklüfteten Wüstengebirge, des zertrümmerten, schlackenartigen Gesteins halber, den Landschaften im Monde, und Hornemann eine Höhle in einer engen, dunklen Schlucht mit dem Eingange zur Unterwelt. Der düstere Eindruck, den die schwarze Färbung der Steine hervorbringt, wird noch dadurch eigenthümlich verstärkt, daß in die pechschwarzen Felswände und die mit schwarzem Geröll überdeckten Abhänge häufig weiße Sandsteinlager eingefügt sind.

Die Oasen Fessans lassen sich in zwei Gruppen scheiden, in eine südliche, die dem Phazania der Römer entspricht und wozu auch Mursuk gehört, und in eine nördliche mit dem Hauptorte Sokna an der östlichen, eigentlichen Caravanenstraße von Tripoli nach Mursuk, die ihres großen Reichthums an Brunnen und Kameelfutter halber hauptsächlich frequentirt wird. Zu ihr gehören die auf der Hammada in einer Einsenkung südlich der schwarzen Berge liegende Stadt Fugha und die nördlich dieser Berge gelegenen Oasen Bondschem, Sella und Tacrift. Unser Interesse fesselt besonders durch ihren Palmenreichthum die südliche Gruppe. Einem grünenden, anmuthigen doppelten Kranze gleich, reihen sich die Oasen von Eberi, Temsaua, Unserig, Braak, Sebha, Temissa, Wau und Gatron zum äußeren, jene von Ubari, Mandra, Nschua, Zuila, Traghen und Mursuk zum inneren, gleichzeitig die Fruchtspeicher des weiten, großen Landes bezeichnend, zu welchen der Nomade zieht, wenn seine Vorräthe zur Neige gehen. Den Reichthum dieser Oasen, des ganzen Landes bilden die Dattelpalmen. Palmenwälder von der Ausdehnung und Dichtigkeit wie jene der Oase Sebha würde man, wie Rohlfs bestätigt, in keinem anderen Theile der Sahara finden. Den Fessanern gilt die Oase Traghen als die eigentliche Heimat der Palme, weil hier die meisten und vorzüglichsten Arten vorkommen. In der Güte und Qualität unterscheidet der Fessaner mehr als zweihundert Varietäten und giebt ihnen specielle Namen. Getreide wird drei- bis viermal geerntet, im Winter baut man Weizen und Gerste, in den übrigen Jahreszeiten die verschiedenen Hirse- und Dhurrah-Arten.

Die Baumwollſtaude gedeiht außerordentlich gut, Feigen- und Mandelbäume beſchatten die Gärten.

Nicht alle Oaſen ſind bewohnt und in wenigen überſteigt die Bevölkerung des Hauptortes der Oaſe die Zahl 1000, ſo daß die Geſammtbevölkerung des ganzen Landes Feſſan mit 140.000 Einwohnern eher zu hoch als zu niedrig angegeben iſt.

Bei der umfaſſenden Bedeutung der Dattelpalme, als dem Hauptreichthum des ganzen culturfähigen Landes, iſt es ſelbſtverſtändlich, daß ſowohl der Baum ſelbſt als auch ſeine jährliche Ernte von der Regierung beſteuert wird; unter geordneten Verhältniſſen würde der Ertrag dieſer Steuer, trotz ihrer mäßigen Höhe, bei einem Beſtande von mindeſtens 20—30 Millionen Bäumen, ein hübſches Einkommen der Regierung bilden, ſo iſt der Ertrag der Dattelſteuer eine unter den Beamten getheilte Beute, denn nach Tripoli und nach Stambul kommt, wie Rohlfs ſich äußert, außer Geſchenken an Sclaven und Sclavinnen nichts, im Gegentheile müſſen alle Kleidungs- und Ausrüſtungsgegenſtände und ſelbſt die Lebensmittel für die Soldaten nach Feſſan geſandt werden; der Himmel iſt eben hoch und Stambul ſehr weit.

Der größte Theil der Dattelpalmen iſt in feſtem Beſitze, doch giebt es einzelne Oaſen, deren Bäume herrenlos ſind und von den Bewohnern der nächſten Oaſe abgeerntet werden, die Ernte ſelbſt aber in ſogenannten Silos (den Getreideſpeichern der Araber) vergraben wird. Jedem Vorüberziehenden iſt es geſtattet, von dieſen Datteln, ſo lange ſie am Baume ſind, ſo viele zu pflücken und zu eſſen, als ihm beliebt, nur darf kein Vorrath mitgenommen werden.

Der Gebrauch, Vorräthe an beſtimmten Orten zu vergraben, wird auch von Caravanen beobachtet, und es gewährt wohl in kritiſchen Momenten die angenehmſte Ueberraſchung, auf ein ſolches Proviantlager zu ſtoßen — um ſo größer aber die Enttäuſchung, wenn eine Bande Wegelagerer oder eine vorausgezogene Caravane den Schatz ſchon gehoben und die Nachfolgenden das Nachſehen haben.

Das Ausſehen der Palmen iſt hier meiſtens ein von jenem an der Küſte verſchiedenes; da hier Niemand die Palmen verſchneidet, ſo iſt der Stamm

mit bis zum Boden herabhängenden Zweigen besetzt, die ihnen ein eigenthümliches, malerisches, buschartiges Aussehen geben.

Besonderer Pflege bedarf der Baum nicht, leider werden die Pflanzungen ganz vernachlässigt, der Lakbi-Erzeugung fallen viele Stämme zum Opfer und sterben ab; so darf es auch nicht verwundern, daß trotz des ergiebigen Bodens in einzelnen Oasen die Trägheit, Unwissenheit der Bewohner, die Mangelhaftigkeit aller ihrer Einrichtungen keinen Wohlstand aufkommen lassen.

Es widerspricht so ganz und gar den landläufigen Vorstellungen über das Klima der Wüste, wenn wir erfahren, daß in Fessan in den Wintermonaten December bis Februar (wohl in sehr seltenen Fällen) Schnee fällt, wie Barth berichtet; die hohe Lage der Hammada und der Umstand, daß der Boden, durch keine schützende Wolkenschicht behindert, die ganze Wärme in den Weltraum ausstrahlt, bewirken, daß in den Morgenstunden im Winter das Wasser sich mit einer Eiskruste belegt und Temperaturen von —5° Celsius vorkommen können, wie sie von Rohlfs im Jahre 1865 beobachtet wurden. Versetzen wir uns in das entgegengesetzte Extrem des Sommers, in welchem 44° Celsius im Schatten häufig sind, so können wir das Klima Fessans als ein ausgeprägt continentales bezeichnen. Nur selten erreichen, vom Südwinde getrieben, die tropischen Regen Fessan, und wenn dies geschieht, ist es immer um die meisten Wohnungen der Oasenbewohner geschehen, die aus salzhaltigen Thonklumpen erbaut, sich unter dem Regen auflösen; die Bewohner Fessans beten daher gleich jenen von Tuat und anderen Oasen der Sahara zu Gott, er möge es nicht regnen lassen.

Die Natur des Landes spiegelt sich auch in den ethnographischen Verhältnissen des Landes ab, sie theilt, entsprechend der zweifachen Form der Landschaft, die einheimische Bevölkerung in eine seßhafte und nomadisirende, unstät von Weideplatz zu Weideplatz wandernde, und drückt ihren Stempel den Gebräuchen und Sitten dieser beiden Familien auf; ihrer Abkunft nach bilden beide Familien ein buntes Völkergemisch, das durch langjährige Fehden und erbitterte, blutige Kämpfe gegenwärtig so herabgeschmolzen ist, daß selbst blühende Oasen unbewohnt bleiben.

Nicht nur hier, überall auf der Erde läßt sich die Erscheinung verfolgen, daß der Mensch, seine Lebens- und Anschauungsweise, seine Sitten

und Gebräuche, seine Culturstufe und Geschichte in gewissem Grade von der ihn umgebenden Natur abhängig sind, während aber in gemäßigteren, von der Natur freigebiger bedachten Erdstrichen, die vorzüglich auch durch ihre reiche Gliederung und Berührung mit dem sowohl trennenden als auch verbindenden Elemente, dem Meere, dem Fortschritte offen liegen, der Mensch sich mehr oder minder von diesen Einflüssen zu emancipiren verstanden hat, hat hier die Natur ihre Rechte zur vollsten Geltung gebracht und den Menschen ihren Spiegel stets vorgehalten. Dazu tritt der dem Islam eigenthümliche fatalistische Grundzug, der in diesem Erdstriche den Einfluß der umgebenden Natur verstärken mußte.

In früheren, der aus unumstößlichen Thatsachen schöpfenden Geschichtsforschung entfremdeten Zeiten war es ohne Zweifel in geringerem Maße der Fall, dafür sprechen zahlreiche Anzeichen, die der Erdboden uns aufbewahrt, als auch Racen-Verschiedenheiten der Bevölkerung.

Der Tradition nach, die durch die Ethnologie einen positiven Grund erhält, waren die Berauna die ältesten Bewohner der fessanischen Oasen, ein Volksname, unter welchem die Araber die Negervölker Bornu's und die Tebu's vereinigen. Die älteste Dynastie der Herrscher dieses Volkes ist jene von Nesur, deren Ursprung im Sudan zu suchen ist. Sie regierte in der Oase Traghen, woselbst man noch gegenwärtig die Ruinen des Sultanschlosses und das Grab des Sultans Maï-Ali findet. Vor ihnen hatten die Römer das Land im Besitz und residirten zu Garama, dem Djerma der Garamanten, die nach den geschichtlichen Daten als die ältesten Bewohner Fessans anzunehmen sind. Ob die Garamanten (von den Römern Phazanier genannt) von weißer oder schwarzer Hautfarbe waren, läßt sich vorläufig nicht definitiv aufklären, wir wissen nur, daß schon vor der Occupation Fessans durch die Römer ein heidnisches Volk das Land bewohnte, das auf einer Culturstufe stand, wie sie später von keinem nachfolgenden Volk mehr erreicht wurde, und deren Beweise wir in einigen hinterlassenen Bautenresten noch wahrnehmen können. Diese Spuren weisen darauf hin, daß das Volk über einen großen Theil der Sahara, bis Wargla, Rhadames, Insalah und im Osten bis zu den libyschen Oasen verbreitet war.

Wenn wir uns in Erinnerung halten, daß die Entfernung zwischen Traghen, dem Sitze der Berauna-Dynastie, und Djerma, der Capitale der

Garamanten, nur 130 Kilometer beträgt, wenn wir die Ruinen beider Orte und die Baumaterialien, die Form und den Charakter derselben vergleichen, die Grabstätten beider Orte aufmerksam prüfen und nicht vergessen, daß in allen Oasen Fessans noch gegenwärtig eine schwarzhäutige Bevölkerung vorherrscht, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß wir in der gegenwärtigen schwarzen Bevölkerung die Nachkommen jener Garamanten sehen, deren Identität mit den Berauna höchst wahrscheinlich ist und noch durch den Umstand erhöht wird, daß man im südlichen Fessan bei jedem Schritte auf Namen von Orten stößt, die der Kanurisprache (in Bornu gesprochen) entnommen sind. Nicht anders lassen sich die verschiedenen Felsensculpturen, die merkwürdigen Galeriebrunnen und hydraulischen Arbeiten von eigenthümlich bestimmter Construction erklären, die wir in verschiedenen Theilen der Sahara antreffen.

Die Fluth der islamitischen Völkerwanderung, welche im 7. bis 10. Jahrhunderte die Sahara überschwemmte, besiegte und entthronte auch nach jahrhundertlanger Herrschaft die Nesur-Dynastie, und zwar war es speciell der Araberstamm der Khorman, welcher die Bewohner zu Sclaven machte und sie mit grausamer Härte behandelte, die Residenz wurde nunmehr nach Fugha verlegt.

Während in der folgenden Zeit das Volk unter dem ihm aufgenöthigten Joche seufzte, zog ein Scherif aus Marokko durch das Land, auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen; ihm klagte das Volk sein Leid, und bat ihn, es zu befreien, was derselbe auch mit einer Schaar verwegener Stammesgenossen nach seiner Rückkehr von Mekka that. Dieser Scherif, der die Khorman besiegte und sie aus Fessan jagte und den das Volk aus Dankbarkeit für die Befreiung vom verhaßten Joche zu seinem Sultan wählte, hieß Sidi el Monteser-uled-Mohamed, er war der Gründer der Ulad-Mohamed-Dynastie und der Begründer der Stadt Mursuk.

Während einer fünfhundertjährigen Herrschaft war die Dynastie, den Traditionen der Fessaner nach zu urtheilen, das Glück des Landes, dessen Grenzen sich in Folge weiser Eroberungen nach und nach bis über Sokna nach Norden ausdehnten. Wie in allen Herrschergeschlechtern des Orients, traten die Folgen der Degeneration, der Verwilderung gegen das Ende der

Herrſchaft dieſer Dynaſtie darin zu Tage, daß ſich die Fälle von Brudermord häuften. Das Volk, müde der ſchwachen Regierung, die es gegen die Einfälle der Tripolitaner nicht zu ſchützen vermochte, unterwarf ſich, nachdem der Letzte der Sultane der Dynaſtie bei Traghen 1811 von El Mukni (III.), einem Unterbefehlshaber Juſſuf Paſcha's, des letzten Souverains der unabhängigen Karamanli-Dynaſtie in Tripoli, im Kampfe getödtet wurde, dem neuen Eroberer, der ſich zum Sultan von Feſſan proclamirte. Es brach nun eine entſetzliche Zeit für Feſſan herein, Gräuelthaten ſondergleichen bezeichneten die Tage ſeiner Herrſchaft, Raub, Mord und Brandſchatzung ſeine Züge, die ſich bis nach Borku und Bagirmi erſtreckten und auf denen er Tauſende von Sclaven in die Gefangenſchaft ſchleppte; die wenigen gegenwärtig noch lebenden Zeugen dieſer Herrſchaft können, wie Rohlfs berichtet, nur mit Schaudern davon erzählen. Ein Jahr nach ſeiner Thronbeſteigung fielen die Ulad Sliman in Feſſan ein und belagerten Murſuk, Mukni ſchlug jedoch mit einem ihm von Tripoli geſandten Hilfsheere die Eindringlinge und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, einige konnten ſich hinter die Mauern von Temſaua im Wadi e Schati flüchten, doch nach vierzigtägiger Belagerung wurde die Stadt erſtürmt, worauf der Sieger ſämmtliche Bewohner, Greiſe, ſchwangere Weiber und Kinder nicht ausgenommen, ermorden ließ.

Im Jahre 1831, nach zwanzigjähriger Regierung dieſes Wütherichs, bemächtigte ſich Abd-el-Djelil, der berühmte Häuptling des arabiſchen Stammes der Sliman, der Herrſchaft, das Land kam aber dadurch nur aus dem Regen in die Traufe, denn der neue Eroberer gab dem Sultan Mukni nichts an Grauſamkeit nach. Die Herrlichkeit des Araberchefs währte nicht lange, 1841 nach zehnjähriger Regierung, verlor er in einer Schlacht Leben und Thron an die Türken, die nunmehrigen Herren des Landes. Auch noch unter den erſten türkiſchen Paſchas, die hier wie in Stambul mit unbeſchränkter Willkür hauſten, waren Hinrichtungen und Grauſamkeiten an der Tagesordnung; wenn Abd-el-Djelil auf die drei Thore Murſuks abgeſchnittene Menſchenköpfe pflanzen ließ und täglich 3—4 Hinrichtungen befahl, ſo mordeten Bekir Bei und Haſſan Paſcha mehr im Geheimen, ſo mancher Einwohner verſchwand auf räthſelhafte Weiſe auf Nimmerwiederſehen, während es hieß, er ſei entflohen. Die ſeinerzeitige Inſtallation eines engliſchen Conſuls

in Murſuk und der Einfluß der übrigen Conſuln in Tripoli haben endlich dem Blutvergießen ein Ende gemacht, überdies iſt die Zahl der Bewohner ohnehin nur zu ſehr herabgeſchmolzen.

Die gegenwärtige, ſeßhafte Bevölkerung der Oaſen Feſſans gehört zum großen Theile einem Negertypus an, den Duveyrier ſub-äthiopiſch nennt, und die er als die Nachkommen der Garamanten betrachtet, zum kleinen Theile gehört

Weibliche Typen der ſub-äthiopiſchen oder garamantiſchen Race in Feſſan. (Nach einer Photographie von Duveyrier.)

ſie dem Tebuvolke, einem ſemitiſch-nigritiſchen Miſchlingsvolke, einer Familie der Aſdſcher-Tuareg (beſonders in den Oaſen weſtlich von Murſuk) und verſchiedenen Miſchlingsracen an, die aus der Accomodation und Kreuzung der islamitiſchen Eroberer mit den ſchwarzen Ureinwohnern hervorgegangen ſind. Dieſer Miſchungsproceß, der ſich von den älteſten Zeiten an überall da vollzieht, wo das weiße mit dem ſchwarzen Element zuſammentrifft, iſt auch heute

noch in Wirkung, wie wir dies in den verschiedenen Theilen der Sahara finden werden, dabei drängt sich uns die Erscheinung auf, daß in den Tiefländern und Depressionsgebieten der alten Sebchas fast ausnahmslos Schwarze und auf den Hochländern, die diese Tiefebenen umranden, Weiße wohnen. Diese Thatsache ist mehr als die Folge der Einführung der Sclavenarbeit bei den Arabern, da diese ja gleichmäßig bei den Bewohnern beider Regionen statthatte, es ist vielmehr der Ausdruck eines Naturgesetzes, wie Duveyrier es nachweist, daß das schwarze Element das weiße überall dort aus dem Felde schlug, wo das Klima des Gebietes sich jenem des Sudans annäherte, umgekehrt hat sich die weiße Race überall dort die Herrschaft erhalten, wo sie ein dem Klima der ursprünglichen Heimat analoges, d. h. fieberfreies fand; wir dürfen in diesem Processe nur den Ausdruck des allgemein giltigen Kampfes um's Dasein finden, nach welchem gleich wie im Pflanzen- und Thierreiche das lebenskräftigere Individuum das schwächere verdrängt.

Aus der Vermischung schwarzer mit weißer Race entstehen auch hin und wieder Individuen, deren Haut an einzelnen Partien des Körpers weiß, an anderen mehr oder weniger dunkel gefärbt ist. Mit den Kopfhaaren verhält es sich ähnlich; man sieht einzelne Schwarze mit langem, schlichtem, und einzelne Weiße mit krausem, wolligem Haar. Diese Erscheinungen sind unter der seßhaften Bevölkerung Fessans nicht so selten, daß sie etwas besonders Auffälliges an sich hätten.

Dem Gemisch der Bevölkerung in physischer Beziehung entspricht auch die Mannigfaltigkeit der Sprachen. Am allgemeinsten und auch von den Kindern wird das Kanuri (die Bornu-Sprache) gesprochen, ihm zunächst hört man das Arabische, sehr Viele verstehen die Tuareg-, die Teda- und Haussasprache.

Ueber den Charakter und die Eigenschaften der seßhaften Bevölkerung Fessans sind die Angaben sehr widersprechend; während Barth und Rohlfs, sowie auch Richardson die Fessaner als ein gutmüthiges und ehrliches Volk bezeichnen und die Sicherheit im Lande als eine lobenswerthe darstellen, so daß man mitten in einer Oase Werthsachen offen liegen lassen könne, ohne zu fürchten, daß sie gestohlen würden, berichten Nachtigal, v. Bary und Andere das Gegentheil, bei den sehr gemischten Elementen der Fessaner mögen beide

Theile Recht haben. Die Landestracht beſteht nach Rohlfs bei den Männern aus dem Haik oder Barakan, dem weiten Hemde (Manſuria), kurzen Hoſen, dem Fes und rothen oder gelben Pantoffeln, doch ſieht man auch häufig die dunkelblauen oder weißen Toben der Sudanvölker, wirkſam heben ſich davon die in ihren Litham und durch Riſſe ausgezackten Fellkleider gehüllten Tebu und Tuareg ab. Noch einfacher tragen ſich die Frauen, die in ihrer Jugend ziemlich üppige Formen und, da ſie meiſtens von kleiner Statur ſind, eine faſt kugelige Geſtalt haben. Ihr einziges Kleidungsſtück iſt der Barakan, den ſie rings um den Körper wickeln und feſtbinden, ſtatt der Pantoffel tragen ſie gewöhnlich aus Palmblättern geflochtene Sandalen. An Armen und Beinen tragen ſie faſt durchgehends ſchwere meſſingene, die Wohlhabenderen werthvolle, ſilberne Ringe. Das Haar, dick mit Butter beſtrichen, klebt in unzähligen Flechten, durch den Staub zu einer ſchmutzigen Kruſte verhärtet, um den Kopf. Wenn auch mitunter ſchöne Phyſiognomien unter den jungen Mädchen angetroffen werden, ſo ſind die Feſſaner im Allgemeinen keineswegs hübſch, und da ſie überdies ſehr früh altern, ſo währt die Dauer der Schönheit nicht lange; ſäugende Mütter von 12, ja ſogar 10 Jahren ſind nichts Seltenes; haben ſie einmal das Alter von 30 Jahren überſchritten, ſo bieten ſie meiſt ein abſchreckendes Bild. In ihren Sitten, die im wechſelſeitigen Verkehr der Geſchlechter äußerſt lax ſind und auch die Oaſen mit den Schattengeſtalten europäiſcher Großſtädte bevölkern, verräth ſich desgleichen ihr Negerblut. Das Volk lebt ſorglos in den Tag hinein, des Abends kauert Jung und Alt im Kreiſe und ſchaut den pantomimiſchen Tänzen der Mädchen zu, dabei wird reichlich dem Lakbi zugeſprochen.

Die türkiſche Herrſchaft macht ſich auch in dieſer Hinſicht bemerkbar. Feſſan iſt in deutlicher Decadenz begriffen, ſo wie einerſeits die Bebauung des Bodens vernachläſſigt wird, die Dörfer in Ruinen verfallen, ſo wandert der Feſſaner nach dem Sudan oder zur Küſte, wo er beſſere Lebensbedingungen zu erlangen hofft. Trotz der verhältnißmäßig guten Koſt und des beſchaulichen Lebens der in Feſſan garniſonirenden türkiſchen Soldaten, zieht es jeder Feſſaner vor, zu hungern, die Scheu vor dem Militärdienſte überwindet auch den Hunger.

Duveyrier beſuchte mehrere Orte, die bei einer Bevölkerung von 100 Seelen nicht mehr als 12 Männer beſitzen.

In Charakter, Lebensweiſe und Sitten gänzlich verſchieden von der ſeßhaften Bevölkerung der Oaſen iſt die nomadiſirende der Hammada und des Dünengebietes. Drei große arabiſche Stämme (Tribus) durchziehen mit ihren Heerden das weite, öde und culturunfähige Gebiet des Landes. Die Hotma und Megar-ha ſchlagen im Wadi e Schati, in den Dünen von Edeyen, auf der Hammada von Murſuk und im ſüdlichen Theile der Hammada el homrah ihre Zelte auf, im nördlichen Theile derſelben und in den Thälern der vulcaniſchen ſchwarzen Berge ſtreifen die Riah. Ihr tief im Weſen der Wüſte begründeter Wandertrieb wurzelt auch im Charakter des Islam, wohin der Araber ſeine Religion tragen kann, da findet er eine Heimat, er hat kein eigentliches Vaterland, keine Anhänglichkeit an die Scholle, im Gegentheile, er verachtet und verſpottet die Städter und ſeßhaften Ackerbauer, er bildet keine Nation, erkennt aber auch keine andere Nation an, für ihn giebt es nur Religionsgenoſſen oder Ungläubige.

Zwiſchen den Nomaden und der ſeßhaften Bevölkerung, insbeſondere den Bewohnern der Küſtenſtriche, beſteht eine fortwährende Eiferſucht, ein kleiner in Ränken und liſtigen Uebervortheilungen beſtehender Krieg. Die hochmüthigen Städter verſäumen keine Gelegenheit, um ihre Abneigung gegen die Nomaden (beſonders gilt dies von der berberiſchen Stadtbevölkerung dem Araber gegenüber) zu zeigen, rühmen ſich ihrer Wohlhabenheit, die ſie unter dem Zelte für unmöglich halten, werfen ihnen den geringen Grad von Civiliſation, das fortwährende Kriegführen vor, ſie ſind auch überzeugt, daß die Gebete der Nomaden Gott minder wohlgefällig ſind, da ſie weder Moſcheen noch Bäder beſitzen und in ihren von der Religion vorgeſchriebenen Waſchungen nachläſſig ſind. Woher auch das Waſſer nehmen, wo es kaum zur Stillung des Durſtes oft reicht!

Der arabiſche Nomade hingegen verachtet die Städter, nennt ſie nur Weiber und feig, dort, wo das Pulver das große Wort führen ſoll, wirft ihnen vor, an unreinen Stätten zu wohnen, die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu mißachten und ihr Leben im Nichtsthun, im Verkauf und im Betrug zu verbringen; dieſe Abneigung geht ſo weit, daß es zu den größten Seltenheiten gehört, wenn ein Nomade ſeine Tochter einem berberiſchen Städter zur Frau giebt.

Es ist selbstverständlich, daß diese gegenseitige Abneigung zuweilen in hellen Streit ausartet und jede Partei den Eindringling in ihr jeweiliges Territorium die Folgen dieses Streites bitter empfinden läßt.

Im Allgemeinen sind jedoch die nomadisirenden Araber von weit reineren Sitten als die verweichlichten Oasenbewohner und Städter, und von sprichwörtlicher Gastfreundschaft. In ihren steten Wanderzügen sehen wir noch ein Miniaturbild des großen religiösen Eroberungszuges bis zur Westküste Afrika's, der aber in späteren Jahrhunderten eine allgemeine Rückwanderung zur Folge hatte, denn überall in der ganzen nördlichen Sahara trifft man Araberstämme, welche behaupten, ihre Vorfahren hätten den Ocean gesehen; thatsächlich wohnen auch heutzutage nur mauriſche Stämme im westlichen Theile der Sahara, während die Araber nur als kleine Enclaven in der großen Masse eingeschlossen sind. Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Zeit der Völkerwanderung in Afrika bis in das 16. Jahrhundert reichte, während sie in Europa schon lange vorher ein Ziel fand. Der geringste Anlaß, ein Streit, eine blutige Fehde, einige Gebliſtürme, Enttäuschung über den Ertrag des Weidegrundes, schließlich der nothwendige Wechsel der Weide, genügt dem nomadisirenden Araber, seine Zelte aufzupacken und einen anderen Wohnsitz aufzusuchen, Allah wird ihn führen.

Ein mächtiges und unbezähmbares Freiheitsgefühl ist ein Schatz, den er sorgsam behütet und eifersüchtig bei seinen Nachkommen bewahrt, den Nomaden drückt nicht die Last der Abgaben, unter deren Wucht der Oasenbewohner verarmt, wer die Steuer von ihm einheben will, der muß sich sie erst holen und ihm auf seinen Wanderzügen nachspüren.

Ueber diese in der Wüste verstreuten Nomadenstämme hatten die Sultane von Fessan und haben selbst gegenwärtig die Türken wenig Macht, wenn aber eine so geringe Militärmacht, wie sie die Türken in Fessan halten, genügt, um das Land zu regieren, so darf nicht vergessen werden, daß die Türken als Glaubensgenossen, nicht als fremde, ungläubige Bedrücker und Feinde angesehen werden.

Sich überhaupt den möglichsten Grad von Unabhängigkeit zu erhalten, ist unter jeder Regierung das Streben dieser Stämme. Besser als eine wortreiche Beschreibung wird das folgende Gedicht den Nomaden charakterisiren.

In weiter Eb'ne hauſet der arabiſche Nomade,
Nichts unterbricht um ihn das tiefe Schweigen
Als der Kameele laut Gebrüll bei Tag,
Bei Nacht der Schrei des Schakals und der Todesvogel.
Sein Haus iſt ein Stück Zeug wohl ausgeſpannt
Und mit Gebein befeſtigt in dem Sand.
Erkrankt er, iſt Heilmittel ihm — Bewegung,
Will er ſich ſelbſt bewirthen und die Gäſte,
Jagt er vorerſt den Strauß und die Gazelle.
Die Gräſer, die Gott wachſen läßt im Feld,
Sie dienen ſeinem Vieh zur Weide,
Bei ihm im Zelte weilt ſein treuer Hund,
Der ihm es anzeigt, wenn ein Dieb ſich naht;
Er hat ſein Weib, deß ganzer Schmuck beſteht
Aus Münzen, die zum Halsband ſind gereiht,
Gewürznäglein und Perlen der Koralle.
Er kennt nicht anderen Wohlgeruch als Theer
Und biſamduftenden Gazellenkoth.
Und doch iſt glücklich dieſer Muſelman,
Er preiſt ſein Schickſal, ſegnet ſeinen Schöpfer.
Die Sonne iſt der Herd, der mich erwärmt,
Das Licht des Mondes meine Fackel.
Der Erde Gräſer ſind mein ganzer Reichthum,
Die Milch meiner Kameele iſt mir Nahrung
Und Kleidung mir die Wolle meiner Schafe;
Ich ſchlafe, wo die Nacht mich überraſcht.
Zuſammenſtürzen kann mir nicht das Haus,
Geborgen bin ich vor des Sultans Laune,
Der Kinder Launen haben die Sultane
Und Löwenklauen doch; mißtrauet ihnen!
Ich bin der Vogel, deſſen Spur kaum ſichtbar,
Er ſorgt auf ſeinem Flug für Vorrath nicht,
Er ſäet nicht, er erntet nicht:
Gott ſpendet, was zum Leben er gebraucht.

Damit nehmen wir von Feſſan Abſchied, es gilt jetzt die Vorbereitungen zur Reiſe in das Tuaregland zu treffen, und dieſelben erheiſchen die vollſte Umſicht, denn es heißt ſich vorher das ſichere Geleit eines verläßlichen Tuaregchefs zu erkaufen und überhaupt unſere Begleitung unter den Tuaregs zu wählen. Die Beſchaffung der Kameele, die Ergänzung des Proviants ſtößt nicht mehr auf ſo große uns unbekannte Schwierigkeiten, wichtiger als die rein materielle Seite der Reiſe iſt die Sicherung des Geleits bis Rhat. Wir gehen einem bisher nur an ſeinen äußerſten Marken bekannten Lande

entgegen, über deſſen Bewohner wir wohl durch Duveyrier, der auch unſer Führer für die nächſte Zeit bleiben wird, eingehende Nachrichten haben, die ſich auch als richtig erweiſen werden. Die immerwährenden Fehden und Razzias unter den einzelnen Stämmen haben aber bisher die Möglichkeit ausgeſchloſſen, ſicher in's Land zu bringen, um das Geheimniß des Inneren aufzudecken, bisher wäre es immer ein von vorneherein mit eminenter Todesgefahr verbundenes Unternehmen geweſen, auch nur den Verſuch des Eindringens zu machen; daß er gemacht wurde, verdanken wir einem Duveyrier, Rohlfs, Soleillet, Say und dem jüngſten Opfer der Erforſchung Afrika's, v. Bary, Allen aber boten die kriegeriſchen Verwicklungen oder die offene Weigerung der Grenzbewohner, den Durchlaß zu gewähren, eine unüberſteigliche Schranke, auch wir werden nur den nordöſtlichen und nördlichen und ſpäter den ſüdöſtlichen, ſowie ſüdweſtlichen Theil direct kennen lernen, doch wird unſer Führer uns einen weiteren Einblick in das intereſſante und höchſte Berg- und Alpenland der Sahara eröffnen.

III.

Von Murſuk nach Rhat.

Zwei verſchiedene Caravanenſtraßen führen von Murſuk nach Rhat; bis zum Wadi Nſchurra identiſch, trennen ſich beide in der Oaſe Tiggerode, die ſüdliche, welche Barth, Overweg und Richardſon 1850 gewählt, folgt dieſem Wadi nach Weſten, die zweite überſchreitet die Hammada von Murſuk und erreicht die Oaſe Ubari, um von hier im Wadi Gharbi an's Ziel nach Rhat zu gelangen. Wir wählen die erſtere und kürzere. An iſolirten Palmenpflanzungen vorüber führt uns der Weg über eine öde Ebene mit dicker Salzkruſte überzogen, nach Tiggerode, einem Dorfe der Tinhlkum-Tuareg, deren Zeltlager über die ganze Hammada von Murſuk zerſtreut ſind. Von einer dichten Gruppe Dattelpalmen umgeben, zwiſchen welchen zahlloſe Ethelbüſche das Unterholz des Wäldchens bilden, bietet das Dorf mit ſeinen verfallenen Lehmhütten von der offenen Thalebene aus geſehen einen intereſſanten Anblick. Im Schatten dieſes Wäldchens, das von dem Girren einer Tauben-Colonie widerhallt, ſchlagen wir unſer Lager auf, nach der drückenden Tageshitze erquicken wir uns an dem ſchönen Abende, und auf einer Matte ausgeſtreckt vergeſſen wir die Mühen der bisherigen Reiſe; vom prachtvollſten Mondlichte umfloſſen, liegt phantaſtiſch, von dem Palmenwäldchen gehoben, die Landſchaft vor uns. Die Stille des Abends unterbricht nur der Gebetchor der Tinhlkums, der im tonreichen Gefälle, oft mit dem langgezogenen Laute „hu“, „hu“ begleitet, bald zu mächtiger Fülle anſchwillt, dann wieder zu einem melancholiſchen, geiſterhaften Ton ſich ſenkt und in ascetiſcher Weiſe ſich in die Länge zieht. Am nächſten Morgen brechen wir, durch einige Ortsinſaſſen mit

ihren Kameelen an Zahl verſtärkt, wieder auf, und erreichen bald den Brunnen Scharba, der uns die Ermordung des unglücklichen Fräuleins Alexandrine Tinné in Erinnerung ruft. Kaum eine Tagereiſe weſtlich des Brunnens, im Wadi Aberdſchudſch wurde ſie das Opfer unbezähmbarer Raubgier.

Auf den Vertrag Frankreichs mit den Tuaregchefs der Aſdſcher zu Rhadames vertrauend und nachdem ſie noch durch reichliche Geſchenke in

Fräulein Alexandrine Tinné.

klingendem Golde die Abgeſandten des Chefs Ikhenuckhen, denen das ſichere Geleite der Reiſenden nach Rhat obliegen ſollte, befriedigte, brach ſie mit einer ſelbſtſtändig ausgerüſteten Caravane und einem ganzen Troß von Bedienten von Murſuk auf. Zu der Caravane geſellte ſich bald eine Bande von ſechs Arabern und acht Tuareg und wollte ſich dem Weitermarſche der Caravane widerſetzen, doch kam es zu einem Vergleich, in Folge deſſen dieſe Bande die

Reiſende begleitete. Am 1. Auguſt 1869 ſoll es angeblich zwiſchen den Arabern und Tuareg zu einem Streit gekommen ſein, bei welcher Gelegenheit ſich die Araber der Waffen der Dienerſchaft bemächtigten, um ſich vor den angreifenden Tuareg zu ſchützen. Fräulein Tinné warf ſich mit ihren beiden weißen Begleitern, zwei holländiſchen Matroſen, zwiſchen die Streitenden, doch im Augenblicke war einer derſelben niedergeſtochen und ein Tuareg hieb der Reiſenden die ausgeſtreckte rechte Hand ab, während ein Araber ſie durch einen Schuß in die Bruſt tödtete. Daß der Streit nur eine Finte, der Plan zur Ermordung und Beraubung der Reiſenden von Arabern und Tuareg gemeinſam gefaßt war, bewies die Thatſache, daß die Beute, das Gepäck der Reiſenden, unter beide vertheilt wurde, die Mörder aber blieben bei der Ohnmacht der türkiſchen Regierung unbehelligt im Genuſſe ihres Raubes. Fräulein Tinné und ihre beiden holländiſchen Begleiter wurden zu Birguig begraben.

Die bisher meiſtens öde Gegend gewinnt nun an Abwechslung, kleine Palmengruppen, langgezogene Linien von Ethelbüſchen und Talhabäumen unterbrechen die hier und dort zu beiden Seiten des Weges aufſteigenden Sandhügel, zahlreiche Wadis, in denen reicher Krautwuchs, nicht minder wie die zerriſſenen Thalwände dafür ſprechen, daß zuweilen reißende Regenſtröme die Landſchaft durcheilen, um nach kurzem Laufe im Sande zu erſterben, durchqueren meiſt in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt die Hammada, die hier einen weit mannigfaltigeren Anblick als die „el homrah“ benannte bietet und nur ſtellenweiſe ihren charakteriſtiſchen Kieſelteppich aufweiſt; auch beginnen wir, indem wir den Brunnen verlaſſen, allmälig auf die Höhe der Hammada von Murſuk wieder emporzuſteigen, nachdem wir bisher um nahezu 120 Meter von der Seehöhe Murſuks herabgeſtiegen ſind. Im Norden ſäumt die Amſak-Kette den Horizont ein, während nach Weſten die einzelnen Erhebungen des Plateau's, das wir betreten haben, den Fernblick abſchließen.

Unſere Caravane bietet eine eigenthümliche Phyſiognomie; anſtatt daß, wie auf unſerem Zuge nach Murſuk, die Kameele nach Belieben einzeln ihres Weges ziehen und mit Mühe von den ſich allfällig bietenden Weideplätzen ohne größeren Aufenthalt fortzubringen ſind, erblickt jetzt unſer Auge die Kameele eines an das andere gebunden, in einer Reihe von einem einzigen

Mann geführt, im gleichmäßigen Gange ohne Halt und Unterbrechung fortſchreiten. Dieſer Gebrauch der Tuareg iſt, ſo unbequem er den Thieren ſein mag, für den Reiſenden eine weſentliche Erleichterung und erſpart ihm viele Anläſſe zu Meinungsverſchiedenheiten mit den Kameeltreibern. Wir ſind nicht ſo ſehr an die Ueberwachung des Ganzen gebunden und können auf einem hohen und wacker ausgreifenden Meheri während des Marſches der ganzen Caravane das Land zur Seite des Weges näher kennen lernen, einzelne uns befremdende Formen und Objecte in Augenſchein nehmen. Auch in anderer Hinſicht hat ſich die Phyſiognomie unſeres Zuges verändert; während früher unter den arabiſchen Begleitern und der Dienerſchaft die Converſation kaum auf einige Zeit unterbrochen war, vor Allem die bewaffneten Geleitsmänner, die Tſchautſchen, ihr Möglichſtes in dieſer Hinſicht leiſteten, herrſcht jetzt eine uns befremdende Ruhe, unſere dicht verſchleierte Tuareg-Begleitung, theils zu Fuß oder auf dem gerühmten Meheri, hüllt ſich in tiefes Schweigen, wir verſpüren auch durchaus keine Luſt, mit dieſen unheimlich ausſehenden Geſellen ein intimes Geſpräch anzuknüpfen, und der Verkehr durch den Dolmetſch beſchränkt ſich auf das Nothwendige; der ganze Zug erhält dadurch einen eigenthümlichen Ernſt, der auch der Natur entſpricht, die uns umgiebt.

Abweichend von den Arabern, legen dieſe Tuareg-Führer den ganzen Tagesmarſch ohne Unterbrechung zurück, am Lagerplatz, der wo möglich in der Nähe eines krautreichen Weideplatzes gewählt wird, angelangt, laſſen die Tuareg die Kameele frei auslaufen, wodurch am nächſten Tage der Aufbruch oft ſehr verzögert wird.

Für das Leben in der Sahara iſt das Meheri durch ſeine Dienſte, die es dem Menſchen leiſtet, von zu großer Wichtigkeit, um hier nicht Einiges über ſeine näheren Eigenſchaften und ſeine Erziehung zu ſagen, wir werden noch vielfach Gelegenheit finden, das Thier zu bewundern. Viel ſchlanker in allen Formen als das gewöhnliche Kameel, hat es die biegſame, weiche Geſtalt des Straußes, die zierlichen Ohren der Gazelle, den eingezogenen ſchmalen Leib des Windhundes, ſeine Augen ſchwarz und hervorragend, ſeine Lippen lang und das Gebiß verbergend, der Höcker klein, hingegen die Bruſt ſtark entwickelt, die Beine abwärts des Knies ſchmal und ſchlank, zeigen

oberhalb desſelben bis zum Rumpfe beſonders kräftige Sehnen und Muskeln, die Ballen ſeiner Füße ſind ſchmäler als jene des gewöhnlichen Kameels und nicht ſchwulſtig, die Mähne ſpärlich, der Schweif ſehr kurz, die Haare ſind ſehr fein, von blaßfalber Farbe, ſich jener des heimatlichen Bodens nähernd, der es ernährt. Seine Ueberlegenheit im Ertragen von Hunger, Durſt und Strapazen über das Dſchemel (gewöhnliches Laſtkameel) kennen wir bereits. Auf den Raubzügen (Razzia) der Tuareg wird es nie mit Gerſte gefüttert, iſt hingegen das heimatliche Zeltlager wieder erreicht, ſo wird es mit Kameelmilch, in der zerſtoßene Datteln weichen, gefüttert und erfriſcht. Während das Dſchemel, verwundet oder erſchreckt, ein unerträgliches Gurgeln und Geheul ausſtößt, iſt das Meheri geduldiger und muthiger und verräth nie durch ſein Wehklagen dem Feinde den Hinterhalt des eigenen Herrn, es iſt unter den Kameelen das, was der Edle unter den Dienern, wie ſich der Tuareg ausdrückt.

Die größte Sorgfalt wird auf die Erziehung des Meheri verwendet, es iſt dem Tuareg nicht gleichgiltig, aus welcher Kreuzung das junge Thier hervorgeht, wie beim Racenpferde kennt und behütet man die durch Baſtarde unbefleckte Genealogie eines vorzüglichen Meheri. Nach zwölf Monaten bringt die Stute (tasaghârt im Tefinagh oder in der Tuaregſprache) ein Junges zur Welt. Kaum geboren, wird das junge Meheri (Aura, wenn es ein Männchen, Taurâït, wenn es ein Weibchen, genannt) mit einem breiten Gürtel bedacht, der um den Leib gezogen, deſſen Entwicklung beſchränken ſoll, nach acht Tagen jedoch wieder entfernt wird; das junge Meheri iſt nun für die nächſten Monate ein Zeltgenoſſe, ein Spielzeug der Kinder, es lernt im Herrn ſeinen Freund kennen, gewöhnt ſich an ihn und entwickelt den Inſtinct der Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit. Im Frühjahre wird es geſchoren, bei welcher Gelegenheit es wieder den Namen wechſelt. Dieſer Wechſel des Namens erſtreckt ſich nicht nur auf die beiden Geſchlechter, ſondern nach jedem zurückgelegten Jahre erhält es einen neuen Namen, die im gewiſſen Zuſammenhange mit der zunehmenden Leiſtungs- und Tragfähigkeit ſtehen und für deren Bemeſſung in der Sahara beſtimmte Sprichwörter gang und gäbe ſind. In ungebundener Freiheit wächſt das junge Meheri auf, der Mutter nach Belieben folgend und bis zum erreichten erſten Jahre ſäugend.

Am Tage der Entwöhnung vom Säugen wird dem Thiere ein Naſenflügel mit einem ſpitzen Holze durchbohrt und dasſelbe darin gelaſſen und dadurch das Thier an das Aufſuchen vegetabiliſcher Nahrung gewöhnt. Im zweiten Frühjahre wird es nochmals geſchoren und nach zurückgelegtem zweiten Jahre beginnt ſeine eigentliche Erziehung, die Dreſſur. Es wird vor Allem daran gewöhnt, auf den Ruf des Herrn zu folgen, nach dieſem ſeine Bewegungen zu regeln und ſtille zu ſtehen; dieſe Periode der Dreſſur erreicht erſt dann ihren Abſchluß, wenn das Thier einen vollen Tag auf dem ihm angewieſenen Platze ruhig aushält. In der Folge wird durch den rechten Naſenflügel ein eiſerner Ring gezogen, den das Thier bis zum Ende behält und durch welchen der Zügel aus Kameelhaut läuft, zugleich wird das Thier an das Tragen des Sattels gewöhnt. Der ſchwierigſte Theil der Dreſſur beginnt nun, indem das Thier auf den Ruf des Reiters ſich niederknien und wieder aufſtehen lernen muß und weiters ſeine Ausdauer im Laufe, ſeine höchſt erreichbare Geſchwindigkeit den härteſten Proben und Uebungen unterworfen wird. Endlich ganz ſeinem Berufe gewachſen, als Reit- wie als Streitthier gleich brauchbar, iſt es der Stolz und der Reichthum des Beſitzers; von der Schnelligkeit des Meheri hängt es oft ab, unter dem Schutze der Nacht dem Feinde zu entkommen oder den Räuber der Habe einzuholen. Bei dem Mangel an Pferden im Tuareg-Lande wird das Meheri zum Schlachtroß; auf ihm mit der Sicherheit des gewandten Reiters, mit unterſchlagenen Beinen ſitzend und an die hohe Rückenlehne des Sattels gelehnt (Steigbügel hat der Kameelſattel keine), ſtürmt der Targi, den todbringenden Speer in den Lüften ſchwingend (Feuerwaffen verſchmäht er als unehrliche und heimtückiſche Kriegsmittel), auf ſeinen Gegner los, durcheilt in ſternheller Nacht zur Rheſſi die weite Sandebene, welche das feindliche Zeltlager von der Heimat ſcheidet.

Lebendig und todt iſt das Meheri der Reichthum ſeines Beſitzers, lebend folgt es ihm auf friedlichen Handels- und verwegenen Kriegszügen und erträgt, da es Gott ohne Galle geſchaffen (nach der Tradition der Araber), alle Strapazen ohne Murren; aus ſeinem Haare iſt das Zelt gefertigt, das den Herrn vor der Hitze des Tages und der Kühle der Nacht ſchützt, iſt ſein Burnus gewoben, den er trägt und der ihn wärmt, ebenſo der Teppich,

auf dem der reiche Scheikh ſeine Glieder ſtreckt, die Milch der Stute nährt Reich und Arm, erhöht den Wohlgeſchmack der Dattel, iſt eine Quelle, die nie verſiegt; todt bietet ſein Fleiſch dem Beſitzer Nahrung, der Höcker ſogar iſt die Krone der Diffa (des Gaſtmahls), die Haut giebt Schläuche, aus denen weder der Wind noch die Sonne das Waſſer trinkt (nach arabiſcher Sprachweiſe), giebt Sandalen, die vor dem Biſſe der gehörnten Viper und

Ein Targi.

den Brandwunden des heißen Sandes ſchützen (der heiße Sand erzeugt förmliche Brandblaſen an den nackten Füßen), der Haare entblößt und naß über die Sättel geſpannt, hält es die Theile desſelben feſt zuſammen und verleiht ihm die größte Dauerhaftigkeit.

Kehren wir nun zur Reiſe zurück. Im Süden erglänzt die Ruine des Kaſr Scharba, in den früheren Kämpfen der Tebu und Feſſaner ein

vielumſtrittener Poſten, bald verſchwindet ſie unſerem Auge, durch die an Höhe ſtetig zunehmenden Thalwände des Wadi Aberdſchudſch verdeckt, wir überſchreiten mehrere Wadis, alle mit reichem Krautwuchs bedeckt und von Gruppen von Talhabäumen durchzogen, und erreichen den nächſten Lagerplatz im Wadi Teliſſarhe. Der natürliche Charakter des Wadi gewinnt an Intereſſe, wenn wir die von Barth beſchriebenen merkwürdigen Sculpturen in den ſteilen Sandſteinwänden des Thales beobachten. Es ſind nicht Kritzeleien, ſondern Zeichnungen einer ruhigen und feſten Hand, die in ſolcher Arbeit wohlgeübt ſein mußte und die von Barth wie von Duveyrier den Ureinwohnern des Landes, den Garamanten, zugeſchrieben werden. Eine dieſer Sculpturen ſtellt nach Barth eine Kampfesſcene zwiſchen dem garamantiſchen Apollo und Hermes dar, die um den Beſitz der libyſchen Gottheit Urania (hier unter dem Bilde einer Kuh) ſtreiten. Andere Sculpturen zeigen Rinderheerden abgebildet, vergeblich aber würde man ein Kameel ſuchen, ein Beweis, daß zu jener Zeit das Rind noch als Laſtthier in der Sahara diente. Viel ſpäteren Zeiten gehören zahlreiche Tefinagh-Inſchriften an, die man an den Thalwänden erblickt. Ein weiterer Gegenſtand der Verwunderung ſind die regelmäßig angelegten Steinkreiſe oder Ringe, welche gleich jenen in anderen Theilen Nordafrika's gefundenen wahrſcheinlich in enger Beziehung zum Gottesdienſt der Ureinwohner des Landes, als Opferſtätte, dienten.

Unſer nächſter Tagemarſch führt uns durch ein ungeordnetes Gewirr von Einſenkungen und Ebenen zwiſchen dem Plateau, welches ſelbſt höchſt impoſante Vorgebirge und gänzlich iſolirte Strebewände bildet. Wir ſteigen in einer Art breiten und offenen Thalfläche aufwärts, der Abhang des Plateau's, der aus regelmäßigen Schichten beſteht, deren oberſte gleich den Mauern eines ſteilen Bergſchloſſes jähe Abgründe bildet, während die unteren ſich allmäliger abdachen, bietet uns einen pittoresken Anblick. Immer höher ſteigend, erreichen wir den Rand eines Paſſes, die vollkommene Waſſerſcheide, das Terrain ſenkt ſich in unbemerkbar ineinander übergehenden Stufen nach Oſten bis zum Brunnen Scharba, während es nach Weſten einen höchſt intereſſanten, tief eingeriſſenen Abzugscanal gegen die ebene Tayta-Wüſte bildet. Die höhere Ebene, welche den Paß noch um 100 Meter überragt, ſcheint an dieſer Stelle eine beträchtliche Einſenkung zu haben, in welcher ſich

zu Zeiten anſehnliche Waſſermaſſen ſammeln; nur dadurch läßt ſich ein ſo merkwürdig ausgeſchnittener Abfluß erklären. Die ganze Paſſage bis in die um 200 Meter tiefere Ebene der Tayta-Wüſte iſt reich an wildromantiſchen Reizen, der Paß iſt ſtellenweiſe auf 2 Meter Breite eingeengt, von 30 Meter hohen Steilwänden eingeſchloſſen und ſchlängelt ſich in zahlreichen Windungen, welche die unverkennbaren Spuren der enormen Gewalt herabſtürzender Waſſermaſſen zeigen, zur Ebene hinab. Auf der weiten, nach Norden ganz offenen Ebene angelangt, gewinnen wir einen großartigen Ueberblick auf die hohen, jähen Felswände des Hochlandes, die in langgeſtreckten Vorgebirgen weit in die Ebene hinausreichen.

Die kahle, ſteinige, von Sandſtreifen durchzogene Ebene bietet nicht das geringſte grüne Weideflеckchen und nöthigt uns, obwohl ſchon der Tag zur Neige geht, unſeren Marſch fortzuſetzen, bis wir in ſpäter Nachtſtunde das Lager erreichen.

Das Bild einer in mondheller Wüſtennacht einherziehenden Caravane iſt ein ſo feſſelndes, ſo reich an eigenthümlichen, ungeahnten Reizen, daß es ſich im Gedächtniß jedes Reiſenden in der Sahara tief einprägen wird. Ein tiefazurblauer Himmel ſpannt ſich über die ſchwachgewellte, ſandige Ebene, die ſcheinbar unermeßlich in den duftigen Schleier des Horizonts übergeht. Das Blau des Himmels iſt von einer Intenſität, für die der Nordländer keine Vorſtellung hat, die Atmoſphäre von einer Klarheit und Durchſichtigkeit, von einer Dampfarmuth, die unſer Staunen erregt. Wie helles Gold und Silber fluthet das faſt blendende Mondlicht über den Sand- und Kieſelteppich der Ebene, matt glänzen die ſcharfen Ränder der Kieſel, die bleichen, am Wege liegenden Gebeine todter Kameele, der Boden ſcheint Leben zu bekommen, das zu Stein gewordene graugelbe Wellenmeer in Bewegung zu kommen; die kühle, friſche Nachtluft begierig durch die Nüſtern ſchlürfend, zieht die lange Reihe ſchwerbeladener Kameele, uns den klugen Blick zuwendend, an uns vorüber, ihre ſcharfbegrenzten dunklen Schatten ſchreiten wie ſie ſelbſt am Boden weiter, wie dem Grabe entſtiegene, in blendend weiße Lacken gehüllte Geiſter wandeln gemeſſenen Schrittes die Kameeltreiber zwiſchen den Thieren, während der auf ſchlankem Meheri dahineilende Schatten eines Reiters Alle überragend, geſpenſtig und lautlos am Zuge vorbeihuſcht. Im

ganzen langen Zuge herrſcht tiefer Ernſt und kaum durch einen einzelnen Ruf des Führers unterbrochene Stille, wir begreifen bei dieſem Anblicke die Majeſtät der Wüſtennatur. Wir fühlen nicht nur unſer Gemüth eigenthümlich bewegt, unſere Sinne werden ſchärfer und empfänglicher, die Bruſt athmet mit Luſt in tiefen Zügen die reine, trockene, kühlende Wüſtenluft ein, jede Muskel und Sehne ſpannt ſich an und in uns regt ſich eine unbekannte Thatenluſt. Und heben wir den Blick empor zum weiten Sternenzelt, ſo ſteigert ſich unſer Staunen in noch höherem Grade, ungeahnte Pracht hellen Sternenglanzes thut ſich vor uns auf, es iſt wirkliche Glorie der Natur, wie eine Sonne ſteht Jupiter am Horizonte, wie ein glühendes Meteor, das die Umgebung verdunkelt, ſo ſtrahlt Venus mit uns unbekannter Helle, Scorpion und Caſſiopea und wie ſie alle heißen, die Großherren am Firmamente, entwickeln einen blendenden Glanz, faſt ſcheint es uns, als würden die einzelnen Gegenſtände noch einen zweiten ſchwachen Schatten werfen; wie überſäet mit hellglänzenden großen und kleinen Sternen erſcheint das Firmament, ein wahres Himmelszelt, Sterne, die wir in der Atmoſphäre unſerer Breiten nur mit gut bewaffnetem Auge wahrnehmen können, zeigen ſich in hellſter Pracht dem freien Auge, in dieſer durchſichtigen, klaren Atmoſphäre nehmen wir auf große Entfernungen jeden Gegenſtand wahr, und nur die Uebereinſtimmung der Bodenfarbe mit jener des Burnus erlaubt es zuweilen einem verwegenen Diebe, ſich unbemerkt in das Lager in einer Mondnacht einzuſchleichen. Wie ein großes aufgeſchlagenes Buch, in dem mit unvergänglichen Lettern die Majeſtät der Natur zu leſen iſt, liegt die Wüſte in einer Mondnacht vor uns, und obwohl tiefes Schweigen uns einhüllt, ſo glauben wir doch all' die Geſchichten zu hören, die uns der Boden erzählen könnte. Wenn nach längerem Aufenthalte in einer Oaſe, im Verkehr mit dem ganzen Troß habgieriger, eitler und ſtumpfſinniger Händler, uns das natürliche Unbehagen übermannt, welche Wohlthat, in heller Mondnacht auf flüchtigem, feurigem Roſſe einer Caravane das Geleite zu geben, dieſem Zauber der ſtillen Mondnacht in der Wüſte ſich ganz und voll hinzugeben.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn in den lyriſchen Ergüſſen der Poeſie des Beduinen die Nacht eine ſo große Rolle ſpielt, wenn er ſie lobpreiſt, nach verſengender Tageshitze iſt ihm eine friſche, kühle, helle Mondnacht

ein Geſchenk des Propheten (Heil und Frieden über ihn), in ihr verherrlicht er die unergründliche Weisheit und Barmherzigkeit des Höchſten, die Wüſtennacht iſt ihm eine Perle im Kranze ſeiner Wohlthaten. Der Beduine vergleicht ſie auch einer Geliebten und widmet beiden die ſchwungvollſten Verſe. (Siehe Farbendruckbild II: „Mondnacht in der Wüſte“.)

Am nächſten Morgen führt uns der Weg der langgeſtreckten, wildgezackten Kette der Akakusberge entgegen, die wir überſchreiten müſſen, um in das Thal von Rhat, „Taneſſuf“ genannt, zu gelangen. Die Paſſage bietet, gleich der letzten über den Weſtrand des Hochlandes von Murſuk, überraſchend wildromantiſche Scenerien. Im Thale eingetroffen, wird uns ein höchſt intereſſanter Anblick zu Theil, vor uns liegt ein iſolirter zinnenähnlicher Kamm, der Berg Idinen, zur Linken die lange Akakuskette, in ihren zerriſſenen Kämmen von der untergehenden Sonne prachtvoll beleuchtet und ein Relief in den verſchiedenſten Farben darſtellend, der höchſte, jähe Kamm mit ſeinen burg- und thurmähnlichen Zinnen entwickelt ein helles, flimmerndes Weiß. Die untere, ſanftere, aber wildzerriſſene Abdachung mit den regelmäßig eingelagerten Mergelbänken erſcheint in helles, kräftiges Roth getaucht. Gegen Weſten ſchließen hohe Sandhügel das Thal, von denen der Wind den weißen Sand über die Thalſohle hingepeitſcht hat.

Bevor wir unſere Reiſe nach Rhat fortſetzen, wollen wir auch der zweiten Caravanenſtraße von Murſuk nach Rhat, die ſich hier im Thale Taneſſuf mit der von uns zurückgelegten vereinigt, einige Aufmerkſamkeit ſchenken, umſomehr als ſie vom letzten Opfer der Erforſchung Afrika's, dem jungen, hochverdienten deutſchen Forſcher Dr. v. Bary begangen, auch vorher ſchon von Richardſon und Duveyrier zurückgelegt wurde. Doch während Barth und die eben Genannten unter dem Schutze mächtiger Tuaregchefs reiſten, mußte v. Bary in ſteter Furcht vor den Tuareg immer auf das Aergſte gefaßt ſein; ſeit der Ermordung des Fräuleins Tinné vermutheten dieſelben in jedem Europäer den Beſitzer großer Reichthümer, überhaupt geſtalteten ſich in den letzten Jahren die Verhältniſſe in Feſſan für den Reiſenden äußerſt ungünſtig. Schon in Ubari, deſſen hübſche Gärten v. Bary hervorhebt, mußte der Führer des Reiſenden, Hadſch Muſtafa, allen Scharfſinn aufbieten, um ihn vor Verlegenheiten zu

bewahren, und gab v. Barth als einen türkiſchen Militärarzt aus, der nach Rhat beſtimmt ſei.

Dr. v. Barth ſchreibt über dieſe ſeine Reiſe nach Rhat: „Für den nächſten Morgen war uns der Beſuch aller bedeutenden Männer Ubari's angeſagt, d. h. man wollte ſich gründlich an unſeren Vorräthen gütlich thun und mit Geſchenken beladen heimkehren. Nicht weniger als 15 Tuareg meldeten ſich an. Da faßte Hadſch Muſtafa, der ſeine Freunde nur zu gut kannte, den weiſen Entſchluß, Nachts in aller Stille unſer Lager zu verlaſſen und eiligſt das Weite zu ſuchen. So zogen wir denn im tiefſten Dunkel weiter nach Weſten, dem Fuße des Gebirges entlang, und erreichten am Morgen den Brunnen el Kaſr, ſo genannt von den Ruinen eines quadratiſchen Baues, und tief in der Nacht bei hellem Mondſchein den Brunnen Tin-Abonda. Unſer Weg entfernte ſich allmälig vom Plateau-Abfall und führte uns endlich über die öde, pflanzenleere Ebene Tahta. Der Boden wird ſtets von demſelben braunen Sandſteine gebildet, der uns vom Südrande der Hammada an begleitet. Auch in der Ebene Tahta iſt die horizontale Lagerung ſeiner Schichten ungeſtört und man ſteigt von Terraſſe hinab zu Terraſſe, ohne je eine Neigung der Schichten zu bemerken. In den kleinen Wadis, die alle nach Norden zu laufen und in den Dünen verſchwinden, tritt oft bunter Schwefel auf, deſſen feine Blättchen von weißer, rother und grauer Farbe weite Flächen bedecken, und der auch nur in horizontalen Schichten angetroffen wird. Erſt nach fünf Tagen hatten wir dieſe monotone Gegend hinter uns und trafen in Auënat oder Serdeles ein, deſſen grüne Felder von Negerhirſe, zahlreiche Ethelbäume, ſowie die gezackte Bergkette im Weſten uns als herrliche Landſchaft erſchien, nachdem wir die Tahta-Ebene durchzogen hatten.

Einige Strohhütten waren von Tuareg bewohnt, die bald herbeikamen und Hadſch Muſtafa als Bekannten begrüßten. Auch ihnen wurde mitgetheilt, in jenem fremdartigen Zelte ſei ein türkiſcher Militärarzt, der für Ghat beſtimmt ſei. Ob nun die Tuareg dieſen Worten keinen Glauben ſchenkten, oder von den Kameeltreibern andere Informationen erhielten, kurz, Hadſch Muſtafa kam mit ernſter Miene zu mir und meinte, es ſei den Leuten nicht zu trauen, namentlich ſei ein Marabut zu fürchten, der mit Schech Bubekr,

dem Anſtifter der Ermordung und Beraubung Miß Tinné's, in näherer Beziehung ſtehe. Hadſch Muſtafa ging ſo weit in ſeiner Vorſicht, daß er mich erſuchte, mein Zelt ſtehen zu laſſen und mich ganz allein, nur von einem Sclaven als Führer begleitet, auf den Weg zu machen, er ſelbſt wolle noch zurückbleiben und zuſehen, ob meine Abweſenheit wirklich kein Aufſehen errege. Den Leuten trug er auf, zu ſagen, ich ſei nur auf einem Spaziergang, um die Gegend kennen zu lernen. In der größten Sonnenhitze beſtieg ich mein Kameel und wandte mich den Bergen zu, die im Weſten von Auënat den Horizont einnehmen."

Lang andauernde Eroſion und die Zerklüftung des Geſteins haben in dieſen Bergen die eigenthümlichſten Formen geſchaffen. Würfelähnlich liegen die Sandſteinblöcke übereinander, bald hohe Obelisken vorſtellend, die jeden Moment zu fallen drohen, bald lange, ſenkrechte Mauern mit fenſterartigen Niſchen, oder lange Reihen von Ruinen bildend. Die dunkle Farbe des Geſteins, ſowie die abſolute Kahlheit der Höhen und Abhänge, die mannigfachen, ſonderbaren Formen der Felſen, ſowie die Stille, die in den Thälern herrſcht, verleiht dem Gebirge einen düſteren, unheimlichen Charakter, kein Thier, keine Pflanze feſſelt das Auge des Reiſenden, oder verräth, daß das Leben in dieſen Räumen nicht ganz erſtorben iſt.

Auch auf dieſer nördlichen Route führt ein Engpaß in das Wadi Taneſſuf hinab, der ſo ſteil und unwegſam iſt, daß ſelbſt ein Fußgänger ſich beim Herabklettern oft an den Felswänden feſthalten muß. Sobald man aus den Bergen herausgetreten iſt, erblickt man auch im Süden die zackigen Contouren des Kaſr Djennun, während ſich die Akakusberge als eine ununterbrochene Wand zur Linken bis an den fernen Südhorizont ausbreiten; der lehmige Boden des Wadi zeigt oft Spuren von Salz.

Die phantaſtiſchen und ſchauerlich klingenden Berichte unſerer Begleiter über das verzauberte Schloß Djennun (Geiſterſchloß) erregen unſere Einbildungskraft auf das höchſte, und da uns der Weg ganz nahe an dem Idinenberge vorüberführt, ſo ſcheint das Schloß trotz oder vielmehr noch in Folge der Warnungen der Tuareg, das Leben nicht an ſo gefährliche und gottesläſterliche Unternehmen, wie es ein Beſuch in dieſer Wohnung böſer Geiſter ſei, zu wagen, eine unwiderſtehliche Anziehungskraft zu beſitzen. Wir

ſelbſt brauchen dieſer Verlockung nicht nachzugeben und wollen hier Barth ſprechen laſſen, dem der Verſuch, das Schloß zu beſuchen, faſt das Leben gekoſtet hätte.

Feſt überzeugt, daß es ein Platz alterthümlicher Gottesverehrung ſei und daß es wahrſcheinlich einige ſehr merkwürdige Sculpturen oder Inſchriften bergen würde, hatte Barth beſchloſſen, es zu unterſuchen. Ueber dieſe Excurſion ſchreibt nun der berühmte Reiſende: „Mein dies ater brach an. Overweg und ich hatten beſchloſſen, uns zeitig am Morgen nach dem Geiſterberg aufzumachen, den wir ſowohl in geologiſcher, als in archäologiſcher Beziehung nicht ſeitwärts liegen zu laſſen vermochten. Wir hatten uns indeß von unſeren Begleitern keinen Führer verſchaffen können, welcher uns nachmals von dem Berge aus, bis zum nächſten Brunnen, wohin ſich die Caravane eben auf der geraden Straße zu begeben beabſichtigte, hätte bringen ſollen. Schon früh am Morgen waren wir zum Marſche bereit, verſahen uns mit einem kleinen Vorrath Waſſer und einem Imbiß und wandten uns nochmals an unſeren Tuareg-Führer, aber ohne Erfolg. Abgeſehen von religiöſen Scrupeln erklärten ſie einen Beſuch des Kasr Djennun für unthunlich wegen ſeiner großen Entfernung vom Lager, auch würde es ſehr ſchwierig ſein, vom Berge aus den nächſten Brunnen zu finden, da die Ungleichheiten des breiten Thales beträchtlich ſeien.

Da ich mich überzeugte, daß ferneres Unterhandeln mit dieſen Leuten nutzlos ſein, ja nur die beſte und kühlſte Zeit des Morgens uns rauben würde, und da ich einmal entſchloſſen war, den Berg um jeden Preis zu beſuchen, machte ich mich, mit meinem kleinen Waſſerſchlauch auf dem Rücken, auf den Weg. Ich hegte die Zuverſicht, daß ich im Stande ſein würde, den Brunnen, den mir gemachten Angaben nach, ſpäter wohl zu finden. Bei mehr Zuvorkommenheit unſerer Führer hätte man ſich die Sache ganz leicht machen können, indem man zu Kameel bis an den Fuß der Berghöhe gegangen wäre und ſie dann mit friſchen Kräften erſtiegen hätte, aber ſie behaupteten, Kameele könnten dieſen Weg nicht machen. Zu meinem beſonderen Mißgeſchick war unſer Vorrath von Seſamota, einem kühlen, erfriſchenden Teige aus geröſtetem Gerſtenmehl, worin gewöhnlich unſer Frühſtück zu beſtehen pflegte, gerade am Tage zuvor verbraucht, ſo daß ich als Stärkung trockenen

Zwieback und Datteln, die möglichſt unpaſſendſte Koſt, wo Waſſer ſelten iſt, mit mir nehmen mußte.

Im Anfange ging Alles gut. Ich verfolgte meinen Weg durch die Sandhügel, welche wahrlich keine angenehme Paſſage darboten, mit gewohnter Rüſtigkeit, dann betrat ich eine große, nackte, öde Ebene, die mit ſchwarzen Kieſelſteinen bedeckt war und von welcher einige Anhöhen von derſelben düſteren Farbe aufſtiegen. Ich durchſchritt hier den Anfang eines reich mit Gras überwachſenen Rinnſales, welches ſich durch die Sandhügel nach der Thalſohle hinſchlängelte. Es war der Aufenthalt eines Paares ſehr ſchöner Mareia, einer beſonderen, von den Arabern „Mohor“ genannten, größeren Antilopen-Art, welche, wahrſcheinlich um ihre Jungen beſorgt, ſich durch meine Annäherung nicht auf weite Entfernungen verſcheuchen ließen, ſondern bald ſtehen blieben, mich anſahen und mit den Schwänzen wedelten. Da ich nur mit einem Paar Piſtolen verſehen war, die ich ohnehin ſchwer genug fühlte, weil der entkräftende Einfluß des Klima's mich ſchon ſtark angegriffen hatte, ließ ich ſie in Ruhe und verfolgte meinen Weg über den ſchwarzen, ſteinigen Boden. Ich hatte allmälig anzuſteigen, bis ich an eine bedeutende Schlucht kam, die ſich vom weſtlichen Theile des Berges herabſenkte, wo ich wieder eine andere Geſellſchaft von Antilopen aufſcheuchte, welche ſich ruhig unter dem Schutze eines großen Felsblockes gelagert hatten. Obwohl dieſe Thiere die Einförmigkeit der Scene angenehm unterbrachen, fing ich doch ſchon an, mich vom Marſche über die ſpitzen Steine ein wenig ermattet zu fühlen. Auch erwies ſich die Entfernung viel bedeutender, als ich ſelbſt gedacht, und es hatte faſt den Anſchein, als hätte ich mich dem Fuße des verzauberten Berges noch nicht um Vieles genähert. In der That zeigte ſich denn auch, daß der Kamm eine Art von Hufeiſen bilde, ſo daß der mittlere Theil, dem ich vorzugsweiſe meine Schritte zugelenkt hatte, weil er mit ſeinem Sattel ein leichteres Hinanſteigen erlaubte, ſich allerdings als der entfernteſte herausſtellte. Ich änderte daher meine Richtung mehr nach Oſten, traf aber nur auf ein noch größeres Hinderniß. Indem ich nämlich eine Abdachung in der Hoffnung hinanſtieg, bald die Berghöhe erklommen zu haben, kam ich plötzlich an eine tief eingeriſſene, breite Schlucht, welche mich vom Kamm trennte. Ermüdet wie ich war, konnte dieſe Enttäuſchung nur entmuthigend auf mich

einwirken, und es erforderte alle meine Kraft, um die Kluft hinunter- und an der anderen Seite derſelben wieder hinaufzuſteigen.

Es war nun 10 Uhr geworden und die Sonne fing an mit aller Macht zu ſcheinen. An Schatten war nicht zu denken. In einem Zuſtande höchſter Ermattung erreichte ich denn endlich den engen, mauerähnlichen Kamm, die höhere Kuppe ſtieg neben mir zur Rechten auf. Am Abhange entwickelte ſich ein wildes Meer herabgefallener Felsmaſſen. Von Inſchriften oder Sculpturen war ebenſowenig etwas zu ſehen, wie von den im Gehirne unſerer Tuareg-Freunde ſpukenden, zauberhaften Palmenhainen.

Unbefriedigt, erſchöpft und ängſtlich ſchaute ich umher. Eine beträchtliche Fernſicht nach Südweſt und Nordoſt ließ mich doch nicht die Spur unſerer Caravane entdecken. Obwohl ohne den geringſten Schutz gegen die Sonnenſtrahlen, war ich doch genöthigt, auf meiner hohen Warte mich niederzulegen, aber die Ruhe ohne Schatten und ohne einen ſtärkenden Imbiß, war mir nicht erfriſchend, denn ſo ſchwach wie ich war, konnte ich doch nicht einen Biſſen des trockenen Zwiebacks oder eine Dattel verzehren und mein geringer Waſſervorrath mußte mich ſorgſam machen, ſo daß ich mich nur durch einen ungenügenden Trunk aus meinem Schlauch erquickte.

Ich hatte nicht die Ahnung davon, daß Overweg mir in größerer Entfernung gefolgt war, noch hörte oder ſah ich etwas von ihm, obgleich ich erwartet hatte, daß er kommen würde. Da die Zeit verſtrich, wurde ich ängſtlich bei dem Gedanken, daß unſere kleine Truppe, in der Meinung, daß ich ſchon vorausgegangen ſei, ihren Weg am Nachmittag fortſetzen möchte, und dem hoffnungsloſen Zuſtand meiner Kräfte zum Trotz, beſchloß ich den Verſuch zu machen, das Lager zu erreichen. Ich ſtieg alſo in die nackte Kluft hinunter, um ihrem Laufe zu folgen, was mir nach der Tuareg Angaben das Rathſamſte ſchien, um den Brunnen aufzufinden. Die Hitze war groß und da mich dürſtete, nahm ich den geringen Vorrath von Waſſer, der mir übrig geblieben, mit einem Male zu mir, dieſe Labung für beſſer erachtend, als das Waſſer in kleinen, ungenügenden Zügen zu verbrauchen. Das war etwa um Mittag. Ich fand jedoch bald, daß der Trunk bloßen Waſſers mich keineswegs geſtärkt habe.

Die Schlucht, welcher ich folgte, zieht ſich an dem niedrigen Abhange einer höheren Fläche zur Linken hin und war an der nördlichen Seite von vereinzelten, obwohl nicht unbedeutenden Höhen begrenzt, deren eine ein eigenthümliches Ausſehen hatte, indem ihr ſpitziger Kegel aus ſchneeweißem, ihr unterer Theil dagegen aus ſchwarzem Sandſtein beſtand. Im Allgemeinen aber beſteht der Kamm dieſer Berggruppe aus horizontalen Schichten von Mergel und im unteren Theile aus Kalkſtein. Endlich erreichte ich die breite Thalſohle und machte einen Augenblick Halt. Ich konnte meine Tuareg-Führer nicht begreifen, die mir immer geſagt, daß ſie in geringer Entfernung vom Berge lagern würden; denn ich erblickte kein lebendes Weſen, ſo weit meine Augen reichten.

Allerdings war es ein unglückliches Zuſammentreffen, daß man, wie ich nachher hörte, nicht einmal die Zelte aufgeſchlagen hatte. Ich warf einen letzten Blick auf den Berg. Er ſchien mir von hier aus beiweitem großartiger und eigenthümlicher als von der Nordſeite, von wo man die Hufeiſenform nicht erkennen kann.

Indem ich von der Anſchauung der eigenthümlichen, wildzerriſſenen Berghöhe wieder an meinen Pfad dachte, ward ich an meiner Richtung irre, und indem ich ſo ſchnell als es bei meinen abnehmenden Kräften mir möglich war, vorwärts eilte, erſtieg ich mit Mühe einen kleinen Sandhügel, der mit Ethelbüſchen bewachſen war. Nachdem ich mich vergeblich umgeſehen, feuerte ich eine meiner Piſtolen als Zeichen ab, aber ich wartete vergeblich auf Antwort. Der ſtarke Oſtwind, der gerade wehte, mochte allerdings den Schall nach der Wüſte zu getragen haben. Ich überdachte einen Augenblick meine Lage und indem ich über den in Hügeln aufgehäuften Sand fortſchritt und eine andere Anhöhe erklomm, that ich einen zweiten Schuß. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß Niemand in dieſer Richtung nahe ſein könne, gab ich der Vermuthung Raum, daß unſere Caravane noch zurück ſein möchte, und hielt mich unglücklicherweiſe mehr oſtwärts, während bisher meine Richtung Süd von Oſt geweſen war. Das Thal war hier reich mit Sſebot bewachſen und während ich mich umſchaute, erblickte ich mit unausſprechlicher Freude in einiger Entfernung kleine runde Hütten, die ſich an Ethelbäume anlehnten und mit hohem Graſe gedeckt waren; nach vorne waren

ſie offen. Im höchſten Jubel eilte ich ihnen zu, aber ſie waren verlaſſen; weder ein lebendiges Weſen war zu ſehen, noch ein Tropfen Waſſer zu finden.

Meine Kraft hatte mich jetzt völlig verlaſſen, ich ſetzte mich nieder, vor mir die volle Ausſicht auf das breite Thal. Meine Beſorgniß war noch nicht rege. Mit einiger Zuverſicht erwartete ich die Caravane, ja einen Augenblick glaubte ich in der Entfernung einen Zug Kameele vorüberziehen zu ſehen; es erwies ſich als Täuſchung. Nichts in der Welt iſt ſo voll täuſchender Gebilde als die von der Sonnengluth erhitzten Thäler und Flächen der Wüſte. Deß waren ſich ſelbſt die wegkundigen Araber von alter Zeit her bewußt und drückten ihre Empfindung aus, indem ſie dieſe Wüſtenräume mit Geiſtern füllten, die den einſamen genoſſenloſen Wanderer irremachen und ſeitabwärts in's Verderben locken.

Ich erhob mich endlich wieder, um mich umzuſehen, aber ich war jetzt ſo ſchwach, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Die Sonne neigte ſich zum Untergang und ich mußte ſehen, wo ich die Nacht zubringen könnte. Es blieb mir die Wahl zwiſchen einer der Hütten oder einem Ethelbaume, welcher mir in geringer Entfernung zuwinkte und eine Zeitlang als Brunnenſchwengel meine durſtige Phantaſie getäuſcht hatte. Ich wählte den Baum, weil er auf einem höheren Platze ſtand. Mit ungeheurer Anſtrengung ſchleppte ich mich hin, er war von ehrwürdigem Alter, mit großen, dicken Aeſten, aber ohne ein einziges Blatt. Ich hatte die Abſicht, mir Feuer anzuzünden, das als Signal faſt untrügliche Rettung verſprach; aber mir fehlte die Kraft, auch nur ein wenig Holz zuſammenzuſuchen. Ich war gänzlich zuſammengebrochen und fühlte, wie Fieber ſich meiner bemächtigte; faſt bewußtlos legte ich mich nieder.

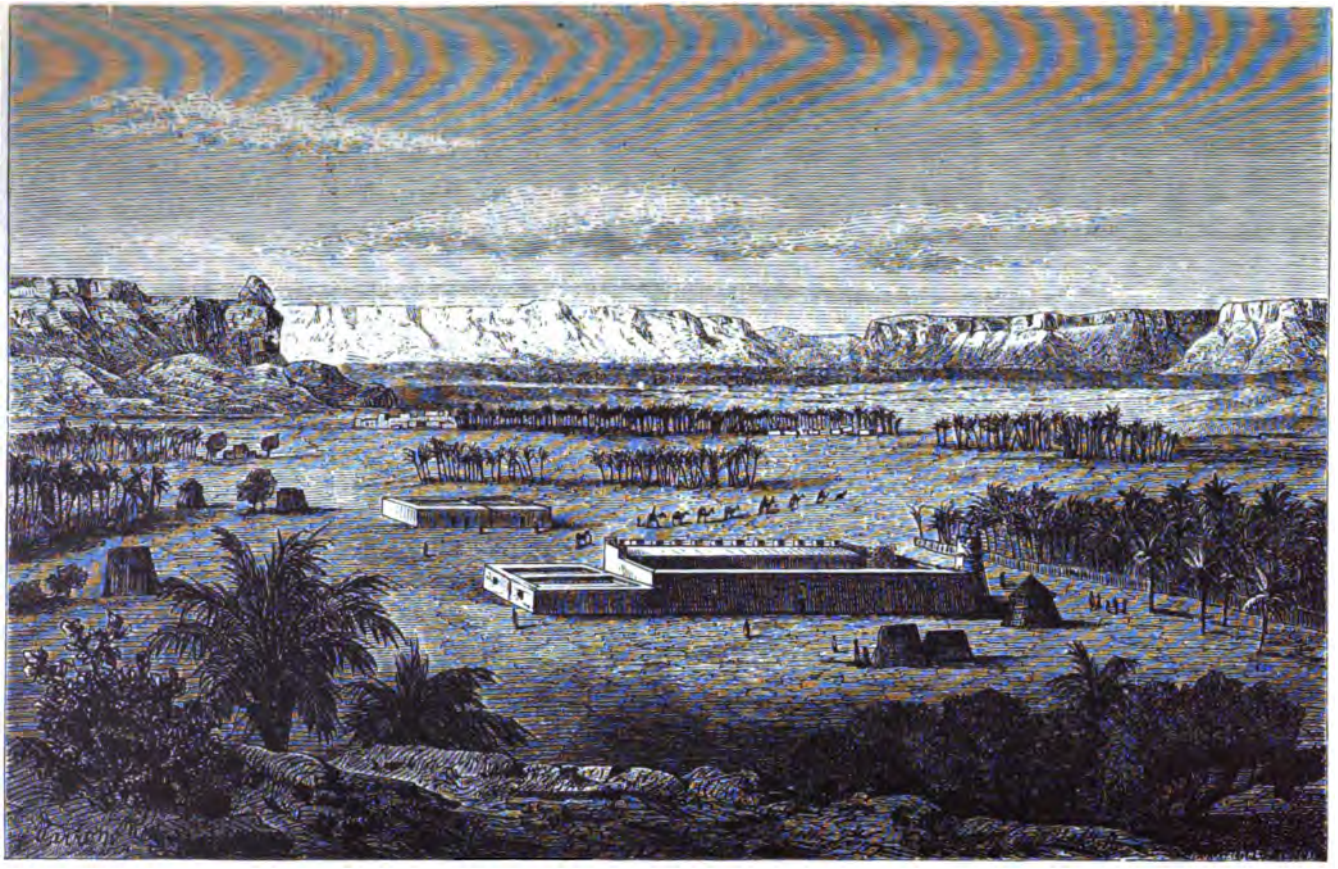
Nach einer Raſt von etwa zwei Stunden, als es völlig dunkel geworden war, erhob ich mich und ſchaute um mich. Da erblickte ich zu meiner höchſten Wonne in ſüdweſtlicher Richtung abwärts im Thale ein großes Feuer; Hoffnung lebte in mir auf. Es konnte nur das Feuerzeichen meiner mich ſuchenden Begleiter ſein. Mich hoch emporrichtend, feuerte ich eine meiner Piſtolen ab. Wie dies das einzige Mittel war, welches mir zum Verkehr mit ihnen blieb, ſo ſchien es mir unfehlbar. Mit feſter Zuverſicht folgte ich dem gewaltigen Schalle, wie er das Thal hinab der Flamme zurollte. — Ich

horchte, horchte lange; Alles blieb todtenſtill. Nur die Flamme ſchlug hoch zum Himmel auf, als ein Zeichen unerreichbarer Hilfe. Ich hatte lange, lange gewartet; da feuerte ich ein zweites Mal, aber auch jetzt kam keine Antwort. Ich legte mich wieder nieder, mich ruhig in mein Schickſal ergebend. An Schlaf war nicht zu denken; raſtlos und in heftigem Fieber warf ich mich auf dem Boden umher und erwartete den nächſten Tag halb ſehnſüchtig, halb mit Furcht.

Endlich wich die Finſterniß und Zwielicht trat ein, Alles war Ruhe und Stille. Ich war überzeugt, daß ich keinen günſtigeren Augenblick wählen könne, meinen Freunden ein Zeichen von mir zu geben. Ich ſammelte daher alle meine Kräfte, die mir noch geblieben waren, und lud die Piſtole mit einem gewaltigen Schuß. Ich feuerte einmal, zweimal; — ich glaubte, der Schall hätte die Todten erwecken können, ſo mächtig brach er ſich am entgegengeſetzten Abhange und rollte das Thal hinunter, aber keine Antwort traf mein Ohr. Ich begriff nicht, wie die Entfernung ſo groß ſein könne, daß meine Begleiter meine Schüſſe nicht gehört hätten.

Die Sonne ſtieg auf, obwohl erſehnt, ſah ich ihr doch mit Furcht und Schrecken entgegen. Mit der ſteigenden Hitze ward mein Zuſtand immer unerträglicher. Ich kroch umher, jeden Augenblick meine Lage verändernd, um ein wenig Schatten, welchen die laubloſen Aeſte gaben, zu genießen. Um Mittag wich auch der geringſte Schatten; nicht einmal genug blieb, um mein fieberkrankes Haupt zu ſchützen. Ich litt unſäglich vor Durſt, obwohl ich an meinem Blute ſog. Endlich ward ich beſinnungslos und verfiel in eine Art von wahnſinniger Träumerei. Ich kam erſt wieder zum Bewußtſein, als die Sonne ſich hinter die Berge ſenkte, und indem ich mich aufraffte, kroch ich aus dem Schatten des Baumes hinweg und warf einen trüben, ſchwachen Blick über die Ebene.

Da plötzlich traf der Schrei eines Kameels mein Ohr, der klangreichſte Ton, den ich je im Leben gehört! Ich erhob mich etwas vom Boden und ſah einen Targi in einiger Entfernung langſam, nach allen Seiten umherſpähend, vor mir vorbeireiten. Er hatte meine Fußſtapfen im Sande bemerkt und da er die Spur auf dem ſteinigen Boden verloren, ſuchte er ängſtlich, nach welcher Richtung ich mich wohl gewendet. Ich öffnete meine



Rhat und ſeine Pflanzungen (nach Barth).

trockenen Lippen und mit meiner geſchwächten Stimme „áman, áman“ — „Waſſer, Waſſer“ rufend, war ich entzückt, zur beruhigenden Antwort das bejahende „iwua, iwua“ zu erhalten. In wenigen Augenblicken ſaß der Targi an meiner Seite, wuſch und beſprengte meinen Kopf, während ich unwillkürlich in ein oft wiederholtes „el hamdu lillahi“ ausbrach. Nachdem mein Retter mich vorſichtigerweiſe ſo erfriſcht hatte, reichte er mir einen Trunk. Bei dem gänzlich ausgetrockneten Zuſtande meines Gaumens und in meinem fieberhaften Zuſtande fand ich ihn gallenhaft bitter; dann hob er mich auf ſein Kameel, ſtieg vor mir auf und eilte den Zelten zu. Sie waren in beträchtlicher Entfernung. Die Freude des Wiederſehens, nachdem man mich ſchon aufgegeben hatte, war groß. Anfänglich konnte ich nur wenig und undeutlich ſprechen und war während der erſten drei Tage faſt unfähig, etwas zu eſſen, bis ich allmälig wieder zu Kräften kam.

Es iſt in der That auffallend, daß der Europäer wenigſtens in dieſen Gegenden ganz ausſchließlich nur von dem lebt, was er augenblicklich zu ſich nimmt, und daß er, ſowie er einen Tag durch Kränklichkeit oder ſonſt verhindert iſt, das gewöhnliche Quantum von Nahrung zu ſich zu nehmen, ſehr bald um alle ſeine Kräfte kommt.“

Dieſe wahrheitsgetreue Schilderung aus dem Berichte des Reiſenden ſelbſt giebt uns eine lebendige Vorſtellung, wie gefährlich es wird, in der Wüſte nur auf die Abſchätzung einer Entfernung hin, ohne hinreichenden Proviant und Waſſervorrath, ohne Begleitung eines des Weges kundigen Führers ſelbſt verhältnißmäßig kleine Ausflüge zu unternehmen.

Der Berg Idinen ſelbſt, der unſer Intereſſe feſſelt, iſt eine rieſige Felsmaſſe von einer Tagereiſe Umfang, mit einem ſägeförmigen, circa 700 Meter hohen Kamm und thurmähnlichen, bis 800 Meter hohen Spitzen aus vertical geſchichtetem Sandſtein, die ihm aus der Entfernung das Anſehen einer Schloßruine geben und die von den Tuareg als ein Palaſt des Dſchinn (eines mächtigen Götzen) als Kasr Djennun angeſehen und bezeichnet werden. Wir ſind im Lande der Dämonen, wie die Tuareg es nennen, auf dem Berge vermuthen ſie eine Moſchee, eine Rathshalle und eine Schatzkammer, hierher kommen die Geiſter der Wüſte aus den entfernteſten Theilen zuſammen, um zu verhandeln und zu beten. Kein Targi wird es wagen, dieſe Titanenwohnungen

zu durchforſchen, denn einem alten Vertrage gemäß ſind die Stämme der ganzen Gegend übereingekommen, ſich unverſchämter Neugierde zu enthalten, unter der Bedingung, daß ſie von den Geiſterbewohnern ihres Vaterlandes Rath und Beiſtand erhalten. Schon als Richardſon 1845 den Verſuch wagte, den Berg zu durchforſchen, hätte er beinahe ſein Leben eingebüßt.

Wir ſetzen nach dieſer Abſchweifung unſere Reiſe fort und erreichen am folgenden Tage nach ſechzehntägigem Marſche den Rand der Dünen, ſüdlich deren die zweite große Station unſerer Reiſe, die Oaſe Rhat, liegt. Wir raſten einige Stunden, um das Gepäck zu ordnen und unſere ſtaubigen Reiſekleider gegen Galagewänder umzutauſchen, es würde immer einen ungünſtigen Eindruck ausüben, ſich in defectem Aufzuge den neugierigen Blicken der Kaufleute und der Würdenträger einer Stadt auszuſetzen. Endlich haben wir auch die Ebene durchſchritten, die, von Palmenhainen gleich Inſeln bedeckt, Rhat von den Dünen trennt; ein dunkles Gewirr von Lehmmauern, das einen kleinen Hügel überdeckt, taucht vor uns auf, das Ganze hat einen feſtungsartigen Charakter, denn von außen ſieht man nur wenig kleine Thore in den langen braunen Lehmmauern, die ohne Unterbrechung die ganze Stadt einſchließen. Große Männergeſtalten, in lange weiße Gewänder gehüllt, treten aus den kleinen Thüren, wobei ſie ſich tief bücken müſſen, hie und da gewahren wir einen türkiſchen Soldaten in ſtrengſter Apathie ſich den Liebkoſungen der Sonne ausſetzen; im Ganzen ſind wir überraſcht von der auffallenden Ruhe und Stille.

Alle Thore ſind von Soldaten beſetzt, die den Eintretenden die Waffen abnehmen und ſie erſt beim Verlaſſen der Stadt wieder einhändigen. Indem wir in die Stadt einziehen, betreten wir eine neue Welt, deren ethnographiſche wie landſchaftliche Seite unſer ganzes Intereſſe feſſelt.

IV.

Im Lande der Imoſchagh oder Tuareg.

Ohne als Stadt an und für ſich beſondere Bedeutung zu beſitzen, da ſie kaum 600 Häuſer mit 4000 Einwohnern zählt, hat Rhat hingegen als Markt in der ganzen Sahara beſondere Tragweite und Anziehungskraft, im Gegenſatze zu Murſuk vergrößert ſie ſich alljährlich durch die Gründung kleiner Dörfer in ihrer Nähe, ſowie gegenwärtig ſchon die beiden Orte Taderamt und Tunin, ehemals 6—800 Meter von den Mauern der eigentlichen Stadt entfernt, als Vorſtädte Rhats zu betrachten ſind.

In dieſer Hinſicht iſt auch die Anſicht der Stadt, welche wir Barth verdanken, zu berichtigen, die beinahe in Kreisform angelegte Stadt iſt auf einem kleinen Hügel terraſſenförmig aufgebaut, von dem im Centrum der Stadt liegenden kleinen Platze, Eſeli genannt, laufen ſechs enge Gäßchen zu den ſechs Thoren und theilen dadurch die Stadt in ſechs Häuſercomplexe. Straßen giebt es keine, nur enge Fußwege, und da überall reichlich Sand vorhanden iſt, hört man keinen Schritt und Tritt. Ein ſteiler Weg führt hinauf zu den Ruinen eines einſtigen Schloſſes (Kasr). Die Bauart der Häuſer iſt ungemein primitiv, meiſt tritt man durch die Vorhalle (Skifa) in den viereckigen Hofraum, von dem aus nach allen Seiten kleine Thüren in die Zimmer und Magazine führen, von denen je eines der einen Seite des Hofraumes entſpricht.

Ein zweites Stockwerk kennt man nicht, ebenſowenig giebt es Fenſter; das Licht fällt durch die Thüröffnung und durch kleine Löcher beliebiger Form, die durch die Lehmmauern gearbeitet ſind. Nirgends ſieht man eiſerne Nägel

in den Wänden, da der Lehm zu leicht zerbröckelt; ſtatt deſſen ſchlägt man lange Holzpflöcke in die Wand, die viel beſſer dienen. Die Thüre iſt ebenfalls ohne Hilfe von eiſernen Nägeln oder Angeln verfertigt, nämlich aus flachen Stücken von Palmenſtämmen mit Lederſtreifen zuſammengebunden. Auch das Haus des Kaïmakam unterſcheidet ſich in nichts von dieſer Bauart.

Reichliches Waſſer in der Stadt und in der ganzen Ebene, die Rhat umgiebt, ſowie ſeine Lage am Ausgange eines breiten flaſchenhalsähnlichen Thales iſt die Erklärung, daß gerade an dieſer Stelle die ſeßhafte Bevölkerung eine feſte Anſiedlung errichtete. Der Waſſerreichthum ernährt auch die ausgebreiteten Palmenpflanzungen, die, zu kleinen Wäldchen und Hainen gruppirt, beſonders im Süden der Stadt der Ebene ein anmuthiges Ausſehen geben.

Im bunten Gemiſch ſeiner Bevölkerung ſpiegelt ſich auch die Bedeutung des Platzes als Markt der centralen Sahara, indem ein und dasſelbe Handelsintereſſe alle Nationen und Stämme der großen Wüſte zu einem Rendezvous verſammelte; wir finden nicht nur alle Hautfarben vertreten, ſondern auch alle Coſtume, Sudan-Neger als Sclaven, Araber, Berber; Kaufleute aus Tuat, Timbuktu, aus Agades und aus Tibeſti verſammeln ſich auf der Ebene vor Rhat, wo die großen Caravanenmärkte abgehalten werden.

Eigenthümlich genug, repräſentiren die Frauen, die hier wie bei den Tuareg geachtet und reſpectirt werden, den eingebornen edlen Stamm der berberiſchen Gründer der Stadt, und nachdem nach berberiſchem Geſetze die Frauen ſelbſt in der Ehe ihr Eigenthum unabhängig verwalten dürfen, ſo verfügen auch ſie als Eigenthümer der Häuſer, Gärten, Quellen und des ganzen Bodenreichthums des Landes. Dieſem Verhältniſſe iſt es zuzuſchreiben, wenn Rhat in ſeiner Phyſiognomie reinlicher als arabiſche Orte gehalten und die ausſchlaggebende berberiſche Bevölkerung ihre eigenen Sitten und Dialect der Sprache ſich erhalten hat, es iſt ferner dieſem Rechtsverhältniß zuzuſchreiben, wenn die geiſtige Entwicklung und die Thatkraft der Einwohner dieſe vortheilhaft von den Feſſanern unterſcheidet. Wir dürfen hier nicht vergeſſen, daß Rhat eine berberiſche, von den Tuareg unabhängige Stadt iſt, wenngleich dieſe in der ganzen Umgebung das Land bewohnen und ſich bis in die jüngſte Zeit zu Protectoren der Stadt aufwarfen.

Die Tradition verlegt die Gründung der Stadt in's 14. Jahrhundert und nennt den edlen Berberſtamm der Ihadſchenen als Gründer. Duveyrier vermuthet aber die eigentlichen Gründer in dem Stamm Kel-Rhaſſa, den Bewohnern des römiſchen Rapſa, das zur Zeit der Expedition des Cornelius Balbus nach Phazania von dieſem beſiegt und Rom unterthan wurde. Die Bewohner des alten Rapſa, die Kel-Rhaſſa der neueren Zeit, zu ſchwach, aus eigenen Kräften die wichtige Stellung, die als Schlüſſel zur centralen Sahara betrachtet werden kann, gegen Feinde zu vertheidigen, verbanden ſich wahrſcheinlich mit den Edlen der Ihadſchenen, die ſelbſt wieder durch Blutsbande mit den Tuareg verbunden waren, zu einem gemeinſchaftlichen Schutzbündniß.

Wie bei allen Berbern, führte der hoch entwickelte Gemeinſinn bald nach Gründung, reſpective Wiedererbauung der Stadt durch die Ihadſchenen, zur Bildung einer adminiſtrativen Verwaltung, die Rhat vor arabiſchen Städten auszeichnete. Im Innern eine gewählte Gemeindevertretung, nach außen vertrat ein Scheikh, deſſen Würde in ſeiner Familie erblich war und der den Titel eines Amghar führte, die Intereſſen und die Unabhängigkeit der Stadt. Nach dem Tode des letzten Scheikhs aus dem Stamme der Ihadſchenen blieb nur deſſen ältere Schweſter am Leben, und da ſich dieſelbe mit einem reichen Handelsherrn aus Tuat verehelichte, überging die Herrſchaft auf den Sohn, der dieſer Ehe entſproß; dieſer Wechſel war jedoch den Tuareg vom Stamme der Asdſcher nicht erwünſcht, umſomehr als ihre Chefs ſchon ſeit zwei Jahrhunderten die eigentlichen Herrſcher im Lande waren und die Herrſchaft der Amghars der Ihadſchenen nur eine nominelle war; ihrer Hilfe hatte Rhat die Abwehr eines heftigen Angriffes zu danken, den zu Beginn dieſes Jahrhunderts der Sultan von Feſſan aus Eiferſucht über das Aufblühen des Handels in Rhat unternahm. Die Folge dieſes Wechſels in der Herrſchaft war, daß die einſtigen guten Beziehungen zwiſchen den Bewohnern von Rhat und den Tuareg einer unleidlichen Rivalität weichen mußten.

Hadſch-el-Amin, der Scheikh und Sproße aus der vorerwähnten Ehe, erkannte die Gefahren, die aus dieſer Rivalität für Rhat und insbeſondere für ſeine Nachkommen in der Scheikhwürde erwachſen konnten, und betrieb mit ernſtem Eifer den Anſchluß Rhats an Tripolitanien, war unermüdlich thätig, Rhat unter die Oberhoheit der Pforte zu bringen, doch fand er in mehreren

hervorragenden Kaufherren der Stadt zähen Widerſtand und konnte es ſelbſt nicht mehr erleben. Für die Tuareg war die in Ausſicht ſtehende Beſetzung Rhats durch die Türken als ein großes Unglück anzuſehen, da ſowohl Edelmann wie Diener die hauptſächlichſten Exiſtenzmittel in dieſem Falle verloren, da das Protectorat des Marktes und der ihn beſuchenden Caravanen ihre Einnahmsquelle bildete; auch gab es keinen Targi, der es nicht als ſein unbeſtreitbares Recht angeſehen hätte, von den Städtern ein Mittagmahl oder anderweitige Geſchenke zu fordern — das nahm Alles mit dem Einzuge der Türken ein Ende, und darum waren die Tuareg der vom Scheikh geplanten Einführung der Türken feindlich. Dem Zwieſpalte zwiſchen dieſen zwei Parteien und dem Aberglauben der Bewohner von Rhat an Zauberer, die im Stande ſeien, Jemanden ſchuß- und hiebfeſt zu machen, ihn vor Krankheit und dem Biß wilder Thiere zu ſchützen oder umgekehrt den Menſchen in irgend ein beliebiges Thier zu verwandeln, verdankte Henri Duveyrier die Möglichkeit, Rhat zu beſuchen, trotzdem der Scheikh Hadſch-el-Amin der ergebenſte Schutzherr des fanatiſchen Ordens von Es-Senuſi war und mit ſeinem Anhange tobte, heulte und ſchwor, falls der Chriſt es wagen ſollte, Rhat zu betreten, ihn dieſe Unvorſichtigkeit mit dem Leben büßen zu laſſen.

Als jedoch Duveyrier trotzdem unter dem Schutze des mächtigen Scheikhs der Asdſcher, Ikhenuckhen, vor den Mauern Rhats erſchien, konnten ſich einige der wüthendſten Gegner nicht enthalten, dieſen verfluchten Chriſtenhund in Augenſchein zu nehmen; ihre Enttäuſchung war groß, als ſie einen jungen, der arabiſchen Sprache mächtigen Mann fanden, der ſeine Zeit mit Schreiben, Zeichnen und dem Beobachten der Sterne zubrachte, welche Beſchäftigung ihn bald in den Ruf eines Zauberers brachte. Der Beweis war in ihren Augen unumſtößlich erbracht, als Duveyrier auf Grund ſeiner meteorologiſchen Beobachtungen einen Witterungswechſel vorherſagen konnte, der thatſächlich eintraf. Der Scheikh mied es in Folge deſſen mit größter Sorgfalt, dem Zauberer und Chriſten in die Nähe zu kommen, und ſo konnte der Reiſende ohne Gefahr ſeinen Studien obliegen.

Was dem Vater nicht gelungen war, erreichte der Sohn; Es-Safi, der Nachfolger des Scheikh Hadſch-el-Amin, rief die Türken in die Stadt und wurde 1874 von der Pforte als Kaïmakam von Rhat inſtallirt. Dr. v. Barth

fand bei dieſem die beſte Aufnahme. Seine erſten Worte waren: „Dieſe Stadt gehört dem Sultan, Du biſt hier ebenſo ſicher als in jeder anderen Stadt der Osmanli; innerhalb der Stadt haben die Tuareg nichts zu ſagen, ſollte Dich ein Targi beläſtigen, ſo ſetze mich ſogleich davon in Kenntniß und Du ſollſt ſicherlich Ruhe haben.“ Und v. Bary konnte es in der Folge beſtätigen, daß dieſe Worte des Kaïmakam, der ein ebenſo energiſcher als intelligenter Mann iſt, nicht leere Phraſen waren.

Eine Garniſon von circa 200 Mann ſichert den Beſitz der Stadt und verleiht dem Kaïmakam großen Einfluß und hohes Anſehen, ſelbſt in weiter Ferne. Auf dem freien Platze zwiſchen der Moſchee und Kaſerne ſteht eine Hinterlader-Gußſtahlkanone mit der Inſchrift: „Carlsruhe 1872“. Bei religiöſen Feierlichkeiten und anderen Feſten wird dieſes Geſchütz abgefeuert und verſetzt die Tuareg in Staunen über die ſtarke Exploſion; ſie ſtellen ſich den Effect desſelben im Kriegsfalle ganz enorm vor, ſo daß die moraliſche Wirkung dieſer einzigen Kanone ſehr bedeutend iſt.

Die Einwohner von Rhat, ſowie die fremden Kaufleute ſind jetzt über die Occupation durch die Osmanli ſehr erfreut, denn vorher waren ſie der Willkür der Tuareg gänzlich preisgegeben und eine Sicherheit von Leben und Eigenthum gab es nicht. Der Scheikh jedes einzelnen Stammes mußte befriedigt werden, bevor der Kaufmann das Gebiet der Tuareg betreten konnte, und dieſe Schutzgelder waren ſehr anſehnlich; ein einziger Unzufriedener genügte, um den erkauften Schutz der Anderen in Frage zu ſtellen.

In der Stadt Rhat ſelbſt benahmen ſich die Tuareg ganz als die Herren und Beſitzer derſelben; wurde eine Thüre dem pochenden Targi nicht ſchnell genug geöffnet, ſo brach er ſie in Stücke und die Inſaſſen durften froh ſein, wenn ſie ohne Schläge davon kamen. Sah er etwas, was ihm gefiel, ſo nahm er es ohne Weiteres, und wehe Dem, der proteſtiren wollte, die roheſten Gewaltthätigkeiten folgten unmittelbar. Dies war früher in Rhat der gewöhnliche Zuſtand. Jetzt iſt dies Alles anders geworden. Vor dem Eintritt in die Stadt muß der Targi ſeine Waffen abgeben und erhält ſie erſt wieder beim Austritt, umſonſt verlangt er in ſeiner ſtürmiſchen Weiſe nach Bewirthung, ſelten öffnet ſich ihm eine Thüre, meiſt wird er mit Schimpfworten fortgewieſen, und läßt er ſich von ſeinem Hang zu Gewaltthätigkeiten

fortreißen, ſo wird ihm vom Kadi unerbittlich Gefängnißſtrafe auferlegt, die ihm unerträglich iſt. Hungrig und ſchlecht gekleidet, irrt er auf den Wegen umher und verwünſcht im Stillen die Türken, mit denen fremdes Geſetz und fremder Zwang in die Stadt einzog.

Die Vornehmen, Edlen der Tuareg ſind allerdings beſſer daran; wenn ſie auch innerhalb der Stadt nichts mehr zu ſagen haben, ſo ſind ſie doch noch die alleinigen Herren draußen in der Wüſte und auf der Hammada, wo ſie den Caravanen Abgaben auferlegen für den ungehinderten Durchzug. Um unter ſich nicht in Streit zu gerathen, ſind die Rechte der Beſteuerung ein- für allemal unter den einzelnen Scheikhs vertheilt, ja ſelbſt durch Erbſchaft übertragbar. So z. B. hat jeder Rhadamſi-Kaufmann einen oder mehrere Beſchützer unter den Asdſcher-Tuareg, denen er jedesmal, ſo oft er Rhat beſucht, 25 Francs für ſich und 2 Real für jeden Kameeltreiber zahlen muß. So viel iſt der Kaufmann gezwungen zu geben nach altem Herkommen; damit iſt es aber beiweitem nicht abgethan. Will er mit den Tuareg-Scheikhs auf gutem Fuße ſtehen, ſo muß er Geſchenke bringen, deren Werth bei dem reichen Rhadamſi die Höhe der eigentlichen Abgaben weit überſteigt. Es iſt unter ſolchen Umſtänden ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Einnahmsquellen für die Tuareg vom größten Werthe ſind und daher eiferſüchtig gehütet werden. Ein Streit über das Recht, von einem reichen Rhadamſi-Handelsherrn Abgaben zu erheben, war die erſte Veranlaſſung zu dem langjährigen Kriege, der noch zu Ende des Jahres 1876 zwiſchen Asdſcher und Ahaggar geführt wurde. Eigenthümlich iſt es, daß ein Rhadamſi, der auf dem Wege nach dem Sudan Rhat paſſirt, keine Steuer zu zahlen hat, kommt er aber auf ſeinem Rückwege vom Sudan in dieſelbe Stadt, ſo zahlt er 40 Real.

Von Seite der türkiſchen Regierung ſind dieſe Verhältniſſe unangetaſtet geblieben und für die erſten zwei Jahre der Occupation wurde keinerlei Zoll oder Steuer erhoben, in der Folgezeit dürfte eine Veränderung zum Nachtheile der Tuareg eintreten, die überhaupt allmälig ihre Freiheit einbüßen werden. Es fehlt nicht an Symptomen, aus denen man ſchließen kann, daß ſelbſt der bis jetzt ausgeübte Zwang den Herren der Wüſte unerträglich ſcheint. Scheikh Ikhenuckhen hat zwar den Burnus der Inveſtitur erhalten und erwartet

täglich ſeinen Ferman von Stambul, allein die übrigen Häupter der Asdſcher hielten ſich durch den Schritt ihres Chefs (Amenokal) nicht für gebunden und proteſtirten ſtets, wenn man ſie an die Oberherrſchaft des Sultans erinnerte, oft ſogar in ſehr unehrerbietiger Weiſe. Wenn nun die Türken die Zügel etwas ſtraffer anziehen, namentlich von den Stämmen der Tuareg Steuer erheben werden, ſo darf man ſicher ſein, daß es zu argen Conflicten kommen wird, nennen doch die freien Tuareg ihre Nachbarn in Feſſan, die Tynylkum, mit Verachtung die „ſteuerzahlenden Araber“.

Die Annexion der Stadt Rhat durch die Türken hatte zur Folge, daß der Scheikh Ikhenuckhen ſich im Momente der größten Gefahr, nachdem ihm die Ahaggar die empfindlichſten Verluſte beigebracht hatten, die Türken in's Land rief, da ihm ſonſt nichts übrig geblieben wäre als die Unterwerfung unter die Ahaggar. Sein Volk, die Asdſcher, aber hat durchaus keine Sympathie für die Türken und blickt auf Ahitagel, den Amenokal der Ahaggar, als ſeinen künftigen Herrn, während Ikhenuckhen, der einſt zur Zeit Duveyrier's ſo einflußreiche und mächtige Scheikh, all ſein Anſehen und ſeinen Einfluß verloren hat.

Wenden wir nun unſere Aufmerkſamkeit dem Lande zu. Der weſtliche Rand der Thalweitung, in welcher Rhat und ſeine Pflanzungen liegen, gehört bereits jenem centralen Hochlande der Sahara an, das wir auf der Karte als das Plateau von Taſili finden und jenſeits welchem das geheimnißvolle Bergland der Ahaggar liegt. Schon Barth's Expedition 1850—55, ihre Entdeckung der großen Oaſe Air, die Barth als eine wahrhafte Schweiz ſchilderte, führte zu einer förmlichen Revolution in den Vorſtellungen über die Wüſte; während ſeines Aufenthaltes in Timbuktu erfuhr aber Barth, daß Air noch weit übertroffen werde von dem Lande der Ahaggar. Sein intelligenter Freund und Beſchützer Scheikh Sidi Achmed-el-Bakkay, der lange Zeit unter dem Volke der Ahaggar, ebenſowie in Air zubrachte, verſicherte ihn in der beſtimmteſten Weiſe, daß das Hochland und insbeſondere eine lange Bergkette auf demſelben weit höher ſei als die Berge der Oaſe Air, und daß die röthlichen Felſen äußerſt zerriſſen und zerklüftet wären. Man findet im Lande prachtvolle Thäler und maleriſch ſchöne Schluchten und in einigen dieſer Thäler, die von ſtetig fließendem Waſſer durchzogen werden,

gedeihen die Feige und die Rebe. Alſo ein zweites großes Gebiet, das ganz aus dem Rahmen der Vorſtellungen über die Sahara heraustrat.

Es iſt das große Verdienſt Henri Duveyrier's, dieſe Mittheilungen nicht nur beſtätigt, ſondern dieſelben unendlich eingehender und erweiterter den Freunden der Erdkunde vermittelt zu haben. Was wir heutzutage über dieſes geheimnißvolle Land, ſein Volk, deſſen Geſchichte und deſſen Handel

Henri Duveyrier.

und Wandel wiſſen, verdanken wir ihm in erſter Linie, da Major Laing's Erfahrungen uns für immer verloren gegangen ſind.

Welchen Unterſchied bietet das Bild der nördlichen centralen Sahara vor und nach Duveyrier's Mittheilungen! Dort, wo wir ewig unfruchtbare, dürre Sandebenen vermutheten, finden wir unzählige Flußthäler mit periodiſchen Waſſerläufen und unter dieſen das Bett eines mehr als 1000 Kilometer langen Fluſſes; ja, was noch mehr überraſcht, wir finden hier zahlreiche

Seen, Quellen und wirkliche Flüſſe mit beſtändig fließendem Waſſer, wahrhafte Waſſerfälle, und am Urſprung aller dieſer Gewäſſer hohe, maſſive Berggruppen und Hochflächen, von ſpitzigen, nadelförmigen Pics überragt, deren einzelne monatelang das weiße Schneekleid tragen. Und in dieſer Alpennatur ein üppig entwickeltes organiſches Leben. So eigenthümlich wie das Land iſt auch das Volk, das es bewohnt, ſich ſcharf von den Arabern und ſelbſt von den heutigen Berbern und mauriſchen Stämmen der weſtlichen Sahara trennend, beherrſcht die targiſche Nation, von den Arabern und mit ihnen von den Europäern mit dem Sammelnamen Tuareg bezeichnet, obwohl ihn die Nation ſelbſt als fremd zurückweiſt, im Herzen der Sahara ein Gebiet, das an Flächeninhalt das deutſche Reich fünfmal übertrifft. Sowohl das Land als auch die Nation umfaßt vier große Abtheilungen, die in Bezug auf den Boden- und Landſchafts-Charakter des Gebietes und die Gebräuche des Volkes natürliche ſind. Im Nordoſten des großen Gebietes bewohnen die Asdſcher das nördliche Tafili-Plateau, das wir eben betreten haben, im Weſten dieſes Stammes herrſchen wie in einer unzugänglichen Bergfeſte, den Nordweſten des Territoriums einnehmend, die Ahaggar oder Hoggar, wenden wir uns in Rhat nach Südweſten, ſo liegt jenſeits des Horizonts die Oaſe Air, bewohnt von dem Tuareg-Stamm der Kel-Air oder Kelowi, und endlich im Weſten dieſer und im Süden der Ahaggar tummelt ſich bis über die trüben Fluthen des Nigerſtromes der Stamm des Auelimmiden; derſelbe hat im bergigen Theile des weiten Gebietes, Adghagh genannt, feſte Wohnplätze. Die erſten zwei Fractionen begreift man unter dem Namen der nördlichen, die zwei letzteren unter jenem der ſüdlichen Tuareg. Wenn wir einen Blick auf die Karte der Sahara werfen, ſo müſſen wir über den Scharfblick, das natürliche ſtrategiſche Gefühl des Volkes ſtaunen, denn wir werden finden, daß jede einzelne der vier großen Abtheilungen der Tuareg-Nation ſich als Kernpunkt ihrer politiſchen Stellung, als Reduit ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Macht ein Syſtem iſolirter Berge oder ein mächtiges Hochplateau gewählt hat, die als eminentes Vertheidigungsobject, einer natürlichen Feſtung gleich, ſelbſt vom kundigſten modernen Strategen nicht beſſer gewählt ſein konnten. Sicher vor jeder feindlichen Invaſion, wurden ſie gleich den Raubrittern des Mittelalters in ihren Burgen die Herren der Caravanenſtraßen

und der weiten Hammada, den Renner der Wüſte, das Meheri, zur Verfügung, giebt es für ſie keine Entfernung, die ſie von einer vielverſprechenden Razzia abhalten könnte. Dieſes Gefühl der in den natürlichen Verhältniſſen ruhenden Sicherheit vor dem rächenden Arme des Feindes, der Sultane der Nachbarſtaaten, mußte ſie zu dem machen, was ſie ſind: den gefürchteten Herren der Wüſte.

Zwiſchen dieſen vier Bergmaſſiven dehnen ſich weite Ebenen aus, von wirklichem Wüſtencharakter, theils mit Sand bedeckt, oft aber nackten Fels- oder Kalkboden zeigend, zuweilen ſtoßen wir auf ſalzhaltige Becken, die wir unter dem Namen Sebcha kennen, meiſtens aber iſt der Boden echte Hammada, ein Kieſelteppich, d. h. harte Erde, was im Arabiſchen die Bedeutung des Wortes „Sahara“ bezeichnet. Obwohl feierliche Verträge in dieſen Ebenen die Grenzen der Machtſphäre, des Rechtes, die Caravanen zu geleiten, für jeden einzelnen Stamm genau regeln, ſo geſchieht es ſehr oft, daß dieſe nicht reſpectirt werden, und zwar ſowohl von den arabiſchen und berberiſchen Nachbarn, als auch von den einzelnen Tuareg-Stämmen ſelbſt. Insbeſondere im Norden, wo eine Linie vom Brunnen El Haſſi im Süden der Hammada el homrah über Rhadames nach Inſalah das Tuareg-Territorium abgrenzt und die Nation von den arabiſchen Stämmen der Schaanba, Suafa und Ruagha trennt, ſind erbitterte Kämpfe an der Tagesordnung und oft währen ſie Jahre hindurch; ebenſo unfriedlich ſind die Beziehungen der Ahaggar und Auelimmiden zu ihren weſtlichen Nachbarn, den arabiſchen und mauriſchen Nomadenſtämmen, trotz der entſetzlichen Tanesruft und der Region hoher Sandhügel, die zwiſchen den beiden Feinden liegen, färbt ſich der Boden oft roth von dem Blute der Kämpfenden. Im Süden ſind es die auf einer höheren Stufe der Civiliſation ſtehenden Fellatareiche, welche die Tuareg zu Nachbarn haben. Die Fehden fehlen auch hier nicht und das einſtige Kaiſerreich oder Sultanat Sourhai, es wurde zum großen Theile den Wüſtenſöhnen zur Beute, ſo daß die Grenze ihres Gebietes heute weit über das Süduſer des Niger hinausreicht. Im Oſten endlich wehren ſich die Tebu vor den Raubzügen der Kelowi-Tuareg und nördlich dieſen im Paſchalik Feſſan ſtreifen die Asdſcher, ohne bisher die Oberhoheit der Pforte irgendwie anzuerkennen.

Aus der Vogelperſpective angeſehen, würde ſich das centrale Berg- und Hochland der Wüſte, das Maſſiv der Tuareg, als eine Reihe von übereinander gelagerten Hochflächen dem Auge entrollen, die, ſich allmälig in Stufen- oder Terraſſenform erhebend, Höhen von 500—2000 Meter abſoluter Seehöhe erreichen. Aus dieſen ganzen Plateaumaſſen würde das Plateau der Ahaggar als höchſter Punkt emporragen, ihm zunächſt würde das nördliche Taſiliplateau und die Inhekette ſich anreihen, während an der Peripherie dieſes Raumes, als zweithöchſte Terraſſe, die Akakusberge, die Amſak-Kette, die Hammada von Tinghert, das Plateau von Tademayt, Muydir, die Baten Ahenetkette und das ſüdliche Taſiliplateau aus dem Plan der Sahara aufragen. Der Culminationspunkt des ganzen centralen Hochlandes, das Ahaggar-Hochland, ſtellt nach den Erkundigungen Duveyrier's ein ausgedehntes kreisförmiges Plateau dar, aus deſſen höchſter Terraſſe, Atakor-n-Ahaggar genannt, zwei ſcharfkantige Pics, Zwillingen gleich, in den Aether ragen, die den Namen Uatellen und Hikena führen. Duveyrier iſt der Ueberzeugung, daß ſie gleich den Puys der Auvergne vulcaniſcher Natur ſind, der Fund lavaartigen Geſteins im Wadi Irharhar, das vom Plateau der Ahaggar geſpeiſt wird, läßt dieſe Darſtellung als höchſt wahrſcheinlich gelten. Auch aus den, dem höchſten Kern des Maſſivs terraſſenförmig vorgebauten Hochflächen ragen zahlreiche Pics empor, deren Bildung ſie als erloſchene Vulcane annehmen läßt. In der äußeren Form ſind ſowohl die Berge als Plateauränder ungemein zerriſſen und zerklüftet und größtentheils von ſchwarzer Farbe, die um ſo greller von einzelnen weißlichen Felſenpartien abſticht.

Durch die Amadghor-Ebene und ihre öſtliche Fortſetzung, die Ebene von Admar, von dieſem Centralſtocke getrennt, erhebt ſich in Geſtalt eines großen iſolirten, ſchiefwinkeligen Parallelogramms, mit faſt ſenkrecht aus der Ebene aufſteigenden Mauern, das nördliche Taſili (d. h. Plateau), auch das Plateau der Asdſcher genannt. Wo möglich noch zerklüfteter und von wildeſter landſchaftlicher Romantik, iſt es von zahlloſen engen und ſteilwandigen Thälern durchfurcht und im ſüdlichen Theile von dem Pic Eſokal überragt. In den Thälern ſtoßen wir auf zahlreiche Waſſerlachen und Seebildungen, die Duveyrier als einſtige Krater bezeichnet. Am nördlichen Rande ſtellt ſich das Plateau als ein ausgedehntes Tafelgebirge dar, das auf große

Strecken hin denſelben zerriſſenen Charakter behält. Jener rechtwinkelig zerklüftete Sandſtein, der uns vom Südrande der Hammada el homrah bis hierher begleitete, bildet auch hier die Maſſe des ganzen Gebirges. Dadurch wird die Landſchaft monoton, man mag auch noch ſo tief in's Gebirge eindringen, ſo begegnet man ſtets denſelben Bergformen; alle Gipfel und Kämme liegen im gleichen Niveau, alle Profile zeigen dieſelben ſtaffelartigen Abſätze der einzelnen Schichten und alle Thäler haben denſelben Verlauf, eingeſenkt in den groben Schotter, der ſich auf beiden Seiten in langen Terraſſen ausdehnt und gleichſam die unterſte Stufe des Gebirges bildet. Ohne jeden Pflanzenwuchs und mit ſchwarzen Steinen überſtreut, tragen dieſe Flächen ganz den Charakter der Hammada und bilden eine ſchroffe Grenze für die Vegetation der tieferliegenden ſandigen Wadis. Nur an den Vereinigungsſtellen zweier Thäler erweitert ſich das Flußbett auf Koſten der Schotterterraſſen; ſonſt kommen eigentliche Thalweitungen oder eingeſchloſſene Ebenen ſehr ſelten vor.

Durch die Admar-Ebene völlig iſolirt, erhebt ſich im Süden des nördlichen Taſili die Inhekkette, wie die beiden vorhergehenden von zahlreichen Pics überhöht, in einzelnen Thälern dieſes Gebirgszuges trifft man blühende Oaſen, Lachen hellſten klaren Bergwaſſers zu Seen vereint und von einer üppigen Vegetation umrahmt. Der Abſtieg vom Südrande des Taſiliplateau's zum Wadi Tafaſſaſſet führt durch einen der wüſteſten und wildeſten Theile der Wüſte, die großartige Anſicht einer wildzerriſſenen Natur bietet das Wadi Egeri, eine enge Schlucht, durch welche die Caravanenſtraße von Rhat nach Air führt. Wir verdanken Barth eine Anſicht derſelben und laſſen ſie hier folgen.

Drei größere Längenthäler laufen radienartig vom centralen Kern des Tuareg-Landes aus, ſie bezeichnen zugleich die drei Hauptwaſſerläufe, und zwar ſind es nach Norden der Irharhar, nach Südoſten das Wadi Tafaſſaſſet, nach Weſten das Wadi Tirhehert; heute faſt das ganze Jahr und ſelbſt auf längere Perioden hinaus trocken, mußten ſie in früheren Epochen, dafür ſpricht die Bildung des Flußthales mit ſteilen, die Gewalt des Waſſers verrathenden Uferrändern, mächtigen Flüſſen als Bett gedient haben. Der bedeutendſte und das Intereſſe des Geologen wie Topographen am meiſten in Anſpruch

Wadi Egeri.

nehmende Flußlauf iſt der Irharhar; aus einem der höchſten Theile des Atakor-n-Ahaggar entſpringend, ſammelt er alle Waſſerrinnſale dieſes Maſſivs und des nördlichen Taſili, durchläuft das Plateau von Tinghert und würde in felſigem Terrain vielleicht auch als waſſerführend die Küſte erreichen, doch jener breite Sanddünengürtel, den wir als El Erg oder Areg kennen, conſumirt ſelbſt die durch tropiſche Regen angeſchwollenen Fluthen und ein dünner Waſſerfaden ſchleicht ſich bis Ghug, einem Dorfe in der Nähe des Depreſſionsgebietes des Schott Melrhir, wo auch das letzte Anzeichen eines Fluſſes ſich im Sande verliert.

Wir finden bei Ptolemäus und ſpäter bei Plinius den augenſcheinlichen Beweis, daß der Irharhar in den Tritonſee und da dieſer mit dem Golf von Gabes oder der kleinen Syrte in continuirlicher Verbindung ſtand, indirect in das Mittelmeer floß. Gegenwärtig iſt das Bett des Irharhar in ſeinem unteren Theile faſt beſtändig trocken, die aus den tiefen und geſchützten Schluchten des Ahaggar- und Taſiliplateau's rieſelnden Waſſer verlieren ſich ſchon nach ſehr kurzen Strecken im Boden. Wir können uns kaum die Waſſernoth eines ganzen Landes vorſtellen, wie ſie in den Jahren 1851—60 hier herrſchen mußte, in welchem Zeitraum von neun Jahren nach Duveyrier's Mittheilungen kein einziger ausgiebiger Regen gefallen war.

Wenn nun aber auch das Flußbett trocken, ſo ſoll damit nicht geſagt ſein, daß der Fluß überhaupt kein Waſſer führe, wir brauchen nur einige Meter tief zu graben und werden auf der ganzen mehr als 1000 Kilometer betragenden Strecke im Flußbette überall auf Waſſer ſtoßen. Es iſt nun eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung, daß das im Flußbette zu Tage geförderte Waſſer bitter und ſalzig iſt, ebenſowie jenes, welches einige arteſiſche Brunnen im Depreſſionsgebiete des Wadi Righ, dort wo der Irharhar ſich definitiv im Sande verliert, liefern, während das Waſſer, welches wir auf der erſten Terraſſe der Uferabdachung ausgraben, ſich gut trinkbar zeigt. Die allgemeine Richtung des Flußlaufes von Süd nach Nord, das plötzliche Ende ſeines Bettes in der vorgenannten Depreſſion, die gleichartige Beſchaffenheit des Waſſers in den Brunnen ſeines Flußbettes mit jenem in den unterirdiſchen Galeriebrunnen von Tuggurt laſſen es als höchſt wahrſcheinlich gelten, daß die im Depreſſionsgebiete des Wadi Righ vorgefundene unterirdiſche

Wasserschichte von den Gewässern des Ahaggar- und Tasiliplateau's gespeist wird, wodurch sich auch die permanent hervorsprudelnden Brunnenwässer im Depressionsgebiete erklären.

Wenige Kilometer südlich der Quelle des Irharhar vereinigen sich die Gewässer des Südabhanges des Atakor-n-Ahaggar und bilden das Wadi Tin-Tarabin, ebenso sammelt das Wadi Tafassasset die Wasser der südlichen Abdachung des nördlichen Tasili und des Innefgebirges, im Südwesten des Brunnens Asiu an der Caravanenstraße nach Aïr vereinigen sich beide Flußthäler und verlaufen in der Richtung des Adghagh-Plateau's, dessen Gewässer das Flußthal sammelt. Einst mochte wohl der Fluß den Nigerstrom erreichen, gegenwärtig verhält es sich ebensowie mit dem Irharhar, das Wadi Tafassasset ist ein trockenes Flußthal, das nur zur Zeit der Schneeschmelze und mächtiger Regengüsse Wasser führt, westlich des Brunnens Asiu ist übrigens der Lauf des Flußbettes noch ganz unerforscht.

Aus den eben dargestellten hydrographischen Verhältnissen können wir auch die Bedeutung des Tuareg-Berglandes ermessen, es bildete vor kaum mehr als 2000 Jahren die Hauptwasserscheide zwischen dem Mittelmeere und dem atlantischen Ocean, war also nicht nur der Centralkern in der Oberflächengestaltung des Bodens, sondern auch das Hauptwasserreservoir der westlichen Sahara. In seinen gegenwärtigen Verhältnissen als das größte abflußlose Gebiet der Welt (selbst die großen Wassermassen des Tzadsee und seines mächtigen Zuflusses, des Schari, verlieren sich in den wüsten Tiefländern Egai und Bodele), ist die Sahara eines der lehrreichsten Objecte für das Studium der Veränderung der Erdoberfläche in historischer Zeit.

Die Bodengestaltung des westlichen Theiles des Tuareg-Gebietes, die beiden südlichen Massive und die in ihnen Ursprung nehmenden Flußthäler werden wir später kennen zu lernen Gelegenheit finden.

Wenn der Wasservorrath der centralen Sahara blos auf das periodische Vorkommen dieses Lebenselementes in den Wadis (schon das Wort bezeichnet ein Flußbett ohne Wasser) beschränkt wäre, so müßte es im höchsten Grade Wunder nehmen, das Land überhaupt bevölkert zu wissen; glücklicherweise für ihre Bewohner ist die centrale Sahara nicht so arm an Wasser, wie man es allgemein annimmt, wenngleich wir an keinerlei Ueberfluß denken

dürfen. Der überaus größte Theil des Waſſers liegt, durch eine undurchläſſige Erdſchicht geſtaut, in wechſelnder Tiefe unter der Oberfläche, und würden die Bewohner der Wüſte mehr Zeit anwenden und genügendere techniſche Förderungsmittel beſitzen, um dieſen Schatz zu heben, ſo würden ſie kaum über empfindlichen Waſſermangel zu klagen haben. In den meiſten Wadis, in den Dünenthälern ſickert das Waſſer durch die obere Sandſchichte und ſammelt ſich in der Tiefe, ebenſowie die in den Bergen des Ahaggarplateau's entſpringenden Gewäſſer nach einem kurzen ſichtbaren Lauf in der Erde verſchwinden, um hier, geſchützt vor der enormen Verdunſtung, ihren Lauf fortzuſetzen. Je nach der Tiefe, in welcher die undurchläſſige Fels- oder Thonſchicht ſich ausbreitet, und der Mächtigkeit des infiltrirten und zufließenden Waſſers unterſcheiden wir in der Sahara die Gattungen der einzelnen Brunnen, die, wenn ſie permanentes Waſſer liefern, Bir, Haſſi oder Ogla heißen, wenn nur temporär Waſſer führend, Themed genannt werden. Auf dem ganzen centralen Plateau der Sahara kann man mit Sicherheit in den trockenen Flußbetten der Wadis in einer Tiefe von 4—5 Meter auf genießbares Waſſer rechnen, außerdem ſtößt man in den Felsklüften der Thalwände auf größere und kleinere Lachen trinkbaren Waſſers, die in dieſem Falle Rhedir heißen und gewöhnlich Regenwaſſer enthalten, das, dank der geſchützten Lage, dem Verdunſten längere Zeit Widerſtand leiſtet.

Im Herzen des Gebirgslandes, in ſteilwandigen Thälern finden wir aber auch Quellen, deren Waſſer von köſtlicher Friſche iſt, daß ſie zugleich auch die Brennpunkte für die Anſiedelungen der ſeßhaften Bewohner ſind, iſt in der Wüſte ſelbſtverſtändlich, wo an das Waſſervorkommen das Gedeihen organiſchen Lebens gebunden iſt; ſolche Quellen laben und verſorgen die Bewohner der Ahaggar-Reſidenz Ideles, des Eldorado des Tuareg-Landes, die Oaſe Dſchanet, den Caravanenknotenpunkt, Temaſſint u. ſ. w.

Wie wir aber ſchon früher durch Duveyrier erfahren haben, ſollen ſelbſt wahrhafte Seen das Tuareg-Land ſchmücken, und zwar ſollen dieſelben am häufigſten auf dem nördlichen Taſili und im Hochlande der Ahaggar vorkommen. Von bedeutendem Rufe und mit dem Nimbus des Legendenhaften umgeben, waren von jeher die Seen von Mihero, in einem Seitenthale des Wadi Igharghareu im Wadi Tikhammalt, ein Gegenſtand der Forſchungsneugierde

europäiſcher Reiſender. Vergebliche Mühe bisher, ſelbſt Duveyrier war es verſagt, dieſelben zu beſuchen, obwohl er in geringer Entfernung von ihnen auf ſeinem Zuge von Rhadames nach Rhat vorbeikam. Erſt in jüngſter Zeit, zu Ende des Jahres 1876, war es dem jungen Forſcher Dr. v. Bary möglich geworden, das Geheimniß zu lüften und die allgemein bezweifelte Kunde von der Exiſtenz von Crocodilen in jenem Waſſerbecken im Herzen der Sahara als völlig wahr zu beſtätigen.

Ein Ausflug nach dieſen Crocodilteichen von Mihero, nach dem Hauptbecken auch Sebarhbarh genannt, wird uns die günſtigſte Gelegenheit bieten, das eigenthümliche Land und ſein Volk näher kennen zu lernen. Wir brauchen zudem uns blos Dr. v. Bary auf ſeiner intereſſanten Excurſion anzuſchließen.

Dr. v. Bary's Ankunft in Rhat rief bei den Tuareg lebhafte Debatten hervor, um zu entſcheiden, wer auf ſeine Geſchenke Anſpruch habe. Nach langem Hin- und Herſtreiten kam man zu dem Reſultate, daß der Erbe Hatita's, des Beſchützers der engliſchen Expedition unter Richardſon, allein dazu berechtigt ſei. Nach Targi-Sitte erbt der älteſte Sohn der älteſten Schweſter, demnach wurde Osman, Scheikh der Imangaſaten, ſein Protector. Er iſt alſo ſozuſagen der Conſul der Deutſchen in Rhat.

Wegen der fortdauernden Feindſeligkeiten zwiſchen den beiden großen Abtheilungen der nördlichen Tuareg, den Asdſcher und Ahaggar, konnte v. Bary an die Ausführung des Hauptzweckes ſeiner Reiſe, nämlich das centrale Gebirgsland der Sahara, des Ahaggarplateau, zu erforſchen, nicht denken, er wollte es aber doch verſuchen, den vielgenannten See Mihero zu erreichen und das Vorhandenſein von Crocodilen zu conſtatiren.

Die allgemeine Anſicht ſeiner Beſchützer, der Imangaſaten, ging dahin, daß dieſer Verſuch nur unter dem Schutze einer Edſchen (Rheſſi der Araber) gewagt werden könne, da das Wadi Tikhammalt ziemlich nahe an der Machtgrenze der Asdſcher liegt. Der Aufruf zu einem neuen Kriegszuge gegen die Ahaggar war ſchon ergangen und dem entſprechend mußten die Reiſevorbereitungen beſchleunigt werden. Als Sammelpunkt für die Asdſcher war Dider gewählt worden, wohin nun von allen Seiten die kriegsluſtigen Tuareg ſtrömten, ſo daß v. Bary ohne Gefahr das Land durchziehen konnte, da Dider ſüdlich von Mihero im ſelben Wadi Tikhammalt liegt.

Bevor ſich jedoch ein Stamm zum Kriegszuge (Amdſcher) oder zur Razzia (Edſchen) entſchließt, bevor das Pulver das große Wort führt, wird wie bei den höchſtciviliſirten Völkern eine Art Conferenz, eine Miââd einberufen und ein friedlicher Ausgleich angebahnt, denn der Targi, ſo ſehr er ein geborner Streithahn und Krieger iſt und mit Stolz ſich ſeiner Tapferkeit bewußt zeigt, liebt es nicht minder, auch die Lorbeern diplomatiſcher und rhetoriſcher Erfolge zu ernten, umſomehr als ſtets damit ein homeriſches Gaſtmahl verbunden iſt (ſowohl vor der Eröffnung als nach Schluß einer Rathsverſammlung), das ſeinen in der Sahara ſprichwörtlichen Appetit, dem er unter normalen Verhältniſſen, bei der Armuth des Landes und ſeines Volkes, äußerſt ſelten Genüge leiſten kann, reizt, und ihm ſchon der Gedanke, in Tafelfreuden ſchwelgen zu können, der angenehmſte Sinnenkitzel iſt. Die Wahl des Verſammlungsortes iſt ſtets eine wichtige Sache, da jede Partei ihre Gegner in eine möglichſt ungünſtige Poſition zu bringen ſucht, um im Falle, daß Verrath oder ſpäter ausbrechender Zwiſt die Verſammlung heimſuchen ſollten, alle Vortheile der Vertheidigung, der Localkenntniß ausbeutend, ſich den Sieg über die Gegenpartei im vorhinein zu ſichern, gewöhnlich wird jedoch ein neutrales Gebiet als Verſammlungsort gewählt, ebenſowie die Zahl der Bewaffneten auf jeder Seite in vorhinein beſtimmt wird.

Iſt der Tag der Zuſammenkunft angebrochen, ſo bietet der Chef jedes der betheiligten Stämme Alles auf, um auf der Verſammlung mit aller Würde und ſeiner Stellung entſprechendem Staate, der ſich in der Kleidung und Bewaffnung äußert und durch die Würdenträger ſeines Stammes noch erhöht wird, zu erſcheinen. Dem Targi-Sprichworte gemäß, daß, wenn der Magen befriedigt, auch das Gehirn nahe daran iſt, es zu ſein, wird ein der Anzahl der Anweſenden entſprechendes Mahl, aus einem gebratenen Kameel oder einigen Schafen beſtehend, hergerichtet, die ausgeſuchteſte und minutiöſeſte Höflichkeit dictirt das beiderſeitige Verhalten, und die Begrüßungen und Complimente währen die ganze Zeit, die das Garwerden des Mahles in Anſpruch nimmt. Noch iſt vorläufig von der zu erledigenden Streitſache keine Rede, die erſte Zuſammenkunft dient nur dazu, daß die Theilnehmer der beiden Parteien einander mit ſorgſam prüfenden Blicken betrachten und die feindlichen oder friedlichen Geſinnungen der einflußreichen Mitglieder kennen zu lernen ſuchen,

im Uebrigen erwarten beide Theile, daß die Nacht, der Schlaf ihnen einen Weg zum beiderseitig zufriedenstellenden Ausgleich vorbereite. Die Verhandlungen beginnen nun am nächsten Morgen und werden gleich jenen der alten Germanen und aller Naturvölker unter freiem Himmel und vor dem ganzen Auditorium gehalten. In zwei doppelten Halbkreisen gruppirt, von welchen die inneren durch die Bevollmächtigten und anderen Würdenträger jeder Partei, die äußeren durch die Menge der Zuhörer gebildet werden, beginnt das entscheidende Wortgefecht. Gravitätisch mit unterschlagenen Beinen sitzend und zwischen den Fingern die einem Rosenkranz ähnlichen Gebetschnüre gleiten lassend, bezeichnen die beiden in den inneren Halbkreisen sitzenden Notablen zugleich den Raum, der den jeweilig zum Worte sich meldenden Rednern gegönnt ist; in malerischer Gruppirung, stehend oder sitzend, das feierlichste Schweigen beobachtend, verhält sich das äußere Auditorium, begierig den Worten der Redner beider Parteien lauschend, um daheim darüber berichten zu können. In regelmäßigen Pausen wird das Schweigen durch den Ausruf „Möge Gott die Einflüsterungen des Bösen fernhalten", unterbrochen, der als Beschwörungsformel des Dämons zum Ceremoniell gehört und auch sehr am Platze ist, indem der Böse in Gestalt des Verraths und hinterlistigen Treubruchs in der Versammlung selbst lauert. „Amîn" bestätigt das Auditorium den Ausruf.

Dem Rangverhältnisse entsprechend, ergreifen die einzelnen Redner das Wort, immer nur an den gleich im Range Stehenden antwortend, wobei jener Redner sich das Schlußwort vorbehält, der das Resumé der ganzen Verhandlung geben soll. Es ist eine ruhige, deutliche und sparsame Sprache, die wir auf diesen Versammlungen hören könnten, nichts von jener glühenden und hinreißenden Beredtsamkeit der Südländer Europa's, aber auch nicht der Wortschwall, der sich bei civilisirten Völkern einbürgert; da wird jedes Wort reiflich überwogen und erst nach eingehender Ueberlegung der von der Gegenpartei angeführten Argumente mit Reserve ausgesprochen.

Kein Secretär oder Schriftführer verzeichnet die Reden oder notirt den Gang der Debatte, es wäre auch überflüssig, da Jeder ohne Mühe sich die einzelnen Reden im Gedächtniß zu behalten vermag, zu einem hitzigen Wortgefecht kommt es nie, wohl fallen hierzulande Schwertschläge hageldicht, nicht Worte.

Bei aller Einfachheit ermangeln dieſe Verſammlungen ſowohl ihrer äußerlichen Geſtaltung als auch des ruhigen Tenors der in ihnen gehaltenen Reden halber nicht des Impoſanten, der Ernſt ſpricht aus allen Bewegungen und Vorgängen, wir könnten uns kaum eines unheimlichen Schauers erwehren, würden wir eine ſolche Gruppe ſchwarzgekleideter, verſchleierter Männer ſehen, hinter ihnen, zu Pyramiden geformt, die Lanzen und Schwerter, jeden Augenblick zum Appell an die Gewalt bereit. Der feierliche Moment des Endbeſchluſſes iſt gekommen, mit Nachdruck und jedes Wort ſcharf betonend, wird er ausgeſprochen, und wie dies nicht nur bei Natur-, ſondern auch bei Culturvölkern zu ſein pflegt, iſt das Recht des Stärkeren auch das beſte. Der Schiedsſpruch giebt dem Stärkeren Recht. Die Gegenpartei kann ſich damit jedoch nicht zufrieden geben, iſt ſie ſtark genug, ſo wird ſie vielleicht am Platze noch, mit den Waffen in der Hand, die endgiltige Entſcheidung ſuchen, wenn nicht die Wüſtendiplomatie, d. h. die Marabuts vermitteln und eine zweite, ja ſelbſt eine dritte Miśâd zu Stande bringen, wobei ſie auf den Einfluß der Zeit rechnen, die auf die Erregung der Gemüther abkühlend wirken und die Schwierigkeiten verringern ſoll. In dieſer Zwiſchenzeit entfaltet der Wüſtendiplomat ſeine ganze Thätigkeit, von Zelt zu Zelt trägt er ſeinen beſchwichtigenden Rath, hier mit Güte, dort mit Drohungen auftretend, worunter beſonders das Mißfallen des Propheten figurirt, obwohl die Tuareg im Allgemeinen ſehr laue Gläubige ſind.

Iſt ſein Bemühen von Erfolg gekrönt und auf einer letzten Verſammlung es ihm gelungen, beide Theile zu befriedigen, ſo trennt man ſich nicht, ohne Brot und Salz untereinander zu theilen und das Bündniß feierlich zu beſiegeln, wozu auch das eingangs erwähnte Gaſtmahl gehört, das jetzt nur noch reichlicher ausfällt, ja zuweilen wird, um das glückliche Reſultat zu verewigen, an der Stelle des Verſammlungsortes eine Pyramide aus Steinen errichtet.

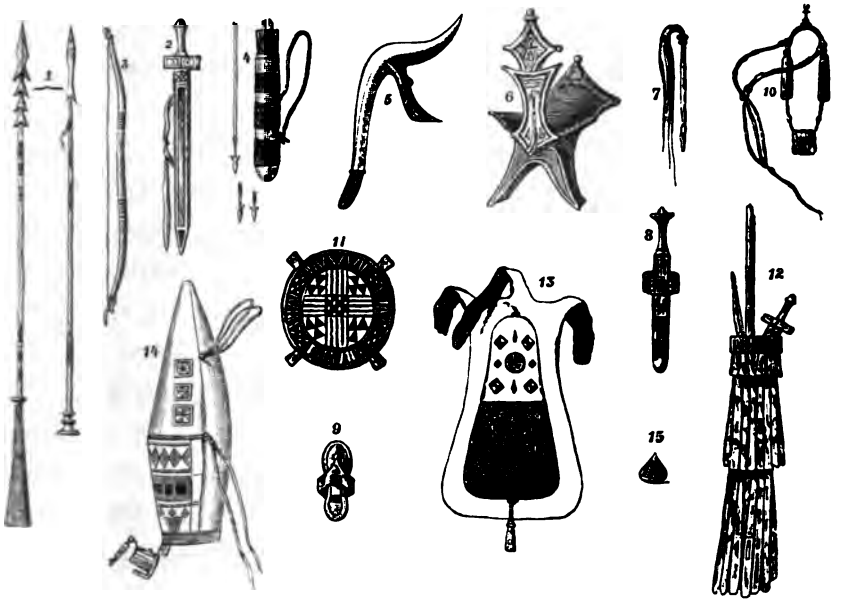
Stehen ſich aber zwei im Lande hochangeſehene und eigenſinnig auf ihre Macht pochende Chefs im Streitfalle gegenüber, wie dies bisher zwiſchen den beiden großen Stämmen der nördlichen Tuareg, Asdſcher und Ahaggar, der Fall war, ſo fruchtet es wenig, daß der Marabut ſeine ganze Beredtſamkeit verſchwendet, trotz des allgemeinen Intereſſes des Landes, das den Frieden erheiſcht, wird zur ultima ratio, zu den Waffen gegriffen.

Die Kriegserklärung erfolgt, die Couriere beſteigen ihre Meheri und verkünden den Aufruf im ganzen Lande; kriegsluſtig wie der Targi iſt, bemächtigt ſich eine freudige Aufregung des ganzen Stammes, die frohe Ausſicht auf Beute läßt die Leute bald am beſtimmten Raillirungspunkte erſcheinen. Von einem planmäßigen Defenſiv- oder Offenſivkriege iſt kaum die Rede und bei nomadiſirenden Völkern auch undenkbar, nur die Ahaggar in den natürlichen Bergfeſten ihres Landes könnten mit Erfolg an Vertheidigung ihres Heimatherdes denken. Der Ueberfall und die Flucht der beſiegten Partei ſind die beiden einzigen taktiſchen Momente der Kampfweiſe in der Sahara, dem Ueberfalle zuvorzukommen und vor Ankunft des Feindes das Zeltlager abbrechen, der Gegenzug auf dem Kriegs-Schachbrette. Der Natur dieſes Krieges entſprechend, fällt den Eclaireurs und Vorpoſten, den fliegenden Patrouillen die Hauptrolle zu, ſie kündigen das Erſcheinen oder die Nähe der Beute an, beobachten und verfolgen den Feind in ſeinen Bewegungen und liefern ihn den heranſtürmenden Freunden aus. Wenn ſchon der Targi im Allgemeinen ein unendlich ſcharfes und feines Auge und Ohr für Alles hat, was in der Wüſte ſich regt, und Gegenſtände auf unglaubliche Diſtanzen wahrnimmt, ſo kommt dieſe Eigenſchaft in noch höherem Maße den Eclaireurs zu. Auf große Entfernungen der Haupttruppe vorauseilend, wiſſen ſie ſtets zu ihr zurückzufinden und verlaſſen ſich auf ihre bewunderungswürdige Orientirungsgabe.

Treffen dieſe auf ihrem Wege einen Fremden, ſo wird er einem peinlichen Verhöre unterzogen, und es wäre mehr als gewagt, dieſe Herren durch falſche Ausſagen irrezuführen. Die Schnelligkeit, mit welcher ſich die Nachricht bedeutender Ereigniſſe im Lande verbreitet, iſt unglaublich. Henri Duveyrier führt mehrere Fälle an, die ihm höchſtes Staunen entlockten. Iſt der Feind entdeckt, ſo ſucht die angreifende Truppe ihn unerwartet zu überfallen, legt ſich in einen Hinterhalt, an welchen es im Gewirre von ſteilwandigen Wadis nicht fehlt, und wirft ſich mit betäubendem Kriegsgeſchrei auf den unvorbereiteten Feind, oder war es ein einfacher Raubzug, auf eine reichbeladene Caravane, auf die ahnungsloſen Wanderer. Die Edlen und Reiſigen auf den Meheri kämpfen von der Höhe ihrer Streitkameele, die Leibeigenen kämpfen zu Fuß. Der Mangel an Feuerwaffen erklärt es, daß das Gefecht gleich

zum Handgemenge führt, Leib an Leib, Bruſt gegen Bruſt, der perſönlichen Tapferkeit und Kampfesgeſchicklichkeit den weiteſten Spielraum gönnend.

Betrachten wir uns nun den ausgerüſteten und kampfbereiten Targi-Reiter näher. Der vollſtändig bewaffnete Targi trägt ein langes, gerades zweiſchneidiges Schwert, auf welches er ſeinen größten Stolz ſetzt und mit ihm im Kampfe die Entſcheidung ſucht, die Klinge des Schwertes wird theils



Bewaffnung und Ausrüſtung eines Targi.

1. Lanze, Speer, 2. Schwert, 3. Bogen, 4. Pfeile und Pfeilköcher, 5. Schangermanger (Wurfwaffe), 6. Sattel, 7. Peitſche, 8. Dolch, 9. Sandalen, 10. Kameelzaum, 11. Polſter, 12. Waffenſack, 13. Pretioſentaſche, 14. Proviantſack, 15. Kleine Kupferbüchſe.

im Lande erzeugt, theils aber finden wir ſehr viele Solinger-Klingen, die aus Deutſchland durch engliſche Vermittlung eingeführt wurden. Eine Waffe, von der ſich der Targi nie trennt und die er ſelbſt im Schlafe bei ſich behält, iſt der Dolch, der an der inneren Fläche des linken Vorderarmes getragen wird und durch eine Spange an dem Arm befeſtigt iſt, auch bei ihm iſt die Klinge gewöhnlich europäiſches Fabrikat. Der vornehme Targi verwendet auf dieſe

Handwaffe großen Luxus; der ſchwarze Ebenholzgriff iſt mit Kupfer- oder Silberbeſchlägen oder mit eingearbeiteten Verzierungen verſehen, die Stahlklinge weich und damascirt, die Scheide von rothem Leder mit reichem getriebenen Kupferbeſchlag, die Armſpange von rothem Maroquin mit eingeſtickten Ornamenten von Seide oder gelbem Leder. Die Spange iſt mit der Scheide des Dolches feſt verbunden und hindert die Beweglichkeit des Armes nicht im mindeſten.

Unzertrennlich von der Bewaffnung iſt die 2·7—3 Meter hohe, circa 4 Centimeter im Umfange habende eiſerne Lanze; im Kampfe eine fürchterliche Waffe, da ſie unter der zweiſchneidigen Spitze 4—5 gleichzeilige Widerhaken führt; aus der Wunde gezogen, zerreißt ſie den Körper, und nicht ſelten geſchieht es, daß ein Theil der Lungen oder Eingeweide mitgeriſſen wird, je nachdem ſie den Feind in der Bruſt oder im Unterleibe traf.

Etwas kleiner iſt der Wurfſpeer des Targi, der ebenſowie die Lanze mit Widerhaken verſehen iſt und nur auf ganz geringe Entfernungen hin geſchleudert wird; Bogen und Pfeile, die niemals vergiftet ſind, verſchwinden allmälig aus der Rüſtkammer des Targi, nur bei den ſüdlichen Stämmen in Air ſtehen ſie noch im Gebrauche. Am rechten Arme trägt der Targi einen eiſernen Ring, einestheils um die Wucht des Säbelhiebes zu vermehren, anderentheils um den Kopf des Feindes im Handgemenge zu zerſchmettern. Die einzige Defenſivwaffe iſt der mit einer ſtarken und dichten Antilopenhaut bedeckte Schild in Form einer großen länglich-ovalen Scheibe, die mit Ausnahme des Kopfes und der Füße den Körper, wenn auch nicht gegen die Kugel, ſo doch gegen Pfeile, Lanzen-, Speer- und Säbelwunden ſchützen kann, es iſt der Stolz des Targi, wenn ſein Schild von zahlreichen Narben bedeckt iſt. Feuerwaffen ſind, mit Ausnahme von Paradewaffen der Häuptlinge und der Jagdwaffen einiger friedlicher Leibeigenen-Stämme Feſſans, im Lande wenig verbreitet und meiſtens von den Arabern übernommene Feuerſteinſchloß-Gewehre mit dem bekannten langen Rohre.

In der Zukunft kann es jedoch nicht ausbleiben, daß auch der Targi die modernen Feuerwaffen kennen lernen wird, und jener Stamm, der zuerſt das Pulver wird ſprechen machen können, darf darauf rechnen, die Geſchicke der übrigen Stämme nach ſeiner Willkür zu lenken.

Vollſtändig bewaffnet, beſteigt der Edle unter den Tuareg-Stämmen ſein Streitkameel, ſein Meheri; Pferde ſind im Lande ſelten, und Duveyrier glaubt, daß der ganze große Stamm der Asdſcher kaum mehr als 20—30 Sattelpferde beſitzt. Die Ausrüſtung des Meheri iſt jener des Pferdes ähnlich; der gewöhnliche, wie der Prachtſattel des Vornehmen gleichen dem arabiſchen Pferdeſattel, nur iſt die Rückenlehne ſchmäler und niedriger, der Vordertheil in Kreuzesform und erhöht gearbeitet, Steigbügel ſind am Kameelſattel überflüſſig, da der Reiter die Beine auf dem Halſe des Thieres kreuzt. Als Erſatz der Steigbügel iſt der Sattel mit zahlreichen vielfarbigen und lang herabhängenden ſchwachen Lederriemchen verziert, die dem Kameel bis auf die Füße herabreichen und die Bewegungen des Thieres begleiten; einen weiteren Zierrath und Aufputz des Reitkameels bilden die Zinn- oder Kupferglöckchen, welche vor und hinter dem Sattel befeſtigt ſind und durch ihr ununterbrochenes Tönen das Meheri munter erhalten. Der Sattel iſt durch einen aus mehreren feinen Riemen von Kameelhaut beſtehenden Gurt am Widerriſt des Thieres, vor dem Höcker, befeſtigt.

Zur vollſtändigen Ausrüſtung des vornehmen Targi gehört, da der Krieger Alles, was er für die Dauer des Feld- oder Bentezuges bedarf, mit ſich führen muß, ein großer Waffenſack, der ſein ganzes Waffenarſenal aufnehmen muß; von Leder gefertigt, mit langen, vielfarbigen Riemchen und Franſen, ſowie eingeſtickten Zeichnungen verziert, hängt er zur rechten Hand des Reiters am Sattelknopfe befeſtigt, um jeden Augenblick zur Verfügung desſelben zu ſtehen, und wird durch den Schild bedeckt und geſchützt. Ein zweiter Lederſack zur Linken des Reiters enthält die Proviant- und Mundvorräthe, ſowie die Rauchutenſilien und iſt ſowie der Waffenſack in verſchiedene Fächer getheilt; dazu kommt bei den Chefs der Stämme noch eine reichgeſtickte und verzierte Taſche, welche die Koſtbarkeiten verwahrt. An der Rücklehne des Sattels befeſtigt, finden ſich ein oder mehrere getheerte Waſſerſchläuche, deren Inhalt für mehrere Tage reichen muß. Mehr nimmt der in's Feld ziehende Targi nicht mit ſich, Laſtthiere ſind bei ſolchen Gelegenheiten unbekannt, denn glückt der Raubzug, ſo wird die gemachte Beute auf den dem Feinde abgenommenen Kameelen transportirt, im Gegenfalle will man nicht auf der Flucht durch die langſamer ausſchreitenden Laſtkameele behindert ſein.

Kehren wir nun zu den Kämpfenden zurück. In der linken Hand den Schild, in der rechten den Wurfſpeer, ſtürzt die Reiterei und das Fußvolk auf einander, das Gefecht beginnt mit dem Werfen des Speers, der mit dem Schilde abgewehrt wird; doch dieſe Phaſe währt nicht lange, das an der Seite hängende Schwert wird entblößt und nun erdröhnt die Luft von den Streichen, die hageldicht auf die Schilde fallen. Das Gefecht wird hitzig und die Scene lebendig, die Beweglichkeit der Kämpfenden, ihre Geſchicklichkeit in der Handhabung des Schildes iſt erſtaunlich, die langjährige Uebung im Handgefechte ſchiebt die Entſcheidung lange hinaus; ſo lange alſo nicht eine Partei im Kampfe ermüdet und ſich zur Flucht anſchickt, iſt von einer entſcheidenden Wendung keine Rede. Doch wehe dem Flüchtigen, der Speer fliegt ihm ſicher in die Weichen, nagelt ihn am Boden feſt und überliefert ihn auf Gnade und Ungnade dem ſieghaften Angreifer. Im Allgemeinen ſind trotz des hitzigen Gefechtes, dank der bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit der Tuareg, die Kämpfe ſelten mörderiſch; bedecken einmal einige Todte und Verwundete auf beiden Seiten oder nur auf einer Seite das Schlachtfeld, ſo iſt der Waffenehre Genüge geleiſtet und der Kampf nimmt ein Ende; doch werden auch Kämpfe berichtet und in den Zeltlagern der Ahaggar und Asdſcher beſungen, die nur mit der gänzlichen Vernichtung des unterliegenden Theiles ein Ende fanden. Beſonders erbittert waren die langjährigen Fehden der Ahaggar und Asdſcher gegen die arabiſchen Schaanba, welche im Norden des Tuareg-Landes, an der Südgrenze der algeriſchen Sahara wohnen.

General Daumas, ein vorzüglicher Kenner der Sahara, erzählt eine Epiſode aus dieſen Kämpfen, die wir hier wiedergeben wollen, weil ſie uns eine lebendige Vorſtellung der Kampfesweiſe und der Motive des Kampfes giebt. Ein Trupp Schaanba von Wargla überraſchte vor einigen Jahren in der Nähe des Dſchebel Baten eine Häuflein von mehr als zwanzig Ahaggar, die ſich von ihrer gerade auf einer Razzia befindlichen Haupttruppe getrennt hatten, um im Wadi Mia (ſiehe die Karte) ihre Meheri zu tränken; im Kampfe, der ſich nun entſpann, fiel Scheikh Kheddaſch, der Chef im Ahaggar-Plateau, lebend in die Hände ſeines Todfeindes, des Scheikh Ben Manſur, der die Schaanba von Wargla befehligte, trotzdem die überlebenden Ahaggar, nachdem zehn ihrer Brüder gefallen waren, Alles aufboten, ihren Chef dem

Feinde zu entreißen. Nach einigen Tagen fanden die Ahaggar den todten Körper ihres Chefs im Wadi Mia und zugleich erhielten ſie die, ſie in Wuth verſetzende Nachricht, daß Ben Manſur den Leichnam je einen Tag an den ſieben Thoren Wargla's zum öffentlichen Hohne ausgeſetzt hatte. Das war ein böſer Tag für das Land, im Ahaggar-Plateau herrſchte tiefe Trauer; die öffentlichen Verſammlungsorte waren leer und öde, alle Verlobungen und Heiratsverſprechungen rückgängig gemacht, die Männer aßen in ihren Zelten allein, hielten ſich von ihren Ehefrauen ferne, die Würdenträger und Krieger ließen ihren Bart wachſen und ſchwuren in einer großen Verſammlung, ihre Zelte mögen zerſtört werden, wenn Kheddaſch nicht gerächt würde. Der gemordete Scheikh hatte eine Frau, „Fetum", und ein kleines Kind hinterlaſſen. Fetum war eine Schönheit im Lande, groß und blauäugig (ein Attribut der Schönheit bei den Tuareg) und von edlem Charakter. Oft war ſie auf dem flinken Meheri ihrem Gemal auf den Kriegszügen und zur Rheſſi gefolgt, durch Wort und Geberde die Krieger anfeuernd, mit ihnen alle Beſchwerden, Hunger und Durſt theilend.

Nach Targi-Geſetz war ſie nun berufen, bis zur Großjährigkeit des Kindes mit dem Rathe der Edlen zu regieren; ihre Schönheit und die hohe Stellung, die ihr zukünftiger Gemal einnehmen würde, zog eine ganze Schaar von Freiern herbei, die edlen Krieger der Ahaggar wetteiferten, Fetum zu erringen. Eines Tages, als die Krieger in ihren Zelten verſammelt waren, da die ausgeſandten Spione eine Bewegung im Stamme der Schaanba angekündigt hatten, und Fetum ſie zu Rathe zog, ſagte ſie: „Meine Brüder, wer unter Euch mir den Kopf Ben Manſur's bringt, deſſen Weib will ich werden." Der Abend desſelben Tages vereinigte die ganze bewaffnete und waffenfähige Jugend des Ahaggar-Gebirges vor dem Zelte Fetum's, und dieſe grüßend, rief der Chor der Krieger: „Morgen ſchon brechen wir mit unſeren Dienern auf, um Dir das Hochzeitsgeſchenk zu bringen." — „Und ich gehe mit Euch!" rief Fetum. In fieberhafter Haſt wurden alle Vorbereitungen getroffen und mit Tagesanbruch (Fedſcher) des nächſten Tages brach Fetum mit dreihundert kampfesluſtigen Ahaggar gegen Wargla auf. Es war im Monat Mai, zur Zeit, wo die Caravanen nach dem Sudan aufbrechen, wo die nomadiſirenden Stämme der Sahara ihre Zelte abbrechen, um mit ihren Heerden

nach grünen Weideplätzen zu ziehen, und wo die Tuareg nach der Wüſte zurückkehren; der Sandboden war mit einem grünen Grasteppich geſchmückt und in den Wadis floß reichliches Waſſer.

Die kleine Armee, von Uld Biska, Vetter des ermordeten Scheikhs, befehligt, zog in Eilmärſchen nach Nordoſt und lagerte am achten Tage im Wadi Mia, kaum 15—20 Meilen von Wargla. Die Eclaireurs wurden ausgeſandt und kehrten am nächſten Abend mit der Nachricht zurück, daß ein großer Trupp Schaanba mit zahlreichen Heerden gegen das Wadi Neſſa ziehe. — Die Schaanba waren ihrerſeits aviſirt, daß man in der Gegend einige Tuareg verdächtig herumſchleichen ſah, und wußten, daß die Haupttruppe in einem Wadi verſteckt lagerte, denn ſelbſt unter den Ahaggar hatte ſich ein Verräther (ſein Herz hing wahrſcheinlich an einer Schaanba-Schönheit) gefunden, der, auf Umwegen der Truppe vorauseilend, die Schaanba gewarnt hatte.

Ben Manſur veränderte auf dieſe Nachricht die Richtung des Zuges ſeines Tribus wie der Heerden und hieß ſeinen Stamm gegen Norden ziehen, in der Meinung, die Ahaggar würden es nicht wagen, in das Herz des Landes, das ihrem ſo fern lag, einzudringen und ſich der Gefahr auszuſetzen, abgeſchnitten zu werden. — Doch die Stunde der Vergeltung für Ben Manſur war gekommen, es ſtand geſchrieben und Allah ließ es zu, daß, jeder Vorſicht ſpottend, Ben Manſur, anſtatt ſeine Leute vereinigt zu einem Haupttrupp zu halten und gemeinſchaftlich zu lagern, die einzelnen Abtheilungen der Schaanba iſolirte, kleine Zeltlager aufſchlugen, die zu weit von einander lagen, um ſich im Angriffsfalle gegenſeitig unterſtützen zu können.

Ein Gewaltmarſch Tag und Nacht hindurch führte die Ahaggar in das Thal des Wadi Mzab, kaum 40 Kilometer vom Lager der Schaanba, wo die Truppe ſich in den Seitenſchluchten des Flußthales und in den Ethelgebüſchen verbarg. Die folgende Nacht ſetzten ſie im Galop ihrer Meheri den Marſch fort und um Mitternacht begrüßte ſie bereits das Gekläffe der wachenden Hunde; im funkelnden Sternlichte entdeckten ſie am Fuße eines kleinen Hügels ein aus 15—20 Zelten beſtehendes Lager. „Das iſt der Duar Ben Manſur's!“ flüſterte der ausgeſandte Spion. Ein heller Schrei Uld Biska's gab das Signal zum Angriff, wie ein Blitz, ein Bergſturz, fielen die Ahaggar, den Kriegsruf wiederholend, auf das ahnungsloſe Lager. Es war eine blutige Arbeit, das

Blut floß in Strömen, kaum retteten ſich einige der Schaanba und ſelbſt einen dieſer Flüchtlinge heftete die Lanze des Ahaggar-Führers an die Erde.

Mit Tagesanbruch ließ Fetum alle zerſtörten Zelte durchſtöbern, unter jedem lagen nur Leichen, Männer, Frauen, Kinder und Greiſe, 66 an der Zahl, waren zum Opfer gefallen, durch Allah's gnädige Fügung war ein einziges acht- bis zehnjähriges Kind allein dem Blutbade entronnen; ein Targi fand es unter einem niedergeriſſenen Zelte zwiſchen zwei Waſſerſchläuchen eingezwängt, unverſehrt, nur von Blut ganz bedeckt: „Kennſt Du Ben Manſur?“ frug Biska das Kind. „Es war mein Vater!“ war die Antwort. „Wo iſt er?“ „Wenn er todt iſt, ſo liegt er hinter jenem Strauche, er zog mich, ſich flüchtend, mit, als die Lanze eines der Euren ihn niederſtreckte und wir Beide zu Boden fielen. All dies Blut iſt von ihm!“ ſagte das Kind, die Augen voll Thränen, und hob den blutbedeckten Burnus von ſeinem Antlitze.

„Fetum, ich bin es, der ihn tödtete!“ rief Uld Biska. „Meine Brüder!“ ſagte Fetum zu den ſich an ſie herandrängenden Ahaggar, „dieſe Nacht hat uns Todfeinde erſtehen laſſen, verſchonen wir das Kind, denn eine hochherzige und milde That hat die andere im Gefolge und verlangt Vergeltung.“ Zwei Targi brachten darauf den Körper Ben Manſur's und legten ihn vor Fetum nieder; es war ein Mann von edler Race, von faſt völlig weißer Hautfarbe, die Lanze Uld Biska's war ihm in den Rücken gedrungen und hatte den Körper ganz durchbohrt. Unbeweglich, aber mit zuſammengekniffenen Lippen, beobachtete Fetum die Leiche ihres Todfeindes. „Ich bin Dein, Uld Biska,“ ſagte ſie, „wie ich es verſprochen, aber nehme Deinen Dolch und öffne den Leib des Verfluchten, reiße ihm das Herz aus dem Leibe und werfe es unſeren Slugni (Windhunden) vor.“ Und es geſchah, wie ſie es angeordnet.

Seit dieſem Tage trugen die Schaanba an Stelle des Riemens aus Kameelhaut, den ſie um den Kopf wickeln und ſchnüren, eine Schnur aus Halfagras und ſchwuren, den erſteren nur nach vollzogener Rache und Vergeltung wieder zu tragen; ſie benachrichtigten ihre Brüder in Metlili und El Golea, ſich bereit zu halten, denn allein waren ſie zu ſchwach, in das Herz des Ahaggar-Landes einzubrechen. Auch diesmal wie bei früheren Gelegenheiten leiſteten ſie nach dem Buche des Abd-Allah den geheiligten Schwur: „Wir ſterben Deinen Tod, wir verlieren, was Du verloren, und wir verzichten nicht

eher darauf, Dich zu rächen, als bis unſer Hab und Gut, unſere Kinder verloren und unſere Köpfe gefallen ſind.“ Bisher war es ihnen aber noch nicht möglich geweſen, den Schwur zu halten, im Gegentheile holten ſich ſeit dieſem Tage die Asdſcher- und Ahaggar-Tuareg noch manches Rudel Kameele und Schafe aus den Heerden der Schaanba heraus.

Beliebter und häufiger als ſolche Kriegszüge, die ſtets mit Gefechten und heftigen Kämpfen verbunden, ſind bei den Tuareg die Edſchen oder Rheſſis, der Ueberfall. Die überraſchten Tribus leiſten keinen Widerſtand, ſondern fliehen, ihre ganze Habe dem Feinde überlaſſend; die Angreifer, eifrig beſchäftigt, die Beute zu ſammeln, verzichten auf die energiſche Verfolgung des Feindes und trachten nur, ſo ſchnell als thunlich die Beute in Sicherheit zu bringen.

Die Flucht der Angegriffenen iſt jedoch nur eine taktiſche Finte, denn in entſprechender Entfernung ſammeln dieſe ihre Meheri, appelliren an ihre Freunde und Alliirten und ſetzen den Plünderern nach, mögen ſelbſt vier und fünf Tage dazwiſchen liegen. Dieſe offenſiven Gegenzüge ſind es, welche die Tuareg zu den gefürchtetſten Gegnern machen; im Beſitze ihrer Meheri, giebt es für ſie keine Entfernung, am erſten Brunnen, wo die mit der Beute enteilenden Plünderer halten müſſen, um die Thiere zu tränken, ſind die Verfolger ſicher, ihr ganzes Hab und Gut zurück zu erobern. Die beutebeladenen Plünderer, denen die vielen fremden Laſtthiere und die Heerden nur mit Widerwillen und im langſamen Schritte folgen, müſſen die ganze Schlauheit aufbieten, um ihren Marſch verheimlichen zu können, ein Unternehmen, das ſo feinſpürigen und berühmten Landſtreichern gegenüber, wie es die Tuareg ſind, ſchwierig wird. Duveyrier berichtet über eine ſolche offenſive Verfolgung der Schaanba durch die Asdſcher-Tuareg unter dem Scheikh Ikhenuckhen. Die Schaanba hatten eine Fraction Asdſcher überfallen und ihnen alle Kameele abgenommen, nach vier Tagen erſt konnten die Asdſcher die Verfolgung einleiten und doch erreichte Ikhenuckhen mit ſeinen Leuten nach einigen Gewalt-Eilmärſchen, wobei die Meheri 90—100 Kilometer täglich zurücklegen mußten, die Räuber, und nahmen ihnen nicht nur die ganze Beute wieder ab, ſondern tödteten auch mehr als die Hälfte der Schaanba.

Umringt von Nachbarn, die ſeit Jahrhunderten ihre erbittertſten Feinde, dabei zahlreicher und beſſer bewaffnet ſind als ſie ſelbſt (beſonders gilt dies

von den nördlich des Landes wohnenden arabiſchen Stämmen der Schaanba u. A.), ſehen wir in der anerkannten und gefürchteten Kampfluſtigkeit und wilden Verwegenheit der Tuareg nur eine natürliche Folge der ethnographiſchen Verhältniſſe und der Armuth des Landes, die das Volk nöthigt, Erſatz in den Reichthümern anderer Stämme zu ſuchen.

So wurde der Tuareg von Natur, von Temperament aus ein tüchtiger und tapferer Krieger; abgeſehen von dieſer natürlichen Anlage, ſind die Tuareg zur Tapferkeit noch durch ihre Frauen angeeifert, die in ihren Geſängen, in ihren poetiſchen Ergüſſen und Improviſationen die Feigheit brandmarken und den Muth verherrlichen. Ein Targi, der vor dem Feinde fliehen und durch ſeine Abtrünnigkeit den Erfolg des Kampfes für ſeine Mitbrüder gefährden würde, dürfte es nicht mehr wagen, im Kreiſe der Seinen zu erſcheinen, der Fall iſt auch ein äußerſt ſeltener. Bei Kämpfen untereinander gellt der unterliegenden Partei das wilde und ſchneidende Geſchrei der Sieger: „Hia hia! hia hia!“ „Es wird Euch nicht mehr der Rebâſa erklingen!“ in den Ohren.

Die Scheu vor dem abfälligen Urtheil der Frauen iſt bei den Tuareg ſo groß, daß die Unterlegenen den Kampf nochmals aufnehmen, bis endlich das Schickſal nicht mehr abzuwenden iſt; dem Sieger erklingt hingegen das Loblied der Frauen, das ſie auf dem Rebâſa (eine Art Streichinſtrument) begleiten, und womit ſie die Tapferkeit ihrer Ritter verherrlichen.

In den Kriegsgeſängen ſpiegelt ſich Motiv und Eigenart ihrer Kämpfe am deutlichſten, wir erhalten eine lebendige Vorſtellung des Haſſes, den das Volk auf die arabiſchen Nachbarn im Norden, auf die Schaanba wirft, wenn wir den folgenden Kriegsgeſang kennen lernen, deſſen Ueberſetzung wir Duveyrier verdanken.

Kriegsgeſang der Tuareg.

Gott fluche Deiner Mutter Ma'talla, denn den Teufel haſt Du im Leib,
Dieſe Männer, die Tuareg, Feiglinge ſeien ſie, wähnſt Du,
Und doch verſteh'n ſie das Reiſen und das Kriegführen nicht minder,
Sie eilen früh des Morgens dahin, und wiſſen des Abends zu ſchreiten,
Und überfallen, ihn überraſchend, in ſeinem Bette den Mann.
Den Reichen beſonders, der ſchläft in Mitte der lagernden Heerde,
Ihn, der hochmüthig ſtrecket die Glieder im weiten Gezelt,
Ihn, der voll ausgebreitet die Teppiche hat und die wolligen Decken,

Ihn, deſſen Magen gefüllt iſt mit Korn, das man kocht mit dem Fleiſch,
Und getränkt iſt mit geſchmolz'ner Butter und warmer Milch aus dem Euter ſeiner Kameele,
Sie nageln ihn feſt, mit der dem Dorne gleich ſpitzigen Lanze
Und er hebt zu ſchreien an, bis ſeine Seele entſchwebt,
Wir werden ihn rein waſchen von ſeinem Gut — ſelbſt das Waſſer ihm nimmer vergönnen.
Und ſein gefräßiges Weib — erliegen wird es der Verzweiflung.

Der berühmte Wüſtenreiſende bemerkt hierzu, daß die Ueberſetzung nicht im Stande iſt, die lakoniſche Kürze und den Reim dieſer wilden Poeſie des Originaltextes wiederzugeben.

Welcher Inhalt in dieſen wenigen Worten! Der Krieg iſt heilig, denn Ma'talla iſt ein Anhänger des Teufels, er iſt gerecht, denn Ma'talla beſchimpft die tapferſten Männer der Erde als Feiglinge; um ihn zu rechtfertigen und die Kampfesluſt der Genoſſen zu entzünden, folgt die Aufzählung aller Genüſſe, die das Herz eines Targi bewegen, ſeine Phantaſie begeiſtern können, und die er im eigenen Lande nicht kennt; welche Wolluſt für einen Targi, einen ſo wohlgefüllten Leib mit der ſpitzigen und widerhakigen Lanze zu unterſuchen, nicht das Leben Ma'talla's, ſondern auch ſein Hab und Gut gehört damit ihnen — für ſein Weib, das von der Lanze verſchont, wird eine noch größere Marter in Ausſicht geſtellt, die, als an Ueberfluß von Speiſe und Trank verwöhntes Weib, ſo zu hungern wie die Tuareg-Frauen, aber ſie wird dieſe ungekannten und ungewohnten Entbehrungen nicht ertragen, ſondern der Verzweiflung erliegen.

Und nun, da wir das Volk in ſeiner Wehrhaftigkeit kennen gelernt, zurück zu unſerem Ausfluge mit Dr. v. Bary.

Am Morgen des 22. October 1876, ſchreibt v. Bary, fand ſich Scheikh Osman bei mir ein und muſterte mein Gepäck, die Waſſerſchläuche und die Vorräthe an Lebensmitteln. Alles, was nicht abſolut nöthig war, wurde zurückgelaſſen, dagegen an Proviant ſo viel mitgenommen, daß es für einen Monat für drei Perſonen genügte; auch für Bewaffnung und Munition wurde reichlich geſorgt. Mein Führer Osman hatte jedoch zuvor endloſe Debatten mit den Tuareg zu beſtehen, die entweder überhaupt nicht wollten, daß ich ihr Land ſehen ſollte, oder ihrerſeits Geldgeſchenke forderten. Endlich war jedes Hinderniß beſeitigt, ein Uebereinkommen erzielt und wir zogen auf der Oſtſeite eines Hügelzuges, der den Namen Kokumen trägt, nach

Norden. Vor uns hatten wir die ſteilaufragende Geiſterburg, deren merkwürdige Zinnen und Zacken ſelbſt ein an Gebirgsſchönheiten gewohntes Auge mit Macht feſſeln. Zwiſchen dieſer und dem Kokumen breitet ſich ein mächtiger Dünenſtreifen aus, deſſen Höhe von Nord nach Süd allmälig abnimmt. Der Weg führte uns über eine weite Ebene, deren Lehmboden von einem regelmäßigen Netz von Riſſen durchzogen iſt, worin ſich ſtets die Form eines Pentagon wiederholt. Dieſe durch Austrocknung entſtandenen Figuren findet man ſehr häufig in der Sahara, namentlich auf der Hammada el homrah, deren horizontale Flächen ohne die geringſte Bodenerhebung oder Neigung für die genaue Darſtellung dieſer Figuren beſonders günſtig ſind. Jene Ebene trägt den Namen Etaches, wir durchzogen ſie in nordnordweſtlicher Richtung, zur Rechten hatten wir hohe Sanddünen und vor uns das Idinengebirge; nach einigen Stunden waren wir im Wadi Ralle angekommen, welches kaum merklich tiefer liegt als die Umgebung und nur durch reichere Vegetation ſich unterſcheidet, im Oſten hatten wir eine Reihe von flachen Hügeln, deren Oberfläche im gleichen Niveau lag, es ſind dies offenbar die Reſte einer früheren Hammada, die nun durch fortwährende Eroſion in viele kleine Tafelberge getheilt iſt. Links erblickten wir den Rand des Taſili, eines Plateau's von geringer Höhe, deſſen ſchwarzes Geſtein ſich endlos nach Weſten erſtreckt. Später gingen wir vom nach Norden führenden Wege ab, um im Wadi Taneſſo, einem Zweige des Wadi Uararet (an deſſen ſüdlichem Ende Rhat liegt), unſer Lager aufzuſchlagen. Die Tuareg haben ſtets die Gewohnheit, nie mitten in der Wegſtraße zu übernachten, ſondern ſuchen zu dieſem Zwecke immer einen verſteckten Punkt aus, ſo daß Nachkommende vorübergehen, ohne das Lager in der Nähe zu bemerken. Als die Nacht herannahte, bereiteten ſich die Tuareg ihre Schlafſtätten auf folgende Weiſe: Jeder grub mit den Händen eine ovale Vertiefung im Sande und entfernte ſorgfältig jeden Stein daraus, dann ſtellte er den Sattel der Meheri (ârhazer bei den Tuareg, rachla bei den Arabern) an das eine Ende der Mulde und lehnte den mächtigen Lederſchild dagegen, ſo daß der Wind dadurch abgehalten war. Die Lanze ſteckte daneben im Sande, das Schwert lag gleichfalls ſtets zur Hand. In ſeine wollene Decke gewickelt, ſchlief der Targi bald in ſeinem primitiven Bette, nachdem er ſich zuvor noch mit einem Blicke überzeugt hatte, in

welcher Richtung ſich die graſenden Meheri entfernten. Da ich mein ſchweres Zelt zurückgelaſſen hatte, um mein Gepäck möglichſt zu vereinfachen und meinen Begleitern keine Mühe zu verurſachen, blieb mir nichts Anderes übrig, als das Beiſpiel der Tuareg nachzuahmen. So brachten wir alle Nächte unter freiem Sternenhimmel zu.

Am Morgen des 23. October erblickten wir im Norden den Kegelberg Telut, deſſen coniſche Geſtalt täuſchend einem Vulcan gleicht, der aber ebenfalls nur aus Sandſtein aufgebaut iſt, wie ich mich bei einer ſpäteren Gelegenheit überzeugte. Wir hoben zeitlich Morgens das Lager auf, hielten die bisher eingeſchlagene Richtung Nordnordweſt ein und kreuzten das Wadi Uararet, das hier beſonders reich an Talhabäumen iſt. Vor uns in der Ferne zeigen ſich die hohen Dünen von Titerſin. Gegen Mittag ſteigen wir den Rand der Hammada hinan, die uns bisher zur Linken begleitete, und ziehen über die ſteinige Wüſte, die keinen Strauch, auch keinen Grashalm nährt und nicht einmal Sanddünen zeigt, ſondern überall nur den nackten Felsboden darbietet, ſo weit das Auge nach Weſten reicht. Die Sonne hatte den Zenith bereits überſchritten, als wir, einer Senkung des Terrains folgend, in's Wadi Ahánaret kamen, von wo aus ein Wald von Ethelbäumen eine halbe Stunde weit bis zur Quelle Ihanaren reichte. Dieſe liegt inmitten von Dünen, wo ein Fremder gewiß keine Quelle vermuthen würde. Zahlreiche Binſen überziehen den Sandhügel, aus dem das koſtbare Naß hervorquillt. Ein Sclave, den Tuareg gehörig, iſt dort ſtationirt, um den Ankommenden im Füllen der Schläuche und Tränken der Kameele beizuſtehen. Er hat ſich ſeinen einſamen Wohnort verſchönert durch Anpflanzung von Dattelpalmen, ja ſelbſt Weinreben wußte er zu ziehen; ein kleiner Gemüſegarten ſorgt für Zwiebel und Melonen.

Das ganze Territorium der Tuareg liefert in dieſer Richtung den überraſchenden Beweis, daß trotz Dünen und Hammada, trotz der ſengenden Hitze, die Vegetation in der Sahara, außer den ihr endemiſchen Formen, auch ſolche der Mittelmeer- und innerafrikaniſch-tropiſchen Flora umfaßt, und zwar dort, wo das Grundelement alles Lebens, das Waſſer, die Exiſtenz organiſchen Lebens ſichert. Duveyrier, der ja doch nur den nördlichen Abhang des centralen Plateau's der Tuareg durchforſchte, führt in ſeinem Werke mehr als 200 Pflanzenarten

an, die zum größten Theile der Wüstenflora eigenthümlich sind, und spricht die Ueberzeugung aus, daß wenn einmal das Ahaggar-Massiv erforscht wäre, diese Zahl sich noch verdoppeln würde, ebensowie das Forschungsresultat die landläufige Vorstellung über den Wüstencharakter bedeutend modificiren muß. Alle Wüstenreisenden stimmen in ihren Berichten überein, daß auch in der Sahara, in den Dünenregionen, die Vegetationslosigkeit eine periodische ist und mit der Zeit der Regenlosigkeit, der heißen Sommermonate zusammenfällt, und daß nach jedem Regen fast unmittelbar aus dem Boden ein Pflanzenteppich sprießt, an Stellen, wo solches nie vermuthet werden konnte, ebensowie die Pflanzenart selbst. Duveyrier hatte die Gelegenheit, einen Fall solch fabelhaft schnellen Wachsthums zu beobachten, als während seines Aufenthaltes am Rande des nördlichen Tasili-Plateau's nach neun Jahren absoluter Trockenheit, reichliche Regengüsse die Erde netzten. Unter seinen Augen sah er das Wunder sich vollziehen, daß ausgedehnte, unübersehbare Flächen, nackt und öde vorher, zwei Tage darauf sich in die schönsten, im hellsten Grün prangenden Weideflächen verwandelten; sieben Tage hatten genügt, um die Gräser so hoch entwickelt zu sehen, daß die Heerden sie abweiden konnten. Die Tuareg nennen diese spontane Entwicklung der Vegetation „Rebiâ".

Nach kurzem Aufenthalte an der Quelle setzten wir unseren Weg fort, kreuzten Wadi Imakas und erreichten die weite grüne Ebene von Titersin, dem Sammelpunkte einer Menge großer und kleiner Wadis und einer der fruchtbarsten Weideplätze der Tuareg am Fuße des Berges Telut. Dort trafen wir mehrere Imrhad im Sande gelagert, die im Begriffe waren, nach Dider, dem allgemeinen Sammelplatze für die Rhessi, sich zu begeben. Ein Rabe, den ich unterwegs, der Aufforderung eines Targi nachkommend, geschossen hatte, wurde mit allen Federn und uneröffnet in's Feuer geworfen und so wie er außen verkohlt war, mit großem Appetit von den Imrhad verzehrt. Die vornehmen Imoschagh machten sich darüber lustig und meinten, für die Imrhad sei Alles eßbar: Fisch, Vogel und Reptil.

Die Gesellschaft bestand aus Tuareg von den verschiedensten Stämmen, selbst der Stamm der Imetrilalen aus Fessan war vertreten. Es wurden zur großen Erheiterung Kampfscenen dargestellt, die an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen; mit gellendem Ausruf und den großen Lederschild

an das Knie ſchlagend, näherten ſich die Gegner und kämpften mit ihren Schwertern, bis einer von Beiden ſich eine Blöße gab, was durch allgemeines Gelächter verkündet wurde. Bis ſpät in die Nacht dauerte die Unterhaltung, deren Thema die bevorſtehende Rheſſi bildete, von der ſich Jeder werthvolle Beute verſprach. Während der Nacht wurden wir durch ſtrömenden Regen unangenehm überraſcht.

Am nächſten Morgen trennten wir uns von den Imrhad und durchzogen die buſchreiche Ebene, bis wir an die niedrigen ſchwarzen Berge Jhelan, nördlich von Titerſin kamen; von da wurde unſere Richtung nordweſtlich, vor uns hatten wir einen Streifen niedriger Dünen, zur Linken unſeres Weges bemerkte ich auf einem Hügel mehrere Ruinen von Grab-Tumuli. Ich ritt vom Wege ab und fand innerhalb des früheren Tumulus, von dem gegenwärtig nur ein Kreis der unterſten Steine übrig war, zwei wohlerhaltene Kammern, die von Steinplatten gebaut waren und offenbar früher Leichname in kauernder Stellung zuſammengebunden, enthielten, denn ſie waren ziemlich quadratiſch und ſo eng, daß in keiner anderen Stellung ein menſchlicher Körper darin Platz finden könnte. Die Tuareg nennen dieſe Ruinen „e debbeni“ und kennen recht wohl ihre Bedeutung, da ſie beim Suchen nach Schätzen ſtets menſchliche Gebeine trafen und oft Armſpangen, irdenes Geſchirr u. dgl. fanden. Leider konnte ich keinen Fund zu Geſicht bekommen. Die ganze Umgegend von Rhat, ſowie beſonders Tadrart iſt reich an ſolchen Gräbern. Die Tuareg erzählten mir, dieſe Begräbnißweiſe ſei bei ihnen Sitte geweſen bis zur Einführung des Islam. Um Mittag machten wir Halt im Wadi Taherhait, das an Fruchtbarkeit der Ebene Titerſin gleichkommt. Hier traf ich Zilla macroptera in Blüthe. In Tihobar, im Schatten von Palmen und Ethelbäumen, am Rande einer erfriſchenden Quelle ließen wir uns zur Raſt nieder. Die ganze Nacht ſtrömte der Regen auf uns herab und erinnerte mich lebhaft an den Winter, der ſich hier mitten in der Sahara deutlich genug ſichtbar und fühlbar macht. Am folgenden Tage ſetzten wir unſeren Weg fort, der ſchwarze Telut lag hinter uns, während ſich das flache Taſili vor uns ausbreitete und durch ſeine dunkle Farbe eigenthümlich abſtach von den hellen Sandbergen, deren lange Reihe ſich rechts daran anſchloß. Wie geſtern, ſo führte auch heute der Weg größtentheils über

niedrige Dünen, auf welchen Ethel Getaff und Tanedfert (eine noch unbeſtimmte Compoſite mit zahlreichen gelben Blüthen) prächtig gedeihen. Mehrmals kamen wir an Felſen vorbei, deren Form und Geſtalt Pilzſchwämmen ähnlich ſah, indem ein mächtiger Block nur auf ſchlanker Baſis ruht, über die er mit ausgehöhltem Rande weit hinaus ragt. An einer Stelle fand ich drei dieſer Steintiſche, die, dicht nebeneinander ſtehend, ganz analoge Eroſionserſcheinungen darboten. Es war daraus deutlich zu erkennen, daß an dieſem Punkte einſt Waſſer mit großer Gewalt ſich zwiſchen den Felſen einen Weg bahnten und deren ſäulenähnliche Unterlagen ſchäumend umgaben. Gegenwärtig iſt keine Spur eines früheren Flußbettes vorhanden. Durch einen Engpaß, von wild übereinander gehäuften Sandſteinblöcken gebildet, treten wir in's Wadi Imakkas, das ſein Waſſer nach Tihobar ſendet. Züge von Gangahühnern flogen vor uns auf. Die Gegend wurde immer öder und monotoner, bis wir ſchließlich über die ſteinige Hammada hinzogen und nur mehr den ſchwarzen Sandſtein vor uns ſahen. An Stellen, wo ſonſt kein Grashalm wächſt, trafen wir die Jerichoroſe in ſolcher Menge, daß der Boden damit wie überſäet war. Ihre braunen verdorrten Zweige, concentriſch zuſammengeballt, ſind kaum vom Boden zu unterſcheiden und laſſen die Gegend um ſo todter erſcheinen. Viele Grab-Tumuli lagen über das Land zerſtreut, und es muß auffallen, daß gerade an den verlaſſenſten Punkten, mitten auf der flachen Hammada, deren ſo viele anzutreffen ſind.

In der eingeſchlagenen Richtung weiterziehend, trafen wir mehrere Tuareg, die ebenfalls nach Dider zogen und über die bevorſtehende Edſchen (Raubzug) voll Vergnügen waren. Sie ſtiegen von ihren hohen Meheri ab, ſteckten die eiſernen Lanzen vor ſich in den Boden und, einen Kreis bildend, waren ſie bald im eifrigſten Geſpräch. Als Scheikh Osman ihnen mittheilte, unſer Ziel ſei Mihero, wo ich weiter nichts wollte, als die Crocodile ſehen, brachen ſie in lautes Gelächter aus. Manche glaubten, es ſei dies nur ein Vorwand, um meine wahre Abſicht zu verbergen, auch waren ſie der Ueberzeugung, daß mein Führer große Summen Geldes erhalten habe, ſonſt würde er mich nicht ſo weit begleiten. Meine Vorräthe von Datteln wurden bald bemerkt und Jeder wollte davon haben, ſo daß mir für unſeren Proviant bange wurde. Schon die Imrhad, die uns in Titerſin begegnet waren, hatten

ſich daran gütlich gethan, wie ſollte das mit der Zeit werden! Endlich beſtiegen die hungerigen Tuareg ihre Meheri und waren bald in weiter Ferne. Wir machten uns gleichfalls wieder auf den Weg und erblickten über dem Profil der Hammada den langen Rücken des Ikohauen. Strömender Regen zwang uns, in den Felſen von Tintorha Schutz zu ſuchen, wo wir eine zahlreiche Geſellſchaft von Tuareg trafen, die gleichfalls vor dem drohenden Wetter hierher geflüchtet waren. Unter überhängendem Felſendache wurde ein mächtiges Feuer entzündet und Jedermann ſuchte ſich ſo bequem als möglich einzurichten. Mit beſonderer Sorgfalt wurden die großen Lederſchilde, die aus dem Lande der Tebu ſtammen, gegen die Näſſe geſchützt, da ſie beim Trocknen nach dem Regen ihre Form verlieren und dieſelbe nie wieder gewinnen. Der Targi deckt ſich damit beim Schwertkampf vom Kopf bis zu den Knien vollſtändig gegen Hieb und Stoß ſeines Gegners, allein gegen Pulver und Blei ſind die Schilde ohnmächtig, und ich ſah manche Derga-Schilde von Kugeln durchlöchert, die dem früheren Beſitzer im Ahaggar das Leben geraubt hatten.

Den 26. October blieb ich in Tintorha, da mein Freund Osman Kameele in der Nähe auf der Weide hatte und danach ſehen wollte. Ich verbrachte alſo den Tag in Mitte der Tuareg, die ebenfalls keine Eile hatten, ſondern auf Kameraden warteten, um ſo vereint nach Dider zu ziehen. Viele benützten dieſe Raſt zur Erneuerung ihrer Haartracht, ſo daß ſich mir eine gute Gelegenheit bot, ihre Friſur zu beobachten. Sie ſchoren die linke Seite des Kopfes vollſtändig, ließen aber in der Mitte einen ſchmalen Streifen ſtehen, der von der Stirn bis zum Nacken läuft, auf der rechten Kopfſeite bleibt über und hinter dem Ohr ein behaarter Fleck, der mit dem Mittelſtreifen verſchmilzt. Die Haare auf dem Scheitel werden ſorgfältig getrennt und aufgerichtet, ſo daß ein fortlaufender Kamm von etwa 10 Centimeter Höhe von der Stirn bis zum Nacken ſich erſtreckt. Hiermit iſt die Friſur beendet und nun wird jener blauſchwarze Cattun in zahlreichen Touren um das Haupt gewunden, der nach unten über das Kinn laufend zur Verhüllung des Mundes, oft auch der Naſe dient, während von den Windungen des Cattunſtreifens von oben herab ein Schirm für die Augen ausgebreitet wird. In dieſer Weiſe kann der Targi ſein Geſicht vollſtändig verhüllen, ſo daß auch nicht einmal die Augen ſichtbar ſind, und trotzdem ſieht er

ſelbſt genügend durch das leichte Gewebe. Dieſe Vermummung des Geſichtes und der über dem Haupte emporragende Haarkamm verleihen der Figur des Targi einen beſonders wilden, unheimlichen Charakter.

Den nächſten Tag kam ein Trupp Imrhad nach Tintorha und nun zog die ganze Schaar kampfluſtiger Tuareg von dannen. Osman war unterdeſſen auch wieder eingetroffen, ſo daß wir gleichfalls unſer felſiges Obdach verließen und in weſtlicher Richtung aufbrachen. Wir betraten bald nach Aufbruch Wadi Ineſſan, welches vollkommen von dem Charakter der bisherigen Wadis abweicht; dieſe waren meiſt niedere Auswaſchungen, oft zu weiten Flächen ausgedehnt, hier aber befanden wir uns in einer ſteilen Felsſchlucht, die nur das frühere Flußbett zwiſchen ihren ſenkrechten Wänden einſchloß. Nur wenige Pflanzen fanden auf dem ſteinigen Boden ihre Nahrung. Uns zur Linken lag der Flugſand, oft bis hoch hinauf zum Rande des Plateau's, während unſere rechte Seite ſtets ganz frei davon war, ein unumſtößlicher Beweis, daß der Wind recht wohl im Stande iſt, große Maſſen von Sand fortzuführen und ſie an fernen Punkten anzuhäufen. Wir verfolgten das Wadi aufwärts, bis wir auf die Höhe des Plateau's kamen und nun wieder die nackte Hammada ſich ringsum ausdehnte. Das Ikohauen-Gebirge erſchien jetzt deutlich erkennbar und bildete unſere Wegmarke. Nach Mittag machten wir Halt, dort wo das kleine Wadi Tifergaſin in eine weite Ebene gleichen Namens mündet. Wiederholter Regen zwang uns, den Tagemarſch für heute zu beſchließen und in der Nähe einer Imrhad-Hütte uns niederzulaſſen. Gegen Abend kam eine zahlreiche Schaar vornehmer Tuareg, begleitet von einigen Imrhad, und brachte Osman die Nachricht, in Folge eines von Murſuk eingetroffenen Briefes ſei die Rheſſi aufgegeben. Zu gleicher Zeit ließ uns Ikhenuckhen ſagen, es ſei nicht rathſam, bis Mihero vorzudringen, da wir den Ahaggar begegnen könnten, wir thäten beſſer, heimzukehren und den Ausflug für beſſere Zeiten zu verſchieben. Damit glaubte Osman Alles abgethan und wollte den nächſten Tag die Rückreiſe antreten. Für mich aber, der dem Ziele ſchon ſo nahe war und nun mit einem Schlage alle Hoffnungen aufgeben ſollte, wenigſtens einen Schritt weiter in's Land der Tuareg zu thun, für mich war die Idee, unverrichteter Dinge umzukehren, unerträglich. Ich ſuchte Osman durch erneuerte Verſprechungen zu gewinnen, ſtellte ihm vor,

welche Schande es auch für ihn ſei, wenn man in Rhat erführe, daß er auf halbem Wege umgekehrt ſei, daß ich von fernem Lande gekommen ſei, um den See Mihero zu ſehen und nun nicht mich auf's Unbeſtimmte vertröſten könne. Alles umſonſt! Die übrigen Tuareg ſchalten Osman einen Thoren, daß er wegen einer ſolchen Laune ſein Leben auf's Spiel ſetzen wollte, und ſchwuren hoch und theuer, wir würden ſicherlich den Ahaggar in die Hände fallen, und Osman war ſo ziemlich gleicher Anſicht. Schließlich wurde ich der Discuſſion müde und entgegnete nur: Gut, wenn Du aus Furcht vor den Ahaggar nicht mit mir gehen willſt, gehe ich zurück nach Rhat und ſuche mir eben einen Führer, der mehr Muth beſitzt als Du. Das half. — Wie von einer Viper geſtochen, fuhr der Targi in die Höhe, ſtieß die Lanze in den Boden und ſchwur, daß er bereit ſei, mit mir zu ſterben, daß er überhaupt nicht aus Rückſicht für ſich ſelbſt heimkehren wollte, ſondern nur weil er meinen Untergang vorausſehe und fürchte, in meinem Lande möchte man glauben, er, Osman, habe mich getödtet, und ſo nicht Schande über ſeinen Stamm bringen wolle! Von nun an wurde weiter kein Wort darüber verloren, das Ehrgefühl hatte bei Osman den Sieg davongetragen.

Die nächſte Schwierigkeit war die, einen Begleiter zu finden, denn es war vorſichtshalber nöthig, daß ein Targi ſtets vorausreite und den Weg auskundſchafte, während der andere an meiner Seite bleibe. Es gelang uns, um gutes Geld einen Mann zu finden, der als erfahrener Krieger bekannt war und genaue Localkenntniß beſaß. Er war merkwürdigerweiſe vom Stamme der Tedſchehe-Mellen — alſo Ahaggar; trotzdem haßte Amma, dies war ſein Name, ſeine früheren Stammgenoſſen ebenſo gründlich als ein Asdſcher-Targi. Er war von kleiner, gedrungener Geſtalt, beſaß große Körperkraft und Ausdauer für Strapazen jeder Art. Seine Phyſiognomie verrieth Grauſamkeit und Rohheit, ſo daß dies Exemplar der bisherigen Beſchreibung der Ahaggar vollkommen entſprach. Wenn Amma gegen die Ahaggar Abſcheu empfand, ſo müſſen ſie wahrhaftig ſchlimme Geſellen ſein! Seine Talente kamen mir aber im hohen Grade zugute, denn Niemand hatte ein ſchärferes Auge, ein feineres Gehör als er, Niemand wußte Fußſpuren beſſer zu deuten, ſelbſt auf der ſteinigen Hammada irrte er ſich nie darin. Nichts entging ihm, ich möchte faſt ſagen, ſelbſt im Schlafe blieb er wachſam. Für

mich war er ſtets ſehr rückſichtsvoll und zu jedem Dienſte bereit; trotzdem hatte ich eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn, wegen der unglaublichen Rohheit, mit der er die Kameele behandelte.

Den 28. October Mittags verließen wir Drei unſer Lager im Tifergaſin und zogen über die Hammada dem Ikohauen zu. Die Nachricht vom Unterbleiben der beabſichtigten Rheſſi hatte alle Imrhad mit Schrecken erfüllt und lange Züge von Kameelen kreuzten die Ebene am Tifergaſin, um nach Rhat in Sicherheit gebracht zu werden. Alle Imrhad verließen das offene Land und zogen mit ihren Heerden nach Feſſan oder Rhat. Eine menſchenleere Gegend lag vor uns und Osman meinte: Sobald Du einen Mann erblickſt, magſt Du ſogleich ſchießen, denn es kann nur ein Ahaggar ſein. Im Süden war der kegelförmige Telut noch immer ſichtbar, vor uns erhob ſich immer mächtiger das Ikohauen-Gebirge, an deſſen Fuß wir Halt machten und in einer engen kleinen Schlucht unſer Lager wählten. Unter dem Namen Ikohauen verſteht man mehrere Gebirgsrücken von gleicher Höhe, die ſich von Oſt nach Weſt erſtrecken.

Den 29. October Vormittags verließen wir unſeren Schlupfwinkel, nachdem meine Begleiter die heiße Aſche des Lagerfeuers mit Waſſer gekühlt hatten, damit ein ſpähender Ahaggar aus deſſen Wärme nicht unſere Nähe errathe. Die Schlucht, in der wir übernachtet hatten, abwärts verfolgend, kamen wir bald in's Wadi Imaſſala, das dem Wadi Tarat zufließt. Wir gingen am Südrande des Ikohauen entlang auf den Berg Adámulet zu, von dem uns ſcheinbar nur eine kleine Ebene trennte. Zur Linken breitet ſich unabſehbar die ſteinige Fläche des Taſili aus, ohne die geringſte Marke dem Auge zu bieten, überall nur ſchwarzglänzendes Geſtein. — Zur Rechten haben wir die vollkommen kahlen Gehänge des Ikohauen, der gleich den übrigen Bergen vom Gipfel bis herab zum Fuße keinen grünen Halm trägt. Je weiter wir vorrücken, deſto mehr wird eine lange Bergwand ſichtbar, die den Namen Wáderus trägt und vorher vom Ikohauen verdeckt war.

Nach Mittag waren wir am äußerſten Ende des ganzen Ikohauen-zuges angekommen und wandten uns nun in nordweſtlicher Richtung, indem wir allmälig das Weſtende desſelben umgingen. Wir hielten nur kurze Raſt, um meinen zerbrochenen Gewehrkolben zu repariren. Dabei ging Osman

folgendermaßen zu Werke: er ſteckte ein Stück trockener Kameelhaut, und zwar vom Fuß, in den Waſſerſchlauch; ſobald dieſelbe vollkommen erweicht war, wurde ſie mit Sehnen um das zerbrochene Gewehr feſtgenäht und hierauf mit Windungen von Bindfaden bedeckt. Kaum war dieſe Haut in der Sonne getrocknet, ſo konnte ich mein Gewehr wieder handhaben, ohne die geringſte Beweglichkeit an der Bruchſtelle. Bis heute noch habe ich es vorgezogen, dieſen Verband zu laſſen, als das Gewehr einem Schmied zu übergeben. Bemerken muß ich noch, daß das Waſſer, in dem die alte Kameelhaut weich geworden war, nichtsdeſtoweniger getrunken wurde. Nach dieſem kurzen Aufenthalte nahmen wir unſeren Weg wieder auf und kamen bald an den ſenkrecht abfallenden Rand des Wadi Ireren, welches zwiſchen Adámulet und Ikohauen nach Norden läuft. Die ſteilen Felswände, welche dieſes Wadi einſchließen, bilden ein ſchweres Hemmniß für Kameele und werden daher von den Tuareg gern gemieden. Wir zogen am rechten Ufer abwärts, bis wir an eine paſſirbare Stelle kamen. Obwohl wir ſorgfältig unſere Kameele führten und vor jedem Schritt den beſten Pfad ausſuchten, war es für die Thiere eine harte Aufgabe, und mehr als einmal ſtürzten ſie auf dem beweglichen Geröll, wobei leider auch mein einziger Aneroïd-Barometer zu Grunde ging.

Das Wadi Ireren iſt eines der fruchtbarſten Thäler dieſer Gegend. Auf weite Strecken dehnt ſich das grüne Gebüſch von Tehak (Salvadora persica), Oleander und Ethel ununterbrochen aus und der betäubende Geruch des Tehak iſt von weitem bemerkbar. So tief liegt das Wadi unter der Oberfläche der Hammada, daß die Sonnenſtrahlen von den hohen Felswänden meiſt abgehalten werden, und die Temperatur hier unten merklich kühler iſt. Osman eilte, aus dieſem verſteckten Paradieſe zu entkommen, denn jedes Geräuſch, namentlich das Blöken der Kameele, widerhallte ſo ſehr an den Flächen des Geſteines, daß er fürchtete, es könnte uns den Ahaggar verrathen. Daher ſuchten wir in einem linken Nebenzweig, dem Wadi Adámulin, für die reichlichen Regen bringende Nacht unſer Lager.

Den folgenden Tag, zeitlich Morgens, kehrten wir in's Hauptthal zurück und mußten nun ebenſo mühſam ſeine linke Seite erklettern, als wir geſtern die rechte herabgeſtiegen waren. Oben angekommen, gingen wir am linken

Ufer des Wadi Ireren aufwärts, dicht an der Oſtſeite des Adámulet, deſſen Kamm von Nordoſt nach Südweſt läuft, während der weiter ſüdlich gelegene Waderſin ſich faſt genau von Nord nach Süd erſtreckt. Derſelbe trägt 4—5 Zacken von ziemlich gleicher Größe, während alle anderen Berge ringsum eine horizontale Kammlinie zeigen. Wir zogen in ſüdlicher Richtung am Fuße des Waderſin entlang, bis wir ſein äußerſtes Ende erreicht hatten, und bogen dann nach Weſten um. Sobald wir uns ſeinem Südende näherten, trat eine Reihe von Bergen hervor, die von Nord nach Süd an Höhe abnahmen. Die bedeutendſten davon ſind der Nazareth und zur Rechten der Erruin, deſſen Gipfel in drei obeliskenartige Zacken zerſpalten iſt, die fingerartig emporſtehen. Daher vergleichen die Tuareg den Gipfel des Erruin einer aufrechtſtehenden Hand. Hinter ihnen erſtreckt ſich der lange Rücken des Tafelamin von Nord nach Süd. Wir zogen am rechten Ufer des Wadi Irharhar-Mellen abwärts, das einen Zweig des Wadi Tafelamin bildet und von den hellen Sanddünen in der Nähe ſeines Urſprungs ſo genannt wird. Dieſe Dünen liegen auf der Südſeite einer hohen Bergwand, die ſich von Weſt nach Oſt erſtreckt und eigentlich nur einen Theil des Waderſin bildet. Es muß Jedem auffallen, hier, mitten im Gebirge, plötzlich auf hohe Dünen feinſten Flugſandes zu ſtoßen, während bisher nirgends auf dem Taſili Sandanhäufungen vorkamen. Hier kann man gewiß nicht von Zerſetzung des Geſteins an Ort und Stelle ſprechen, da die ganze Gegend aus demſelben Sandſtein beſteht und wohl überall denſelben Geſetzen der Verwitterung unterworfen iſt. Dieſes ganz iſolirte Auftreten von Dünen an dieſer Stelle muß zu der Annahme führen, daß der Nordwind, über die querlaufende Bergwand ſtreifend, den Sand dahinter anhäufte, ganz analog wie man in der ganzen Sahara an jedem Hügel, an jedem Strauch und Buſch beobachten kann, wie der Wind hinter dem hemmenden Gegenſtand einen Streifen von Sand zurückläßt. Wir überſchritten in nordweſtlicher Richtung die Dünen und ſchlugen bald darauf unſer Lager in einem kleinen Seitenzweige zur Linken des Wadi Tafelamin auf.

Am nächſten Tage im Wadi abwärts ziehend, trafen wir zahlreiche Ethelbäume, Talhabäume und Gebüſch, welche den ſandigen Boden des Wadi bedeckten und dasſelbe zu einem der fruchtbarſten des ganzen Landes machen; von hohen Bergen überall eingeſchloſſen, bietet es den Anblick einer großen Arena.

Gegen Mittag haben wir den hohen Berg Alumtaglil vor uns, der ſich quer vor den Lauf des Wadi Tafelamin legt, ſo daß dasſelbe hier eine ſtarke Biegung nach Oſt macht und den Berg links läßt. Jenſeits dieſes Berges vereinigt ſich dieſes Wadi mit dem Wadi Mihero. Sobald wir die gebirgige Scheidewand zwiſchen beiden Thälern überſchritten hatten, betraten wir ein wahres Dickicht von Tehak und Ethel. Selbſt im Wadi Ireren hatte ich ſo reiche Vegetation nicht geſehen. Eine Schlingpflanze, Arenkad genannt, mit gegenſtändigen herzförmigen Blättern, umgab die höchſten Ethelbäume und hing in langen Spiralen von deren Wipfel herab. Sie war ſo häufig, daß ſie förmlich ein Netz bildete und ganze Gruppen von Ethelbäumen darin verſteckte, ſo daß man nicht durchdringen konnte. Wir wanderten in weſtſüdweſtlicher Richtung aufwärts, konnten aber nur mühſam unſeren Weg finden. Obwohl wir hoch zu Kameel waren, ſchlugen uns doch allerwärts die Zweige der Ethelbäume in's Geſicht und die nickenden Federbüſche des Schilfrohres überragten uns weit. Die Kameele konnten ſchließlich nicht mehr durchdringen, ſo daß wir im ſandigen Flußbett ſelbſt unſeren Weg nahmen, obwohl die Thiere bei jedem Schritte tief in den feinen, loſen Sand einſanken; die hellblinkende Fläche dieſes Sandes, der das Flußbett überall ausfüllt, macht den täuſchendſten Eindruck von fließendem Waſſer. Dazu halfen auch die hohen Grasbüſchel, die vom erhöhten Uferrande herabhingen, das Schilf, das beiderſeits hereinragte, und der glitzernde Reflex des Sonnenlichtes, das Bild noch ähnlicher zu machen. In den heißeſten Stunden des Nachmittags machten wir vor einem Schilfdickicht Halt und Osman erklärte mir, dies ſei Sebarhbarh. Ich hörte deutlich ein plätſcherndes Geräuſch aus deſſen Mitte kommen und als ich mit großer Mühe und unter Beihilfe der beiden Tuareg das Schilfrohr durchdrungen hatte, wobei ich jeden Moment Gefahr lief, im Moraſtboden zu verſinken, ſtand ich vor einem kleinen Baſſin von etwa 1—2 Meter Durchmeſſer, in deſſen Mitte fortwährend Luftblaſen aufſtiegen und jenes Geräuſch hervorriefen, das der Quelle dem Namen Sebarhbarh gab; denn damit wollen die Tuareg dieſes Plätſchern der aufſteigenden Gasblaſen ausdrücken. Die Tiefe des Baſſins betrug am Rande 1½ Meter. Das Waſſer iſt ziemlich geſchmacklos, ein klein wenig ſalzig; Geruch ließ ſich keiner wahrnehmen. Für die Tuareg ſtellt dieſes Aufwallen des Waſſers natürlich ein

Aufkochen dar und sie meinen die Quelle siedend heiß; dem ist aber nicht so. Das Thermometer zeigte eine Temperatur von 37·5° Celsius, bei einer Lufttemperatur von 30°. Nach starken Regen soll die Quelle oft überlaufen und dann Sand mit sich führen. Ringsumher auf weiten Strecken läßt sich ein weißer salzähnlicher Absatz bemerken, der von solchen Ueberschwemmungen herrührt. Wenige Schritte von diesem befindet sich ein zweites Bassin, etwas näher dem linken Ufer des Wadi. Auch hier drang aus dem Schilfdickicht das Geräusch von aufsteigenden Gasblasen und Frösche ließen ihr Quaken vernehmen; allein beim Eindringen in den Morast wurde der Boden so nachgiebig, daß ich meinen Versuch aufgeben mußte. Es sollen noch an mehreren Stellen gleiche Quellen zu Tage treten, allein mehrere davon sind versandet und sickern nur schwach durch den Boden, andere sind durch die dichte Vegetation unzugänglich. Weiter oberhalb im Thale Mihero soll eine kalte Quelle, Inhólar genannt, zu finden sein. Ohne uns länger aufzuhalten, als die Besichtigung des ersten Bassins erforderte, gingen wir am rechten Ufer des Wadi aufwärts. Auf dem Wege fiel mir eine Grundmauer von 4½ Meter Länge auf, von rohen Steinen ohne Mörtel gebildet. Dem Anscheine nach war hier einst ein oblonger Raum davon umschlossen. Die Tuareg erzählten mir, die Jabbaren hätten diese gebaut, um darin zu schlafen. Dicht daneben ist die Quelle der Imangasaten, die in der Mitte einer niedrigen Terrasse, aus verwittertem Sandstein bestehend, zu Tage tritt. Auch an einer Stelle am Fuße derselben sickert das Wasser hervor; nur die höher gelegene Quelle zeigt Gasblasen, das Wasser ist deutlich salzig.

Es war in den späteren Nachmittagsstunden, als wir hier ankamen. Vorübereilende Gazellen veranlaßten mich, darauf zu feuern, und da eine davon stürzte, aber sogleich wieder auf und davon eilte, sprengte Osman mit erhobener Lanze dem verwundeten Thiere nach, konnte es aber doch nicht einholen. Ich war nur eine kurze Strecke weiter geritten, als ich zu meiner Ueberraschung eine Ziegenheerde erblickte, die ängstlich zusammengedrängt gegen uns Front machte. Umsonst sahen wir uns nach einem Hirten um, obwohl an einem Talhabaume in der Nähe zwei Ledersäcke aufgehängt waren, die Datteln enthielten. Osman errieth sogleich, daß mein Schuß die Leute erschreckt haben mußte, da sie nur Ahaggar erwarten konnten. Deshalb

ſchwenkte er auf der Spitze ſeiner Lanze den weißen Burnus und rief ſo laut er konnte: „El afia, el afia!“ (Friede, Gutes). Es half aber Alles nichts, Niemand wollte erſcheinen; auf dem nackten Felsboden waren auch die Fußſpuren nicht zu erkennen. Ich hatte mich ſchon auf friſches Fleiſch gefreut, das uns ſeit Langem fehlte und deſſen Mangel ich hart fühlte; hier hoffte ich wenigſtens eine Ziege kaufen zu können. Wir machten daher in einem kleinen Wadi in der Nähe der Quelle Halt und erwarteten mit Ungeduld die Erſcheinung des flüchtigen Hirten. Endlich erſpähte ich mit meinem Fernrohr, hoch oben am Berge, über einen Stein vorſchauend, den Flüchtling, aber trotz unſeres Rufens kam er nicht herab; offenbar ſtehen die Ahaggar nicht im Rufe, ihr Wort zu halten. Dagegen erſchien plötzlich in entgegengeſetzter Richtung eine weibliche Geſtalt, des Hirten Frau, um als Parlamentär zu verhandeln. Osman ſchob ſogleich den ſchwarzen Cattun über ſein Geſicht herab, während die Frau ebenfalls mit einer Falte ihres Gewandes eine Seite ihres Geſichtes zudeckte und ſich auf einen Stein niederließ. In einiger Entfernung ſetzte ſich Osman auf den Boden und ſo wurde mit abgewandtem Geſicht und ohne ſich nahe zu kommen, die Unterhandlung geführt. Es ſtellte ſich heraus, daß der Hirt durch den Schuß erſchreckt war, und als gleich darauf ein vermummter Reiter mit erhobener Lanze einherſprengte, nicht mehr zweifelte, die Hoggar ſeien im Anzuge. Daher hatte er ſein Heil in der Flucht geſucht! Als der Hirte von ſeinem hohen Verſteck ſah, daß ſeine Frau uns wieder verließ, kam er langſam auf weitem Umwege herab und begrüßte uns. Keinem der Tuareg fiel es ein, ſich über den Flüchtling luſtig zu machen und obwohl dieſer kein Imoſchagh war, wurde ſtets eine gewiſſe Zurückhaltung im Geſpräch beobachtet. Ich fragte ſpäter Osman, ob er es nicht als erlaubt angeſehen hätte, eine Ziege zu ſchlachten, falls der Hirte nicht erſchienen wäre, da wir in Rhat ſtets den Eigenthümer der Heerde entſchädigen konnten, erhielt aber die Antwort: Niemand würde dies wagen, denn kein Mädchen würde den Betreffenden mehr anſehen! Abends brachte uns der Sohn des Hirten eine Calebaſſe voll zerſtampften Fleiſches vom Wadan, da es aber mit ſaurer Milch gemiſcht war, blieb es für mich ungenießbar.

Am 1. November zogen wir an der Quelle der Imangaſaten vorbei, auf dem linken Ufer des Wadi in ſüdlicher Richtung aufwärts. Vor uns

hatten wir einen hellen Dünenstreifen, an den Abhang eines Berges gelehnt. Diese Dünen führen den Namen Idescheli. Ein dicht mit Schilf bewachsener Hügel, von drei Seiten mit Mauerresten umgeben, erregte unsere Neugierde, wir fanden in der Mitte der Umwallung ein mit Wasser gefülltes Bassin. Diese Quelle heißt Dschógog. Auf dem Weitermarsche wird der Berg Nazareth in der Ferne zur Linken sichtbar, die Gegend wird offener, die Berge rücken auseinander und rechts neben dem Nazareth sehen wir auf die offene Hammada. Wir kreuzen nun das Wadi Mihero, das hier durch den Eintritt mehrerer Wadis an Weite zunimmt, und gehen am rechten Ufer aufwärts. Hier fanden wir überall deutliche Spuren von früheren hohen Wasserständen, indem Grasbüschel hoch in den Büschen hingen und Holz und abgebrochene Zweige an hohen Stellen am Ufer angehäuft waren. Bis hierher sollen oft Crocodile herabkommen. Gegen Mittag kamen wir an eine Stelle, wo Wasser anzutreffen war, behutsam ritten wir vorwärts, um nicht etwa die Thiere zu verscheuchen, von denen meine Begleiter behaupteten, sie witterten wie das Wild die Nähe des Menschen durch den Wind. Mitten im Wadi machten wir Halt in dichtem Gebüsch, denn Osman blickte sorgenvoll nach der offenen Hammada, wo er Hoggar vermuthete. Wir gingen zu Fuß an den Rand des Wadi, wo das Flußbett felsig war und mehrere große Tümpel enthielt. Ringsumher sah ich wirklich zahlreiche Fußspuren von Crocodilen, die im Schlamme so genau abgedrückt waren, daß ich selbst den Schuppenpanzer der Sohle erkennen konnte. Der kleine Vorderfuß läßt eine fast sternförmige Figur zurück, während die des Hinterfußes der Fußspur eines Kindes nicht unähnlich ist; an den drei äußeren Zehen beider Füße fehlen die Krallen. Vom Wasserspiegel aus führen zahlreiche Gänge unter das überhängende Ufer, wo die Ungethüme Rast zu halten pflegen. Die Tuareg suchten mit langen Baumstämmen die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben — Alles vergebens. Ich ging weiter thalaufwärts zu einem zweiten und dritten Tümpel, überall fanden sich frische Fußspuren, aber die Thiere selbst ließen sich nicht blicken. Weiter oben soll sich eine bedeutend größere Wassermenge befinden, wo sich die größten Crocodile aufhalten. Die von mir gesehenen Fußspuren gehören Thieren von 1—2 Meter Länge an. Ich versuchte Alles, um meine Begleiter zu weiterem Vordringen zu veranlassen, um

doch wenigſtens ein Exemplar dieſer Crocodile beobachten zu können, allein der Reſpect vor den Ahaggar vereitelte meine Verſuche und beide Tuareg drängten zur Rückkehr. Sie wollten nicht einmal hier übernachten, ſondern dazu einen verſteckteren Punkt wählen, wo wir von der Hammada aus nicht bemerkt werden konnten. Obwohl ich daher kein Crocodil *geſehen*, kann über deren Vorkommen im oberen Laufe des Wadi Mihero kein Zweifel beſtehen. Einen See Mihero giebt es *nicht*, denn auch jene größere Waſſermenge höher oben, die von den Tuareg allerdings „Bacher“ genannt wird, iſt weiter nichts als eine Stelle innerhalb des Wadi, wo das Waſſer ſich nie ganz verliert. Die Tuareg verſichern mit Beſtimmtheit, daß das Wadi auch dort keine Erweiterung erleidet, ſondern die Waſſermengen ſich dem Flußbette entlang ausdehnen, dies entſpricht wohl ſtreng genommen nicht dem Begriffe des Sees. Die Nahrung der Crocodile ſoll in zahlreichen Fiſchen beſtehen, von denen ich auch in jenen Tümpeln viele ſah. Nach andauernden Regen ſind alle jene Waſſerſtellen zu einem Flußteich vereint, was die Crocodile zu weiterem Herabkommen veranlaßt, ſowie aber die Waſſermenge abnimmt, ſammeln ſie ſich an den tiefſten Stellen. Oberhalb Aherer kommen keine Crocodile mehr vor.

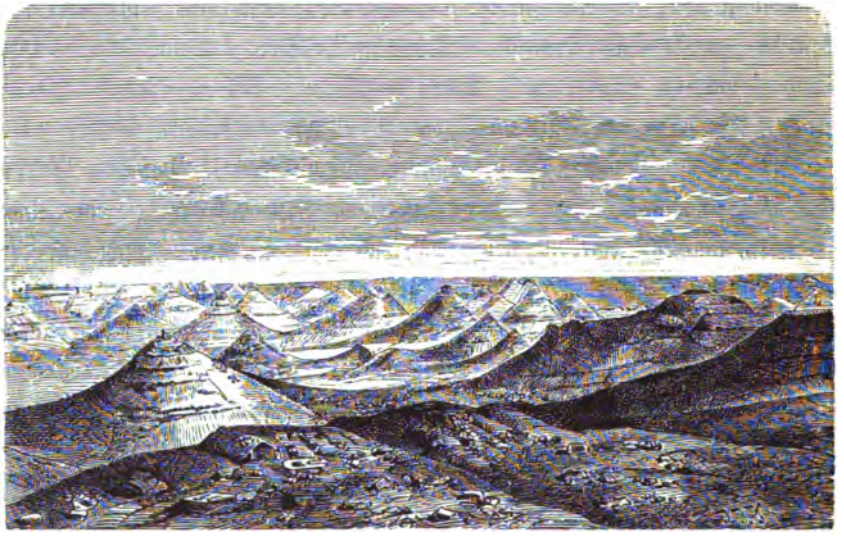
Duveyrier, welcher der Erſte die Exiſtenz von Crocodilen im Wadi Mihero der erſtaunten Welt zur Kenntniß brachte, erfuhr von den Tuareg, daß ſolche an einem zweiten Orte im Tuareg-Lande, im Wadi Tedſchudſchelt am Südabhange des nördlichen Taſili, vorkämen. Die großen Ueberſchwemmungen — das Wadi Tikhammalt war zur Zeit der Reiſe Duveyrier's ein reſpectabler Fluß, der ſeine ſteilen, hohen Ufer überſchritt — verhinderten ihn ſeinerzeit, ſich durch Augenſchein von der Wundermähr zu überzeugen, doch lauteten die Mittheilungen der Tuareg zu beſtimmt, um einen Zweifel aufkommen zu laſſen. Der Schrecken, den die gefräßigen Amphibien den Imrhad der Umgegend einflößten, die Opfer, die ſie ſich regelmäßig unter den im Flußthale weidenden und an den Quellen tränkenden Heerden herausholten, ja ſelbſt die Wundnarben, welche einige Tuareg an ihrem Körper zeigten, waren ebenſoviele Beweiſe für die Richtigkeit der Nachricht. Während des Winters, der in dieſer Höhenlage ziemlich kühl zu ſein pflegt, in den unter dem Waſſerſpiegel liegenden Grotten der Uferwandung verſteckt, ſtreifen

ſie im Frühlinge an den Ufern des Wadi, nach Beute ſpähend; zur Brunſtzeit, ſagen die Tuareg, ſtoßen die Weibchen oft einen demjenigen des Kameels ähnlichen Schrei aus.

Wie kommen nun die Crocodile, die doch an das Vorhandenſein größerer Waſſermaſſen und einer entſprechenden Fauna gebunden ſind, in jene Süßwaſſerlachen im Herzen der Sahara? Wir finden in der Geſchichte eine Erklärung und die Naturwiſſenſchaft wird die Tradition der Geſchichte nur beſtätigen. Auf den Karten Nordafrika's der alten Geographen ſpielt der Fluß Nigris eine große Rolle, und Plinius berichtet, daß derſelbe von Crocodilen bewohnt geweſen ſei, nun iſt dieſer Nigris oder Ghir des Ptolemäus mit dem heutigen Irharhar identiſch, einſt ein großer Fluß, der unter dem Namen Triton, nachdem er drei große Seen durchſtrömt, ſich in das Mittelmeer ergoß, zeigt heute nur ein trockenes Flußthal, das an einigen Stellen nicht weniger als 6 Kilometer Breite mißt, wie uns Duveyrier verſichert, ſeinen Lauf an. In einem ſolchen Strome durfte die Exiſtenz von Crocodilen nicht wundern, und es erklärt ſich leicht, daß das Thier im ſelben Maße als der Fluß in ſeinem Unterlaufe verſiegte, immer mehr aufwärts wanderte, bis es endlich auf das Quellgebiet ſich beſchränken mußte, das ihm allein noch die Exiſtenzbedingungen bot. Sein heutiges Vorkommen im Wadi Mihero iſt wohl der ſprechendſte Beweis, daß einſt die Sahara bedeutend reicher an atmoſphäriſchen Niederſchlägen und in Folge deſſen an Vegetation war, als gegenwärtig. Dieſe Auffaſſung wird weiter beſtätigt, wenn wir im Plinius leſen, daß der Elephant in wildem Zuſtande an den Ufern des heutigen Ghir, der ſüdlich von Tuat im Sande verſiegt, lebte, desgleichen in den ſchönen Thälern des Dſchebel Ghurian und im nördlichen Taſili. Ja, die Geſchichte berichtet uns, daß die Carthager in ihren Kriegen ſich gezähmter Elephanten bedienten. Damit aber der Elephant im Lande überhaupt in Freiheit leben konnte, war es nothwendig, daß dasſelbe einſt bewaldet und waſſerreicher war, und da wir heute noch Elephant und Crocodil beinahe immer vereint antreffen, ſo iſt es wohl außer Zweifel, daß das Crocodil dazumal auch im Lande leben konnte.

Wenn man übrigens den Mittheilungen der Eingebornen des Landes Tibeſti glauben darf, ſollen, wie Duveyrier berichtet, auch in dieſem Lande,

und zwar im Domorſee an der Grenze von Borku, Crocodile vorkommen. Der noch in hiſtoriſcher Zeit vollzogene Wechſel des Klima's in der Sahara erſtreckte ſeine Wirkung alſo nicht blos auf die Umgeſtaltung des äußeren Landſchaftsbildes, ſondern auch auf Flora und Fauna. Aus Mangel an Waſſer wurde das Zebu durch das Kameel verdrängt und hat ſich nur in einigen waſſerreichen Oaſen des Tuareg-Landes, wie Dſchanet und Rhat erhalten, aus Mangel an Waſſer iſt der Elephant gänzlich verſchwunden und hat ſich das Crocodil in das Quellgebiet des Irharhar zurückgezogen.



Wadi Jsauán am Nordrande des Taſili.

Jedenfalls war die Nachricht von dem Vorkommen von Crocodilen im Herzen der Wüſte eine Thatſache, die unſere Vorſtellungen über dieſelbe weſentlich alteriren mußte. Kehren wir nun wieder zu Dr. v. Barth zurück.

Die Rückreiſe vom Wadi Mihero ging anfangs, obwohl von ſtrömendem Regen ſtundenlang unterbrochen, glücklich von ſtatten. Am 5. November wurde wieder die öde Fläche des Taſili erreicht, die nur ſelten durch flache Mulden mit etwas Geſträuch unterbrochen iſt. Hier gefällt ſich der Targi; mit ſeinem Adlerauge erſpäht er die Annäherung des Feindes von weitem,

und ſieht er ihn mit Uebermacht herankommen, ſo trägt ihn ſein flinkes Meheri mit Windeseile über die ſteinige Ebene. Osman verſicherte, mit dem Thiere, das er ritt, getraue er ſich mitten in Feindesland, denn er wiſſe wohl, daß ihn keiner einhole. Mein langſames Kameel war freilich ein fatales Hinderniß, meine beiden Begleiter konnten ſich vor den Hoggar ſchnell aus dem Staube machen, allein ich war an den Boden gebunden. Deshalb meinte Osman, trotz ſeines guten Meheri müſſe er in jenem Falle mit mir ſterben, denn nie würde er mich im Stiche laſſen. Glücklicherweiſe blieb uns dieſe Probe erſpart. Am weiten Horizont war nichts Verdächtiges zu ſehen und ſingend zogen die Tuareg über die Hammada. Es waren meiſt Kriegslieder und ſie klangen recht melodiſch. Osman ſtimmte ſein Liedchen an, ſo oft ſich die weite Fläche vor ihm ausdehnte, im Gebirge zog er ſchweigſam das Wadi entlang, ganz Auge und Ohr für alles Verdächtige und jedes Geräuſch vermeidend. Es war Abend, als wir in Tintorha eintrafen. Schon ſeit mehreren Tagen hatten meine Kräfte bedeutend abgenommen, denn der immerwährende Beſuch von Tuareg am Beginne meiner Reiſe hatte meinen Proviant ſo geſchmälert, daß bald nur Datteln und Bisquit übrig waren. Dieſe Koſt konnte auf die Dauer nicht genügen. Als nun noch der wiederholte Regen dazu kam, der uns oft gründlich durchnäßte, ohne daß wir unſere Kleider trocknen und uns am Feuer erwärmen konnten, trat eine ſolche Erſchöpfung meiner Kräfte ein, daß ich auf's Kameel gehoben werden mußte. In Tintorha war die Ermattung auf's Aeußerſte geſtiegen, ſo daß ich hier, zwiſchen Felſen gegen den kalten Nachtwind geſchützt, mehrere Tage liegen blieb. Glücklicherweiſe hatten Verwandte Osman's hier ihre Hütten und ſtrengten alle ihre Kräfte an, um mich gut zu pflegen. Sie überredeten mich, Kameelmilch zu trinken, die aber nur meinen Zuſtand verſchlimmerte. Auf meine Bitte kochten ſie mir aus Ziegenfleiſch eine kräftige Brühe, die ſogleich den beſten Erfolg zeigte; ſobald die guten Leute dies ſahen, wurden ſie nicht müde, mich fortwährend damit zu verſehen. Ein Wink von mir genügte, um das Verlangte herbeizuſchaffen, und auch Nachts war ſtets einer von ihnen zu meinen Dienſten. Ich werde ſtets mit tiefſter Dankbarkeit an die herzliche Pflege mich erinnern, die ich bei dieſen armen Tuareg genoſſen habe. Den 9. November war ich ſo weit gekräftigt, daß ich wieder mein Kameel beſteigen konnte. Amma hatte uns ſchon vor

Tintorha verlaſſen, da ſeine Familie dort in der Nähe wohnte; dafür begleitete uns ein Bruder des Ufennit, des Scheikh der Imangaſaten. Wir zogen dicht am Fuße des Telut vorbei und hielten in Titerſin an. Den folgenden Tag kamen wir an die Quelle Ihanaren, raſteten dort ein wenig, um zu kochen, und erhielten unterdeß durch einen ankommenden Targi die Nachricht, daß Ikhenuckhen neuerdings ſeinen Entſchluß geändert habe und der Kriegszug gegen die Ahaggar ſtattfinden ſolle. Osman nahm dieſe Meldung mit Enthuſiasmus auf und brannte nun vor Begierde, nach Rhat zu kommen, um mit ſeinen Freunden am Raubzuge theilzunehmen. Meinerſeits ſehnte ich mich nach meinem wohnlichen Hauſe in Rhat und der kräftigen Koſt, ſo daß wir uns dahin einigten, die ganze Nacht hindurch zu reiten, bis wir in die Stadt kämen. Im Wadi Nazareth hielten wir eine kurze Raſt bei Einbruch der Nacht und zogen bald über die nackte Fläche, welche ſich weſtlich von den Dünen Rhats ausdehnt. Winterlicher Nebel bedeckte die Landſchaft, ſo daß man trotz der ſternhellen Nacht nur eine kurze Strecke weit ſehen konnte. Gegen Morgen des 11. November, als der Schleier ſich langſam hob, wurden die Palmenkronen von Tunin ſichtbar und ein paar Stunden ſpäter knieten die Kameele vor dem Thore der Stadt nieder. Mein Diener, dem die Leute ſchon meinen Tod von den Händen der Ahaggar prophezeit hatten, begrüßte mich freudig und dankte Allah für meine glückliche Rückkehr.

Unſer Aufenthalt in Rhat geht zu Ende und damit tritt an uns die Sorge heran, uns für eine der Routen, welche von hier nach der algeriſchen Sahara führen, zu entſcheiden. Von großem Intereſſe wäre es, der Route folgen zu können, auf welcher im Jahre 1858 der in franzöſiſchen Dienſten ſtehende arabiſche Dolmetſch Ismail Bu Derba, von El Aruat ausgehend, Rhat erreicht hatte, ſie würde uns durch das Thal des Ighargharen nach der im ganzen Tuareg-Lande berühmten Sauya Timaſſanin führen. Der Zuſtand der öffentlichen Sicherheit auf dieſer Strecke, der wiederaufgenommene Kriegszug der Asdſcher gegen die Ahaggar verbieten uns jedoch in vorhinein dieſen Weg zu wählen — bei Wüſtenreiſen läßt ſich ja nie ein beſtimmter Reiſeplan einhalten — es bietet ſich hingegen die günſtige Gelegenheit, uns einer größeren Kafla von heimkehrenden Rhadamſi-Kaufleuten anzuſchließen, die wir denn auch benützen wollen.

Die Vorbereitungen zur Reise nach Rhadames sind bald getroffen, da wir nur für die Ergänzung des Proviants zu sorgen haben, der schwierigste Theil, die Anwerbung eines verläßlichen Führers und der entsprechenden Begleitung an Tuareg, entfällt, da die Rhadamsi dies schon besorgt. Die Caravane ist eine ziemlich große, die Kameele zählen nach Hunderten und die meisten sind mit Producten des Sudans beladen, welche für Tripoli bestimmt sind. Unsere bewaffnete Begleitung, Imangasaten, bürgt uns eine ungefährdete Reise. Unsere Route führt uns bis Rhadames durch das Gebiet der Tuareg dieses und anderer Tuareg-Stämme des Tasili, und wir werden Gelegenheit finden, einen Blick in das innere, häusliche Leben derselben zu thun.

Dem Stamme der Imangasaten fällt auch das Recht zu, von den Rhadamser Kaufleuten die Abgaben für die Sicherheit ihrer Caravanen zwischen Rhat und Rhadames zu erheben. Dieser Stamm hat für den europäischen Reisenden deshalb besondere Bedeutung, weil man sowohl von Tripoli als auch von Algier aus sein Gebiet durchziehen muß, will man auf directem Wege nach Rhat; auch sind Deutsche und Engländer seit der Expedition Richardson's durch das Herkommen verpflichtet, sich unter den Schutz dieses Stammes zu stellen, Franzosen hingegen müssen die Protection der Oraghen suchen, deren Werth durch die Persönlichkeit des einflußreichen Scheikh Bubekr leider sehr zweifelhaft geworden ist, da dieser die Ermordung der Miß Tinné plante und ausführte, obwohl dieselbe unter dem Schutze Ikhenukhen's reiste. Der Stamm der Imangasaten erkennt auch, seitdem Ikhenukhen aus türkischen Händen den Burnus der Investitur annahm, diesen nicht mehr als den Chef der Asdscher an, und v. Barth erzählt, daß, so oft als er bei den Imangasaten von ihm als ihren Chef sprach, er nur ein höhnisches Gelächter hervorrief. Ikhenukhen hat sich und seinen Stamm, die Oraghen, um allen Credit bei den Tuareg im Allgemeinen gebracht, selbst bei den Kelowi in Aïr wollte man nichts von ihm wissen, denn nichts erscheint dem Tuareg-Volke schmachvoller als Fremdherrschaft, wäre es auch die des Khalifen des Propheten.

V.

Von Rhat nach Rhadames.

Gemeſſenen, wiegenden Schrittes zieht die lange Reihe hintereinander ſchreitender Laſtkameele an uns vorüber gegen Nordweſten, im Thale des Wadi Uararet, auf unſeren flinken Meheris können wir jederzeit an die Spitze der Caravane eilen und zurückbleiben nach Gefallen. Immer weiter tritt der Hügel von Rhat und die Palmpflanzungen von Tunin zurück, dafür dräut uns zur Rechten Kasr Djennun ſeine wilden Zacken entgegen, während das Flußthal immer enger werdend und mit ſeinen ſteilen Wänden uns auch den Blick auf das Geiſterſchloß raubt. An der Quelle Ihanaren machen wir den erſten Halt. Das Abladen der zahlreichen Kameele beanſprucht viele Zeit, endlich iſt auch dies fertig, und ihrer Laſt ledig, beeilen ſich die Thiere, von der grünen Weide ſo viel als möglich zu profitiren, wir aber träumen, in die Wolldecke eingehüllt, von allerlei Gefahren, Kämpfen und Abenteuern, die möglicherweiſe dem Wüſtenreiſenden zuſtoßen können. Früh des Morgens erweckt uns der betäubende Lärm der jetzt nur mit Widerwillen unter das caudiniſche Joch der Laſt ſich beugenden Kameele, das Gurgeln und Brüllen will kein Ende nehmen und es bedarf ſo mancher Anſtrengung, die Caravane wieder in Marſchbereitſchaft zu bringen. Jetzt geht es aber rüſtig vorwärts, zur Linken winkt uns der Kegelberg Telut und in weiter Ferne die Spitzen des Ikohauen entgegen, es ſind uns ſchon alte Bekannte. Die Sonne brennt uns ſcheitelrecht auf die Köpfe da wir den Brunnen Tarzulli erreichen, bei dem wir einige Stunden Halt machen, um die größte Hitze im Schatten einiger großer Ethelbäume vorübergehen zu laſſen. Wir müſſen die

Unempfindlichkeit der Kameele bewundern, die, am Boden kniend, oder apathiſch in die Gegend ſtarrend, die ſengende Hitze gemüthlich zu ertragen wiſſen und kein Bedürfniß zeigen, das Naß des Brunnens zu ſchlürfen. Was würde der Wüſtenſohn, der Reiſende ohne dieſe Wüſtenſchiffe thun?

Wir verlaſſen den Brunnen und erreichen nach einigen Stunden, die wir mit der Ueberſchreitung einer mehrere Kilometer breiten Dünenzone verbringen, die offene Hammada, die im Nordweſten von den mauerähnlichen Abſtürzen des Tukurahet-Plateau's eingerahmt erſcheint, während nach Norden und Oſten die Ebene endlos bis an den Horizont reicht. Die Caravanenſtraße, die wir nach Rhadames zu verfolgen haben und vor uns Richardſon im Jahre 1845 von Rhadames kommend, alſo in entgegengeſetzter Richtung eingeſchlagen hatte, verläuft von Tarzulli ab faſt in linearer Richtung bis En Naſar, einem kleinen Wadi ſüdöſtlich von Rhadames, und durchſchneidet auf eine Länge von mehr als 90 Kilometer den weſtlichen Theil der Dünen von Edeyen.

Wir ziehen zunächſt immer näher an die Felſenmauer im Weſten, deren untere Schotterterraſſe von zahlreichen kleinen Wadis durchſetzt wird, die ſich aber bald in der offenen Hammada öſtlich der Straße verlieren. Vor uns ſcheint ein ſteiler Kegel, Belgaghrar, den Weg abzuſperren, wir umgehen ihn jedoch und haben wieder die endloſe Hammada vor den Augen. In ſpäter Nachmittagsſtunde werden wir durch eine allgemeine Bewegung unſerer Tuareg aus der beſchaulichen Stimmung gerüttelt; wie auf ein Loſungswort jagt eine Gruppe derſelben gegen das im Weſten ſich hinziehende Gebirge hin, ihre lebhaften Geſticulationen laſſen etwas Beſonderes erwarten, wir eilen ihnen nach und entdecken endlich, daß die Verfolgung einem jungen Wüſtenfuchs, dem zierlichen Fenek gilt, dem ein ganzes Rudel von Springmäuſen in pfeilartiger Geſchwindigkeit voraneilt. Doch diesmal hatte ſelbſt das Adlerauge des Targi den kleinen Räuber zu ſpät erblickt, urplötzlich war der liſtige Reineke der Wüſte in der Erde verſchwunden; ihn auszugraben, iſt die Zeit zu kurz, denn die Caravane hat unterdeſſen ruhig ihren Marſch fortgeſetzt. Das Thier verdient aber hier einer näheren Erwähnung. Zu der Gattung der Großohrfüchſe gehörig, giebt es ſich auf den erſten Blick als ein Kind der Wüſte zu erkennen. Von den Tuareg wird der Wüſtenfuchs arhóleh genannt. Wie alle Wüſtenthiere,

zeichnet ſich auch das Wüſtenfüchslein nicht blos durch das Haarkleid, ſondern noch mehr durch einen leichten und ſchönen Leibesbau aus. Das Kleid der Wüſtenthiere hat unter allen Umſtänden mehr oder weniger die Färbung des Bodens; der Leib iſt verhältnißmäßig klein, dabei aber äußerſt zierlich und leicht gebaut und gleichwohl zu den ſchnellſten Bewegungen und zu überraſchender Ausdauer befähigt. Dabei beſitzen ſämmtliche Wüſtenthiere eine Schärfe der Sinne, wie ſie in ſolcher Entwicklung nur bei wenig anderen Geſchöpfen gefunden wird, und allen endlich wohnt ein friſcher, fröhlicher

Wüſtenfuchs (Fenek) und Springmäuſe.

Geiſt inne, eine Liebe zur Freiheit, ein Hang zur Unabhängigkeit und ein Selbſtbewußtſein ohne Gleichen. Nicht blos der gelbbraune Beduine iſt frei, leiblich wie geiſtig, auch die höheren Thiere ſeiner Heimat ſind es; auch ſie leben und athmen blos, wenn ſie ihre Wüſte um ſich haben. Die Wüſte iſt zu arm an Nahrung, als daß ſie große Thiere ernähren könnte; es finden ſich deshalb in ihr meiſtens nur verhältnißmäßig kleine, zierliche Geſchöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und ſelbſt dieſe ſpärliche Nahrung kann nicht ſo ohne Beſchwerde errungen werden; deshalb verlieh

die Wüſte ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer, ſchärfte ſie ihnen die Sinne, um auch das Wenige wahrzunehmen, was ſie ihnen bieten kann. Große Lauſcher ſetzen den Wüſtenfuchs und beinahe alle Wüſtenthiere in den Stand, auch das geringſte Geräuſch zu vernehmen, ſcharfe Augen geſtatten ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Naſe bringt jeden Geruch zum Bewußtſein. Ihr dem Erdboden faſt gleichgefärbter Balg verbirgt ſie ſelbſt auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraſchender Weiſe.

Brehm, der Meiſter in der Darſtellung der Lebensgeſchichte der Thiere, ſchildert den kleinen Räuber, denn ein ſolcher iſt der Fenek, äußerſt zutreffend: Wenn die gluthſtrahlende Sonne ſich zum Horizonte neigt und alle Tagesgeſchöpfe noch einmal in der Kühle des Abends neu lebendig geworden ſind, denkt eine mehr oder minder düſtere und dennoch ſo ſchmucke Schaar daran, ihr Nachtwerk zu beginnen, es iſt dies der Wüſtenfuchs, ein Thier, das noch beſſer als die Gazelle die Wüſte kennzeichnet. Man denke ſich ein Fuchsgeſicht, zart und fein, liſtig, pfiffig und ſchlau im Ausdrucke, wie das unſeres Reineke; aus dieſem Geſichte aber treten ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor und zu beiden Seiten dieſes Geſichtes ſtrecken ſich gewaltige Lauſcher, ſo großartige Ohren heraus, wie ſie nicht nur in der ganzen Fuchsſippe, ja kaum in der geſammten Hundefamilie wiederzufinden ſind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der ſchlanke Leib, und eine dicke, lange und buſchige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenſo gewandt als behend ſein muß, und giebt ſchon äußerlich die vorzügliche Schärfe ſeiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leiſes Kreiſchen, welches nicht wohl beſchrieben werden kann, und ſieht, wenn man glücklich iſt, zwiſchen den Sandhügeln, zwiſchen Geklüfte oder in den Niederungen zwiſchen den Gräſern den Fenek dahinſchleichen, äußerſt bedachtſam, äußerſt vorſichtig, lauernd, äugend, witternd, lauſchend nach allen Seiten hin. Da iſt nichts, was der Aufmerkſamkeit dieſes ausgebildeten Raubgeſellen entgehen könnte. Die Heuſchrecke dort, welche den letzten Abendſprung macht, hat ſo viel Geräuſch hervorgebracht, daß es die großen Lauſcher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig als eßluſtig, ſchleicht die zierliche Geſtalt herbei, um ihr den Garaus zu machen; oder die gewandte, huſchende Eidechſe hat ſich

geregt und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren, namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt. Sie ist verloren, wenn sie nur einmal die Flügel regt, ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen, ein einziges giebt einen leckeren Bissen, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine ganze hungerige Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in seine Nase eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat blos eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstreicht, aber das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl und sein Auge ist schärfer als das der meisten Reisenden, schärfer als das Adlerauge eines Targi. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen; denn seine Nase und sein prachtvolles Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwamms nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um sich zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ, dem Fenek entgeht es nicht. Siehe da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen und schleicht jetzt heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge wie für Ohr. Dort hinter dem letzten Busch macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, neugierig spürt er nach den sich sicher träumenden schlummernden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig und doch sieht man keine Bewegung; die ganze Seele dieses kleinsten aller Füchse (sammt der langen Standarte höchstens 65 Centimeter lang, 20 Centimeter hoch) liegt in seinem Gesichte und doch erscheint dieses so starr und ruhig wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern, das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge der geängstigten umherirrenden Vögel.

Wie der Fuchs, legt auch der Fenek einen Bau unter der Erde an, am liebſten in der Nähe des ſchachtelhalmähnlichen Pfriemkrautes, weil in der Nähe desſelben der Boden immer etwas feſter iſt und den vielen Röhren, welche zu dem Keſſel im Baue führen, einige Haltbarkeit gewährt. Das Graben verſteht der Fenek meiſterhaft. Seine Vorderläufe arbeiten dabei ſo ſchnell, daß man den Bewegungen derſelben mit den Augen nicht folgen kann. Dieſer Gewandtheit verdankt er zuweilen die Rettung ſeines Lebens; denn bei Verfolgung ſcharrt er ſich wie ein Gürtel- oder Schuppenthier geradezu in die Erde ein.

In den Felslöchern und Spalten des Tafili friſtet ein anderes, unſerem Murmelthiere ähnliches Säugethier, von den Tuareg Akaokao genannt, ſein Leben, ſich von dem ſpärlichen Laub der wenigen Bäume nährend.

Für die folgenden Tage bleibt uns, bis zu dem durch einige Palmenſtämme weithin ſichtbaren Brunnen Tahaliuen die Hammada treu; allmälig, aber kaum bemerkbar ſteigen wir von dem Plateau herab, bis wir in den Dünen von Edeyen den tiefſten Punkt erreicht und nach ihrer Durchquerung die weſtliche Fortſetzung der berüchtigten Hammada el homrah erklimmen, wenngleich hier der Abſtieg beiweitem leichter als weiter öſtlich iſt, wo wir ihn, der Route Barth's folgend, ausgeführt haben.

Die ſechstägige Wanderung über die Hammada und ſchon früher der Zug von Murſuk nach Rhat haben uns die Nützlichkeit und praktiſche Einrichtung des Lithams bei den Tuareg ſchätzen gelernt, unſere Augen hätten ohne denſelben viel zu leiden gehabt. Wir können uns in unſeren Breiten wohl kaum eine Vorſtellung machen, wie intenſiv das Tageslicht in der Sahara, insbeſondere aber auf den hohen Plateaux des Tuareg-Gebietes oder der Schottregion iſt. Seiner directen oder reflectirten Wirkung kann das Auge weder lange, noch ungeſtraft ſich ausſetzen. So ſind alle Bewohner des centralen Hochlandes genöthigt, faſt ohne Ausnahme den Schleier zu tragen, wenn ſie nicht ihre Sehkraft einbüßen wollen; trotz dieſer Vorſicht leidet ein großer Theil der über 40—50 Jahre alten Männer unter den Tuareg an theilweiſer Undurchſichtigkeit der Hornhaut, viele ſind einäugig oder blind und die Greiſe erreichen höchſt ſelten ihr Lebensende im Genuſſe des ungetrübten Augenlichtes. Ein ſprechender Beweis für die eminente Intenſität

des Lichtes kann wohl darin gefunden werden, daß die für unſer gemäßigtes Klima berechneten photographiſchen Apparate in der Sahara nur gänzlich verbrannte Bilder erzeugen.

Eine wohlthuende Gegenſeite dieſer intenſiven Lichtſtärke iſt die Färbung des Himmels, der Luft; wer je einmal dieſes herrliche Blau (kaum mit dem beſten, hellſten Indigo zu vergleichen) geſehen, wird den Wüſtenhimmel nicht vergeſſen und ihn überall anderswo vermiſſen, die prachtvolle Färbung überraſcht und entzückt den Fremdling. Zu dieſer Pracht der Farbe geſellt ſich eine außerordentliche Klarheit und Durchſichtigkeit der Luft, die das Athmen in ihr zu einem Genuſſe macht. Auf Entfernungen, die uns unglaublich ſcheinen, laſſen ſich die Contouren eines Berges mit wünſchenswertheſter Deutlichkeit wahrnehmen; Duveyrier erzählt, daß er bei der Aufnahme ſeiner Routenkarte, mit der Bouſſole Peilungen vornehmend, 30—60 Kilometer entfernte Punkte mit der größten Sicherheit beſtimmen konnte und von der Höhe des Timusudſchen-Plateau's im Norden des Wadi Tikhammalt die Abhänge des 80 Kilometer im Süden liegenden Taſili deutlich erkannte. Der Targi unterſcheidet die einzelnen Gegenſtände auf noch größere Entfernungen und es kann uns im höchſten Grade überraſchen, wenn ein Targi uns die Ankunft eines Reiſenden oder einer Caravane anzeigt, die wir erſt nach einigen Stunden im Geſichtskreiſe finden.

Je höher wir uns in der Sahara erheben, deſto klarer, durchſichtiger, deſto blauer wird die Atmoſphäre; die Wirkung dieſer zunehmenden Reinheit der Luft charakteriſiren die Tuareg, wenn ſie vom Ahaggar-Plateau, dem höchſten Theile des Hochlandes, ſprechen, damit, daß die Nahrungsmenge, welche nothwendig iſt, um in der Ebene drei Menſchen zu ſättigen, auf dem Ahaggar-Plateau für fünf genüge.

Am Brunnen Tahaliuen angekommen, lagern wir und ergänzen unſere Waſſervorräthe, denn es gilt die nöthige Proviſion für mehr als 14 Tage zu ſichern, wohl ſtoßen wir in den Dünen auf einige Brunnen, doch iſt ihr Waſſer derart geſalzen, daß es ungenießbar wird. Der nächſte Tagesmarſch bringt uns ſchon in die Region der Dünen, zu deren Durchquerung wir 3—4 Tage brauchen werden. Unſere Begleiter machen uns bei Einbruch der Nacht, die wir noch am Brunnen zubringen, auf ein überraſchendes

Naturſchauſpiel aufmerkſam. Die im Oſten über den faſt geradlinigen Horizont auftauchende Mondſcheibe zeigt ſich von einer blutrothen, faſt in's Braune ſpielenden Färbung und gewährt uns einen eigenthümlichen Anblick, der aber den Kameelführern und unſeren Tuareg nicht ſehr willkommen iſt, denn ſie betrachten die Erſcheinung als den Vorboten eines Wüſtenorcans, eines Gebli. Ihre Anſicht behält auch wirklich Recht, wir ſind am nächſten Tage kaum in die Dünenregion eingedrungen, als die Anzeichen eines nahenden Gebli ſich von Stunde zu Stunde mehren. Glücklicherweiſe bleibt er uns diesmal im Rücken, da unſere Wegrichtung faſt nördlich iſt.

Es währt nicht lange, ſo zieht ſich ein gluthrother Vorhang vor das Tagesgeſtirn, eine unheimliche, unerträgliche Schwüle durchzittert die wellenſchlagende Luft, trotzdem herrſcht vollkommene Windſtille. Eine im dunkelſten Roth gefärbte unförmige Wolke, die vom Süden immer ſchneller uns nachrückt, läßt den Ausbruch des Orcans für jeden Augenblick erwarten. Die Sonne wird immer röther, die Hitze immer drückender, das Athmen wird in der heißen, trockenen Luft (das Hygrometer zeigt zuweilen kaum eine relative Feuchtigkeit von 10%) immer ſchwerer, der Athem keuchend, die Haut, die Schleimhäute des Schlundes, des Mundes und der Naſe werden trocken und kraftlos, und ſo verhältnißmäßig kurz auch der Orcan währt, ſo wird oft das Gehirn angegriffen und äußert ſich ſeine Erſchlaffung in Schwindel- und Ohnmachtsanfällen. Menſch und Thiere, ſelbſt die beſt acclimatiſirten, leiden unter dem Einfluſſe dieſes Zuſtandes der Atmoſphäre. Die unheimliche Stille wird urplötzlich durch ein rauſchendes Brauſen erſetzt, der Sturm iſt entfeſſelt. Marſchirt eine Caravane in dieſem Falle gegen den Wind, ſo machen die Kameele ohne Commando Kehrt, damit der Sturm ihnen nicht den ſcharfen, die Haut zerſchneidenden Sand (zuweilen bei längerer Dauer des Sandſturmes bluten ſelbſt die Thiere) in die Augen wehe, ohne ein Commando abzuwarten, oder gar dazu genöthigt zu werden, knien ſie nieder. Die Dunkelheit nimmt immer mehr zu, der mehrere hundert Fuß hoch aufgewirbelte Staub verdunkelt die Sonne wie bei einer Sonnenfinſterniß. Die Menſchen ſuchen hinter den Körpern der Kameele Schutz, die Thiere legen den Kopf platt auf die Erde. Grabesſtille herrſcht in der größten Caravane. Die Anſicht, daß die Beduinen der Sahara ſich deshalb zur Erde werfen,

weil der Gebli nicht den Boden ſtreife, ſondern nur oben durch die Lüfte brauſe, iſt eine irrthümliche; man legt ſich nieder, weil man abſolut nichts mehr ſieht und ſonſt von der Gewalt des Sturmes fortgeriſſen oder umgeworfen würde, nicht aber um am Boden beſſer athmen zu können. — Krautartige Pflanzen ſind am Tage nach einem ſolchen Sturme ganz verwelkt, verſengt, viele junge Triebe und die Blätter für immer vernichtet, nur die zur Ertragung der höchſten Temperaturen organiſirten Holzpflanzen widerſtehen ſelbſt dem heftigſten Gebli. Zuweilen iſt es nur eine einzelne Sandhoſe, die in einer Breite von 50—100 Meter ſtoßartig vorrückend, bald über den Boden hinſtreichend, bald ſich in die Luft erhebend, dort herabſtürzend, hier niederſinkend, wie ein fremder, iſolirter Körper ſich in der Luft fortbewegt und eine des Weges ziehende Caravane mit einem Hagel von Staub und Sand überſchüttet, oft aber iſt die ganze Atmoſphäre, der ganze Südhorizont ein einziger hoch in die Luft ragender, beweglicher, blutrother Vorhang, eine wandelnde Courtine. Ueberraſchend iſt es, plötzlich während dieſes Sturmes große und klatſchende, kalte Regentropfen fallen zu ſehen und zu fühlen, oder aber und häufiger, während des Sturmes, bei der Berührung der Wollburnuſſe oder aus den Haarſpitzen der Thiere elektriſche Funken ſprühen zu ſehen, ein Zeichen, daß die Atmoſphäre mit Elektricität geſchwängert ſein müſſe.

Von einem Weitermarſchiren der Caravane, insbeſondere im Dünengürtel, während des Gebli iſt keine Rede. Wenn auch keine Gefahr vorhanden iſt, vom Sande begraben zu werden, da ſelbſt bei mehrſtündigem Wehen des Gebli ſich höchſtens eine 2—5 Centimeter mächtige Sandſchichte auf den Gegenſtänden ablagert, ſo iſt umſomehr die Wirkung des Windes auf die Waſſervorräthe in den Schläuchen zu fürchten — der Gebli trinkt förmlich in vollen Zügen das Waſſer aus den Schläuchen — und wenn dann nicht entſprechend vorgeſorgt, oder der nächſte Brunnen zu weit entfernt iſt, dann treten oft Kataſtrophen für eine Caravane ein, welche zu der Anſicht die Veranlaſſung geben, daß ſie vom Sande verſchüttet wurde.

So ſchnell als der Sturm gekommen, ſo ſchnell iſt er auch diesmal vorüber, kaum eine halbe Stunde, und wieder wölbt ſich das herrlichſte Blau über uns, nur im Norden erſcheint die Luft etwas röthlich gefärbt. Ohne

Unfall und beſonderen Aufenthalt erreichen wir am dritten Tage den Südrand der Hammada. Nach Oſten und Weſten eine unüberſehbare, ſanftgewellte, nackte, ſteinige Ebene, wenn wir uns zurückwenden, die Ausſicht nach einer unendlichen Reihe von Sandhügeln, ein plötzlich erſtarrtes in heftige Bewegung verſetzt geweſenes Meer. Wir ſetzen unſeren Marſch weiter fort, in 9—10 Tagen nehmen uns die Palmenhaine der reichen Wüſtenſtadt Rhadames gaſtlich auf. Haben wir ſie einmal erreicht, ſo ſind wir auch an der Nordgrenze des Tuareg-Volkes angelangt; bevor wir jedoch von ſeinen Vertretern, die uns als Führer dienen, Abſchied nehmen, wollen wir uns von Henri Duveyrier Mehreres über das Volk ſelbſt, ſeine Abſtammung, das innere häusliche Leben, die religiöſen Anſchauungen, die ſocialen Verhältniſſe und die Gebräuche und Sitten dieſes intereſſanten, die Wüſte beherrſchenden Volkes mittheilen laſſen.

Ueber ihren Urſprung und Abſtammung befragt, ſagen die Tuareg, ſie ſeien Imoſchagh, ihre Sprache ſei das Temahak, die Araber jedoch nennen das Volk Tuareg, was ſoviel als die „Verlaſſenen“, von Gott Verlaſſenen bedeutet, da das alte Berbervolk ſich lange gegen die Annahme des Islam geſträubt hatte und die Ahnen der jetzigen Generation wiederholt den Islam verleuguet hatten. Die Imoſchagh aber betrachten dieſe Bezeichnung nur als eine Beleidigung, denn ihr Name bedeutet eigentlich ſo viel als: er iſt frei und unabhängig, er plündert.

Scheikh Brahim Uld Sidi, unter den Imoſchagh als der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit berühmt, unterzog ſich der Aufgabe, die Abſtammung jedes edlen Stammes genau feſtzuſtellen, und ſeine Schriften werden von dem ganzen Volke als die authentiſche Darſtellung ihrer Abkunft betrachtet. Danach leiten die heutigen Imoſchagh ihre Abkunft von den Edriſiden in Fes ab, ein Theil der Stämme habe urſprünglich die Oaſe Schingit zwiſchen Timbuktu und dem atlantiſchen Ocean, ein anderer Theil das Land Adghagh zwiſchen dem Niger und dem centralen Hochlande der Sahara bewohnt. Er vergleicht die Zuſammenſetzung des Volkes einem Zelttuche, in welchem Kameelhaare und die Wolle des Schafes ein Gewebe bilden, die Kameelhaare würden den edlen Stämmen, die Schafwolle den Leibeigenen (Imrhad) entſprechen.

Nach der Verſion eines anderen berühmten arabiſchen Schriftſtellers, Ibn Khaldun, welcher eine Geſchichte der Berber geſchrieben, ſtammen die Targa (die modernen Tuareg) von den Sanhadſcha ab, die urſprünglich, noch vor der Ueberfluthung Nordafrika's durch die Araber, das ganze weſtliche Gebiet der Sahara bewohnten und ein großes, mächtiges Reich bildeten. Von einem Negerkönig (dem Sultan von Gogo), der das Reich zerſtörte, verdrängt, ſuchten die Targa eine Zuflucht in den ſchwer zugänglichen Hochebenen der centralen Sahara, ihrem gegenwärtigen Machtgebiete. Daß dieſe Verſion jedenfalls die richtige ſei, finden wir in dem Namen beſtätigt, den das Volk ſich noch heute beilegt, nämlich Imoſchagh, in welchem wir die Amazigh oder Mazigh (die Freien) erkennen, von denen Herodot und die anderen alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ſprechen und ſie als die eigentlichen Urbewohner des weſtlichen Nordafrika darſtellen. Eine weitere Beſtätigung dieſer Darſtellung finden wir in der Sprache des Volkes, die von jener der ſpäter eingewanderten Araber im ganzen Weſen verſchieden, ſich trotz der Vermiſchung der Nation mit arabiſchen Elementen faſt unverändert bis heutigen Tages erhalten hat und das Temahak genannt wird. Der unverdroſſenen Mühe des franzöſiſchen Genie-Officiers Hannoteau gelang es, eine Grammatik dieſer Sprache zuſammenzuſtellen, welcher er eine Sammlung von Fabeln, Legenden, Poeſien beifügte. Ein flüchtiger Vergleich der gegenwärtig von den Gelehrten des Volkes benützten Schrift, dem Tefinagh, mit den von Dr. Barth uns überbrachten Darſtellungen der alten Felsinſchriften, die ſich in verſchiedenen Theilen der centralen und weſtlichen Sahara vorfinden, einerſeits, und mit dem Arabiſchen andererſeits genügt ſchon, um den ſelbſtſtändigen Charakter derſelben und des Volkes, das ſich derſelben bedient, zweifellos darzuthun.

Seit dem 15. Jahrhundert in vier große Fractionen zertheilt, deren Stamm- und Wohngebiete wir bereits kennen, waren die Targa urſprünglich ein in Tribus ſich gliedernder einheitlicher Stamm, ſo zwar daß die Edlen der heute ſich ſcharf abſondernden Asdſcher und Ahaggar ihre Abkunft von einer gemeinſamen Scherif-Familie ableiten.

Die Inſtitutionen des Mittelalters, in den ſocialen Rangunterſchieden zwiſchen Edelmann und Leibeigenen in Europa gänzlich erloſchen, ſpielen in

Usdscher - Tuareg.

der ganzen Sahara, insbesondere aber unter den Tuareg, noch eine große Rolle. Sowohl bei den Asdscher als auch bei den Ahaggar giebt es Tribus von edler Abkunft, die sich Ihaggaren nennen, und solche, welche leibeigen unter der vollständigen Abhängigkeit der ersteren stehen und Imrhad genannt werden. Zwischen diesen beiden haben sich noch einige Tribus einen gewissen Grad von Selbstständigkeit zu bewahren verstanden, ohne edler Abkunft, aber auch nicht leibeigen zu sein, den Edlen aber, in deren Bereiche sie sich die Wohnplätze gewählt, eine bestimmte Stener zahlen müssen. Eine gewisse Ausnahmsstellung endlich, dem Range nach mit den Edlen concurrirend, nehmen die Tribus der Marabuts ein. Ihre Rolle im socialen Organismus des Volkes ist eine höchst einflußreiche, sie sind es, welche das Volk zu unterrichten, die Streitigkeiten auszugleichen, die erregten Gemüther zu beschwichtigen haben, und ihr Einfluß, ihre Macht ist um so größer, als eben dies Volk eine Gesellschaft darstellt, die keiner regelmäßigen Regierungsform unterthan, nur in Folge einer gewissen Adhäsionskraft, eines Zusammengehörigkeits-Gefühles ohne wesentliche Veränderungen ihren Bestand und ihre Organisation durch Jahrhunderte intact erhalten hat, trotz vielfacher Wanderungen und Berührungen mit fremdartigen Elementen, trotz häufiger und zäher innerer Kriege und äußerer Kämpfe zur Vertheidigung und Erhaltung ihrer Unabhängigkeit.

Im Territorium der Asdscher befindlich, wollen wir uns vorläufig mit dieser Fraction näher beschäftigen. Die Asdscher zerfallen in sechs edle Stämme, und zwar die Imanan, Oraghen, Imangasaten, Kel-Ishaban, Imettrilalen und Ihadnaren, zu ihnen gesellen sich die beiden Stämme der Ifoghas und Ihehauen als Marabuts.

Von diesen acht Stämmen ist die Bevölkerung von mehr als dreißig einzelnen Stämmen als Leibeigene abhängig, die größte Anzahl von den Oraghen und Imanan.

Nominell erkennen diese Stämme im Amenokal (der berberische Name für Sultan) ihr gemeinsames Oberhaupt, thatsächlich ist aber seine Macht nur eine äußerst beschränkte und gänzlich von dem Ansehen der Persönlichkeit des diese Stelle bekleidenden Stammes-Chefs abhängig.

Vor mehr als 200 Jahren war diese Würde in der Familie der Imanan, welche sowohl das edle Blut der Abstammung als auch ihre

Herkunft von den Schorfa (religiöſen Chefs) in die Wagſchale legen konnte, erblich, und der jeweilige Amenokal, die Würde eines Königs einer Feudal-Monarchie ſich beilegend, herrſchte über die beiden Fractionen der nördlichen Tuareg — die Asdſcher und Ahaggar. Durch eine Revolution wurden ſie jedoch bald ihrer Würde beraubt und mußten ſich mit dem Bewußtſein, ein edler Stamm zu ſein, begnügen. Seither conſtituirten ſich beide Fractionen zu ſelbſtſtändigen ariſtokratiſchen Regierungsgewalten, welche je die Oberhoheit eines Scheikhs anerkennen, welcher den Titel „Amghar“ führt und deſſen Würde erblich iſt. Seine Macht iſt aber keine durch Geſetzesartikel verbriefte, ſondern nur durch die Gewohnheit anerkannte, und ändert ſich mit dem Grade der Achtung und Autorität, welche der Träger dieſer Gewalten im Volke, reſpective bei den Edlen genießt.

Nur die Edlen ſind im Beſitze politiſcher Rechte und haben Machtbefugniſſe im eigenen Stamme. Sobald einer von ihnen die Großjährigkeit erreicht, wird er zu den Rathsverſammlungen beigezogen, in welchen die Angelegenheiten des Stammes verhandelt werden. Dem Rechte der Anciennetät folgend, wird der Aelteſte berufen, die internen Angelegenheiten des eigenen Stammes zu verwalten und er kann dies allein oder mit Hinzuziehung mehrerer berathender Mitglieder ſeiner Familie thun. Den Edlen fällt es anheim, den Sicherheitsdienſt im Gebiete, das der Stamm bewohnt, zu verſehen, für das Geleite der Caravanen ihrer Schützlinge zu ſorgen, das Gebiet gegen äußere Feinde zu vertheidigen und im Kriegsfalle, in welchem jeder Waffenfähige zu den Waffen greifen muß, ob edler oder leibeigener Abkunft, die Leibeigenen zu befehligen.

Jede Handarbeit als ihres Standes unwürdig betrachtend, würden ſie ſelbſt auf das Erlernen des Leſens und Schreibens verzichten, wenn nicht die großen Entfernungen, welche Bekannte und Schutzbefohlene, mit denen ſie in Verbindung ſtehen, von ihnen trennen, ſie in dieſe harte Nothwendigkeit verſetzen würden. Es wäre aber irrig, zu glauben, daß ſie deshalb ihr Leben in Unthätigkeit verbringen; die Obliegenheiten des Schutzes der Handels-Caravanen führen ſie ſtets auf Reiſen, und die Strecken, die ſie dadurch im Verlaufe eines Jahres zurücklegen, ſind geradezu unglaubliche. Im Beſitze des ſchnellfüßigen Meheri giebt es für den edlen Targi keine Entfernung,

es ist für eine edle Targi-Frau etwas ganz Gewöhnliches, sich auf dem Meheri zu einer Soirée zu begeben, die an einem über 100 Kilometer entfernten Orte stattfindet, während der Mann keinen Anstand nimmt, 25 Tagemärsche zurückzulegen, um einen Markt zu besuchen. Ihr ganzes Leben geht in Reisen auf. Kein Wunder in einem Lande, wo die festen Wohnsitze und größeren Handelsplätze durch die größten Entfernungen von einander getrennt sind.

Im staatlichen Organismus der einzelnen Tuareg-Fractionen spielen die Marabuts (Inislimin) eine hervorragende Rolle, ohne ihre Dazwischenkunft, ihre Thätigkeit wäre in einer Gesellschaft, wie es die targische ist, der Anarchie und Unordnung Thür und Thor geöffnet, der Kriegszustand ein permanenter. Es sind Edle, welche auf jede politische Rolle verzichtet, um eine um so größere religiöse Autorität zu erlangen. Diese aber ist in einem Lande, wo die Gerechtigkeit durch keine Macht vertreten ist, wo das Recht des Stärkeren Gesetz ist, um so nothwendiger, als in ihrer Obhut einzig und allein der öffentliche Unterricht und die Rechtspflege ruhen. So sind die Marabuts bei den Tuareg zu gleicher Zeit Vertreter der religiösen Interessen und jener der Gerechtigkeit und des Unterrichts. Als Priester haben sie über die Einhaltung und Befolgung der Glaubensvorschriften des Islam zu wachen und durch Wort und That, durch das Beispiel ihres Lebenswandels, Tugend und Sitte zu lehren, da es bei einem Nomadenvolke, wie die Tuareg es sind, keine Moscheen und Klöster giebt.

Als Richter ist es ihre Aufgabe, in allen Streitigkeiten Einzelner, sowie ganzer Stämme unter einander oder auch mit fremden Völkern zu vermitteln, zu versuchen, einen friedlichen Ausgleich anzubahnen; wir haben sie bereits in dieser Thätigkeit kennen gelernt. Oft glückt es ihnen auch, obwohl sie keine andere Macht als eine moralische haben, indem sie Männer sind, auf deren Achtung großer Werth gelegt wird. Im Gegensatze zu den arabischen Marabuts, die feste Wohnsitze (Klöster) haben, sind jene der Tuareg mehr Missionäre, die von Tribu zu Tribu reisend, oder als Abgesandte des Landeschefs auch in fremde Länder reisen, um ihren Einfluß aufzubieten, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Nicht selten geschieht es, daß Jahre vergehen, bis der Marabut sein heimatliches Zelt wieder aufsuchen kann.

Als Lehrer unterrichten sie die männliche Jugend in Allem, soweit ihre eigenen Kenntnisse reichen, im Lesen, Schreiben, im Koran; der Kreis der Unterrichtsgegenstände erweitert sich für Jene, die als Candidaten des Amtes ihre Schüler werden, auf die Rechtslehre, Theologie, Astronomie und Arithmetik. Als Candidat für die Würde eines Marabuts kann aber nur der Sohn einer Familie edler Abkunft auftreten.

Dem Verhältniß des Unfreien zum Ritter in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters entspricht so ziemlich das Verhältniß der Imrhad zu den Ihaggaren, selbe sind im vollsten Sinne der socialen Stellung Leibeigene. Der Edle ist absoluter Herr über das Hab und Gut der Imrhad, nur in seinem eigenen Interesse liegt es, wenn der ihm unterstehende Leibeigene an Heerden, an Sclaven und beweglichem Vermögen reich ist, weshalb ihm auch alle Freiheit gelassen wird, sich solches zu erwerben, im Nothfalle weiß der Edle in der Habe des Imrhad einen Rückhalt zu finden; nur in seinem eigenen Interesse liegt es, diese Hilfsquelle nicht zu vernichten, indem er sie zu sehr und zu oft in Anspruch nimmt. Zur Zeit der Ernte wählt daher der Edle sein Lager in der Nähe der Oasen, deren handeltreibende Bewohner ihm als Beschützer der Caravanen tributpflichtig sind, und lebt von den Abgaben, die ihm seine Clienten leisten müssen, eine geraume Zeit, ledig aller Nahrungssorgen; während der Zeit der Caravanenzüge ist er auf die Gastmahlzeiten angewiesen, die ihm von den reisenden Handelsleuten angeboten werden; bricht jedoch die Saison morte heran, so schlägt er sein Lager in einem Tribu der Leibeigenen seines Stammes auf und läßt sich von ihnen erhalten. Bei der Armuth des Landes ist diese erzwungene Gastfreundschaft für die Imrhad keine geringe Last. Aber auch in anderer Hinsicht muß der Leibeigene dem Edlen seinen Besitz zur Verfügung halten. Hat z. B. der Edle seine Kameele verloren, sei es durch Mangel an Nahrung oder seien dieselben auf einer Reise verunglückt, so muß sie der Leibeigene seinem Herrn wieder ersetzen. Die gewöhnlichen Abgaben der Imrhad, die sie an ihre Herren zu leisten haben, bestehen darin, daß sie ihnen jährlich ein Kameel, eine Botta (Topf) Butter und die Milch von zehn Ziegen liefern, ferner aber deren Heerden auf der Weide bewachen müssen.

Von den Sclaven unterscheiden sich die Imrhad dadurch, daß sie von einem Herrn auf den anderen durch Erbrecht oder Geschenk übergehen, nie

aber verkauft werden. Fragen wir nach dem Urſprung dieſes Abhängigkeitsverhältniſſes, ſo erfahren wir durch Ibn Khaldun, daß den Beſiegten in den Kämpfen vergangener Jahrhunderte unter der Bedingung das Leben geſchenkt wurde, daß ſie Leibeigene, Diener des Siegers wurden, oder aber, war ein Stamm zu ſchwach, ſich allein gegen ſeine Feinde zu vertheidigen, war er genöthigt, die Hilfe eines mächtigeren Nachbarſtammes in Anſpruch zu nehmen, ſo wurde dieſe Hilfe nur geleiſtet, wenn der Schwächere die Oberhoheit des Starken anerkannte, ſpäter wurde die Abhängigkeit des erſteren vom letzteren eine gänzliche.

Außer den Targi-Imrhad finden wir aber auch bei den Tuareg ſchwarze Imrhad. Jeder Edle beſitzt nämlich je nach ſeinen Mitteln eine geringere oder größere Anzahl von Neger-Sclaven, die nach dem Tode ihres Herrn frei werden. Im Lande ſelbſt findet der ſo frei gewordene Sclave keine Möglichkeit, ſich durch Handarbeit ſelbſtſtändig zu erhalten, da das Land zu arm, und ſo ſieht er ſich genöthigt, ein neues Abhängigkeitsverhältniß einzugehen, da ihm in vielen Fällen die Rückkehr in die Heimat unmöglich geworden iſt. Dieſe Stämme ſchwarzer Leibeigener heißen im Lande aber Ikelan.

Nach dem Grundſatze der Tuareg, daß der Mutterleib das Kind färbt und die Rechte des Kindes jenen der Mutter folgen, iſt der Sohn eines Sclaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen und einer Leibeigenen, leibeigen, eines Edlen und einer Sclavin, Sclave. Mag ferner ein Leibeigener noch ſo ſehr durch Reichthum, Intelligenz, Bildung, Muth und Kraft ſich hervorthun, ſo kann er trotzdem niemals ſich von der Leibeigenſchaft befreien, niemals ein Edler werden; er kann ſich nicht loskaufen und auch nicht entfliehen, denn der Edle hat über ihn ein unumſchränktes Recht.

Es muß uns Wunder nehmen, wenn wir hören, daß trotz der großen Ueberzahl der Imrhad über die Edlen und ihrer ziemlich drückenden ſocialen Stellung kein Fall einer Auflehnung derſelben gegen ihre Herren bekannt iſt; im Gegentheile, die Imrhad ſind ebenſo ſtolz, Tuareg zu ſein, wie die Edlen, und um die Ehre ihres Stammes zu wahren, entwickeln ſie in den Kämpfen außerordentliche Tapferkeit, insbeſondere gegen die Araber, die ſie

als Vielfraße und Praſſer haſſen, denen ſie vorwerfen, die ganze Erde gierig zu verſchlingen, und denen ſie auch das beſcheidenſte Mahl nicht gönnen. In allen Kriegen und Kämpfen ſind ſie in den erſten Reihen und ſie würden ſich für entehrt halten, würden ſie nicht zur Vertheidigung der Sache ihres Herrn zu den Waffen gerufen werden. Unternimmt der Edle mit ſeinen Imrhad eine Rheſſi, ſo behält ſich dieſer den beſten und größten Theil der Beute und

Imrhad-Lager vor Rhadames.

überläßt den Reſt zur Theilung unter ſeine Leibeigenen. Zuweilen unternehmen jedoch die Imrhad auf eigene Fauſt ausgedehnte Raubzüge, und dieſen iſt es wohl zuzuſchreiben, daß einzelne Imrhad bedeutend wohlhabender als ihre eigenen Herren ſind.

Faſt alle Tuareg haben Neger-Sclaven, ſelbſt die Imrhad können ſich ſolche halten, welche zur perſönlichen Dienſtleiſtung in der Familie des Herrn, als Hüter der Heerden und als Laſtträger verwendet werden. Die weiblichen

Sclaven folgen, wenn ſie jung und hübſch ſind, ihren Herren auf den Reiſen, ſonſt verſehen ſie alle Dienſte einer Magd in der Familie und entheben die Targi-Frau aller häuslichen Sorgen, ſo daß dieſe mit einer Freiheit, die den arabiſchen Frauen gänzlich unbekannt iſt, ihren Vergnügungen nachgehen kann. Wie bei allen muſelmänniſchen Völkern, iſt auch bei den Tuareg das Loos der Sclaven kein hartes, kein mit dem eines Plantagen-Sclaven in den Colonien vergleichbares, im Gegentheile wird er nicht ſelten faſt wie ein Mitglied der Familie des Hauſes gehalten.

In der Stellung des Weibes bei den Tuareg ſpricht ſich der ſchärfſte Gegenſatz dieſes Volkes zu den Arabern aus. Im Vergleiche mit der untergeordneten, ja ſclaviſchen Rolle des Weibes bei den Arabern iſt das Targi-Weib eine Herrſcherin; unter allen Umſtänden dem Manne gleichgeſtellt, iſt ſie oft ſogar in einer beſſeren Lage. In ihrer Jugend erhält ſie eine dem Bildungsgrade des Volkes angemeſſene Erziehung, zur Jungfrau herangeblüht, verfügt ſie nach freiem Willen über ihre Hand, die Autorität des Vaters erſtreckt ſich nur auf die Hintanhaltung unwürdiger Verbindungen (Mesalliancen). In der ehelichen Gemeinſchaft verwaltet ſie ſelbſtſtändig ihre Mitgift, ihr Vermögen, ohne je gezwungen zu ſein, zu den Haushaltungskoſten beiſteuern zu müſſen, ja in der Regel iſt der größte Theil des Familienvermögens in den Händen der Frauen. In der Familie obliegt ihr ausſchließlich die Erziehung der Kinder, dieſe gehören ihr mit größerem Rechte an als dem Mann, da nach targiſcher Auffaſſung ihr Blut den Kindern den Rang, die Stellung in der Geſellſchaft, in der Familie, im Stamme ſichert.

Weiß ſich die Targi-Frau nach außen hin durch hervorſtechende Eigenſchaften, Geiſtesgaben, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit im Urtheile, durch den Einfluß, den ſie auf die Meinungen ausübt, ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen, ſo wird ſie nicht ſelten gerne den Rathsverſammlungen der Männer beigezogen. Hält ſie die Pflichten als Gattin und Mutter und erfüllt ſie dieſelben, ſo iſt ſie in ihrem übrigen Thun und Laſſen freie Herrin, ſie kann ihre Schritte lenken, wohin ſie will, ohne darüber Rechenſchaft geben zu müſſen. Ihre Autorität, ihr Einfluß war und iſt ſo mächtig, daß ſie, obwohl der Islam die Polygamie geſtattet, den Mann zur Monogamie zu beſtimmen wußte, und dieſe durch Gewohnheit Geſetz wurde, das von den Männern mit ſeltenen Aus-

nahmen auch beobachtet wird. Dies mag wohl beweiſen, daß es mehr als der einfachen Anziehungskraft des weiblichen Geſchlechtes auf das männliche bedurfte, damit ſich das Weib bei den Tuareg über die Religionsvorſchriften und die Neigung der Männer zur Polygamie ſtellen konnte.

Das Reſultat dieſes Einfluſſes kann nur ein glückliches genannt werden; in der targiſchen Familie blieben in Folge der Monogamie, trotz manch anderer auflöſender Elemente, einige ſchöne Reſte jener Tugenden erhalten, die einſt den Ruhm der Berber-Race begründeten. In der arabiſchen Familie hingegen iſt das öffentliche Sittlichkeitsgefühl in Folge der Polygamie tief geſunken, bei einigen Stämmen ſo tief, daß trotz beſſerer materieller Exiſtenzbedingungen, als das Land der Tuareg ſie je bieten könnte, der Vater von der Tochter, bevor er ſie verheiratet, das Geld, das ihre Erhaltung gekoſtet, zurückfordert, und dieſe es nur dadurch thun kann, indem ſie ihre Reize verkauft, und ſeltſam genug, iſt das Mädchen zur Ehe um ſo mehr begehrt, je größeren Gewinn es aus ſeinen natürlichen Reizen zu erwerben verſtand. Die Folge ſolcher Anfänge iſt die Thatſache, daß das arabiſche Weib im Alter, wo das Targi-Weib in der Blüthe ſeiner Kraft und Entwicklung ſteht, abgelebt und verwelkt, wie es iſt, zum Laſtthiere herabſinkt, das den Vater, den Mann, die Kinder bedienen und zuſehen muß, wie ſeine junge Nachfolgerin es gänzlich aus der Gunſt ſeines Gemals verdrängt. Nicht lange und auch dieſe muß, von einer dritten verdrängt, mit ihr das Joch, die Bürde der Arbeit und des harten häuslichen Dienſtes tragen.

Die eben geſchilderte Rolle der Marabuts und des Weibes bei den Tuareg iſt ſo eigenthümlich und den islamitiſchen Inſtitutionen ſo widerſprechend, daß wir auf den Namen des Volkes hinweiſend, der ja ſo viel als von Gott Verlaſſene im Arabiſchen bedeutet, und mit Rückſicht auf die Thatſache, daß die Vorfahren des heutigen Volkes wiederholt den Islam abſchworen (um zuletzt allerdings ihn wieder anzunehmen), die Tradition, nach welcher in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung das Chriſtenthum auch bei den Imoſchagh Eingang gefunden hatte, als höchſt wahrſcheinlich bezeichnen möchten. Jedenfalls aber verdankt das targiſche Volk beiden Factoren ſeine bisher bewahrte Unabhängigkeit und exceptionelle Stellung unter den Bewohnern der Sahara. Die Wahrung dieſer Stellung iſt aber auch durch die natürliche

Configuration des Landes erleichtert worden, die allgemeine Wanderung der Targa von Nord nach Süd war erstlich schon vor der Invasion der Araber beendigt, die so viele fremde Elemente nach Nordafrika verpflanzte, durch sie wurde andererseits wieder die ursprüngliche Bevölkerung des centralen Hochlandes, zweifellos dem Negertypus angehörig, nach Süden verdrängt; weder mit dieser noch mit den verhaßten Eindringlingen gingen die Tuareg nach Besitznahme ihrer gegenwärtigen Gebiete im Herzen der Wüste Verbindungen ein, sie betrachteten es als einen Ehrenpunkt, ihr Blut von jeder Vermischung freizuhalten, und das zu bleiben, was sie sind: Repräsentanten der ursprünglichen Bevölkerung Nordafrika's, der Berber. In ihren natürlichen Bergfesten konnten sie Zeugen der zahllosen Umwälzungen sein, deren Schauplatz das westliche Afrika war, ohne je in den Kreis derselben gezogen zu werden.

Nur so lassen sich die ausgesprochenen und scharfen Unterschiede erklären, welche das targische Volk sowohl in seinem äußeren physischen als sittlichen Charakter, seinen Gebräuchen und in Sprache und Schrift von den es umschließenden Völkern trennen. Schon in ihrer äußeren Natur geben sie sich als die Herren der Wüste zu erkennen, denn sie sind durchschnittlich von hohem Wuchs, einige unter ihnen selbst im gewissen Sinne Riesen (180—195 Centimeter hoch), sie sind Alle von ausgesprochener Magerkeit und nerviger Constitution, ihre Muskeln gleichen elastischen Stahlbändern. In der Jugend ist ihr Teint weiß, doch die afrikanische Sonne giebt ihnen bald jenen Bronze-Teint, der die Bewohner heißer Erdstriche auszeichnet, nur bei den Leibeigenen treffen wir zuweilen einen dunkleren Ton der Hautfarbe, der von der Vermischung des Blutes (Tuareg und Neger) herrührt. Ihr Gesicht hat den kaukasischen Typus, länglich-oval bei einem, bei anderen mehr rund; breite Stirn, schwarze Augen, kleine Nase, hervorstehende Backenknochen, mittelgroßer Mund, schmale Lippen und schöne weiße Zähne (wenn sie nicht durch den übermäßigen Gebrauch von Natron cariös geworden), spärlichen und schwarzen Bart, schwarzes, glattes Haar. Dies im Allgemeinen ihr Porträt. Als Seltenheit und als Attribut der Schönheit bei den Frauen angesehen, treffen wir blaue Augen.

Bei Vielen ist das Auge in Folge des intensiven Lichtes und des Bodenreflexes nach erreichtem 40. Jahre verschleiert und dunkel. Der Körper ist

bei Männern und Frauen ſtark entwickelt, Engbrüſtigkeit iſt eine äußerſte Seltenheit; Arme und Beine ſind lang und musculös, die Hände meiſtens wohlgeformt und klein, nur die Füße beleidigen durch die übermäßig entwickelten, hervorſtehenden Zehen (Folge oder Grund der gebräuchlichen Beſchuhung) das Auge. Die Männer ſind faſt ausſchließlich ſtark, robuſt, unermüdlich, trotzdem ihre Nahrung weit unter dem für Europäer nothwendigen Maße bleibt; ſchwächliche und verkrüppelte Individuen ſind eine Seltenheit, das Klima und die Lebensgewohnheiten des Volkes verſchärfen für ſolche Weſen die Schwierigkeiten, den Kampf um's Daſein zu führen, und bereiten ihnen einen frühen Tod. Die Frauen, gleichfalls groß, von hohem, ſchlankem Wuchſe, ſind im Allgemeinen jedoch nicht von jener Schönheit, die in ihrer Entwicklung durch die Erziehung noch gepflegt und gehütet wird, die Phyſiognomie nähert ſich weit mehr jener des europäiſchen als des arabiſchen Weibes.

Unter Tauſenden aber iſt der Targi an der Haltung während des Ganges zu erkennen. Sein Gang iſt ſteif, langſam und gemeſſen, die Schritte groß, den Kopf erhoben, gleicht der Targi in der Haltung während des Ganges ein wenig dem Strauß oder dem Meheri; Duveyrier ſchreibt dies dem Tragen der hohen Lanze zu.

Wir finden dieſe Darſtellung Duveyrier's auch von den übrigen Reiſenden, wie Richardſon, Barth, Rohlfs, v. Bary im Weſentlichen beſtätigt; über den moraliſchen Charakter des Volkes hingegen ſind dieſe Reiſenden ſehr getheilter Meinung, je nach den perſönlichen Erfahrungen des Einzelnen herrſchen in einem Bilde helle, freundliche, im anderen düſtere Farben vor. Wenn v. Bary, der das Volk in jüngſter Zeit kennen lernte und unter ihm lebte, erwähnt, daß ſich die Verhältniſſe ſeit der Zeit, als Duveyrier unter dem Schutze des damals mächtigen Scheikhs Ikhenukhen das Land beſuchte, gänzlich verändert haben, ſo ſoll jedoch damit nicht geſagt ſein, daß die vortheilhafte Schilderung, die uns Duveyrier vom ſittlichen Charakter des Targi entwirft, Illuſion ſei, wohl aber mögen die außerordentlich günſtigen Verhältniſſe, unter denen Duveyrier reiſte, ihm manche Schattenſeiten des Targi-Charakters verborgen haben. Weiters iſt aber auch nicht außer Acht zu laſſen, daß die politiſche Zerfahrenheit, die ſeit mehr als fünf Jahren im Lande herrſcht, die wüthenden Kämpfe und Fehden, welche die beiden nördlichen Fractionen der Tuareg decimiren

und ungeschwächt seit Jahren dauern, ihre vortheilhaften Charakterzüge verwischen müssen und die Leidenschaften und Schattenseiten in den Vordergrund stellen.

Ibn Khaldun, der berühmte arabische Schriftsteller, entwirft in seiner Geschichte der Berber ein Bild des Charakters der Race, das allerdings die Berber zu einem Mustervolk erheben würde, und dennoch kein phantastisches, subjectiver Neigung entsprungenes ist, da er Araber war. Das Bild gilt aber einer Zeit, die fast sechs Jahrhunderte hinter uns liegt; seither haben sich wohl viele Züge verwischt und verändert. — Wenn wir, sagt dieser Schriftsteller, die Tugenden, die dem Manne zu Ehre gereichen und für die Berber zur zweiten Natur geworden waren, ihr Bemühen, sich löbliche Eigenschaften zu erwerben, den Adel der Seele, der sie unter die ersten Völker reiht, ihre Thaten, für welche sie das Lob der ganzen Welt verdienen, betrachten, so sind die Berber tapfer und jederzeit bereit zur Vertheidigung ihrer Gäste, ihrer Anhänger und Freunde, treu in ihren Versprechungen, Verpflichtungen und Verträgen, geduldig und rückhaltsam in der Gegnerschaft, fest und entschlossen in großen Müh- und Drangsalen, im Leiden, mild im Charakter, nachsichtig gegen die Fehler Anderer, langmüthig in der Rache, barmherzig gegen die Unglücklichen und bestrebt, ihnen zu helfen, achtungsvoll gegen die Greise und Frommen, fleißig, gastfreundlich, mildthätig, von unbestechlicher Freiheitsliebe und hohem Unabhängigkeitsgefühle, das sie mit äußerster Tapferkeit gegen die Sultane vertheidigten; — die Enkel und Urenkel — das ist gewiß — entsprechen dieser Schilderung ihrer Ahnen nicht mehr, wenn ihnen auch manche Eigenschaft geblieben, die sich im Laufe der Jahrhunderte sogar vervollkommnete.

Die Tapferkeit der Tuareg ist sprichwörtlich, sie verschmähten es bisher, sich der Feuerwaffen zu bedienen, die sie Waffen des Verrathes nennen, weil ein im Gebüsch versteckter Mann seinen Gegner tödten könne, ohne selbst die mindeste Gefahr zu laufen; sie vergiften nie ihre Pfeile und Lanzen. Die Vertheidigung ihrer Gäste und ihrer Freunde ist noch immer eine hervorragende Tugend der Tuareg — wie würde auch je der Forschungsreisende, der Handelsmann durch die Sahara reisen können, wenn nicht diese Tugend bei dem Volke zur zweiten Religion erhoben wäre!

Im Jahre 1862 konnte Duveyrier vielleicht noch mit Recht ſchreiben, daß die Treue in der Einhaltung von Verſprechungen und Verträgen bei den Tuareg ſo weit gehe, daß es ſchwer hält, ſie zu Verpflichtungen zu beſtimmen, und gefährlich iſt, ſolche zu geben, da ſie bei einigem Zweifel an der Möglichkeit, ihr Wort zu halten, die pünktlichſte Erfüllung der ihnen gemachten Verſprechungen fordern. Es iſt bei den Tuareg Grundſatz, bei Verträgen ſich immer nur für die Hälfte deſſen, was man einhalten könne, zu verpflichten, um ſich ja nur einem ſpäteren Vorwurf der Untreue zu entziehen. Wie alle anderen Bekenner des Islam unterordnen ſie ihre Sorgfalt und Achtſamkeit dem Willen Gottes, ſündigen aber nicht auf dieſen Hinterhalt.

Dagegen ſchreibt v. Bary: „Wenn die Franzoſen je daran gedacht haben, mit Hilfe der Asdſcher und Hoggar Handelsverbindungen mit Air und dem Sudan anzuknüpfen, wie dies in der Miſſion nach Rhadames von Major Mircher ausgeſprochen wurde, ſo muß ich ſolche Hoffnungen nach meinen Erfahrungen im Lande der Asgar und Kelowi nur als Illuſion bezeichnen. Auch bin ich der Anſicht, daß Verträge mit Leuten vom Schlage der Tuareg vollkommen werthlos ſind. Man wird ſie freilich bereit finden, ſolche Contracte zu ſchließen und werthvolle Geſchenke dabei in Empfang zu nehmen, aber Niemand hält ſich durch die Unterſchrift des Scheikh für gebunden, ebenſowenig als die Asdſcher ſich jetzt als die Unterthanen des Sultans betrachten, weil Scheikh Ikhenukhen ſich vor den Türken beugte. Bei den Tuareg giebt es nur Ein Regiment, das des Stärkeren; ſo lange ein Scheikh gefürchtet wird, ſo lange wird ſein Befehl beachtet, ſobald aber ſein Arm erlahmt, die Zahl ſeiner Leute ſchwindet, der Reichthum an Kameelen abnimmt, hört auch ſein Einfluß auf. Verträge mit ſo ephemeren Regenten ſind gewiß nicht geeignet, als Grundlage für Handelsverbindungen zu dienen. Dabei habe ich bisher noch einen Punkt unerwähnt gelaſſen, den ich nicht genug hervorheben kann. Die Tuareg ebenſowohl als die Saharabewohner insgeſammt halten ſich nicht verpflichtet, einem „Kafer“ (Chriſten) gegenüber ihr Wort zu halten.“

v. Bary wirft aber auch den Tuareg vor, beim Kampfe keine Ritterlichkeit zu kennen und hilflos daliegende Verwundete niederzumachen, ſelbſt bei enormer Ueberzahl keine Schonung gegen den Einzelnen zu kennen; der

myſteriöſe und plötzliche Tod des jungen Forſchers in Rhat wirft überhaupt kein günſtiges Licht auf die Tuareg, ebenſowenig wie die Ermordung Major Laing's im Jahre 1827, des Fräuleins Tinné 1869 und der beiden franzöſiſchen Reiſenden Dournaux Dupéré und Joubert im Jahre 1874.

Wenn ein Targi ſeine Familie verläßt, um auf die Reiſe zu gehen, ſchreibt Duveyrier weiter, ſo vertraut er die Ehre ſeines Hauſes ſeinem Nachbar an, und dieſer rächt alle Beleidigungen, die dem Abweſenden angethan werden, mit größerer Strenge, als gälten ſie ihm ſelbſt. — Die Geduld, die Ergebung, Entſchloſſenheit und Feſtigkeit der Tuareg in der Noth, im Elend können wohl nachgeahmt, nie übertroffen werden; ohne dieſe nothwendigen Tugenden wäre die Exiſtenz in einem ſo armen Lande, wie es das ihre und die Wüſte überhaupt iſt, undenkbar. Von den Herzenseigenſchaften der Tuareg, ihrer Mildthätigkeit und den Tugenden der Nächſtenliebe, wie ſie Ibn Khaldun den Berbern zur Zeit ihrer höchſten Blüthe zuſchreibt, fand Duveyrier meiſtens das Gegentheil, nämlich jähzornig, rachgierig und für fremdes Leiden und Elend unempfindlich; doch bemerkt er hierzu, daß in einem ſo armen Lande die Mildthätigkeit gleich den Königen ihre Rechte verliert. Edle und Leibeigene, Reiche und Arme ſchnüren ſich mit dem Gürtel feſter um den Leib, wenn die Lebensmittel im Hauſe ausgehen, und ſtreiten ſich mit den weidenden Heerden um die wenige Vegetation, die ihnen ſelbſt zur Nahrung dienen muß. Die induſtriellen Fähigkeiten der Tuareg ſind denjenigen der übrigen Berber gleich, obwohl arm an Rohproducten, wiſſen ſie Alles zu ihrem Gebrauche zu bearbeiten.

Ihr Haß gegen jede Unterdrückung iſt noch ebenſo lebendig wie in der Blüthezeit des Volkes, die Ibn Khaldun verherrlicht, denn dieſer Haß erhielt in ihnen ihre eminente Unabhängigkeitsliebe wach und machte es ihnen möglich, ſich in der Wüſte frei zu erhalten. Für ein Volk, das in der Unermeßlichkeit der Wüſte zu leben genöthigt iſt, wird die Fähigkeit, Strapazen der härteſten Art zu ertragen, zu einem werthvollen Factor der Exiſtenz, und dieſe Fähigkeit beſitzen die Tuareg im höchſten Grade. Im wahren Sinne des Wortes kosmopolitiſch, erträgt der Targi ohne vermittelnden Uebergang den Wechſel der Klimate, in die ihn ſeine großen und ausgedehnten Reiſen führen; auf ſeinen Wanderungen aus dem geſunden Klima ſeines Hochlandes in die

Sumpfregionen des Sudan, wobei er die großen Temperatur- und Feuchtigkeits-Unterſchiede überwinden muß, widerſteht er allen dieſen Einflüſſen, während ſelbſt die kräftigſten Thiere erliegen.

Etwas unwahrſcheinlich klingt es, wenn Duveyrier ſagt, daß bei den Tuareg die Lüge, der Hausdiebſtahl und der Mißbrauch des Vertrauens unbekannt ſeien, beginge ein Targi ein Verbrechen, ſo würde er wohl fliehen, doch eingefangen, wird er es geſtehen, und würde er ſelbſt damit ſein Leben verwirken. Ebenſo optimiſtiſch urtheilt Duveyrier, wenn er ſagt, daß ein auf die Rheſſi ausziehender Targi, um das Vieh eines über 800 Kilometer entfernt lagernden Feindes von der Weide zu rauben, auf dem Wege angetroffene, von einer Caravane deponirte Waaren und Lebensmittel unangetaſtet liegen laſſen, niemals in ein Zelt eindringen werde, um zu ſtehlen. Vertraut man einem Targi Waare oder Geld, damit er ſie von einem Orte zum anderen befördere, ſo wird, ſollte er unterwegs in ſeinem heimatlichen Zelte einkehren, weder er, noch ſeine Frau oder Kinder, und wären ſie im größten Elende, ſich an dem Anvertrauten vergreifen. Leiht man dem Targi auf das Wort, ohne Zeugen Geld, ſo wird er es zurückerſtatten und würde er ſelbſt 25 Jahre brauchen, um die entliehene Summe wieder aufzutreiben, und er würde drei Monate umherreiſen, um ſie ſeinem Gläubiger übergeben zu können. Iſt derſelbe geſtorben, ſo wird das Darlehen ſeinen Erben zurückerſtattet, und ſtirbt der Schuldner, ohne ſeine Schuld tilgen zu können, ſo werden ſeine Kinder eine Ehre darein ſetzen, dies zu thun, ſo bald ſie es können. Der Begriff Darlehen iſt übrigens bei den Tuareg ein ſehr vager und dehnbarer, es dürfen damit nicht jene Gelder bezeichnet werden, welche die Tuareg unter dem Namen eines Darlehens von ihren Schützlingen und Clienten (Handelsleuten und Reiſenden) als Aufſchlag über den vereinbarten Geleitstribut fordern.

Unter normalen und ruhigen politiſchen Verhältniſſen würde das Bild, das Duveyrier, dieſer gewiſſenhafte Forſcher, von dem ſittlichen Charakter der Tuareg damit entwirft, gewiß mehr oder minder zutreffend ſein, bei ſo geſetzloſen und anarchiſchen Zuſtänden, wie ſie v. Bary antraf, werden aber ſicherlich nur die Schattenſeiten des Charakters ſich bemerkbar machen; trotzdem aber hat uns v. Bary in der Schilderung ſeines Ausfluges von Rhat zum Wadi Mihero manche ſchöne Charakterzüge vorgeführt, es wäre daher nichts

weniger als gerecht, ohneweiters über das Volk der Tuareg den Stab zu brechen.

Die Occupation Rhats und der Stadt Rhadames durch die Türken, der ſtetig ſich ausdehnende Einfluß der chriſtlichen Nationen in den Küſtenländern haben weſentlich dazu beigetragen, die Feindſeligkeit und den Fanatismus der Tuareg gegen Europäer zu nähren.

Ein im Charakter des Volkes gleichwie in den klimatiſchen Verhältniſſen des Landes begründetes, äußeres Wahrzeichen der Tuareg iſt der Geſichtsſchleier, deſſen Gebrauch mindeſtens bis in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung zurückreicht, denn die Araber, als ſie Nordafrika im 7. Jahrhunderte n. Chr. überflutheten, fanden den Gebrauch ſchon vor und gaben den Tuareg den Beinamen Molathemin (die Verſchleierten) und die arabiſchen Geſchichtsſchreiber haben dieſen Beinamen beibehalten. Thatſächlich iſt der Geſichtsſchleier im allgemeinſten Gebrauche, er wird nie abgelegt, nicht auf der Reiſe, nicht während der Ruhe, ſelbſt während des Eſſens und Schlafens nicht, deshalb iſt es keine geringe Schwierigkeit, das Geſicht eines Targi ſehen zu können. Wohl ſind die Tuareg nicht die Einzigen in der Sahara, welche das Geſicht verſchleiern, die Araberchefs in Timbuktu, die Fellatafürſten, die Leute von Inſalah, von Rhadames, Rhat, die arabiſchen Nomaden der Oaſe Tuat und die Tebu bedienen ſich gleichfalls des Schleiers, doch haben ſie darin die Tuareg nur nachgeahmt und iſt der Gebrauch kein allgemeiner, mit den Sitten des Volkes eng verbundener, wie bei dieſen. Der Urſprung dieſer Sitte, dieſes Gebrauches iſt ſchwer zu erklären. Hygieniſche Rückſichten mögen wohl in erſter Linie maßgebend ſein, denn der Litham ſchützt die Augen vor der intenſiven Lichtwirkung, die Naſe und den Mund vor dem feinen in der Luft ſchwebenden Staub und Sand und unterhält die Feuchtigkeit am Eingange dieſer beiden Hauptwege der Athmung, was in einem ſo eminent trockenen Klima, wie es jenes der centralen Sahara, von größter Wichtigkeit iſt. Doch genügt dies nicht, denn wenn der Gebrauch ausſchließlich auf hygieniſchen Rückſichten beruht, muß es um ſo unerklärlicher bleiben, warum ſich die Frauen desſelben nicht bedienen, wenn die Männer ihn auch des Nachts, während der Ruhe und des Schlafes nicht ablegen, zu einer Zeit alſo, wo weder das Sonnenlicht noch die heiße Luft und der Staub

abzuwehren ſind, der Schleier trotz der Gewohnheit ihn zu tragen, ſehr beengen muß. Ein Targi wird ſich vor einem Fremden nie entſchleiern, möge er auch Stammesbruder ſein, nur im Falle der größten Intimität oder im Krankheitsfalle wird er denſelben lüften. In den Satzungen des Islam iſt keine Erklärung dafür zu finden, da im Gegentheile der Koran den Frauen das Verhüllen des Antlitzes gebietet, bei den Tuareg aber gerade die Frauen unverſchleiert umhergehen. Unter einander erkennen ſich die Tuareg trotz des Schleiers. Nach der Farbe des Lithams unterſcheiden ſich auch die Edlen von den Leibeigenen, denn während die Ihaggaren den werthvolleren blauen und ſchwarzen Schleier tragen, bedienen ſich die Imrhad des billigeren, leichter zu reinigenden, weißen Schleiers.

Auch unter ſeinen ſocialen Inſtitutionen beſitzt das targiſche Volk in der mütterlichen Erbfolge und dem politiſchen Erbrechte des Sohnes der älteſten Schweſter in der Familie ein charakteriſtiſches Wahrzeichen, das es von allen Völkern, mögen ſie jüdiſcher, chriſtlicher oder islamitiſcher Religion ſein, unterſcheidet. Das targiſche Erbfolgegeſetz hat aber auch ſelbſt in der Geſchichte nicht ſeinesgleichen, denn alle älteren römiſchen und modernen feudalen Gebräuche und Privilegien, welche das Weib genoß, entſprechen dem erſteren nicht in ſeiner Bedeutung, in ſeinem Geiſte. Dieſes targiſche Geſetz der mütterlichen Erbfolge wird mit dem Namen Beni-Umm'a bezeichnet und unterſcheidet unter den erblichen Gütern und Rechten legitime und illegitime (durch Gewalt oder Unrecht erworbene). Zu den erſteren zählen alle durch perſönliche Arbeit erworbenen Güter, mithin: Geld, Waffen, gekaufte Sclaven, die Viehheerden, die Ernte und Lebensmittel; zu den letzteren zählen alle mit der Waffe in der Hand erworbenen Güter, deren Beſitz aus dem Rechte der Gewalt abgeleitet werden kann; es ſind dies z. B. das Recht, von den Caravanen Abgaben zu fordern, der von den gemiſchten Tribus zu zahlende Tribut, die Abgaben der Leibeigenen u. a. m.

Nach dem Tode des Familienoberhauptes werden die legitimen Güter ohne Rückſicht auf Geſchlecht und Alter zu gleichen Theilen unter alle Kinder getheilt, und wird dieſer Gebrauch allgemein, ſowohl von den Edlen, den Marabuts als auch den Leibeigenen beobachtet. Die Güter und Rechte der zweiten Gattung ſind ausſchließlich ein Anrecht der Edlen und vererben ſich, ohne

getheilt werden zu können, auf den älteſten Sohn der älteſten Schweſter des Verſtorbenen. Der Erbe darf dieſe unter keinen Umſtänden veräußern, ſie ſollen ihm und der Familie die materiellen Mittel ſichern, um ſeinen Einfluß und ſein Uebergewicht erhalten zu können.

Die Beſtimmung des älteſten Sohnes der älteſten Schweſter als Erben ſoll die Fortpflanzung und Reinerhaltung des Familienblutes und der Tradition derſelben gegen jede Eventualität ſchützen und könnte zu der Annahme verleiten, daß dieſe vorſichtigen Beſtimmungen die mögliche Untreue der Frau und deren Folgen paralyſiren ſollen, doch ſtehen die Targi-Frauen im Rufe, ebenſo ſtreng über ihre Pflichten wie über ihre großen Rechte zu wachen.

Auch die Zufälligkeiten und böſen Folgen der Polygamie können nicht als Erklärung des Motivs ſolcher Beſtimmungen gelten, da bei den Tuareg jedenfalls die Monogamie eine alte Inſtitution bildet. Duveyrier glaubt vielmehr und mit Recht im Aberglauben des urſprünglich heidniſchen Volkes das Motiv dieſes Erbgeſetzes ſuchen zu müſſen, die abergläubiſchen Ideen und Traditionen der Tuareg überſteigen aber ſelbſt die Gebilde der fruchtbarſten Phantaſie.

Es wird nicht unintereſſant ſein, hier als Blüthenleſe dieſer abergläubiſchen Verſtellungen die Urſachen anzuführen, welche die Tuareg zur Annahme dieſes Erbfolgerechtes bewogen.

„In der älteſten Zeit, ſagt die Tradition, fand ſich ein Sultan der Tuareg vom böſen Blicke verfolgt und die Wirkung dieſer Verfolgung war, daß ſeine erſte Frau mit einen Dſchinn oder Genius niederkam, der kaum geboren zu ſeinen Brüdern in der Geiſterwelt zurückkehrte. Der Sultan erſchrak darüber, beſchuldigte ſeine Frau und verſtieß ſie; er nahm eine andere Frau, doch ſiehe da, als Frucht der Liebe gebar dieſe Frau auch ein übernatürliches Weſen, das aber diesmal kein Dſchinn, ſondern ein Inn war. Neuerdings ließ ſich der Sultan ſcheiden, vermälte ſich zum dritten, zum vierten, ja zum fünften Male, immer mit demſelben entſetzenerregenden Reſultate. Die Verhältniſſe änderten ſich auch nicht und der Sultan war bereits, wie die Tradition verſichert, bei der ſechzigſten Frau angelangt. Unterdeſſen hatte aber der Herrſcher ein Alter erreicht, in welchem ſelbſt bei

den Wüſtenſöhnen der Gedanke an eine neue Verbindung nicht mehr verlockend erſcheinen mußte. Was nun thun? Als weiſer Mann fand er eine Auskunft. Um dem Lande nach ſeinem Tode die Gräuel und Folgen eines unvermeidlich um den Thron entbrennenden Bürgerkrieges zu erſparen, berief er eine Verſammlung aller ſeiner Würdenträger und Familienglieder, Männer und Frauen, und befrug jeden einzelnen um ſeine Meinung, um Maßregeln, die Thronfolge und die friedliche Erhaltung ſeiner Macht zu ſichern. Jedermann beeilte ſich, eine Anſicht auszuſprechen, welche ſeinen ſtillen Wünſchen und der Sehnſucht nach dem Thron entſprach, eine Löſung der heiklichen Frage aber wurde nicht erreicht, ſo daß ſchon die verſchiedenen Prätendenten als letztes Auskunftsmittel den Appell an die Waffen ergreifen wollten, als ein bisher ſtummer Zuhörer im kritiſchen Augenblicke das Wort verlangte und auch erhielt; Aller Augen richteten ſich auf dieſen neuen Salomon. Dieſer aber war ein gelehrter Marabut, in den geheimen Wiſſenſchaften: der Magie, der Aſtrologie, Zauberei und Geiſterbeſchwörung ſehr bewandert. Seine Taktik war eine ſchlaue, denn ſein Plaidoyer entlaſtete die unſchuldigen Frauen, welche dem Verhängniß des böſen Blickes zum Opfer gefallen waren, von dem ſie entehrenden Verdachte der Untreue, und ſo gewann er ſich damit die Gunſt der ſchöneren Hälfte der Verſammlung und im natürlichen Zuſammenhange aller jener Männer, die als galante Ritter die Partei ihrer Schönen genommen hatten. Er rieth der Verſammlung an, nach den Gründen zu forſchen, welche Gott beſtimmen konnten, dem Sultan einen Erben ſeiner Macht zu verweigern, und erreichte durch die ſich nunmehr entwickelnde langwierige Debatte das, was er wollte: die Beruhigung der Gemüther. So viel Anſichten und Meinungen aber auch laut wurden, keine war geeignet, dieſes in der Geſchichte unübertroffene Verhängniß zu erklären; der Discuſſion müde, forderte die Verſammlung den Weiſen, der es bisher ſo gut verſtanden hatte zu ſchweigen, auf, ſeine Erklärung vorzubringen. Nach einer langathmigen Darſtellung aller geheimnißvollen Beziehungen zwiſchen dem Menſchen und jener überirdiſchen Welt, wobei das Auditorium die leuchtende Weisheit und die Kenntniſſe des Redners bewundern konnte, kam der Marabut zur Schlußfolgerung, der Höchſte habe nicht gewollt, daß ſich die Fortpflanzung der Macht durch den Mann vollziehe, das war augenſcheinlich, das Volk konnte aber nicht ohne

Sultan, und zwar von königlichem Blute bleiben — das war nicht weniger unumstößlich. Es blieb mithin nichts übrig, als dieses königliche Blut dort zu suchen, wo man es mit der größten Sicherheit der Blutsverwandtschaft zu finden hoffen durfte, das heißt in der Schwester des Sultans.

Diese Lösung, so sehr sie anfänglich die Versammlung in Staunen setzte, wurde von den Frauen, die sich dadurch zur höchsten Bedeutung erhoben sahen, lebhaft gebilligt, während die Edlen des Landes diese Gelegenheit benützten, um den Frauen einen neuen Beweis ihrer Ritterlichkeit zu geben und diese Lösung, als von einem heiligen Marabut herrührend, enthusiastisch als das künftighin rechtskräftige Erbfolgegesetz der Herrschergewalt annahmen. Dem Sultan selbst war ein Stein vom Herzen gefallen. Seither wird dieses Gesetz im Lande, in jedem sich zu dem Beni-Ummi'a bekennenden Stamme, jedem Tribu, jeder Familie befolgt."

Mag man nun diesem Märchen auch keine weitere Bedeutung beilegen, so ist es doch unzweifelhaft, daß der Ursprung dieses Gebrauches älter, als die Einführung des Islam bei den Tuareg ist, denn einige Marabuts-Familien vom Stamme der Ifoghas und Auelimmiden haben diesem Gebrauche entsagt und sich den Bestimmungen des Korans über das Erbfolgerecht unterworfen. Außer den Tuareg befolgen aber auch viele maurische Stämme, welche den atlantischen Saum der Wüste bewohnen und gleich den Tuareg von den berberischen Sanhadscha abstammen, dieses Gesetz.

Werfen wir nunmehr einen Blick in ein Zeltlager und verfolgen wir das häusliche Leben des Volkes. — Zum größten Theile ein echtes Nomadenvolk, das heute hier, morgen dort weilt, hat es auch keine besondere Sorgfalt auf die Ausstattung der Wohnstätte verwenden können, vergebens würde das Auge nach Prachtbauten suchen, wie wir sie in den arabischen, noch mehr aber in den maurischen Städten der Mittelmeerküste bewundern können, und für deren einstige Herrlichkeit die berühmten Bauten Südspaniens ebensoviele stumme Zeugen sind. Dürftige Zelte und Strohhütten, die kaum vor den Unbilden des Wetters schützen, beherbergen die stolzen Herren der Wüste, während auf dem Marsche, auf der Reise der Boden ihr Bett, der sternhelle, tiefblaue Himmel ihr Dach ist. In den stationären Lagern, die sie immer in der Nähe wasser- und weidereicher Stellen wählen, bewohnt der Edle

ein Zelt, der Leibeigene eine Strohhütte; iſt der Edle reich, ſo überſpannt er ſein Zelt mit Leder, das gewöhnlich roth gefärbt wird, oder mit Wollgeweben; iſt er arm, ſo muß ihm ein Strohgeflecht genügen.

Sechs bis zwölf Zelte und Strohhütten zu einer Gruppe vereinigt, die, ohne die einzelnen Familien in der Bewegung zu behindern, ſo vereinigt ſind, um im Angriffsfalle die Vertheidigung zu erleichtern, bilden eine Tanſit oder ein Tribu, die Anlage derſelben iſt kreisförmig, der innere Raum dient zur Nachtzeit den Heerden als Aufenthalt. Die einzelnen Zelte ſind meiſtens kleiner als die arabiſchen, ſonſt aber in der Form denſelben ähnlich; die Strohhütten, deren Wände aus Aſtwerk hergeſtellt ſind, werden mit Schilfrohr oder Binſengras gedeckt, für das Klima der centralen Sahara nur allzu dürftigen Schutz gewährend. Die feſten Wohnplätze (Strohhütten) der Leibeigenen ſind gewöhnlich von einem kleinen Gärtchen umgeben, in welchem einige Gemüſe für den Bedarf gezogen werden. Das Innere des Zeltes oder der Strohhütte iſt dem Aeußeren entſprechend einfach. Halfa- oder Binſenmatten bedecken den Boden, andere Matten ſtehen an den Wänden aufrecht und ſind beſtimmt, die heiße Luft und den Staub abzuhalten. In der Mitte des Zeltes liegt eine gegerbte Rindshaut, ſie vertritt die Stelle des Eßtiſches. Der Luxus eines buntfärbigen oder zuweilen ſcharlachrothen Wollteppiches, eines Strohſackes, eines Kopfkiſſens, einer Decke oder gar eines Bettgeſtelles iſt ſelbſt wohlhabenden Edlen unbekannt, nur einzelne reiche Chefs, Scheikhs können ſich ſolche Artikel vergönnen. Hingegen fehlt das Lederkiſſen auch in der dürftigſten Behauſung nicht. In einer Ecke liegen einige Binſenkörbe, am Zeltpfeiler, der das Zeltdach trägt, hängen einige Lederſäcke, durch ein Vorhängſchloß verſperrt, und ſtellen die Käſten vor, neben ihnen die Waſſerſchläuche, Ledereimer und Stricke, um das Waſſer aus den Brunnen zu ſchöpfen, für die Aufbewahrung der Milch dienen weitere Schläuche. Dort in einer anderen Ecke ruht der von den Frauen auf den Reiſen benutzte Käfig, der auf das Meheri befeſtigt und mit einem Wollteppich gedeckt, dieſe vor der heißen Luft und dem Sande ſchützt. Einige ausgehöhlte Kürbiſſe an Stelle der Flaſchen, Holz- und irdene Krüge, eiſerne Schüſſeln (theils als Eß-, theils als Waſchgeſchirr verwendet), große und kleine Holzteller und Holzlöffel, ein Holzmörſer mit ſteinernem Stößel zum Zerquetſchen

der Kornfrüchte, eine Lampe, ein Spiegelſcherben (der Eitelkeit der Targi-Frau Rechnung tragend) vervollſtändigen die häusliche Einrichtung einer Targi-Familie.

Wie ſollte unter ſolchen Verhältniſſen der Targi nicht den bitterſten Neid für den arabiſchen Nachbar im Norden hegen, der die faulen Glieder im weiten Gezelt auf weichen Teppichen und üppigen Wolldecken ſtreckt? Und noch mehr als dies, des Arabers Magen iſt ſtets gefüllt, er aber muß ſehr oft ſeinen Leib enge zuſammenſchnüren, um vom Hunger nicht zu arg ſich peinigen zu laſſen. Armer Targi! An Nahrungsmitteln giebt es wenige Völker, die ſo arm als er wären. Wie kann bei ihm von einer beſtimmten Nationalſpeiſe die Rede ſein, jeder ißt, was er findet, was er ſich zum möglichſt billigen Preiſe erwerben kann, ſelbſt dann aber wenig, hinreichend genug, um nicht Hungers ſterben zu müſſen. Doch wie leuchten die Augen, welche Wolluſt durchzieht ſeine Seele, wenn ſich die Gelegenheit bietet, ein Gratismahl einzunehmen, dann kennt der durch die Gefräßigkeit auf's höchſte geſteigerte Appetit keine Grenzen. Wehe dem Reiſenden, bei dem ſich ſo eine Geſellſchaft ausgehungerter Tuareg zu Gaſte einladet, die Vorräthe, für Monate bei normalem Verbrauche ausreichend, ſchmelzen wie Butter in der Sonne dahin. Rohlfs. und v. Barth haben uns ſchon im Vorhergehenden mit der Gefährlichkeit ſolcher ungebetener Gäſte bekannt gemacht; ein Gaſtmahl, das für dreißig Araber hinreichen würde, genügt kaum, um den Appetit von acht Tuareg zu ſtillen.

Andererſeits giebt es aber auch wenige Völker, welche ähnliche Virtuoſität im Ertragen von Hunger und Durſt entwickeln, es iſt nichts Seltenes, wenn ein Targi durch die Noth gezwungen, ſelbſt auf der Reiſe, der Hitze und Ermüdung ausgeſetzt, drei bis vier Tage ohne Eſſen und Trinken zuzubringen vermag. Auf der Reiſe nimmt der Targi überhaupt nur einmal des Tages, nach Beendigung des Tagemarſches, Nahrung zu ſich; im Lager zweimal, wenn ſolche vorhanden. Im gewiſſen Sinne Nationalſpeiſe iſt ein aus Korn, Gerſte oder Negerhirſemehl gekochter Brei, Aſînk genannt, der aber auch zu dünnen Scheiben geformt (Galetten) roh genoſſen wird und kräftiger Verdauungsorgane bedarf, um ohne ſchlimme Folgen von einem Europäer genoſſen werden zu können. In Ausnahmsfällen erſcheint auf dem Tiſche der Edlen

und Marabuts das Nationalgericht der Araber, der Kuskus. An Festtagen tischt die Frau, wenn es der Vorrath erlaubt, eine Bäckerei auf, die einem Kuchen ähnlich, aus Kornmehl, Milch, Butter und Honig zubereitet, als Delicatesse den Targi in Entzücken versetzt. Brot wird nur in den Städten gebacken und als Zwieback für den Gebrauch der Caravanen hergestellt. Datteln, Feigen und Brustbeeren, im Lande nicht zu häufig, werden meistens roh genossen, doch zerquetscht man auch die Datteln in Milch und Butter oder bäckt sie mit dem Mehle des Traubenkrauts in Gestalt hohler Kuchen zu einer beliebten Conserve. Auf der Tafel des Edlen erscheinen zuweilen gedörrte Trauben in den Ragouts. Gemüse sind allzu selten, um auf den Tisch zu kommen, in vielen Fällen sind die aus der Familie der Coniferen entnommenen wilden Gemüse die einzige Nahrung der Armen, man kocht diese in Wasser unter Zusatz von Salz und (Allah sei gepriesen) wenn thunlich mit etwas Butter oder Fett.

Nutzthiere werden gewöhnlich nur geschlachtet, um die Anwesenheit eines willkommenen Gastes zu feiern, und dann muß das Gastmahl entsprechend reichlich sein, um den Gast, den Nachbar des Gastgebers, der unter dem Vorwande, den Gast zu ehren, die Gelegenheit nicht versäumt, sich in optima forma den Magen zu füllen, und die Bettler zu sättigen, die sich zahlreich einfinden und denen die Brosamen vom Gastmahl gehören. Je nach dem Range des Gastes und dem Reichthum des Hauswirthes wird das zu schlachtende Thier ausgewählt; ist der Besucher ein hoher Würdenträger, so wird eine junge, fette Kameelstute geopfert, und in absteigender Reihenfolge muß sich der Gast mit einem etwas zähen Kameelbraten, einem Hammel-, Ziegen- oder Schafbraten begnügen. Das Fleisch wird entweder gebraten oder als Ragout zubereitet. Trotz der einfachsten Vorrichtungen, das Fleisch wird nur auf einen Holzpfeil aufgespießt und auf zwei Gabelpflöcken über dem glühenden Feuer geschmorrt, sind die Tuareg als Künstler in diesem Fache bekannt. Um das Aroma des Fleisches zu erhöhen, wird dasselbe, obwohl es schon von Natur aus in Folge der aus wohlriechenden Kräutern bestehenden Nahrung der Thiere wohlschmeckend ist, mit den gleichen aromatischen Kräutern, an denen die Wüste reich ist, gewürzt. Nicht minder wohlschmeckend ist das zerstampfte und in Butter gekochte Fleisch als Ragout.

Während aber die Reichen ſich an dieſen Leckerbiſſen gütlich thun, wird vor dem Zelte eine eigenthümliche Tafel gehalten. Die Armen nehmen auch an der Feſtlichkeit Theil, indem ſie die Haut des geſchlachteten Thieres, wenn es eine Ziege oder ein Hammel war, verzehren. Der Balg wird zu dieſem Behufe, um die Haare zu entfernen, mit ſiedendem Waſſer abgebrüht und dann in ſchmale, kleine Streifen geſchnitten, die, je nachdem die Haut weich oder hart, gekocht oder geröſtet werden.

Verhältnißmäßig ſelten kommt Wild auf den Tiſch des Reichen, obwohl die Dünenregion von Mouflons (wildes ſardiniſches Bergſchaf), von Gazellen und Antilopen bevölkert iſt, ihr Fleiſch wird vielmehr in der Sonne gedörrt und ſorgſam für die Reiſe verwahrt, auch iſt ſolches ein bedeutender Handelsartikel auf den Märkten des Tuareg-Landes, insbeſondere in Rhadames.

Wohl der ſprechendſte Beweis der Armuth des Volkes im Allgemeinen iſt die Thatſache, daß das Erſcheinen der Wanderheuſchrecken, in Südrußland, in Europa überhaupt, ja ſelbſt im Tell (der fruchtbaren Küſtenregion Algiers und Marokko's am Mittelmeere) als Landplage betrachtet, hierzulande als ein Segen, ein Geſchenk Gottes geprieſen wird. Während im Tell die ganze arabiſche Nomadenbevölkerung auf den Beinen iſt und die von den Heuſchrecken überfallenen Halfa-Ebenen auf weite Strecken hin in Brand geſetzt werden, um das Inſect zu vernichten, werden ſie hier ſorgſam geſammelt und geſalzen, oder in Oel eingemacht, wie ein Nothpfennig aufbewahrt.

Es läßt ſich in Anbetracht deſſen kaum ein ſchärferer Gegenſatz aufweiſen, wenn wir erfahren, daß trotz der Armuth des Landes die edlen Tuareg ſich des Genuſſes von Fiſchen und Vögeln enthalten; gewiß ein charakteriſtiſcher Gebrauch, umſomehr als die Araber, Tebu und anderen Saharabewohner in einem ſolchen Hungerlande wie es die Wüſte iſt, Alles eſſen, was ihnen in die Hände fällt, ſelbſt das Fleiſch von Thieren, das uns Europäer anekeln würde, wie z. B. jenes der Hunde, Eidechſen und Springratten. Fiſche und Vogeleier werden ſonſt überall als eine beſondere Gabe des Himmels betrachtet. Die Araber ſind aber noch im Vergleiche zu den Tuareg reich zu nennen, dennoch verſchmähen Letztere das Fiſchfleiſch, Vögel und ihre Eier als unrein. Ueber den Urſprung dieſes Gebrauches befragt, wiſſen ſie nichts zu ſagen, als daß ihnen derſelbe von ihren Ahnen

vorgeſchrieben wurde und ſich als eine Vorſchrift ihres urſprünglichen Heidenthums noch erhalten hat. Wie ſchon erwähnt, wird dieſer Gebrauch jedoch nur von den Edlen eingehalten. Die Marabuts, welche faſt mit allen Traditionen der urſprünglichen Religion des Tuareg-Volkes gebrochen haben, und ebenſo die Imrhad, halten ſich nicht für gebunden und genießen Alles, was nicht den Geboten des Korans zuwiderläuft.

Die Hauptnahrung der Tuareg aber bildet die Milch, ja während der Weidezeit genießen ſie kaum etwas Anderes, ſie wird entweder roh, ſauer oder geronnen getrunken, Butter und Käſe ſind deshalb ſelten, letzterer aus dem Sudan und der Oaſe Asben oder Aïr eingeführt, Oel, Talg und andere Fette gelangen aus dem Tell in's Land. Als Erſatz für den Zucker bedienen ſich die Tuareg des Honigs, die Armen des wilden, auch wird der von den Talhabäumen reichlich ausgeſchwitzte Gummi von dieſen genoſſen; Salz kömmt aus der Sebcha von Amadghor im Ahaggar-Lande und aus Feſſan. Geiſtiger Getränke enthält ſich das Volk, obwohl in neueſter Zeit die vom Koran verbotene Unſitte des Genuſſes geiſtiger Getränke (insbeſondere des Abſynths) durch die Araber aus der algeriſchen Sahara auch im Lande Eingang gefunden hat, in Feſſan verſchmähen die Imettrilalen die Gelegenheit nicht, ſich im Genuſſe des Lakbi (Palmenweines) über das Elend und die Noth zu tröſten. Thee und Kaffee ſind nur von den wohlhabendſten Chefs gekannte Luxusgetränke. Hingegen iſt der Tabak, der von Feſſan, Tripoli und der Tuat-Oaſe, wo er in großen Mengen gezogen wird, in's Land eingeführt iſt, im allgemeinen Gebrauch, mit Ausnahme der Marabuts raucht, ſchnupft und kaut Alles, Mann und Weib. Als Rauchutenſilien fungiren ein lederner Tabakbeutel, eine kleine, unſeren italieniſchen Gypspfeifen ähnliche Pfeife, die durch einen Kupferdeckel verſchloſſen wird. Der Kautabak wird mit Natron gemengt, in Folge deſſen werden die Zähne bald cariös.

Der ziemlich allgemeinen Armuth des Landes entſpricht auch die einfache Tracht und Kleidung, nur die beſſere Qualität des Stoffes unterſcheidet das Kleid des Edlen von jenem des Imrhad. Faſt Alle tragen ein langes Aermelhemd (tikamist) aus weißem Baumwollenſtoff, jene, die ein ſolches entbehren, tragen eine aus grobem, weißem Baumwollenſtoff verfertigte weite Blouſe (refirha). Den Unterkörper bedeckt eine breite, bauſchige Hoſe (karteba) aus

glänzendem blauen Baumwollenſtoffe, aus dem Sudan, von der Hüfte bis zu den Fußknöcheln reichend. Eine lange, indigoblaue Blouſe von glänzendem Baumwollenſtoff dient als Ueberwurf, zuweilen iſt derſelbe aus Kameelleder verfertigt und dann ſehr geſchätzt. Bei den wohlhabenden Edlen iſt der Ueberwurf mit geſtickter Arbeit verziert, allgemein aber mit Taſchen verſehen, um das Sacktuch, die Pfeife und den Tabak zu verwahren. Um die Hüfte wird ein langer blauer oder rother Gürtel (tamentika) aus Baum- oder Schafwolle mehrmals herumgewickelt und giebt dem ganzen Anzuge die entſprechende Taille und Form.

An den Grenzgebieten des Landes, wo das Volk mit den Arabern in Berührung kommt, haben die wohlhabenden Edlen und Imrhad einige arabiſche Kleidungsſtücke zu ihrer Nationaltracht hinzugefügt. — Eine hohe Mütze mit einer Seidenquaſte dient als Kopfbedeckung, über dieſe wird der dem Volke eigenthümliche Geſichtsſchleier (tigelmust) getragen. Derſelbe beſteht aus einem ſchmalen, langen, indigoblauen Baumwollentuch und wird in der uns ſchon bekannten Weiſe verwendet, er wird aus dem Sudan importirt.

Die intenſive Hitze des Bodens, ſeine ſteinige und ſandige Beſchaffenheit nöthigen die Tuareg, ſich den Luxus einer Fußbekleidung vergönnen zu müſſen, nur die bitterſte Armuth wird den Targi bewegen können, darauf Verzicht zu leiſten. Als Beſchuhung dienen Sandalen aus Kameelleder von der auf Seite 131, Figur 9 abgebildeten Form, zuweilen tragen die Stammchefs hohe, rothe Maroquinſtiefel. Die Tracht der Frauen iſt noch einfacher und beſteht aus einer oder mehreren weißen Baumwollblouſen, welche um die Hüfte durch einen langen rothen Gürtel aus Schafwolle in Falten gelegt werden, über dieſe tragen dieſelben ein langes Wolltuch von rother oder weißer Farbe, oder aber roth und weiß geſtreift, und bedecken ſich damit in orientaliſcher Weiſe. Die Haare werden bandartig geordnet und mit einem mehr oder minder reichen Wolltuche ſo bedeckt, daß auch das Geſicht vom Tuche eingerahmt erſcheint. Die Sandalen der Frauen gleichen jenen der Männer und ſind nur reicher verziert. Beſondere Eitelkeit und Hang an glänzendem Schmuck darf der Targi-Frau nicht nachgerühmt werden, ihre Schmuckgegenſtände ſind wenige und ſelten koſtbare. Auch hierin unterſcheidet ſich das targiſche Volk weſentlich von den übrigen berberiſchen und arabiſchen

Stämmen der Wüſte. An mauriſchen und Kabylen-Frauen, an den arabiſchen Schönen der wohlhabenderen Claſſen glitzert und funkelt das Geſchmeide im Sonnenlichte, Arme und Füße ſind mit Spangen von edlem Metalle oder aber, wenn die Vermögensverhältniſſe dies nicht erlauben, von Kupfer oder

Kabylen-Frau.

Eiſen beladen, um den Hals reiht ſich ein Collier von Glasperlen und edlem Metall an das andere, die Targi-Frau hingegen trägt nur einen oder mehrere Ringe (**tîsak**), an jedem Arme ein Armband von Glas oder Silber und eine kleine Glasperlenſchnur um den Hals. Ungeachtet dieſes geringen Schmuckes weiß die Targi-Frau ihre natürliche Schönheit in's glänzendſte Licht zu ſtellen

und entwickelt in der Drapirung ihres einfachen Gewandes durch eine geschmackvolle Farbenwahl der Stoffe bewunderungswürdiges Talent; ohne sich mit glänzendem Tand zu beladen, ist sie ebenso vielumworben und wußte sich eine so hervorragende sociale Stellung zu erringen, die das Araberweib mit Neid erfüllen muß; auch ohne Schmuck versteht es die Targi-Frau, sich so zu bewegen, daß man an die hoheitsvolle Gestalt einer Göttin erinnert wird. — Um nicht ganz ohne äußerlichen Zierrath zu bleiben, tragen auch die Männer um den Hals eine Kette von Amuletten oder einen Rosenkranz, der zugleich ihre Neigung zum Aberglauben am treffendsten illustrirt.

Eine oberflächliche Beurtheilung des Volkes, das weder den Boden bebaut, dem es nicht in jenem Grade an Wasser fehlt, wie allgemein vorausgesetzt wurde, noch eine nennenswerthe Industrie besitzt, könnte leicht zur Annahme verleiten, daß die Tuareg ein dem Müßiggang huldigendes Volk sind, die eben das Elend verdienen, unter dem sie seufzen, doch dem ist nicht so, der Targi ist ein thätiger Mann, stets beschäftigt, die Ausdehnung des Gebietes, dessen Schutz ihm anvertraut, erschöpft aber seine Zeit und das Intervall zwischen einer Reise und der anderen ist zu klein, um ihm zu gestatten, an die Pflege anderer Aufgaben zu denken. Zahlen werden dies am klarsten darthun. Die ganze Bevölkerung, die Asdscher und Ahaggar umfassend, übersteigt kaum 40.000 Seelen, das Gebiet, das sie beherrschen und für dessen Unabhängigkeit und Sicherheit sie zu sorgen haben, bedeckt aber eine Fläche von über 100 Millionen Hectaren (die doppelte Fläche des österreichisch-ungarischen Staates). Um einen der nächsten Märkte zu besuchen, braucht der Targi in den meisten Fällen ein Monat. Unter solchen Umständen bleibt dem Targi wohl keine Zeit, um Ackerbau und Industrie zu treiben, er muß zufrieden sein, die Zeit zu finden, seine mageren und kleinen, zum Lebensunterhalte unumgänglichen Heerden auf der Weide zu bewachen, die stete Wanderung derselben, um immer frische Weideplätze aufzusuchen, sowie die langen Reisen mit den Handels-Caravanen erfordern eine ununterbrochene Thätigkeit, der im Klima der Sahara gerecht zu werden, die kräftige Constitution des Targi nothwendig ist. Nur in den Oasen, wie Rhat, Dschanet, Ideles, Rhadames und jenen Fessans, treibt der Targi Ackerbau, der Ertrag dieser kaum 1000 Hectaren großen Fläche bebauten Bodens ernährt selbstverständlich kaum die

Daſenbewohner. Mit unendlicher Mühe haben übrigens die Imrhad an einem der höchſten Punkte des Taſili, zu Harer, die Erde zuſammengetragen und ziehen daſelbſt Datteln, Feigen und Getreide, doch iſt dies ein vereinzelter Fall, der für das übrige große Gebiet ohne Einfluß blieb. Ohne Rinder, Pferde und Ackerwerkzeuge zu beſitzen, muß ſich übrigens ihre Agricultur auf die Anlage kleiner, dürftiger Gärten beſchränken, die ſie mit dem Spaten bearbeiten. In gleicher Weiſe überſchreitet die induſtrielle Thätigkeit, obwohl etwas entwickelter als der Ackerbau, nicht die Grenzen der unbedingten Nothwendigkeit. Am angeſehenſten ſind die Schmiede, ſie reihen dem Range nach ſich an die Edlen und beſorgen die Reparatur der beſchädigten Waffen. Ein ziemlich ausgebreiteter Induſtriezweig iſt die Gerberei, ihr folgen zunächſt die Sattler. Einige beſchäftigen ſich mit Korbflechterei und Thongeſchirr-Fabrikation, Andere verfertigen die landesüblichen Hausgeräthe aus Holz und die Holztheile an der Ausrüſtung des Targi. An Geſchicklichkeit fehlt es dem Tuareg-Volke nicht, ihre wenigen Erzeugniſſe könnten erfolgreich mit den gleichen Artikeln Marokko's und von Tunis rivaliſiren. Doch um ihre Fertigkeit auszubilden und den Bedarf an Induſtrie-Erzeugniſſen im eigenen Lande zu decken, mangelt es ihnen an Zeit und an dem nöthigen Rohmaterial. Im Berufe des Führers, Kameeltreibers, Reiſenden, Jägers und als Hüter der Heerden fließt das Leben des Targi hin.

Damit wäre das Bild des Tuareg-Volkes von der materiellen Seite abgeſchloſſen und wollen wir nun auch der geiſtigen Bildung, den Fähigkeiten desſelben einige Worte widmen. Sowie die Wüſtennatur weſentlich dazu beigetragen hat, das Volk mit phyſiſchen Vorzügen auszuſtatten, um ihnen den harten Kampf um's Daſein annehmbarer zu machen, die Sinnesorgane der einzelnen Individuen in hohem Grade zu ſchärfen, ſo hat ſie auch im ſelben Maße mitgewirkt, die urſprüngliche Geiſtesfriſche und Auffaſſungsgabe der berberiſchen Race im Tuareg-Volke zu erhalten, wodurch ſich dasſelbe weſentlich von den arabiſchen Nachbarſtämmen unterſcheidet. Der ſtete Kriegszuſtand, in dem ſich das Volk gegen die Wüſtennatur ſelbſt befindet, war dem Formenkram der islamitiſchen Religion nicht günſtig, darum ſind die Tuareg, obwohl Bekenner des Islam, ſehr laue Gläubige und vernachläſſigen mit Ausnahme der Marabuts und einiger aus Neigung frommer Männer die Vorſchriften

des Koran in ſolcher Weiſe, daß die Araber ſie im gewiſſen Sinne als Ungläubige betrachten. Wie ſollte aber der Targi den zahlreichen Geboten der Formalität nachkommen, die der Islam dem wahren Gläubigen auferlegt! Das Gebet und die Wallfahrt zum Grabe des Propheten erheiſchen viel Zeit, das Faſten und Almoſengeben ſetzen Ueberfluß voraus, der Targi iſt aber nie in der Lage, über ſolchen zu verfügen. Beſonders die Pilgerfahrt nach Mekka abſorbirt ſo viel Zeit und Geld, daß nur ſehr wenige Tuareg (Duveyrier ſchätzt die Zahl der Asdſcher und Ahaggar, die Mekka geſehen, auf 30—40) ſich dieſer religiöſen Pflicht entledigen, obwohl der Titel eines Hadſch (Pilgers) auch unter den Tuareg ein ſehr geachteter und begehrenswerther iſt. Es klingt wie Ironie, vom Tuareg Freigebigkeit im Spenden von Almoſen zu erwarten! Selbſt mit der größten Noth kämpfend, iſt es im Gegentheile im Lande beinahe allgemeines Geſetz geworden, auf Koſten Anderer ſich den Magen zu füllen. Keine Moſchee, keine Capelle, kein Iman oder Mufti erinnert an die religiöſen Vorſchriften, im ganzen Lande iſt die Sauya von Timaſſanin der einzige Sammelpunkt für die Pflege der religiöſen Gebote des Islam.

Formell erkennen die Asdſcher die geiſtliche Oberhoheit des Sultans von Stambul, die Ahaggar jene des Sultans von Marokko an. Heidenthum und auch chriſtliche Anklänge ſpiegeln ſich im Glauben und dem beſonders entwickelten Aberglauben der Tuareg. So z. B. nennen ſie den einzigen Gott Amanaï (Adonaï der Bibel), laſſen den Himmel von Engeln (andschelusen — der lateiniſche Ausdruck angelus iſt unzweideutig beibehalten) bewohnt ſein, glauben an die Hölle und ihren Fürſten, den Teufel, das Kreuz ſpielt die größte Rolle und iſt im allgemeinſten Gebrauch in ihrer Schrift, an den Waffen und Schildern, in den Verzierungen ihrer Kleidungsſtücke, als einzige Tätowirung trägt der Targi auf der Stirn und auf dem Handrücken ein Kreuz. Trotzdem der Islam den Gebrauch von Glocken als Verſteck des Chriſtenthums verboten und ihn überall ausgerottet, iſt der Sattel bei den Tuareg mit Glöckchen verziert. In den Sitten des Volkes ſind die Wahrzeichen des Chriſtenthums noch augenfälliger ausgeprägt, die Monogamie, das Anſehen der Frau ſprechen eindringlich dafür. Im Laufe der Jahrhunderte ſoll nach arabiſchen Geſchichtsſchreibern das targiſche Volk nicht weniger als vierzehnmal den ihm

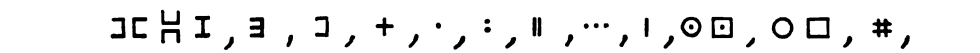
aufgedrungenen Islam abgeſchworen haben. Ein hartnäckig ſich erhaltender, mit den übrigen religiöſen Vorſtellungen kaum zu vereinbarender Aberglaube des Volkes iſt der Glaube an überirdiſche Weſen (Genien) und die Geiſterbeſchwörung. Trotzdem die Tuareg vor Allem ſich ſcheuen, was ſie an einen Todten erinnern könnte, nie von ihm ſprechen und es nicht dulden, daß vor ihnen von den Abgeſchiedenen geſprochen, ihr Name genannt werde, und ſorgfältig auf dem Wege einer Grabſtätte ausweichen, hat ſich bei den Asdſcher und Ahaggar dennoch der Gebrauch erhalten, den Geiſt eines Abgeſtorbenen zu citiren. Wenn der Targi auf Handelsreiſen oder auf einer Rheſſi für längere Zeit von ſeiner Familie abweſend und den Seinen keine Nachrichten zukommen laſſen kann, ſchläft ſein Weib auf einer alten Grabſtätte und citirt den Geiſt, der ihr über das Schickſal ihres Mannes Nachricht giebt. Sie legt zu dieſem Gange ihre prächtigſten und reichſten Gewänder an und ſchmückt ſich, um den citirten Geiſt günſtig zu ſtimmen. Auf die Beſchwörungsformel erſcheint der Geiſt (Idebni) in der Geſtalt eines Mannes, und findet derſelbe an der Beſchwörerin Gefallen, ſo erzählt er ihr Alles, was in dem Zuge, an dem ihre Lieben theilnehmen, vorgeht, im Gegenfalle erdroſſelt er die Friedensſtörerin. Die Autorität des Geiſtes wird ſelbſtverſtändlich immer gewahrt und kehrt der Reiſende zurück in das heimatliche Zelt, ſo ſtimmen die Erzählungen ſtets überein.

Der Glaube an die Schutzgeiſter iſt ein in der ganzen Wüſte verbreiteter, ihnen werden alle außergewöhnlichen Ereigniſſe zugeſchrieben und unter den Tuareg iſt dieſer Glaube ſo mächtig, daß ſie nur ungern die Nacht unter einem Dache zubringen (beſonders auf der Reiſe), aus Furcht, von den Geiſtern (alhinen) eingeſperrt zu werden; einen Targi einſperren, heißt aber ſoviel als ihn zum Tode verurtheilen. Alle Krankheiten des Nervenſyſtems werden als Folgen der Beſeſſenheit angeſehen und um den Geiſt aus dem ergriffenen Körper zu vertreiben, die eigenthümlichſten Beſchwörungsformeln angewendet. Die lebendige Phantaſie der Tuareg hat dieſen Geiſtern die menſchliche Form verliehen und dieſer Hörner, einen Schweif und einen behaarten Leib hinzugefügt. Nach der Tradition bewohnen dieſe Schutzgeiſter ein iſolirtes Bergmaſſiv, das ihnen vollſtändig überlaſſen wird, in welches einzudringen Niemand wagen wird. Bei den Asdſcher iſt es der uns bereits bekannte

Idinenberg, bei den Ahaggar der Berg Uadan, auch die beiden anderen Fractionen der südlichen Tuareg räumen den alhinen bestimmte Plätze ein. Ebenso allgemein ist bei den Tuareg der Glaube an Zauberei. Um sich vor den Schrecken einer Besessenheit und dem Einflusse der Zauberer zu wahren, ist der Gebrauch der Amulette bei den Tuareg der weitestverbreitete, mit Ausnahme des Todes sollen sie den Menschen vor allen Uebeln schützen können; deshalb und weil in der Wüste vielerlei zu befürchten ist, trägt der Targi nicht nur am Halse, sondern auch auf der Brust und am Kopfe Amulette, die aus kleinen, mehr oder minder verzierten Lederſäckchen bestehen, in denen kleine Papierstreifen mit Koransprüchen oder kabbalistischen Zeichen sorgfältig verwahrt werden. Eine Gattung derselben soll dem Träger zur Erlangung aller ihm wünschenswerthen Güter verhelfen, die andere ihn von allen zu fürchtenden Uebeln befreien.

Der berberische Ursprung des Volkes spricht sich jedoch nicht nur in diesen charakteristischen, dem Heidenthum entstammenden religiösen Anschauungen und Vorstellungen, sondern auch in Sprache und Schrift aus. Unter allen Völkern berberischer Abkunft sind die Tuareg das einzige, das trotz des Einflusses der arabischen Invasion die ursprüngliche Sprache und Schrift der ältesten Eingebornen Nordafrika's erhalten hat. Wohl haben sich im Laufe der Zeit bei den vier einzelnen Abtheilungen der targischen Nation ebenso viele deutlich unterscheidbare Mundarten ausgebildet, die bei den südlichen Stämmen, den Kelowi oder Kelaïr und den Auelimmiden, viele Worte aus den verschiedenen Negersprachen des Sudans enthalten, bei den nördlichen Tuareg hingegen mit Ausnahme weniger durch den Islam eingebürgerter arabischer Ausdrücke viel freier von fremden Beimischungen sind; doch der allgemeine Charakter der Sprache ist berberisch geblieben, das Volk selbst nennt die Sprache das Temahak, die Schrift, deren es sich bedient, das Tefinagh. Während aber die Sprache sich in verschiedene Mundarten theilte, blieb die Schrift mit Ausnahme nebensächlicher und unbedeutender Aenderungen bei allen vier Abtheilungen dieselbe und weicht nur wenig von den Typen der Tugga-Inschriften aus der Zeit Carthago's ab. Selbst der Zwang, den der Islam auf seine Bekenner allerorts ausübt, konnte der Zähigkeit des Volkes, an seiner ursprünglichen Schrift festzuhalten, keinen Abbruch thun.

Seiner Eigenthümlichkeit wegen führen wir das Tefinagh-Alphabet an, wie es Duveyrier darſtellt. Charakteriſtiſch für die Schreibweiſe iſt es, daß die Zeichen nach Belieben in horizontaler oder verticaler Richtung aneinandergereiht, die einzelnen Zeichen nach Belieben von links nach rechts oder von rechts nach links geſchrieben werden können. Obwohl im Allgemeinen Männer und Frauen des Leſens und Schreibens mächtig ſind, ſo wird der Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend von den Frauen beſorgt, wie denn überhaupt die Frauen der Tuareg auf einer höheren Bildungsſtufe ſtehen als ihre Männer, wohl ein iſolirt daſtehendes Verhältniß. Unter den Edlen wird es eine Seltenheit ſein, unwiſſende Frauen anzutreffen.



f, d, t, m, t, a, ô, ou, l, q, n, s, r, z,

g, i, k, h, b, d, kh, dsch, ch, z, r, g.

Die Kenntniß der arabiſchen Schriftzeichen iſt eine äußerſt beſchränkte und wird nur von den Tolbas aus Tuat und einigen Marabuts gelehrt, ebenſo ſelten iſt der Gebrauch des in arabiſcher Sprache geſchriebenen Koran.

Obwohl die Kenntniſſe der Tuareg in der Arithmetik äußerſt geringe ſind und, mit Ausnahme der Handelsleute von Rhat, Rhadames und Inſalah, die Tuareg ihre Rechnungsprobleme an den Perlen ihres Roſenkranzes löſen, kennen ſie doch zum Unterſchiede von den Arabern ihr Alter, das ſie nach Mondjahren beſtimmen. Von allen Wiſſenszweigen iſt es die Aſtronomie, in welcher die Tuareg erſtaunliche Kenntniſſe beſitzen. Es darf dies bei einem Volke, das die unermeßliche Wüſte ſeine Heimat nennt und meiſtens, um die ſengende Tageshitze zu vermeiden, bei Nacht reiſt, nicht verwundern; ein monatelang, ja oft jahrelang ungetrübter Nachthimmel mußte dazu beitragen, die angebornen und durch die Nothwendigkeit unterſtützten Anlagen auszubilden. Ohne den Compaß zu kennen, blieb dem Targi wohl nichts übrig, als ſeinen Weg nach den Sternen zu regeln, und er hat es darin zu einer anderswo unerreichten Virtuoſität gebracht. Nach den Sternen am Nachthimmel

und dem Tagesgeſtirn wird auch die Zeit beſtimmt; die geographiſchen Kenntniſſe des Volkes beſchränken ſich auf die centrale und weſtliche Sahara, aber ſelbſt der Letzte unter ihnen wird dieſes ausgedehnte Gebiet beſſer kennen, als mancher Europäer ſein eigenes Heimatland; Geſchichte hingegen iſt für den Targi ein verſiegeltes Buch. Unter den Naturwiſſenſchaften iſt es die Botanik, in welcher die Tuareg beſondere Kenntniſſe entwickeln. Das Ideal wiſſensdurſtiger Tuareg iſt jedoch die Alchymie und Zauberei und ſich als Magiker geben zu können, der Gipfelpunkt des Ehrgeizes und der Bildung; einer allfälligen Probe ihrer Fähigkeiten weichen aber auch hier wie überall die Zauberer ſorgſam aus und halten ihre Wiſſenſchaft ſehr geheim.

Die Rechtspflege iſt, wie es bei einem Nomadenvolke par excellence nicht anders ſein kann, eine höchſt einfache, im Tribu der Tuareg giebt es keinen Kadi; nur in außerordentlichen Fällen appellirt man an die Richter, die in Rhat, Rhadames und Inſalah ihren Sitz haben. Das Recht wird gewöhnlich nach den mündlichen, im Volke traditionellen Beſtimmungen geſprochen, nur in ſchwierigen Fällen, für welche dieſes keine Auskunft ertheilen kann, wird das Geſetzbuch Sidi Khelil's zu Rathe gezogen. Gewöhnlich wird aber weder das Urtheil des Kadi noch das geſchriebene Recht in Anſpruch genommen, in der Familie ſchlichtet das Haupt, im Tribu der Chef die allfälligen Streitigkeiten, bei letzteren tritt nur noch die Vermittlung des Marabuts hinzu. Die Strafen, welche von dieſen beiden Richtern in erſter Inſtanz verfügt werden können, ſind Geldſtrafen, körperliche Züchtigung (Baſtonnade) und die Kettenſtrafe. Gefängniß und Todesſtrafe werden niemals, auch vom Kadi nicht verhängt, und wenn dies heute doch in Rhat und Rhadames von Seite der türkiſchen Behörden geſchieht, ſo fügen ſich die Tuareg hier nur der Waffengewalt des verhaßten Eindringlings. Unter ſich können Verbrechen, welche ſo ſtrenge Ahndung erheiſchen, nur durch Blutrache geſühnt werden. Bei den Tuareg gilt das alte Geſetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Die nächſten Verwandten des Opfers eines Mordes beſtimmen in ſolchen Fällen die Rache und dieſe beſteht, wenn nicht heißer Rachedurſt die Rächer beſeelt, im Erlag eines Blutgeldes von Seite des Mörders oder aber im Gegenfalle in der Tödtung des Schuldigen. Wehe dieſem, ja wehe ſeiner ganzen Familie, der erſte Mord zieht eine ganze Reihe neuer Morde nach ſich, bis die

einzig Ueberlebenden ſich unter Vermittlung der Marabuts verſöhnen können. Manchmal fallen ganze Familien der Blutrache in dieſer Weiſe zum Opfer. Glücklicherweiſe ſind ſolche Verbrechen ſelten, häufiger hingegen der Kindesmord in Folge unerlaubten Umganges; in dieſem Falle fällt es dem Vater anheim, die ſeinem Hauſe angethane Schmach zu rächen, gewöhnlich aber verbirgt er ſeine Schande.

Am Schluſſe dieſes Charakterbildes des Tuareg-Volkes wollen wir einige Worte den Gebräuchen bei Geburten, Hochzeiten und Todtenbeſtattungen widmen. Die Geburt eines Kindes wird durch keine beſondere Feſtlichkeit gefeiert, iſt es ein Knabe, ſo iſt er willkommen, denn er vermehrt die Zahl der Vertheidiger der Freiheit und Unabhängigkeit des Stammes. Im Gegenſatze zu den Arabern nehmen die jungen Männer keinen Antheil an der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten des Stammes, erſt mit vierzig Jahren tritt für den Tuareg dieſer bedeutungsvolle Moment ein, vor dieſer Zeit nimmt er nur an den Kämpfen, nicht an den Berathungen Theil. Dieſe lange Dauer der Unmündigkeit erklärt ſich aus der Langlebigkeit der Tuareg. Hundertjährige Greiſe ſind nichts Seltenes, ja wie Duveyrier mittheilt, ſtand einer ſeiner Führer im Alter von hundertfünfzig Jahren.

Aus demſelben Grunde werden auch die Ehen in viel reiferem Alter als bei den Arabern geſchloſſen; ſelten ſchreitet das Mädchen vor erreichtem zwanzigſten, der Mann vor dem dreißigſten Jahre zur Ehe. Das Recht der Trennung der eingegangenen Ehe ſteht dem Manne zu, doch wird der Targi nicht eher ſeine neuerkorene Frau in ſein Zelt führen, bevor er nicht das weitere Schickſal der verſtoßenen erſten Frau geregelt hätte. Die verheiratete Frau genießt um ſo größeres Anſehen, je mehr Freunde und Verehrer ſie unter den noch ledigen Männern zählt, doch darf ſie, um ihre Ehre und den guten Ruf zu erhalten, keinen unter dieſen irgendwie bevorzugen. Eine Frau, die nur einen Freund hätte, oder einem unter mehreren ihrer Verehrer beſondere Gewogenheit bezeigen würde, wird als verführt betrachtet und öffentlich beſchämt, Alles würde mit den Fingern nach ihr weiſen.

Die nationalen Sitten des Tuareg-Volkes ſind aber beſonders durch das Verhältniß ausgezeichnet, das zwiſchen Männern und Frauen (Mädchen) mit Ausnahme der Eheleute herrſcht, und das vielfach an das Minneleben des

deutſchen und franzöſiſchen Mittelalters erinnert. So darf das Targi-Weib auf den Litham ihres Ritters einen Lobſpruch ſticken oder auf ſeinen Schild einen Glückwunſch ſchreiben, der Ritter ſeinerſeits wird den Namen ſeiner Schönen in die Felſen eingraben und ihre Tugenden und Vorzüge preiſen, und Niemand wird darin etwas Anſtößiges oder Uebles finden. Der Freund und die Freundin, ſagen die Tuareg, ſind für das Auge, für das Herz und nicht blos für die Leidenſchaft, wie bei den Arabern.

Faſt allabendlich verſammeln ſich die Frauen und ſingen, indem ſie ſich mit dem Rebâſa begleiten, und improviſiren ihre Geſänge gleich den Troubadours des Mittelalters. Im Halbkreiſe kauern ſich die Männer um die Sängerinen, und um dieſe zu ehren, erſcheinen ſie in ihrem beſten Staate. So patriarchaliſch ſich auch ſonſt dieſe Gebräuche darſtellen, ſo würde die verheiratete Frau dennoch unverweilt die Trennung verlangen, würde ſie eine Rivalin entdecken, und der Mann hat das Recht, eine der Untreue überwieſene Frau zu tödten, ohne ihrer Familie darüber Rechenſchaft geben zu müſſen.

Im ehelichen Verkehre gilt das Geſetz, daß die Frau dem Manne Gehorſam ſchuldet, dieſer aber in den Grenzen ſeiner Hilfsquellen für den Unterhalt der Frau zu ſorgen habe. Die Frau verlaſſen, iſt ſchon ein Grund zum Vorwurfe. Die Tuareg-Eheleute eſſen gemeinſchaftlich; im Gegenſatze zu den Arabern, bei welchen der Herr allein und die beſten Biſſen ſpeiſt, erhält die Targi-Frau immer den beſten Theil des Mahles, doch giebt es auch unter den einzelnen Gerichten ſolche, welche ausſchließlich einer oder der anderen Ehehälfte zukommen, ſo z. B. werden das Herz und die Eingeweide eines Thieres nur von den Männern genoſſen, hingegen kommen die Leber und Nieren den Frauen zu, Thee und Kaffee werden ausſchließlich nur von Männern getrunken.

Das Benehmen der Tuareg-Frauen iſt immer anſtändig und würdig, in Geſellſchaft ſind ihre Bewegungen von einer Art Etikette beſtimmt, als Zeichen der Achtung vor einem Manne, mit dem ſie ſprechen, verhüllen ſie vor ihm das Geſicht; da ſie aber keinen Schleier tragen, ſo wenden ſie dem Sprechenden den Rücken zu oder verhüllen ihr Geſicht mit dem Ende ihres Ueberwurfes. — Im häuslichen Leben iſt die Targi-Frau der Araberin gegenüber eine Fürſtin,

ſie iſt weder genöthigt, das Korn zu mahlen, noch auf ihrem Rücken Holz und Waſſer zu ſchleppen, noch zu kochen, alles dies wird von den Sclaven beſorgt, ſo daß der Targi-Frau gleich den Damen des civiliſirten Europa hinreichend Zeit bleibt, ſich der Lecture, dem Schreiben, der Muſik und feineren Handarbeiten (Stickerei) zu widmen.

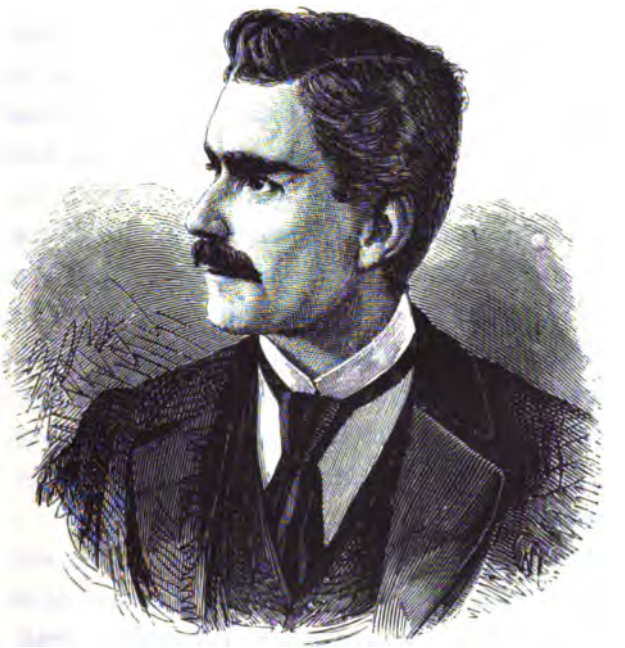
Die Hochzeitsfeierlichkeiten ähneln jenen der Araber, nur führt hier nicht das Pulver das große Wort. Bei den Edlen werden hoch zu Meheri Fantaſias aufgeführt, es wird geſungen und die Nacht hindurch erklingt das Spiel des Rebâſa, bei den Leibeigenen und Sclaven wird bei dem Klange der Derbuka (Trommelinſtrument) ein den Negern nachgeahmter Tanz aufgeführt. Ein Marabut vollzieht die hochzeitliche Einſegnung und redigirt den Ehecontract, wenn ein ſolcher für nothwendig erachtet wird, was gewöhnlich nicht der Fall iſt. Wir werden ſpäter noch Gelegenheit haben, einer arabiſchen Hochzeits-Fantaſia beizuwohnen und wollen deshalb hier von einer eingehenderen Schilderung abſtehen.

Beſchließt der Targi ſein bewegtes Leben, ſo wird er, wenn er nicht etwa allein auf der Reiſe verunglückt oder fern von der Heimat im Kampfe mit überlegenen Feinden fällt, nach den Vorſchriften des Islams beerdigt, ſein Leichnam wird mit heißem Waſſer gewaſchen, in ein neues Leinenlacken eingewickelt und in die Erde verſenkt; war er wohlhabend, ſo werden dem Todten aromatiſche Kräuter und Eſſenzen mitgegeben, Allen aber die entſprechenden Gebete gewidmet. Doch wird der Todte nicht beweint, ja hat man ihm einmal die letzten Ehren erwieſen und ihn zur Grabſtätte geleitet, ſo wird nach dem Sühnopfer ein Todtenmahl eingenommen und dann vermeidet man ängſtlich Alles, was an den Todten erinnern könnte. Das Lager wird gewechſelt, ſein Name wird nie mehr genannt, und damit er gänzlich aus dem Gedächtniß ſchwinde, erhalten die Kinder, mit Ausnahme jener in den Familien der Scheikhs und Marabuts, einen neuen Namen — der mit ihnen lebt und ſtirbt.

Und nunmehr zu unſerer Reiſe zurück. Nachdem wir die Hammada erklommen, erreichen wir das ſchon erwähnte kleine Wadi En Naſar; zwiſchen dieſem und dem nächſten, eine Tagereiſe näher an Rhadames liegenden Wadi Aghahar-Mellen wurden die beiden franzöſiſchen Reiſenden Dournaux Dupéré

und Joubert im April 1874 von den ſie begleitenden Ifoghas-Tuareg hinterliſtig ermordet.

Dournaux Dupéré, in früheren Jahren Marinebeamter zu Saint Louis am Senegal, zuletzt Erzieher in Frendah in der Provinz Oran, faßte die Preisaufgabe der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft in's Auge und ſuchte einen centralen Handelsweg zwiſchen Algerien und dem Sudan aufzufinden.



Norbert Dournaux Dupéré.

Leider war ſein Mangel an Vorſicht ebenſo groß, als ſein perſönlicher Muth, und auch der Grund ſeines traurigen Schickſals. Am 1. Februar 1874 brach der Reiſende in Begleitung des franzöſiſchen Handelsmannes Joubert von Tuggurt auf und erreichte glücklich, einen neuen Weg über El-Achiya und Bir Toſeri einſchlagend, am 18. desſelben Monats Rhadames, wo er von Seite des Kaïmakam auf das freundlichſte aufgenommen wurde. Die eben wüthende Fehde zwiſchen den Asdſcher- und Ahaggar-Tuareg verbot ihm, ſein urſprüngliches

Project aufzunehmen und über Ideles nach Timbuktu vorzudringen, er mußte den Umweg über Rhat versuchen. Doch auch diese Route war im hohen Grade unsicher; nach französischer Darstellung sollen der Stadtrath, ja selbst zwei Ifoghas-Chefs dem Reisenden abgerathen haben, sich nutzlos in die Gefahr zu begeben, v. Bary hingegen will aus guter Quelle in Rhat gehört haben, daß es den auf ihre Handelsinteressen eifersüchtigen Rhadamser Kaufleuten nicht einfiel, die Europäer zu warnen, trotzdem Jedermann wußte, daß die Reisenden in Begleitung der Ifoghas dem sicheren Tode entgegengingen. Ohne auf die Warnungen zu achten, brachen aber die beiden Reisenden in Gesellschaft von vier Ifoghas, denen sie Schutzgeld zahlten, von Rhadames auf, vier Tagreisen von Rhadames gesellten sich einige Stammesgenossen der Führer und Schaanba hinzu, und während eines harmlos scheinenden Gespräches, das diese mit den Reisenden anknüpften, fielen die Ankömmlinge über die ahnungslosen Opfer her und erdolchten sie. Sie waren das Opfer einer Rache, welche die Schaanba und Ahaggar diesmal vereint den Franzosen schworen, weil französische Spahis einen Hoggar-Chef und den Bruder eines Chefs der Schaanba getödtet hatten, nachdem dieselben lange Zeit mit ihren Banden das Land unsicher gemacht hatten. Zu gleicher Zeit war auch zwischen den Asdscher und Ahaggar der Krieg ausgebrochen, der Grund hierzu waren nur einige Thaler, die von Rhadamser Kaufleuten an den Scheikh der Imangasaten entrichtet werden mußten.

Der alte Scheikh Eg esch Schech war gestorben und nach seinem Tode machten seine beiden Neffen Ufenaiet und Khetama auf diese Abgaben Anspruch. Aus so geringfügigem Anlaß entstand die langjährige blutige Fehde zwischen Asdscher und Ahaggar, die so vielen das Leben kostete, daß wie Schech Osman dem Dr. v. Bary versicherte, Niemand mehr eines natürlichen Todes, sondern durch das Schwert sterbe. Nach dem einstimmigen Urtheile der Kaufleute in Rhat war das Recht auf der Seite Khetama's, des Sohnes des Hadsch-Dschabur. Khetama ist seitdem im Kampfe gefallen, seinen Gegner Ufenaiet lernte v. Bary näher kennen und entwirft folgendes Bild von ihm: Ufenaiet, der jetzige Scheikh der Imangasaten, kann als Typus eines vornehmen Targi gelten. Von rein weißer Hautfarbe und ungewöhnlich kräftigem Körperbau, besitzt dieser junge Mann eine wahrhaft herkulische Stimme, deren tiefes

Dröhnen ſelbſt bei ganz ruhigem Sprechen in Erſtaunen ſetzen kann. Die dunklen Augen nehmen bei der geringſten Erregung ein wildes Feuer an, und unter dem ſchwarzen Litham läßt ſich eine ſtark vorſpringende Adlernaſe erkennen. Mit dieſen äußerlichen Eigenſchaften verbindet Ufenaiet einen heftigen Charakter und leicht verwundbaren Stolz, ſo daß der Umgang mit ihm keineswegs leicht iſt. Seine Stammesgenoſſen ſehen aber darin nur die nothwendigen Eigenſchaften eines wahren Scheikh. Uebrigens meinte Osman, der Führer v. Bary's: Aeußerlich erſcheint Ufenaiet wie ein Löwe, aber im Inneren trägt er das Herz eines Kindes. Damit wollte er ſagen: Schone ſeinen Stolz und Ehrgeiz, ſo haſt Du leichtes Spiel mit ihm. Wie v. Bary ſpäter fand, hatte Osman Recht. Seine erſte Begegnung mit Ufenaiet in Rhat war nichts weniger als freundſchaftlich. Im vornehmen Tone beanſpruchte er Geſchenke, wie Barth an Hatita ſie entrichtet hatte. Die Erwiderung, hier in Rhat gebe es keine Geſchenke für ihn, da dieſe Stadt nun dem Sultan gehöre, machte ihn wüthend, und indem er etwas Sand auf die flache Hand ſtreute und dann wegblies, zeigte er, daß er ſich nichts um den Sultan kümmere; als er ſah, daß ſeine Heftigkeit den Reiſenden nicht einſchüchtern konnte, verließ er in großer Erregung das Haus und ließ ſich nicht wieder ſehen. Sein Stolz ließ es nicht zu, daß er fortan v. Bary um irgend etwas erſucht hätte, während er ſonſt von allen Seiten in Contribution verſetzt wurde. Traf der Reiſende den ſtolzen Chef beim Kaïmakam, ſo blieb ſein Benehmen reſervirt, aber höflich. Trotz dieſes geſpannten Verhältniſſes unternahm Ufenaiet nichts gegen v. Bary, als er mit Osman in's Wadi Mihero zog. Nach der Rückkehr von dieſem Ausfluge übergab v. Bary dem Imangaſaten-Chef einen goldgeſtickten Kaftan, worüber er ſeiner freudigen Ueberraſchung ſo unverhohlen Ausdruck gab, daß er in ein lautes „maschallah“ ausbrach und mit wenigen, aber kräftigen Worten den Reiſenden ſeiner Freundſchaft verſicherte. Die Stellung Ufenaiet's den Türken gegenüber wird man am beſten aus folgender Erzählung entnehmen können. Als die Türken in Rhat eingerückt waren, wurde der Befehl gegeben, jeder Targi müſſe vor ſeinem Eintritte in die Stadt der Schildwache ſeine Waffen übergeben. Nun traf es ſich, daß ein Bruder des Chefs, der vielleicht von dieſem Befehle noch nichts gehört hatte, oder denſelben ignoriren zu können glaubte, durch das Thor ſchritt und an dem

dort poſtirten Soldaten vorübergehen wollte, ohne ſeine Waffen niederzulegen. Dieſer ergriff ihn am Arme und bedeutete ihm, Schwert und Lanze abzugeben. Der Targi aber zog den Dolch, den dieſes Volk ſtets auf der Innenſeite des linken Vorderarmes trägt, und drohte, den Türken niederzuſtoßen. Der überraſchte Soldat ließ den Targi los, worauf dieſer entfloh. Als aber der Vorfall dem Commandanten, einem ſehr energiſchen Manne, gemeldet wurde, ließ er Alarm ſchlagen und alle Truppen unter die Waffen treten. Den Tuareg wurde bekannt gegeben, daß die Soldaten auf ſie feuern würden, wenn jener Flüchtling nicht binnen vierundzwanzig Stunden eingeliefert ſei. Der Targi hatte aber auf ſeinem Meheri längſt das Weite geſucht. Da erſchien der alte Vater des Entflohenen am Thore der Stadt und lieferte ſich freiwillig den Türken aus, an Stelle ſeines Sohnes. Dieſer Edelmuth machte aber ſo wenig Eindruck, daß die Soldaten den wehrloſen Mann auf dem Transport in's Gefängniß dermaßen mit Kolbenſtößen mißhandelten, daß derſelbe bald darauf ſtarb, weil man ihn, wie der Commandant ſich ausdrückte, zu ſehr auf die Bruſt geſchlagen hatte. So endete der Vater des heutigen Scheikh der Imangaſaten.

Wie wir bereits erfahren haben, zerfällt die große Fraction der Asdſcher in mehrere edle Stämme und deren Leibeigene, unter dieſen edlen Stämmen zeichnet ſich jeder einzelne durch beſtimmte Eigenthümlichkeiten und Traditionen aus. So behaupten die Imanan, Abkömmlinge des Propheten zu ſein, eine Erſcheinung, die indeſſen bei allen halbwegs alten und mächtigen Familien der zum Islam ſich bekennenden Bevölkerung Afrika's wiederkehrt.

Die Ritterlichkeit der Tuareg hat den Frauen des Imanan-Stammes den Titel timanokalin (königliche Frauen) gewahrt, den ſie ihrer Schönheit und ihrer beſonderen muſikaliſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten halber in Anſpruch nehmen dürfen. Zuweilen geben dieſelben große Soiréen, zu welchen die Männer von weit und breit im größten Staate ſich einfinden, um dem Geſange zu lauſchen, der auf einer Trommel (tobol) und dem uns bekannten Rebâſa begleitet wird.

Die Frauen aus dieſem Stamme ſind auch ſehr zur Ehe geſucht, da ihren Kindern der Titel eines Scherif zukömmt, deshalb iſt auch das Blut der Imanan bei den Tuareg weit verbreitet.

Zur Zeit, als Duveyrier seine epochemachende Reise in der Sahara unternahm, übten die Oraghen durch die in der ganzen Fraction der Asdscher hochangesehene und einflußreiche Persönlichkeit ihres Chefs, des Scheikhs Ikhenukhen, eine gewisse Hegemonie aus. Das Ansehen des Chefs gründete sich aber auf die in der ganzen Asdscher-Conföderation unübertroffene Gewandtheit in der Handhabung des Schwertes und Schildes, in zweiter Linie auf seinen Reichthum und seinen geachteten Charakter, dem Duveyrier alle Anerkennung zollt. Der Ruf der Oraghen fand in der Tradition des Stammes, nach welcher einst ein kleines Häuflein Oraghen unter Anführung des im ganzen Tuareg-Lande seiner Tapferkeit und seines Reichthumes halber bekannten Eg-Tinekerbas, die vereinigte Macht der Imanan und Imangasaten schlug (es geschah dies in der Nähe eines isolirten Talhabaumes, der seitdem Azhel-n-Edokan, nach dem Anführer der vereinigten Gegner heißt), mächtige Unterstützung und wurde durch ein Gedicht gefeiert, in welchem die Tapferkeit und der Reichthum des Stammes besungen ist. Ikhenukhen war einer der reichsten Tuareg und konnte 100 Streiter in's Feld stellen und ebensoviele Meheri.

Das Ansehen des Stammes war so groß, daß zwei tunesische Stämme an Ikhenukhen Tribut zahlten. Seither haben sich bekanntlich die Verhältnisse gründlich geändert, mit dem Einzuge der Türken in Rhat traten im Lager der Asdscher große Spaltungen ein, und wer sich nicht unter die türkische Herrschaft beugen mochte, hatte nur die Wahl zwischen Anschluß an die Ahaggar und Auswanderung. Ahitarhel, der Amenokal der Ahaggar, ist nun der einzige unabhängige Chef der nördlichen Tuareg und um ihn schaaren sich alle Stämme, die ihre alte Freiheit bewahren wollen. Selbst nach einem Friedensschlusse werden seine bisherigen Verbündeten, die Imangasaten, Ifoghas und verschiedene Imrhad, kaum zu ihren früheren Häuptlingen zurückkehren, gegen die sie so lange Jahre Krieg geführt. Mit den Oraghen stritten schon in den Jahren 1860—1862 die Imangasaten um die Suprematie in der Conföderation der Asdscher. Einer ihrer früheren Chefs ist uns als Beschützer und Geleitsmann Dr. Barth's bekannt, es war dies Hatita; heute steht der Stamm und sein Chef Ufenaiet an der Spitze der noch selbstständig gebliebenen, gegen die Ahaggar kämpfenden Asdscher.

Der Stamm der Imettrilalen, in Fessan ansässig und ackerbautreibend, hat schon seit mehreren Jahrzehnten auf jede politische Rolle verzichtet. Dagegen sind die Ihadhanaren die unstetesten und ungestümsten Nomaden unter den Asdscher. In allen Kriegen der Asdscher gegen die Ahaggar haben sie stets ihre Stammesgenossen an die Gegner verrathen und mit diesen gemeinschaftliche Sache gemacht. Sie sind auch die Wegelagerer an den großen Heerstraßen der Wüste und Plünderung ist die Hauptquelle ihres Einkommens. Von ihrer Verwegenheit giebt folgende Rhessi eine Vorstellung: Zehn Männer dieses Stammes zogen im Jahre 1860 von Dschanet 1200 Kilometer nach Südwesten in die Nähe von Timbuktu, um über die Kameele der Anhänger des religiösen Ordens der Marabuts El Bakkay herzufallen; der Raubzug gelang auch und 300 Kameele wurden ihre Beute. Auf die Reclamation des Marabut Sidi Mohamed hin hatten sie noch die Kühnheit, demselben als Gastmahl das Fleisch von einem geraubten Kameele vorzusetzen, was als halal (unerlaubt) vom Marabut zurückgewiesen wurde. Sidi Mohamed klagte nun den Stamm bei dem Amghar der Asdscher und dieser beschloß, den Ihadhanaren die Beute abzunehmen, um sie den rechtmäßigen Besitzern zurückzustellen; doch bevor die Asdscher sich noch zum Kriegszuge vorbereitet hatten, war der ganze Stamm nach allen Himmelsgegenden in die Wüste geflüchtet, die Beute mit sich führend. Vergebliche Mühe, die Räuber nunmehr aufzufinden.

Durch ihren Charakter als Marabuts, durch ihre Anzahl und durch die angesehene und einflußreiche Persönlichkeit ihres einstigen Chefs Si-Othman, welcher im Jahre 1870 auf der Rückreise von der Pilgerfahrt nach Mekka in der Wüste starb, nahmen zur Zeit Duveyrier's die Ifoghas einen hervorragenden Rang unter den Asdscher ein. Obwohl Marabuts und als solche nur im Falle der persönlichen Abwehr zu den Waffen greifend, sind sie als tapfer bekannt. Sie haben keine Leibeigenen, da der Islam überhaupt die Leibeigenschaft verbietet, aber wie alle Marabuts haben sie eine große Anzahl freiwilliger Anhänger (Khoddam) und eine große Zahl von Sclaven, welche unter Aufsicht der ersteren die häuslichen Arbeiten verrichten und die Heerden hüten. Die Frauen des Stammes genießen die vollste Freiheit und sind ihrer Geschicklichkeit, ihrer Umgangsformen wegen im ganzen Lande berühmt. Gleich den Frauen der Imanan sind sie in der Musik sehr bewandert und

in der Gewandtheit, das Meheri zu besteigen, unübertroffen, in ihren Käfigen hockend, wissen sie mit den gewandtesten Meheri-Reitern um die Wette zu reiten, und um diese Gewandtheit sich zu erhalten, unternehmen sie in Gesellschaft, ohne von einem Manne begleitet zu sein, kleine Reisen.

Si-Othman, der Chef des Stammes, neben Ikhenukhen der angesehenste Mann unter den Asdscher, begleitete auch Major Laing im Jahre 1827 auf seiner Reise von Rhadames quer durch das Land der Tuareg über Insalah nach Timbuktu. Nur seinem Einflusse und seiner geachteten Stellung als Marabut konnte es gelingen, einen Christen, der seinen Glauben nie verhehlte, glücklich durch fanatische Muselmanen zu führen. Im Jahre 1862 war es wieder Si-Othman, welcher als erster Tuareg, der Einladung Duveyrier's folgend, nach Paris kam. Als Chef des Stammes hatte Si-Othman seinen Sitz in der im Lande der Tuareg einzigen Sauya Timassanin, deren Mokaddem er war. Die sehr besuchte Caravanenstraße von Rhadames nach Insalah steht unter dem Protectorate dieses Stammes, und alle werthvollen Producte, welche auf dieser Route transportirt werden, sind ausschließlich der Ueberwachung der Marabuts anvertraut; dieses Protectorat ist um so wichtiger für den Handel, als auf dieser Route das meiste Gold von Insalah, respective Timbuktu nach Rhadames und weiter mit der Bestimmung für Europa nach Tripoli gelangt, zuweilen erreicht das in einem Jahre auf diesem Wege transportirte Gold (Goldstaub) einen Werth von drei Millionen Francs.

Ein Theil des Stammes reist als ambulante Marabuts, Missionären gleich, das ganze Jahr hindurch in der ganzen centralen und westlichen Sahara, und hat von dieser seiner dem Vogel gleichen Thätigkeit den Namen Ifoghas-n-Igedhad. Die freiwilligen Diener dieses und des den Beinamen N'Ukkiran führenden Theiles, beide Marabuts, heißen Ifoghas-n-et-Tobol, von der Trommel so genannt, welche sie auf den Zügen ihrer Herren zu schlagen haben, und welcher Gebrauch noch an das Hofleben der alten Sultane der Tuareg erinnern mag.

Die Ihehauen sind die Marabuts der fessanischen Tuareg. Im Gegensatze zu dem allgemeinen Charakter des Volkes sind sie sehr mittheilsam, friedfertig, dabei gastfreundlich, zugleich aber auch oft bettelhaft, zudringlich. Charakteristisch für die bevorzugte Stellung des Weibes bei den Tuareg ist

es, daß zur Zeit, als Duveyrier das Land beſuchte, eine Frau als Chef der Marabuts dieſes Stammes fungirte und ihre ſeltene Schönheit in großem Rufe ſtand.

Einundzwanzig Tage ſind verfloſſen, ſeitdem wir Rhat verlaſſen haben, der kommende Tag findet uns ſchon in den Mauern der Handelsſtadt Rhadames, wir nehmen vorläufig von dem Tuareg-Volke Abſchied und richten unſere Blicke nach Norden.

Mit dem Früheſten des nächſten Tages aufbrechend, ziehen wir über eine völlig kahle, von zahlreichen Riſſen durchfurchte Ebene, im Nordoſten winken uns die röthlich-gelben Dünen entgegen, welche der Oaſe Rhadames vorlagern, bald aber weidet ſich unſer Auge an den dichten, ſchmucken Palmenkronen — das Ziel nach mühevoller Wüſtenwanderung. Je näher wir der Stadt kommen, deſto größer wird die Bewegung in der Caravane, die Rhadamſer Kaufleute verneigten ſich ſchon des Morgens tiefer als bisher nach Oſten und die Gebete währten auch länger. Allah war gnädig und behütete uns vor den mannigfachen Gefahren der Wüſte. Ueber ein ausgedehntes Plateau, bedeckt mit den Reſten antiker Bauten, aufrecht ſtehender Ruinen, runder und viereckiger Thürme, Säulenſchichten und Schuttmaſſen, dazwiſchen die aus neuerer Zeit ſtammenden Grabhügel der Rhadamſer und hie und da zerſtreute kleine Lager (Strohhütten) der Tuareg, die ebenſo wie in Rhat extra muros bleiben, ziehen wir zum Hauptthore der Stadt, das an der Nordweſtſeite der Umfaſſungsmauer liegt. Das Plateau, das wir überſchreiten, einem rieſigen Kirchhofe gleich, heißt die Ebene der Götzen, da die Rhadamſer jene Bautenreſte mit dem Namen Esnamen (Götzenbilder) belegen. Die Ankunft der Caravane iſt den Bewohnern der Stadt nicht unbekannt geblieben, ſchon auf der Götzenebene ziehen uns kleine Gruppen von Rhadamſern, die Verwandten der Kaufleute entgegen, ſie Alle tragen gleich unſerer Imangaſaten-Begleitung den Litham, da giebt es ein Begrüßen und freudige Ausrufe, die Araber, die uns auf ſtolzen Roſſen entgegenreiten, laſſen das Pulver ſprechen und veranſtalten eine kleine „Fantaſia“, eine ganze Schaar halbnackter Tuareg-Kinder miſcht ſich unter die Caravane; in dieſer Begleitung langen wir bei dem Hauptthore an, von welchem das Halbmondbanner herabweht; kaum daß wir den Palmenhain betreten, der zwiſchen der

Wallmauer und den nächſten Häuſern des Stadttheils, der Beni Uaſit ſich ausbreitet, als ſich die Terraſſen der Häuſer mit verſchleierten Frauengeſtalten füllen und ein langanhaltendes Freudengeſchrei uns empfängt. In allen Gärten auf dem Wege, die den Palmenhain der Oaſe durchqueren, und in den engen Gaſſen der Stadt, nicht minder in den Häuſern herrſcht ein ungewöhnliches Leben. Die rückkehrenden Kaufleute, von den Aelteſten des Gemeinderathes (Dſchemaa) begrüßt, werden bald von der anſtürmenden Menge von Bekannten mit Fragen über die Reiſe und ihre Reſultate, über die Fracht und die Preiſe der Producte im Sudan überhäuft. Wir trennen uns von unſeren freundlichen Geleitsmännern, beſchenken die Beſchützer der Caravane reichlich und ſuchen mit unſeren Dienern die ſchattige Kühle des geräumigen Hauſes eines der Handelsleute auf, die mit uns von Rhat angekommen ſind.

VI.

Von Rhadames nach Biskra.

Unſer erſter Beſuch, nachdem wir uns vom Wüſtenſtaube gereinigt und unſere beſten Gewänder angethan, gilt, wie dies üblich, dem Kaïmakam der Stadt, Si Mohamed bu Aïſcha, denn Rhadames iſt eine dem Sultan unterthane Stadt. Wir werden freundlich empfangen, — der Bu Djeruldi (Regierungspaß), den wir uns in Tripoli ausſtellen ließen, thut Wunder, — und mit Erfriſchungen gelabt. Nachdem uns der Kaïmakam ſeines vollſten Schutzes verſichert, kehren wir in unſere Behauſung zurück, noch vor Einbruch der Nacht bringen uns die Diener des Gouverneurs eine reichliche Diffa, beſtehend aus einem Kuskusbrei mit Hühnerfleiſch, einem Hammelragout, das reichlich mit Knoblauch verſetzt iſt, und Orangen zum Deſſert, dem wir auch alle Ehre anthun, ſelbſt unter Mithilfe der Diener können wir das reiche Mahl nicht bewältigen. Doch auch an uns iſt es, die Gaſtfreundſchaft zu entgelten, und am nächſten Tage dürfen wir es nicht unterlaſſen, dem Kaïmakam unſere Geſchenke zu überreichen, die nach Wüſtengebrauch jedenfalls den Werth der uns geleiſteten Dienſte übertreffen müſſen. Unſer Haus iſt bald das Rendezvous der Würdenträger der Stadt, bald iſt es ein Mitglied der Dſchemaa, bald ein ſolches der Handelskammer (Medſcheles), bald der Baſch-agha (der Commandant der Truppen), die uns mit ihrer Gegenwart beehren, ſelbſt der Kaïmakam vergißt nicht, ſich perſönlich nach unſerem Befinden zu erkundigen und eine Weile mit uns zu plaudern, ſich die Neuigkeiten aus dem Abendlande erzählen zu laſſen, er iſt immer von einigen Dienern begleitet, welche ihm die Rauchutenſilien und den Kaffee nachtragen. So

ſchmeichelhaft dieſe Beſuche auch ſind, ſo würden wir nach den Strapazen einer zweiundzwanzigtägigen Wüſtenreiſe es doch vorziehen, Ruhe zu finden — doch darein heißt es ſich geduldig ergeben, es iſt noch das geringſte Ungemach.

Und nun zur Stadt, deren Beſichtigung wir einige Tage widmen wollen, bevor wir weiter nach Norden in den Oaſengürtel des Suf und der Ziban aufbrechen. Rhadames iſt eine der älteſten Städte Nordafrika's. Tradition und Geſchichte beſtätigen es nicht minder, als die vorgefundenen Ruinen aus den verſchiedenſten Zeitepochen und verſchiedener Völkerſchaften. So wie allenthalben in der ganzen Wüſte, ſo war auch bei der Anlage der Stadt Rhadames das Vorhandenſein einer mächtigen Süßwaſſerquelle, die auf einen größeren Umkreis hin die kahle nackte Wüſte in eine fruchtbare Oaſe umwandelte, der beſtimmende Factor. Dieſe Quelle, auf zwei Seiten durch eine Dünenzone, im Norden durch die Areg-Region, im Weſten durch die Dünen von Edeyen, an größerer Entwicklung gehindert, lag auch überdies auf dem großen Handelswege, welcher von der Mittelmeerküſte nach dem geheimnißvollen Nigritien führte, nur ſo läßt es ſich erklären, wie die Alten ſich entſchließen konnten, inmitten der traurigſten Oede ſich anſäſſig zu machen. Nach der Tradition der Rhadamſer ſoll der Urſprung der Stadt bis in die Zeit Abraham's zurückgreifen. Die Entdeckung eines Basreliefs durch Duveyrier, das mit dem charakteriſtiſchen Arbeiten der alten Egypter die größte Aehnlichkeit beſitzt, läßt es als höchſt wahrſcheinlich gelten, daß hier im graueſten Alterthum eine Cultur blühte, die, wenn auch nicht auf der Höhe der egyptiſchen, ſo doch eine dieſer verwandte war. Eine weitere Beſtätigung der örtlichen Tradition erhalten wir durch Plinius, welcher zu Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung in der Gegend der heutigen Stadt Rhadames Libyo-Egypter, d. h. Libyer egyptiſcher Abkunft wohnen läßt. Einer ſpäteren Epoche, gewiß aber vorrömiſchen, gehören die Ruinen des Plateau's der Esnamen (Götzen) an. Duveyrier erblickt in ihnen die unzweideutigen Beweiſe ihrer garamantiſchen Herkunft; obwohl die Gegend um Rhadames nicht die eigentliche Heimat des Volkes war, ſo iſt doch die Uebereinſtimmung des verwendeten Baumaterials und der Bauart mit jener der alten Garamantenſtadt Dſcherma zu auffallend, um die Esnamen einem anderen Volke zuſchreiben zu können. Zum großen Theile aus den aufrechtſtehenden Reſten runder und viereckiger Thürme

beſtehend, befindet ſich in jedem ſolchen Thurme zu ebener Erde eine meiſt gut erhaltene, oben ſpitz zulaufende gewölbte Kammer und in einigen über derſelben ein zweiter ähnlicher Raum, zu dem von Außen ſteinerne Stufen hinaufführen. Aus feſtem Material gebaut und vielleicht durch Mauern untereinander verbunden, hatten ſie wahrſcheinlich den doppelten Zweck, ſowohl als Zufluchtsſtätte und Schatzkammer, wie auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe zu dienen. Durch Plinius wiſſen wir ferner, daß unter den im Jahre 19 v. Chr. durch den Conſul Cornelius Balbus Rom unterworfenen Städten auch eine ſolche mit Namen „Cydamus“ figurirte, in der wir das heutige Rhadames leicht wieder erkennen. Bis 1860 war es noch zweifelhaft, ob der Beſitz von Cydamus für Rom ein vorübergehender oder dauernder war, als im genannten Jahre Duveyrier eine ſehr wichtige römiſche Inſchrift entdeckte, welche nicht nur die lange Dauer der Beſetzung beweiſt, ſondern auch weitere Details über dieſelbe enthält. Die Inſchrift wurde von Cherbonneau und Régnier als aus der Regierungszeit Alexander Severus (221—235 n. Chr.) herrührend beſtimmt und beſagt, daß Cydamus damals zur Provinz Numidia gehörte. Auch andere ſichtbare Spuren der Römerherrſchaft ſind noch vorhanden. So ſtehen im Inneren der beiden Hauptmoſcheen Säulen von offenbar römiſcher Arbeit, glatte ſowohl wie cannelirte Monolithen mit einfach doriſchen, wie mit corinthiſchen Capitälen, die jedenfalls Ueberbleibſel verſchiedener ehemaliger Kunſtbauten ſind; ebenſo enthält der große ausgedehnte Friedhof der Beni Uaſit Grabmäler aus allen Epochen von der garamantiſchen bis auf die jüngſte. Die Tradition erwähnt eine weitere intereſſante Thatſache damit, daß die Bewohner der Stadt nur mit Gewalt dem Islam unterworfen wurden, und ein Straßenname der Stadt erinnert noch an den langen Widerſtand, welchen die Bewohner der Annahme des Islam entgegenſetzten. Im Mittelalter zählte die herätiſche Secte des Islam, die Wahabiten zahlreiche Anhänger bei den Rhadamſern.

Unſer Hauptintereſſe nimmt die Quelle von Rhadames, in der ganzen Sahara kurzweg l'aïn, oder die Stutenquelle (Aïn el Fers), von den Tuareg die Crocodilquelle (Arſcheſchuf) genannt, in Anſpruch. Sie war die Urſache der Gründung der Stadt und die Schöpferin der Oaſe, und in ihrer Mächtigkeit hat ſie in der ganzen Wüſte wenige ihres Gleichen. Sie iſt in ein länglich

viereckiges, 25 Meter langes, 15 Meter breites Baſſin gefaßt, auf deſſen Boden man an mehreren Stellen das Waſſer hervorquellen ſieht. Die maſſiven Steinquadern der Einfaſſung verrathen ebenfalls das Werk der Römer, die ſehr wohl wußten, wie wichtig es ſei, das Waſſer vor der Vertheilung über die Felder in größerer Menge anzuſammeln. Aus fünf Rinnen, drei größeren und zwei kleineren, ablaufend, reicht das Waſſer der Quelle und einiger Brunnen nur zur Bewäſſerung einer Fläche von

Die Quelle von Rhadames.

75 Hectaren hin, während der ummauerte, zur Oaſe gehörende Raum 160 Hectaren mißt. Major Mircher giebt den Umfang der Oaſe mit 6000 Meter, den Durchmeſſer mit 1200 und 1600 Meter an. Es ſcheint alſo, daß einſt die Quelle bedeutend mächtiger geweſen, oder daß die Cultivirung der jetzt innerhalb der Ringmauer brach liegenden Länder aufgegeben wurde, weil man den Kampf gegen die Natur nicht länger fortſetzen wollte oder konnte. Beides iſt möglich, denn einerſeits finden ſich gerade

in der Sahara häufig Quellen, die mit wechselnder Stärke Wasser spenden, und so mag vor Zeiten die Quelle von Rhadames ergiebig genug gewesen sein, um das gesammte eingefriedigte Terrain zu befruchten. Andererseits ist es nichts Seltenes, daß ein bis dahin zu Gärten und Pflanzungen benutzter Boden so hoch mit Flugsand überdeckt wird, daß alle Bemühungen, ihn culturfähig zu machen, aufgegeben werden müssen, und besonders in den Oasen, welche, wie Rhadames, nicht durch fließendes Wasser gespeist werden, hat der Mensch beständig gegen die Versandung des Bodens zu kämpfen. Die Gärten müssen, damit die Berieselung durch Quellwasser stattfinden kann, vertieft angelegt und der hereingewehte Sand muß immer schleunigst daraus entfernt werden.

Auffallend genug ist das Wasser der Quelle warm und schwankt seine Temperatur zwischen 29—35° Celsius, je nach der Jahreszeit. Aus der Temperatur der Quelle folgert Vatonne, ein Mitglied der französischen Expedition, welche 1862 Rhadames besuchte, daß die Quelle, sowie zwei in der Nähe befindliche Brunnen mit fast gleicher Temperatur aus einer und derselben unterirdischen Wasserschichte von circa 120 Meter Tiefe gespeist würden. Rohlfs ist hingegen der Ansicht, da die anderen Brunnen der Umgegend bei einer Tiefe der Wasserschicht von 20 Meter nur 19° Celsius und einen bedeutend größeren Salzgehalt haben, ihr Wasser daher ungenießbar ist, während die Quelle auf den Liter nur 2·3 Gramm Salz enthält, daß zwei verschiedene Wasserschichten der Oase den Wasserreichthum spenden. Bei dieser hohen Temperatur der Quelle wäre das Wasser kaum trinkbar, man läßt es daher in steinernen Krügen oder in Schläuchen vorher abkühlen.

Es läßt sich leicht vorstellen, wie sorgsam dieser Schatz von Wasser von den Einwohnern gehütet wird. Die Vertheilung des Wassers an die einzelnen Gärten wird durch Wasseruhren geregelt und erfordert ein sehr complicirtes Verfahren, weil das Land wie kaum irgendwo anders in so kleine Parcellen getheilt ist, daß die meisten Gärten kaum mehr als 200 Quadratmeter Fläche bedecken, viele aber nur halb so groß sind. Eine der fünf Rinnen, durch welche das Wasser der Quelle abläuft, führt auf den Marktplatz der Stadt. Hier steht ein Clepsydra, von den Rhadamsern „Gaddus“ genannt, ein eiserner Topf mit einer runden Oeffnung im Boden, durch

RHADAMES.

welche das Wasser, wenn er vollgefüllt ist, in circa drei Minuten abläuft. Jedesmal wenn ein Gaddus abgelaufen, schlingt ein dazu angestellter Knabe, der von Zeit zu Zeit, mehrmals im Tage von einem anderen abgelöst wird, einen Knoten in eine Palmblattfaser. Sobald er 100 Knoten in dieser Weise geschlungen, greift er zu einer zweiten u. s. w. Sieben Gaddus heißen eine Dermissa und geben eine ungefähr 20 Minuten anhaltende, für einen Garten mit 64 Palmen genügende Berieselung. In dreizehn Tagen, welcher Zeitraum in dieser Beziehung eine Nuba genannt wird, kommen 925 Dermissa Wasser zur Vertheilung. Für jede einzelne der fünf Rinnen ist ein Amin angestellt, der die Vertheilung und den Verbrauch des Wassers zu regeln hat, und deren ersten (Amin Tesder) der Knabe an der Clepsydra die verbrauchten Palmenfasern zu übergeben hat. In ähnlicher Weise geschieht die Berieselung aus den beiden der Quelle zunächst gelegenen Brunnen, wobei Neger die Schöpfarbeit verrichten. In früheren Zeiten gab die Theilung des Wassers steten Anlaß zu oft blutigen Streitigkeiten unter den verschiedenen Grundbesitzern. Gegenwärtig ist alles zur Berieselung dienende Wasser Staatseigenthum und die türkische Regierung zieht daraus eine jährliche Einnahme von 50.000 Francs, indem sie sich für die Dermissa 50 Francs bezahlen läßt.

Von außen gleicht die Stadt Rhadames, wenn man die vor den Thoren zerstreut stehenden Wohnungen der Beni-Belil abrechnet, mit ihren dicht aneinander geschlossenen mehrstöckigen Häusern, deren nackte Wände kaum hie und da im obersten Theile von einer kleinen Fensteröffnung durchbrochen sind, einer unregelmäßig emporgemauerten compacten Festung. Von ferne gesehen, bietet die blendend weiße Häusermasse, aus einem dichten, graugrünen Palmenhain mitten in der vollkommen öden Sahara sich erhebend, einen überraschenden, höchst malerischen Anblick dar. (Siehe Farbendruckbild IV: Rhadames.)

In der Form einer sehr unregelmäßigen Insel liegt die Stadt Rhadames im südöstlichen Theile der Oase, die in ihrem ganzen Umfange von einer Erdmauer in zahlreich ein- und ausspringenden Winkeln eingeschlossen wird. Einst mochte diese Schutzwehr genügen, um die räuberischen Einfälle der Araberstämme der Sahara abzuhalten, heute ist sie an zahllosen Stellen

verfallen und in Breſche gelegt, ſo daß die vorhandenen Thore und Baſtionen nicht mehr vertheidigungsfähig ſind. Wie in den meiſten befeſtigten Orten (Kſors) der Sahara, ſind die Quartiere der einzelnen Fractionen der Bevölkerung hier zwei: die Beni Uaſit und Beni Ulid, durch Mauern geſchieden, und es kommt vor, daß die Bewohner des einen Quartiers oft ein ganzes Lebensalter hindurch nie das andere Quartier betreten, im Gegentheile auf ſtetem Qui vive leben. Nur der Marktplatz iſt beiden Fractionen gemeinſchaftlich, zwei kleine thurmähnliche Befeſtigungen, die ſich gegenüberſtehen, vertheidigen die Hauptverbindungswege jedes einzelnen Quartiers. Von dem mittleren Thore, das an der Weſtſeite der Umfaſſungsmauer liegt, führt ein langer Corridor auf den Marktplatz, von Straßen kann in Rhadames keine Rede ſein, denn alle Verbindungswege ſind ſo ſchmale Gäßchen, daß kaum zwei Perſonen einander anſtandslos ausweichen können. Dazu ſind ſämmtliche Gäßchen und Wege durch die überragenden erſten Stockwerke der Häuſer überdeckt, Luft und Licht kann nur durch von Strecke zu Strecke freigelaſſene kleine Lichthöfe in dieſe finſteren Gänge eindringen. Die kleinen Nebengäßchen aber, die überdies noch ſchlangenartig gewunden verlaufen, erhalten nur an den Mündungsſtellen Lichtzutritt, die Finſterniß in dieſen iſt eine abſolute. Der Verkehr in ſolchen engen Gängen erheiſcht die größte Vorſicht und er iſt überhaupt nur dadurch möglich, daß die Paſſanten ſich durch gegenſeitiges Räuſpern oder Grunzen vor unliebſamen Zuſammenſtößen bewahren; für den Fremden iſt es überraſchend, bei jedem Schritte in einem ſolchen Gäßchen dieſes Grunzen zu vernehmen, dem unmittelbar darauf eine vorbeihuſchende, ſich an die Wand drückende Geſtalt folgt. Es ſind dies gewöhnlich die Sclavinen, welche, ihre Gänge verrichtend, dieſe Töne als Warnungsſignal von ſich geben, um den Paſſanten aufmerkſam zu machen. Iſt es eine Frau, die einer ſolchen begegnet, ſo wird ſie in ähnlicher Weiſe antworten, iſt es jedoch ein Mann, ſo ſtrampft er einige Male auf den Boden, worauf die Sclavin oder eine Frau überhaupt eiligſt an den Ausgang der Straße eilt und den Mann paſſiren läßt. Die gemächlichen und wohlhabenden Bewohner verſehen ſich mit Laternen. Die Hauptgaſſe iſt zum Ueberfluß noch auf beiden Seiten von ſteinernen oder aus Luftziegeln hergeſtellten Bänken garnirt, auf welchen die Bewohner zur heißen Tageszeit zur Converſation ſich verſammeln.

Rhadames zählt circa 1400 Häuser, die fast durchwegs in mauriſchem Style erbaut ſind, und nur je nach ihrer Beſtimmung als Wohnhaus oder Magazin in ihrer inneren Einrichtung abweichen. Die Wohnhäuſer ſind zum größten Theile einſtöckig und mit einer flachen Terraſſe mit überhöhtem Rande gedeckt, in deren Mitte nur ein rechtwinkeliger Ausſchnitt dem Licht in das Innere des Hauſes Zulaß geſtattet. Das Parterre dient, wenn der Beſitzer nicht ſo wohlhabend iſt, oder keinen hinreichend ausgedehnten Handel treibt, um eigene Magazine für ſeine Waaren zu halten, als Waarenlager, und iſt ganz finſter. Das erſte Stockwerk dient dem Hausherrn und ſeiner Familie mit Ausnahme der erwachſenen Kinder zum Aufenthalte; zum Aufſtieg dient eine finſtere, enge und gewundene Treppe, in deren einem Winkel die Waſſervorräthe zur Abkühlung aufbewahrt werden, während im anderen — für uns Europäer etwas unbegreiflich — der Abort untergebracht iſt. Die Mitte des erſten Stockwerkes nimmt ein großes, viereckiges Zimmer ein, das einzig und allein von der Oeffnung in der Terraſſe aus das nöthige Licht erhält. Die Wände des Zimmers ſind von oben bis unten in höchſt bizarrer Weiſe mit zahlreichen Kupfer- und Meſſingvaſen und Schüſſeln der verſchiedenſten Dimenſionen, mit Halfakörben, deren Verfertigung der Hausfrau obliegt, behangen, in allen möglichen Zwiſchenräumen Spiegelſcheiben angebracht. In einer Ecke des Zimmers iſt in die Mauer eine kleine Alkove niſchenartig ausgehöhlt, in der entgegengeſetzten Ecke iſt die Treppe zur Terraſſe angebracht und unter dieſer Treppe iſt in einer Niſche der Ziege ihr Aufenthalt angewieſen. In der Mitte der vier Wände ſind gleichfalls unregelmäßige Niſchen ausgehöhlt, welche theils den kleinen Kindern als Schlafſtätte, theils als Schrank und Aufbewahrungsorte für Geſchirr und Küchengeräthe dienen. Nach Waffen würde man meiſt vergeblich ſuchen, denn der Rhadamſer iſt vor Allem Handelsmann. Möbel findet man keine, auf dem Boden ausgebreitete Matten, Teppiche und kleine Lederkiſſen, das iſt das ganze anſpruchsloſe Meublement. Im Allgemeinen iſt Alles ſymmetriſch geordnet und rein gehalten, beſonders günſtig iſt der Eindruck der weißgetünchten Wände der Häuſer, die im grellen Sonnenlichte weithin durch den Palmenhain ſchimmern.

Ausſchließliche Domäne der Frauen ſind die flachen Terraſſen der Häuſer, hier verrichten ſie ihre Arbeiten, beſorgen die Küche und ihre Einkäufe,

hier ist der Markt für sie, und von den Terrassen, die von Haus zu Haus in ununterbrochener Verbindung innerhalb eines ganzen Stadtviertels stehen, promeniren sie von einem Stadtende zum anderen, statten einander Besuche ab. Den finsteren, engen Straßen der Stadt correspondiren gleiche Gänge oben. Zur Tageszeit wird man nie eine Frau in den unteren Straßen finden, nur nach Sonnenuntergang steigen die Frauen hinab, um in die Moscheen zu eilen. Andererseits betritt der Mann zur Tageszeit nie die Terrasse, nur des Nachts schlafen sie zur Sommerszeit auf den Terrassen, und sind hier, da jede Terrasse von einer mehr als meterhohen Mauer umgeben ist, vor neugierigen Blicken sicher. Eigenthümlich genug hat das Haus des Rhadamsers für die erwachsenen Kinder der Familie keine Heimstätte, die jungen Männer verbringen die Sommernächte in den Gärten oder auf den Steinbänken der öffentlichen Plätze, im Winter bewohnen sie die verlassenen Häuser, welche Verwandten oder Freunden der Familie gehören, die Mädchen hingegen nehmen die Gastfreundschaft einer Verwandten oder Freundin der Mutter in Anspruch, selbstverständlich nur für jene Zeit, als der Gemal derselben vom Hause abwesend ist.

Die Bewohner von Rhadames sind Berber, und zwar gehören sie zu jener Familie, welche die Araber Molathemin (die Verschleierten) nennen, indem sie gleich den Imoschagh den Gesichtsschleier tragen, von diesen aber sich wesentlich durch ihre Abstammung, ihre Sprache und Kleidung, ihre höflichen Umgangsformen und ihren Sinn für Industrie und Handel unterscheiden.

Die Einwohner von Rhadames zerfallen in vier scharf von einander geschiedene Gruppen, und zwar in die Beni Uasit, Beni Ulit, beide Berber, welche von den Gründern der Stadt abzustammen und Edle (Schorfa) zu sein behaupten, in die Ulad Belil arabischen Stammes, edler Abkunft und aus der benachbarten Oase Sinaun eingewandert; endlich in die Atriya, welche theils die Nachkommen frei gewordener Sclaven, theils aus Mischehen zwischen Berbern und Negerinen hervorgegangen sind. Von Einfluß sind nur die beiden ersten Triben, welche sich seit undenklichen Zeiten stets feindselig gegenüberstanden und die Einwohnerschaft in zwei streng geschiedene Lager theilten. Seitdem die Stadt unter türkischer Herrschaft steht, haben zwar die

blutigen Fehden aufgehört, womit die beiden feindlichen Triben einander bekämpften, aber die gegenseitige Abneigung währt noch in unvermindertem Grade fort. Zwischen den beiden Stämmen findet in der Stadt keinerlei Verkehr statt, daher selbst die Sprache beider mannigfache Verschiedenheiten zeigt. Nie vermischten sich bisher durch Heiraten die Beni Uasit mit den Beni Ulit; nie betritt ein Angehöriger des einen Tribu's das Quartier des anderen, es erregt daher auch kein Staunen, Rhadamser erzählen zu hören, daß sie Kuka und andere entfernte Städte des Sudan, Timbuktu und Tripoli gesehen, niemals aber einen Fuß in die andere Hälfte ihrer Vaterstadt gesetzt haben. Neutrale Gebiete sind nur der Marktplatz, das Haus des Kaïmakam, die Sauya (Kloster mit Moschee und Schule) des Mulei Thaib von Uesan und jene des Mulei Ald-el-Kader Dschelali von Bagdad; die übrigen Moscheen werden ausschließlich von den Mitgliedern desjenigen Stammes besucht, welcher das betreffende Quartier inne hat. Der Marktplatz bildet die Mitte der Stadt und ist zu beiden Seiten von den feindlichen Quartieren begrenzt, so daß jede Partei zu demselben gelangen kann, ohne das Stadtviertel der anderen berühren zu müssen. Die beiden Sauyas und das Gebäude des Gouverneurs stehen außerhalb der eigentlichen Stadt. Trotz ihrer großen Zahl sind die Atriya, welche meist in der Eigenschaft von Dienern und Schutzbefohlenen ihrer einstigen Herren in Rhadames verblieben sind, ganz ohne Einfluß. Im Südwesten der Stadt auf dem Plateau der Götzen haben die Tuareg ein beständiges Lager aufgeschlagen.

Die Sprache der Rhadamser ist ein specieller berberischer Dialect, der sehr jenem ähnelt, der in den Oasen Sokna, Siuah und Audschila gesprochen wird, doch versteht und spricht ein großer Theil der Bewohner eine oder die andere Sprache Centralafrika's, namentlich verbreitet ist die Haussa- und Sonrhaisprache, desgleichen häufig das Temahak der Tuareg. Zur schriftlichen Mittheilung haben die Rhadamser die arabische Sprache angenommen, bisweilen bedienen sie sich wohl auch blos der arabischen Schriftzeichen, um damit rhadamsisch zu schreiben; dies geschieht namentlich, wenn sie ihre kaufmännischen Mittheilungen, da die Briefe meist offen verschickt werden, vor Concurrenten in anderen Städten geheim halten wollen. Aus demselben Grunde wenden sie in solchen Fällen zur

Bezeichnung der Waarenpreiſe u. ſ. w. geheime, vielleicht altlybiſche Zahlzeichen an.

Ueber den Charakter der Rhadamſer ſind die Reiſenden, welche die Stadt beſuchten, ſehr verſchiedener Meinung, ſie ſtimmen jedoch darin überein, daß der Rhadamſer ſchon aus handelspolitiſchen Gründen gegen Fremde ſehr zurückhaltend iſt. Largeau, welcher Rhadames noch in jüngſter Zeit, im Jahre 1877, beſuchte, ſchreibt über die Bewohner, daß ſie Meiſter in der Verſtellung und in hohem Grade mißtrauiſch, religiös in erkünſtelter Weiſe und ſolche Prahlhänſe ſeien, daß zwei lanzenbewaffnete Tuareg fünfzig mit Gewehren ausgerüſteten Rhadamſern Geſetze vorſchreiben könnten; den Mangel an Muth erſetzen ſie durch Gewinn- und Raubſucht, betrügen und beſtehlen Jedermann, ſelbſt Den, der ſich im guten Vertrauen an ſie wendet. Sie ſind ungaſtlich und treten mit dem Fremden nur zu dem Zwecke in Verkehr, um ihm ihre Verkehrsartikel um ſchweres Geld aufzuoctroyiren. Von einer empörenden Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, werden ſie deren Vertrauen und ihre Schwächen mißbrauchen, um ſie leichter zu betrügen. Für Schimpf unempfindlich, ſcheinen ſie bar jeder beſſeren moraliſchen Regung zu ſein. Rohlfs und Duveyrier hingegen äußern ſich dahin, daß man dem Worte eines Rhadamſers vertrauen darf, er halte, was er verſprochen, europäiſche Kaufleute geben daher ihren rhadamſiſchen Geſchäftsfreunden Waaren im Werthe von mehreren tauſend Gulden auf Credit, und noch nie ſei es vorgekommen, daß ein Rhadamſer ſeine Gläubiger unbefriedigt gelaſſen hätte. Unter ſich, ſchreibt Rohlfs, verkehren ſie ganz ungezwungen und fröhnen dann auch dem heimlichen Genuß des Lakbi und Araki.

In den meiſt unſchönen Körperformen und Geſichtszügen der Eingebornen verräth ſich die häufige Kreuzung mit Negern. In ihrer Kleidung, die von der Tracht der Städtebewohner Nordafrika's wenig abweicht, herrſcht die weiße Farbe vor. Die Männer tragen ein langes baumwollenes Hemd, darüber ein kürzeres wollenes, Dſchilaba genannt, oder ein Haik (großer, weißwollener Plaid), auf dem Kopfe den weißen, um eine rothe Mütze gewundenen Turban und gelblederne Pantoffeln oder Sandalen an den Füßen. Bei den Reichen, insbeſondere wenn ſie ſich längere Zeit in Centralafrika aufgehalten haben, iſt die geſtickte Tobe aus den Sudanländern beliebt,

ein Kleidungsstück, das eigentlich nur in zwei ungeheuer weiten, oben zusammenhängenden Aermeln besteht, zwischen welche der ganze Körper durch ein enges Loch hindurchgezwängt wird. In der Stadt selbst gehen die Männer unverschleiert, auf Reisen benützen sie aber den Litham. Das Haupt wird glatt rasirt und auch vom Barte bleibt nur oberhalb und unterhalb des Mundes ein schmaler Streifen stehen. Die meisten haben einen oder mehrere silberne Ringe am Finger und um den Oberarm eine zollbreite Spange aus Serpentinstein. Beim Ausgehen hängen sie sich stets den mächtig großen, eisernen Hausschlüssel an einem Lederriemen um den Hals. Die Frauen von Stand sind im Allgemeinen schöner als die Männer zu nennen, die Gesichtszüge verrathen die Regelmäßigkeit des griechischen Typus. Ihre Festtracht und jene, die sie bei Ausgängen benützen, besteht gleichfalls aus einem langen baumwollenen Hemd, der Gandura, von weißer Farbe oder roth und weiß gestreift (bei den Atriya-Frauen blau), um die Taille wird die Gandura, welche den Oberkörper ziemlich weit frei läßt, durch einen rothen Gürtel in Falten gelegt, über die Gandura wird ein weißes Wolltuch getragen, um die Blößen zu decken, den Kopf bedeckt ein Seidentuch, das reichlich mit Goldfransen behangen ist und turbanähnlich um den Kopf gewunden wird. Ihr Schmuck besteht aus einem Halsband von Korallen oder rothen Perlen, bei den ärmeren Frauen und Atriya aus den gewöhnlichen Metallringen der arabischen Frauen; an den Füßen tragen sie rothlederne, reichgestickte Schuhe, die Atriya jedoch entschlagen sich jeder Beschuhung.

Trotzdem die Rhadamser sehr eifrige Gläubige sind oder wenigstens sich den Anschein dessen geben und dem Rufe des Mu-eddin gemäß sechsmal des Tages ihre Gebete verrichten und Abwaschungen vornehmen, sich auch stets in den Moscheen zum gemeinschaftlichen Gebete vereinigen, sind sie den Christen und heidnischen Negern gegenüber tolerant, wie dies der häufige Verkehr mit beiden in den Küstenstädten des Mittelmeeres und im Sudan zur Folge haben mußte; entschiedene Abneigung und Verachtung äußern die Rhadamser hingegen für die Israeliten, die überhaupt in der ganzen Sahara das Spielzeug der schlechten Laune und das Opfer habgieriger Gelüste von Seite der Araber, Berber und Tuareg sind. Unter den Sauhas von Rhadames ist es die kaum 2 Kilometer im Westen der Stadt liegende

und von einem Palmenhaine umgebene Sauya Sidi Mahabet Bu Dſcherida, die, von den Adepten des fanatiſchen Ordens Es Senuſi bewohnt, bei den Rhadamſern in großem Anſehen ſteht. Das Kloſter genießt außergewöhnliche Privilegien, es unterſteht nur der Verwaltung der Marabuts und der Beſitz des Kloſters, die Palmen u. ſ. w. ſind von allen Abgaben befreit; ein Verbrecher, der ſich hinter ſeinen Mauern zu ſchützen gewußt hat, entzieht ſich

Sauya Sidi Mahabet Bu Dſcherida.

dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, denn das Kloſter iſt ein Aſyl für Miſſethäter jeder Art.

Obwohl eines der Haupthandelscentren der Sahara, beſitzt Rhadames doch nicht mehr als eine einheimiſche Bevölkerung von 7000 Seelen, zu welcher zur Zeit der Ankunft der großen Caravanen noch eine flottante Bevölkerung von 1000 Seelen kommen mag. Rhadames unterſteht in adminiſtrativer Hinſicht dem Paſcha von Tripoli, der im Jahre 1864 für die Stadt

einen Kaïmakam ernannte, seine Autorität stützt sich auf einige Soldaten aus dem Ghuriangebirge und einige Zaptiehs, die unter dem Commando des Basch-Aga stehen und für den Eingang der Steuern, die Aufrechthaltung der Ordnung und als Paradestück verwendet werden. Zweiter Beamter ist der Schech-el-beled oder Stadtälteste, dieser, einige angesehene Kaufleute, der Kadi und Mufti bilden zusammen den Stadtrath, die Dschemaa, welche sich wöchentlich einmal, in außerordentlichen Fällen auch öfter beim Kaïmakam versammelt und bei Vertheilung der öffentlichen Abgaben Stimme hat, das heißt zu Allem Ja sagen muß, was die türkische Regierung befiehlt. Die Abgaben, welche die Stadt entrichtet (Kopfsteuer, Palmensteuer und Wassersteuer), belaufen sich auf jährlich 100.000 Gulden, für Waaren wird weder bei Ein- noch bei Ausfuhr ein Zoll erhoben, nur von den ein- oder durchgeführten Sclaven (3—500 jährlich) erhebt der Kaïmakam für seine Tasche einen Zoll von vier bis sechs Gulden.

Gegenwärtig weilt kein europäischer Consul in Rhadames. England, das vom Jahre 1850 bis 1858 hier ein Consulat errichtet hatte, hob es gleichzeitig mit jenem in Mursuk auf. Der Ertrag der Oase an Datteln und Getreide reicht kaum für den Consum der Einwohner aus, denn obwohl die Oase 50—60.000 Palmenstämme besitzt, so sind dieselben wenig ergiebig und von minderer Qualität, und die Früchte derselben vermögen den Bewohnern kaum mehr als für einen Monat genügende Nahrung zu bieten, geschweige denn, daß, wie in anderen Oasen, mit den Datteln der Bedarf an Getreide, Schlachtvieh, Butter, Oel und sonstigen Lebensmitteln eingetauscht werden könnte. Vorzüglich gedeihen in den Gärten Melonen und Pasteken, einzelne Exemplare derselben erreichen einen colossalen Umfang und ein Gewicht bis 100 Kilogramm, so daß zwei solche Früchte eine Kameellast ausmachen. Pflaumen, Granaten, Reben, Pfirsiche, Aprikosen und Feigen liefern in Folge der zu großen Sommerhitze nur saft- und geschmacksarme Früchte. Sie können ebenso wie die Gemüse in den Gärten, worunter große Zwiebel, Knoblauch, Bohnen, Rüben, Tomaten, Pfeffer u. s. w., nur im Schatten der Palmen fortkommen. Gleichfalls unter dem schützenden Palmendach wird etwas Getreide, Weizen, Gerste und einige Hirsearten gebaut. Unter den Datteln der Oase ist die Um-el-assel (Honigmutter) genannte Sorte die beste und beliebteste,

die gewöhnlichſte Sorte, Medrhauen genannt, iſt ſehr klein, ſchwarz und in der Geſtalt olivenähnlich, von geringer Süßigkeit.

Der Schwerpunkt der Bedeutung von Rhadames liegt im Handel, den ſeine Bewohner treiben, und der nördlich bis Tunis und Tripoli, ſüdlich bis Kuka, Kano, Sokoto und Timbuktu, weſtlich bis Inſalah reicht. Die Rhadamſer ſind die hauptſächlichſten Vermittler des Handels zwiſchen dem Mittelmeere und Centralafrika. Es iſt keine Seltenheit, in Rhadames Handelshäuſer anzutreffen, welche Succurſale in den großen Märkten des Sudan haben, ebenſo wie in Tripoli. In ihrer Eigenſchaft als Handelsleute ſind die Rhadamſer gleich den Tuareg viel auf Reiſen und ihre Beziehungen zu den Herren der Wüſte und Caravanenſtraßen durch gemeinſame Intereſſen gefeſtigt, denn ohne das Geleit der Tuareg oder ihre Freundſchaft wäre der Handel der Stadt lahmgelegt.

Für den Umfang des Handels ſpricht der jährlich 12—14 Millionen Francs erreichende Umſatz. Nach dem Sudan importiren die Rhadamſer Tuche, weiße und bunte Kattune, fertige Tuchburnuſſe, rothe Mützen, bunte ſeidene und baumwollene Tücher, Glasperlen, echte und imitirte Korallen, echte und gefälſchte Eſſenzen, Meſſing, Papier, Blei, Pulver, Schwefel, kleine Spiegel, Meſſer, Scheeren, Nadeln u. ſ. w. und tauſchen hingegen Sclaven, Elfenbein, Goldſtaub, Straußenfedern, Häute und Felle ein. Die Induſtrie des Ortes, im Allgemeinen ſich auf den nöthigen Bedarf beſchränkend und wenig entwickelt, glänzt jedoch in der Bearbeitung des Leders, ſeiner Lederarbeiten halber war Rhadames ſchon im 11. Jahrhundert berühmt, welchen Ruf es auch noch heutzutage bewahrt hat, indem in ganz Afrika keine beſſeren und geſchmackvolleren Schuhe als in Rhadames erzeugt werden. Auf dem Marktplatze der Stadt wird jeden Freitag ein Markt abgehalten, auf welchem die Waaren durch Ausrufer angeprieſen und im Verſteigerungswege feilgeboten werden. Doch dient derſelbe nur zur Deckung der gewöhnlichen Bedürfniſſe. Der eigentliche Großhandel wird auf einem kleinen Platze der Stadt nach der mittäglichen Gebetſtunde abgehalten, zu welchem ein gewölbter Gang führt, an deſſen beiden Seiten Steindivans und Bänke angebracht ſind, und der im gewiſſen Sinne als Vorſaal der Börſe dient.

Und nun, da wir uns mit der Stadt und Oase näher bekannt gemacht haben, wollen wir auch als Zuseher einigen Festlichkeiten beiwohnen, welche die gewöhnliche Stille der Tage unterbrechen. Während die Frauenwelt der besseren Stände und der reichen Handelsherren für uns unsichtbar bleibt und auf ihren Terrassen lustwandelt, finden wir Gelegenheit, des Abends nach der Gebetstunde Maghreb (eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang) einer Tanzunterhaltung der Atriya beizuwohnen. Diese Unterhaltungen werden unter freiem Himmel auf einem der kleineren Plätze der Stadt abgehalten und von den Negerinen und Atriya-Frauen stark besucht. Ein Orchester, bestehend aus zwei großen Trommeln und einigen Flöten aus Schilfrohr, besorgt die Musik. Diesem gegenüber setzen sich die Frauen, jede mit einer Derbuka versehen, nieder, während die Zuschauer sich ringsum auf den Bänken sammeln. Gesang und Tanz unter der lärmendsten Begleitung sämmtlicher Instrumente beginnen unverzüglich; im Allgemeinen ist es ein wüster Lärm, der nur hie und da blitzartig ein Fragment einer Melodie durchschimmern läßt, der Tanz ist gleichfalls ein regelloses Gestenspiel und ein immer an Schnelligkeit zunehmendes Verbeugen und Zittern des Körpers der Tänzerinen, zuweilen jedoch nimmt auch ein Mann daran Theil und führt eine Pantomime aus, die irgend eine Liebesscene oder einen komischen Zwischenfall im ehelichen Leben darstellen soll. Ermüdet eine Tänzerin, so tritt sogleich eine andere an ihre Stelle, und so währt dieses lärmende Spiel mehrere Stunden fort, ohne daß die Betheiligten eine Abspannung zeigen würden.

In allgemeine Bewegung versetzt das religiöse Fest Molud, der Geburtstag des Propheten, die Bewohner von Rhadames. Rohlfs, der sich gerade zu jener Zeit, im Juni (1865), in der Stadt aufhielt, giebt eine treffliche Schilderung dieses Festes. Dasselbe wurde feierlich begangen und der äußere Glanz, den die Bewohner dabei entfalteten, zeigt von dem Reichthum der Stadt. Schon einige Tage vorher war die Jugend beschäftigt gewesen, alle freien Plätze, d. h. die kleinen, offenen Stellen zwischen den überbauten Gassen, mit Teppichen und anderen bunten Stoffen, mit Spiegeln und messingenen Schüsseln, mit farbigen Laternen u. s. w. auszuschmücken. Am Abend des Molud bewegten sich nun hier und in den hell erleuchteten Straßen Schaaren

von Kindern, angethan mit ihrer beſten Kleidung, die bei den meiſten in einem rothen Tuchkaftan und einem grünen Burnus von gleichem Stoffe beſtand. Ihre Köpfe waren glänzend kahl raſirt, bis auf ein Gotaya (Zopf), oder eine kleine Figur aus ſtehen gelaſſenen Haaren, z. B. einen Halbmond, das Symbol des Islam. Die Kinder ſangen Suren aus dem Koran und die aus wohlhabenden Familien theilten den ärmeren Gebäck und Süßigkeiten mit, die größeren ſchwelgten wohl auch heimlicherweiſe im Genuſſe von Lakbi oder Araki. Unterdeſſen verſammelten ſich die Erwachſenen in den Sauyas zum „Idukr", einer religiöſen Ceremonie, bei welcher unter fortwährenden Verneigungen der Name Allah's unzählige Male hintereinander — nach der Vorſchrift mindeſtens 70.000 Mal — in einem gewiſſen Rhythmus angerufen wird. Bisher war auch den Frauen und Jungfrauen geſtattet, in der Molud-Nacht unverſchleiert in den Straßen der Stadt umherzugehen. Diesmal aber erließ der Stadtälteſte ein Verbot dagegen, ſei es, daß er die Abweichung von der ſtrengen Sitte in Gegenwart eines Fremden für unzuläſſig, oder daß er ſie überhaupt für ketzeriſch hielt. Vor dem Thore war der Schauplatz, auf dem die Atriya, die Tuareg und Neger in ihrer Weiſe das Feſt feierten. Von der religiöſen Bedeutung desſelben ſchienen ſie keine Ahnung zu haben; Alles tummelte ſich, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, luſtig durcheinander und vor Allen thaten ſich die Hauſſa-Neger an Ausgelaſſenheit hervor; hier wurde gejubelt, getanzt und geſprungen und dazu mit Schlageiſen, mit Geigen, mit Trommeln und Pauken ein betäubender Lärm geſchlagen. Das iſt die Nacht des Molud, die Nacht, in der „unſer gnädiger Herr Mohammed, Friede ſei über ihn!" geboren wurde. Kein Gläubiger darf in dieſer Nacht ſchlafen, er würde damit eine ſchwere Sünde begehen.

Etwas abweichend von dem gewöhnlichen, bei den Arabern gebräuchlichen, iſt das Ceremoniell bei Heiraten der Rhadamſer. Will ein junger Mann ſich verehelichen, ſo beauftragt er eine alte Frau, ſich zu überzeugen, ob das Mädchen, das ihm von Bekannten oder Verwandten als paſſende Partie genannt wurde, ſchön ſei und ihm entſprechen würde. Iſt die Antwort dieſes Boten bejahend ausgefallen, ſo fordert er durch ſeine Angehörigen das Mädchen zur Frau. Wurde dem Begehren Folge gegeben, ſo überſchickt der Bräutigam nunmehr

seiner Braut eine große Zahl von Geschenken aller Art, Kleider und Schmuck u. s. w., ein Festmahl folgt dem anderen, acht Tage hindurch, ohne daß der Bräutigam aber das Gesicht seiner Erkorenen gesehen hätte. Nachdem vor dem Kadi ein die Mitgift der Braut regelnder Vertrag aufgesetzt wurde, sperrt man die beiden Brautleute durch sieben Tage in ein wohlverschlossenes Zimmer. Während dieser Zeit ist es dem Manne überlassen, seiner Frau die größten Schmeicheleien und Complimente zu sagen, auf die sie aber mit keiner Sylbe antworten darf und bis zum Schluß dieser Conclave stumm bleiben muß. Nach Ablauf dieser Zeit verläßt der Gemal das Haus, muß sich aber verschleiern und direct in die Moschee eilen, um nach den vorgeschriebenen Waschungen sein Gebet zu verrichten. Bei dem Heraustreten aus der Moschee wird ihm ein langer Säbel in die rechte Hand gegeben, den er aufrecht vor sein verschleiertes Gesicht hält, und nun schreitet er nach seiner Wohnung, aber in so langsamem Schrittmaße, daß er zur Zurücklegung einer Strecke von 100 Schritten mehr als zwei Stunden braucht. Sobald er die Schwelle seines Hauses überschreitet, feuern vier seiner Freunde, die sich bisher auf der Terrasse versteckt hielten, ihre Gewehre ab, das ist das Signal für die Frauen, in ein allgemeines Geschrei auszubrechen, das, dem Geräusch einer Ratsche ähnlich, dadurch erzeugt wird, daß sich die Frauen auf den Mund schlagen. Damit ist die Hochzeitsfeierlichkeit beendet.

Wir nehmen nun von Rhadames Abschied. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt hat uns Ruhe und Erholung gegönnt, wir fühlen uns wieder fähig, den Strapazen einer Wüstenreise zu trotzen, und es sind keine geringen, denn die Durchquerung der Areg-Region steht uns bevor, und das ist immer ein hartes Stück Arbeit, selbst für die abgehärteten Gazellen- und Antilopenjäger vom Stamme der Schaanba und Suafa, die ihre Beute auf den Markt von Rhadames bringen. Es kostet uns einige Mühe, diesmal eine entsprechende Begleitung aufzutreiben, besonders schwierig wird es, einen geeigneten und verläßlichen Führer bis Tuggurt, unserem nächsten Ziele, anzuwerben. Dank der freundlichen Unterstützung einiger angesehener Mitglieder der Medscheles, sind die nöthigen Kameele beigestellt, und im Uebrigen müssen wir etwas tiefer als gewöhnlich in den Säckel greifen, um den Ansprüchen einiger Schaanba zu genügen, die, nach Wargla zurückkehrend, uns nach

Norden bringen wollen. Ein Blick auf die Karte wird uns belehren, daß in Rhadames eine erkleckliche Anzahl von Reiserouten europäischer Reisenden zusammenlaufen; nach Norden sind es vorzüglich zwei Routen, die öfters begangen wurden, die eine führt in das Ued Suf, dessen Hauptort El Wad ist und das Land südlich des Schott Melrhir in sich faßt, mit theilweisen Abweichungen wurde sie im Jahre 1856 von Bonnemain, im Jahre 1860 von Duveyrier, im Jahre 1862 von der französischen Expedition unter Mircher und Polignac und 1875 von V. Largeau verfolgt. Die zweite, westlichere, führt einerseits nach Wargla, andererseits zum Hauptorte des Ued Rirh, der Oase von Tuggurt, auf ihr zogen 1874 Dournaux Dupéré und V. Largeau in den Jahren 1875 und 1876, jedesmal einen theilweise neuen, unbekannte Strecken des Areg-Gebietes erschließenden Weg wählend, so Dournaux Dupéré, der, von Temassin dem Irharhar folgend, über die Brunnen El Achiya und Bir Toseri vordrang, so auch Largeau auf seiner ersten Reise einen bishin unbekannten Arm des Irharhar bis zum Brunnen El Achiya verfolgend. Nach Süden waren es Richardson im Jahre 1845 und Duveyrier im Jahre 1861, die von Rhadames nach dem fernen Rhat zogen, nach Westen zog 1826 der ritterliche Major Laing nach Insalah, und 1864, von daher kommend, traf Rohlfs im alten Cydamus ein; nach Osten, nach dem nur 12—14 Tagereisen entfernten Tripoli reisten in den Jahren 1851—1854 Dickson zu wiederholten Malen, 1860 Duveyrier, 1864 Rohlfs, während von Tripoli ausgehend 1854 Richardson, 1851—1854 Dickson, 1860 Duveyrier, 1862 Mircher und Polignac, 1865 Rohlfs in Rhadames anlangten.

Wir entschließen uns, unter den verschiedenen nach Norden führenden Caravanen-Routen diejenige zu wählen, die V. Largeau im Jahre 1875 auf dem Wege von Biskra nach Rhadames einschlug, nur mit dem Unterschiede, daß wir sie im entgegengesetzten Sinne verfolgen. Es ist eine neue Welt, die wir betreten, Land und Leute tragen ein anderes, uns bisher ungewohntes Gepräge, an Stelle der Imoschagh und der Berber werden wir uns mit den verschiedenen Stämmen der Araber befreunden müssen, die das große Gebiet der algerischen und marokkanischen Sahara bis zum fernen Westen, bis zu den Uferhängen des Ued Ghir bewohnen, ein überaus abwechslungsreiches

Bild, die eigenthümlichen Formen der Areg-Zone, die Region der Schotts, der Sebchas und Dayas, der Oasengürtel am Südabhange des Schottplateau's, und im Depressionsgebiete des Schott el Kebir und Melrhir, das berühmte Dattelland Belad el Dscherid harrt unseres Besuches.

Victor Largeau, früher Verwaltungsbeamter in Algier, beschäftigte sich, bevor die alarmirende Trauerbotschaft von der Ermordung Dournaux' und

V. Largeau.

Joubert's in Frankreich anlangte, mit dem Projecte, der französischen Colonie einen neuen Handelsweg zum Sudan zu erschließen, und weit entfernt, sich durch die Nachricht abschrecken zu lassen, brach er im Januar 1875 von Biskra, dieser herrlichen Oase am Eingangsthore zur Sahara, nach Süden auf und erreichte über Tuggurt und von El Achiya, die bishin von Europäern noch nicht benützte, wasserarme Route über Bir Bottin einschlagend, am

15. Februar 1875 Rhadames. Seine Bemühungen, darüber hinaus zu kommen, waren erfolglos, auch waren seine Mittel zu beschränkt, um ein solches Wagniß zu unternehmen. Er kehrte auf Duveyrier's Route vom Jahre 1860 nach El-Wad und Biskra zurück, betrieb aber sofort die Erneuerung seines Versuches und trat Ende 1875 eine zweite Reise nach Rhadames an, das er zu Beginn 1876 glücklich erreichte. Sein Streben, mit den Rhadamser Handelsherren einen Verkehr zu Gunsten Algiers anzubahnen, war auch diesmal gescheitert, und resultatlos mußte er nach Tuggurt zurückkehren. Auch dieser Mißerfolg entmuthigte den unverdrossenen Reisenden keineswegs, noch Ende 1876 finden wir ihn in Algier, um mit dem Schiffsfähnrich Louis Say zu versuchen, über Tuat nach dem Hoggar-Lande oder nach Timbuktu vorzudringen. Wegen der Unsicherheit der Straßen in der ganzen nordwestlichen Wüste mußte er jedoch den Sommer 1877 in Wargla zubringen und erst am 11. September konnte er gegen Insalah aufbrechen; schon wenige Tagereisen später stieß er auf eine Caravane, welche ihm Mittheilung machte, daß der Scheikh bei Todesstrafe die Annäherung an Tuat, geschweige denn das Betreten des Gebietes verboten habe. Es zeigt sich in der Geschichte dieser Versuche wieder deutlich, mit welch' enormen Hindernissen größere Reisen besonders in der centralen Sahara verbunden sind, und wie schwierig es für den europäischen Reisenden wird, das Mißtrauen der berberischen und arabischen Handelsleute zu zerstreuen, die in jedem Reisenden einen gefährlichen Concurrenten zu erblicken geneigt sind.

Wir sind endlich zum Aufbruch bereit, alle officiellen und anderen Abschiedsbesuche sind abgestattet, das uns vom Kaïmakam mitgegebene, an den Agha von Tuggurt adressirte Empfehlungsschreiben sichert uns eine freundliche Aufnahme, zudem ist Tuggurt bereits seit längerer Zeit französisches Gebiet und der Commandant der Garnison eine weitere Bürgschaft für die Sicherheit der Reisenden. Unsere Schaanba haben mit größter Sorgfalt den nöthigen Wasservorrath auf den Kameelen verladen, die auch vollkommen am Platze ist, denn erstens müssen wir den Areg durchqueren und zweitens finden wir bis Hassi oder Bir Bottin keinen Tropfen Wasser. Von einer ganzen Schaar Atriya-Kinder bis zu dem Thore begleitet, verlassen wir mit unserer kleinen Caravane die Mauern von Rhadames und ziehen in nordwestlicher Richtung zur Oase und Sauya Sidi Mahabet, deren hellgetünchte Umwallungsmauern

uns erst dann aus dem grünen Palmenhaine entgegenblicken, als wir uns plötzlich am Rande einer tiefen, fast kreisförmigen Einsenkung befinden, auf deren Sohle es wie ein Schneeteppich in der Sonne glitzert — es ist eine Sebcha,*) deren Salzauswitterung von der Ferne täuschend dem glänzenden Spiegel eines kleinen Sees gleicht. Zur Sommerszeit von einer harten Salzkruste überzogen, ist die Sebcha jedoch im Winter und Frühlinge nach stärkeren Regenfällen unpassirbar, und wer sich in sie wagen würde, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit, der Boden würde ihn verschlingen, ohne eine entfernte Möglichkeit der Rettung. Nicht allzu selten geschieht es, daß ganze Heerden von Schafen oder Ziegen mit ihren Hirten spurlos im morastigen Grunde verschwinden. Auf einem erhöhten und festen Theile der Sebcha liegt die Oase und das Kloster vom Orden von Es-Senusi, Sidi Mahabet Bu Dscherida. In der Oase angelangt, erregt die ganze Landschaftsscenerie unser Erstaunen, es scheint uns, als wären wir auf den Grund der Hölle hinabgestiegen, denn die steilen, hier in scharfen Terrassen, dort vertical abfallenden Wände der Einsenkung sind im Süden von dunkelschwarzer, im Norden von rosenrother Farbe und haben ein äußerst düsteres Aussehen. Im Osten zieht sich quer durch die ganze 5—6 Kilometer breite Einsenkung eine Kette von isolirten schwarzen Felsenkegeln in den bizarrsten Formen, die in der Wüste den Namen Gara (plur. Gur) führen und als isolirte Erhebungen die geologischen Zeugen des ursprünglichen Bodens sind. Wir werden ihre Bedeutung für die Erklärung des Ursprungs des Sandmeeres in der Sahara noch näher kennen lernen. Unsere Aufmerksamkeit wird hier auch auf die Galeriebrunnen gelenkt, welche das Kloster und die Oase das ganze Jahr hindurch mit Wasser versorgen; diese Fogara benannten Brunnen, in den Oasen Tuats und der marokkanischen Sahara ebenso wie an vielen Stellen der algerischen Sahara gebräuchlich, bestehen aus mehreren Parallelreihen nahe an einander gebohrter oder gegrabener Brunnen, welche durch unterirdische Galerien, den Minengängen einer Festung ähnlich, untereinander verbunden werden, die das in diesen einzelnen Brunnen aus dem Boden aufquellende Wasser in ein großes

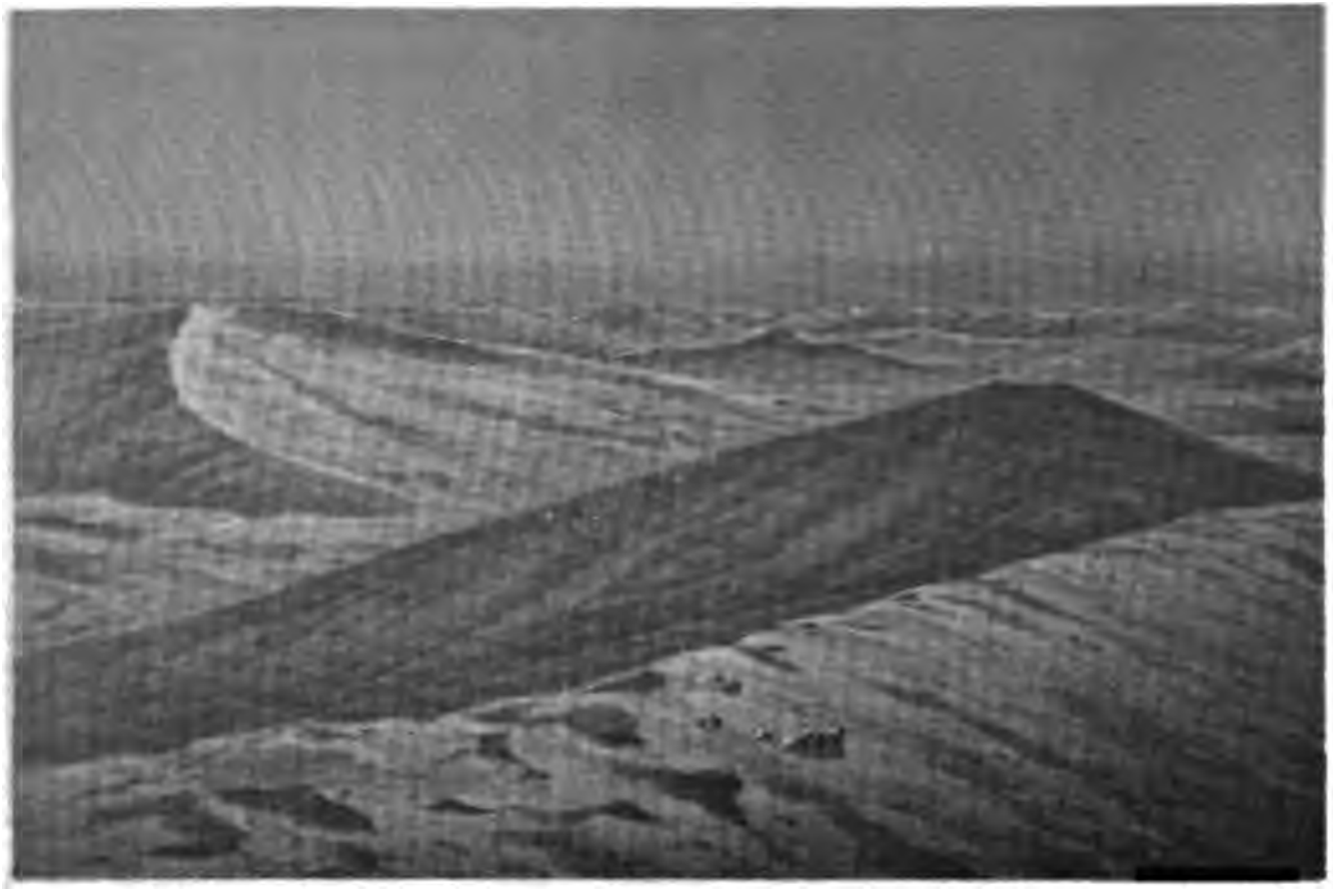
*) Mit dem Namen „Sebcha" bezeichnet man in der Sahara eine Einsenkung des Bodens, deren Sohle, eine wasserführende Sandschichte, mit Salzauswitterungen bedeckt ist, die oberste, selten starke Sandschichte verdeckt das darunter liegende Wasserbecken.

Reservoir führen, aus dem der Bedarf an Wasser geschöpft wird. Diese Reihen von Brunnen erstrecken sich oft auf mehrere Kilometer Entfernung, je nach der gegenseitigen Lage der wasserführenden Schicht und des Benützungsortes.

Nicht ohne Mühe und Schwierigkeit steigen unsere Kameele an dem steilen Nordabfalle der Einsenkung auf die Ebene empor, die nun den vollen Charakter einer Hammada trägt, der Boden ist vom Winde so gefurcht, daß man stellenweise im ausgetrockneten Bette eines Flusses zu schreiten wähnt, und in dieser Vorstellung noch bestärkt wird durch die regellos umherliegenden mächtigen Sandsteinblöcke, mit denen die Ebene wie übersäet ist. Nur langsam und vorsichtig können wir durch dieses Labyrinth von Blöcken uns hindurch winden, deren Farbenspiel vom matten Weiß bis zum hellen Rosa und tiefdunklen Schwarz je nach dem Zustande ihrer Verwitterung uns an den Südabfall der Hammada el homrah bei dem Brunnen El Hassi auf dem Wege von Tripoli nach Mursuk erinnert. Diese von bunt durcheinander gewürfelten Sandsteinblöcken bedeckten, fast vegetationslosen Ebenen sind eben die Herde für die Erzeugung der großartigen Dünengebiete, an deren Schwelle wir stehen. Die Hitze in diesem Blocklabyrinth ist unerträglich, sie erreicht selbst im Februar bis 52° Celsius, und nöthigt den Reisenden zum Wasserschlauch zu greifen, selbst wenn nach längerer Reisedauer das Wasser in demselben schon die Farbe der Glasgalle angenommen und einen unerträglichen Geruch verbreitet, so daß auch der abgehärtete Nomade nur mit Widerwillen der Nothwendigkeit sich fügt und davon trinkt.

Nur wenige Kilometer und wir beginnen schon an einem vorläufig isolirten Sandberge, in der Sahara „Ghurd“ genannt, emporzuklimmen. Auf der Kante desselben angelangt, entrollt sich dem ganzen nördlichen Horizont entlang ein großartiges, unvergeßliches Bild vor unseren Augen, das Land des Todes, die Region beweglicher und fester Dünen, El Erg oder Areg genannt. (Siehe Farbendruckbild V: „Areg-Landschaft“. In der Region der Sanddünen.)

Wie mächtig auch die Einbildungskraft des Menschen sein möge, sie wird sich nie das aufregende und eigenthümlich bewegende Schauspiel des Chaos der Dünenlandschaft vorstellen können, man muß diese gesehen haben,



AREG-LANDSCHAFT.

(In der Region der Sanddünen.)

und ſollte auch dann ſelbſt darauf verzichten, ein Bild entwerfen zu wollen, da es nie der Wirklichkeit ganz entſprechen kann; weder das Wort noch der Pinſel vermögen das charakteriſtiſche Colorit und die unzähligen Nuancen in Geſtalt und Form der Dünen ſo zu ſchildern, als es nothwendig wäre, um dem Leſer, dem der Augenſchein verſagt blieb, eine lebendige Vorſtellung vermitteln zu können. Es ſei dies nur vorausgeſchickt, um den Verſuch zu entſchuldigen, trotzdem dem Leſer die Areg-Landſchaft in Wort und Bild vorzuführen, und hier nur bemerkt, daß die Farben auf dem Bilde Areg-Landſchaft um eine Nuance matter (bleicher) gedacht werden müſſen, der gelbe Ton aber ſich mehr dem Grau nähern ſollte.

Soweit auch der Blick reichen mag, ſieht das Auge nichts als Sandmaſſen, die in der Anordnung ihrer Oberfläche einem vom Sturme gepeitſchten, mit berghohen, rieſigen Wogen erfüllten Ocean gleichen, nur mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß im Meere ſelbſt der heftigſte Orcan, möge er Cyklon oder Teifun heißen, niemals Wogen von ſolcher Höhe zu erzeugen vermag, wie ſie hier in dem unüberſehbaren Sandmeere vorkommen. Bald ſind es lange Ketten von parallellaufenden Dünen, welche den Plan durchkreuzen und mit den dazwiſchen liegenden Thälern einem rieſig vergrößerten, friſchgepflügten Acker gleichen, bald aber wieder bunt durcheinander gewürfelte, bis 200 Meter und auch höher angehäufte Dünenberge, zwiſchen welchen ſich einzelne kleine Thäler hinſchlängeln. Zuweilen, wenn wir nach zahlloſen Zickzack-Windungen des Weges den Grat einer ſolchen Düne erreicht haben, erblicken wir zu unſeren Füßen einen tiefen Schlund, deſſen Ränder gerundet und glatt wie die eines rieſigen Trichters ſind, und deſſen Rand wir faſt ganz umkreiſen müſſen, um einen Ausweg, eine Paſſage zum nächſten Dünengrat zu finden. In der Tiefe des Abgrundes, vor der wir unwillkürlich zurückſchrecken und ſelbſt die ſonſt ſo phlegmatiſchen Kameele unter ängſtlichem Brüllen entſetzt zurückweichen, unterſcheiden wir eine einheitliche Fläche von tiefſchwarzer Färbung; es iſt der urſprüngliche Boden von unzerſetztem Sandſtein, der durch die Wirbelſtürme, die dieſen Trichter im Laufe der Jahrhunderte gegraben, von der Sanddecke entblößt erſcheint. Ein andermal erblicken wir eine Reihe von engen und tiefen Thälern, deren Sohle von zahlloſen großen Sandriegeln wie von Adern durchzogen iſt, zwiſchen welchen die wenigen

und ſeltenen Pflanzen kümmerlich emporſprießen, welche die in dieſen troſtloſen Gegenden einzig und allein ſich aufhaltenden wilden Thiere, deren Spuren wir allenthalben im Sande verfolgen können, zu ernähren vermögen. Dieſe Thäler ſind von einer Reihe faſt nadelförmig zugeſpitzter Kegel umrandet, die, in ihrer Anordnung den Zähnen einer Säge gleichend, vermuthen laſſen möchten, ſie ſeien alle aus einem und demſelben röthlichgelben Felsblock geſchnitten, wenn nicht der Wind unabläſſig, ja unter den Augen des Reiſenden die beweglichen Kanten dieſer Zähne verändern würde.

Oft kommt es vor, daß wir mitten in dieſem erſtarrten Wogenmeere auf anſehnlich große Flächen ſtoßen, wo der urſprüngliche Boden nackt zu Tage tritt, und entweder vollkommen eben, dem ruhigen, kaum zartgekräuſelten Spiegel einer vollkommen geſchützten Bucht inmitten des tobenden Meeres gleicht, oder von tiefen Furchen durchzogen iſt, an deren Sohle kleine abgerundete Hügel des urſprünglichen und nun vorſtehenden Geſteins in regelmäßigen Reihen angeordnet erſcheinen. An dieſen freien, vom Sande entblößten Flächen iſt der Felsboden derart zerſetzt, daß er dem Tritte noch eher als der Sand der Dünen ſelbſt nachgiebt. Je weiter wir in die Areg-Region eindringen, deſto chaotiſcher wird die Bildung, die Formenreihe der Dünen, deſto höher dieſe ſelbſt, wenn aber einzelne Reiſende von 1000 Meter hohen Dünen ſchreiben, ſo hat ihnen die Fantaſie bei Schätzung der relativen Höhe der Dünen arg mitgeſpielt, inmitten dieſes ſinnverwirrenden Chaos, von ſcheinbar himmelanſtrebenden Sandbergen, iſt das Auge ohne feſten Halt, ohne ſicheres Maß der Vergleichung, ebenſowie der Neuling im Ocean den Wogen die abenteuerlichſten Dimenſionen beizumeſſen geneigt iſt. Im Maximum erreichen die Dünen, ſelbſt dort, wo der aus feſtem Geſtein beſtehende Kern ſich 100 und mehr Meter über das allgemeine Niveau der Gegend erhebt, kaum mehr als 350 Meter, während Dünen, die durchwegs aus Sandſchichten beſtehen, ſelten mehr als 200—220 Meter Höhe erreichen. Die in's Unendliche gehende Mannigfaltigkeit der Höhenverhältniſſe und Formen erzeugt eben das ſinnverwirrende Chaos der Areg-Landſchaft, neben einer kleinen, nur 2—3 Meter hohen, kaum 100 Meter an der Baſis im Umfange meſſenden Düne folgt nicht ſelten eine ſolche, deren Höhe 100 Meter,

deren Umfang an der Basis 4—6 Kilometer beträgt. Die Nomadenstämme dieser Dünenregion unterscheiden unter den zahllosen Nuancen von Formen vier bestimmte Charaktere, und zwar Gara, als eine Art stummer Zeugen erdiger, zuweilen felsiger Natur, der das Niveau des ursprünglichen Bodens markirt; Ghurd, der wirkliche Sandberg, die Maximalhöhe der Dünen erreichend; Semla, eine regelmäßige langgestreckte Düne, dem Rücken eines Esels vergleichbar, mit beiderseitig normalem Abfall; Sif, Düne, einer Säbelklinge vergleichbar, mit scharfer Kante und fast verticalem Abfall auf einer Seite. Diese Dünenformen sind unter sich wieder durch vier bestimmte Arten von Einschnitten oder Einsenkungen (Thälern) getrennt, welchen die Araber die Namen Teniya, Wad, Haud und Sahan geben. Bleibt zwischen zwei Dünen nur eine schmaler, enger Sattel, ein Paß, der dann den Caravanen als Passage dient, so heißt dieser Einschnitt Teniya; die Ueberwindung dieser Sättel ist aber zuweilen mit großen Schwierigkeiten verbunden, da zufolge der Enge dieser Pässe der Wind gerade hier große Massen von Sand anhäuft und dann die Kameeltreiber genöthigt sind, mit der Hand den Thieren Stellen zu ebnen, damit diese festen Fuß fassen können. Ist die Einsenkung zwischen zwei Dünen breiter und in der Richtung des herrschenden Windes offen, dem sie ja ihre Entstehung verdankt, so heißt man sie Wad, an der Sohle derselben sammelt sich das Regenwasser, wovon auch der Name der Einsenkung (Flußbett) Wadi herrührt. Nehmen diese Einsenkungen in Folge der kreisähnlichen Gestalt einer Düne den Charakter eines Labyrinths an, so heißen sie Duriya, erweitert sich die Einsenkung allseitig zu einer oft mehrere Kilometer breiten Mulde, so heißt sie Haud; ist die Sohle einer solchen großen Mulde eben und von leichtem Flugsand und krystallinischem Gyps bedeckt, so führt die Einsenkung den Namen Sahan. In diesen Einsenkungen, welche der Araber mit einem Netz von Adern (Erg, Areg) vergleicht, daher auch der Name der ganzen Region, führen die Caravanenwege und finden sich die Brunnen, ohne welche die Passage durch die Dünenlandschaften dem Menschen unmöglich wäre.

Auf der Windseite sind die Dünen convex, auf der Leeseite concav mit steiler Böschung, und zwar bei den Ghurds so steil, daß kein Mensch und kein Thier gegen diesen steilen Abfall aufkommen könnte, während bei

einigen Semlas der Abfall auf der Leeſeite zu überwinden iſt. Es ſpricht wohl am deutlichſten für den hochentwickelten und bewunderungswürdigen Orientirungsſinn der Caravanenführer, daß ſie faſt jede markante größere Düne mit ſpeciellen Namen belegen, und obwohl die herrſchenden Winde unabläſſig Sandmaſſen verſetzen und in ihrer äußeren Form verändern, dieſe Dünen ſtets wieder im ganzen Chaos wiedererkennen. Den irrigen Vorſtellungen über die Gewalt der Windes und deſſen Einfluß auf die Veränderungen der Formen großer Dünen gegenüber ſei hier bemerkt, daß, obwohl die Dünen im Allgemeinen in der Richtung der Paſſatwinde, alſo von Nordoſt nach Südweſt, vorrücken, und jeder Reiſende bei länger anhaltendem und heftigem Simum oder Gebli Zeuge der Entſtehung kleiner Dünen ſein kann, eingreifende Veränderungen an der Grundform und dem Umfange großer Dünen wohl erſt nach einem Menſchenalter wahrzunehmen ſind. Die Beweglichkeit des Sandes (Flugſandes) iſt allerdings eine große, nnd ſelbſt der mäßigſte Wind verwiſcht die Spuren einer Caravane derart, daß nur der Kameelmiſt kurze Zeit die Fährte bezeichnet, die Fußſtapfen eines nur wenige Meter vor uns ſchreitenden Menſchen ſind in wenigen Secunden ausgelöſcht.

Wir erhalten eine annähernde Vorſtellung von der Ausdehnung und Bedeutung dieſer Region der feſten und beweglichen Sanddünen, wenn wir ſie auf der Karte der Sahara verfolgen. In einem ungeheuren, faſt ununterbrochenen Bogen von faſt 2400 Kilometer Länge finden wir dieſe Region von Nordoſt, d. i. dem Golf von Gabes am Mittelmeere nach Südweſt zum Cap Mirik am atlantiſchen Ocean reichen, im Norden von den Vorbergen des Atlas und der hohen algeriſchen Plateaux, im Süden von dem Taſili- und Ahaggar-Plateau eingedämmt und zum geſchilderten Zuge genöthigt, während, vom Wadi Schati ausgehend, ein Seitenarm nach Weſten bis Timaſſanin zieht und nur durch das Plateau von Tinghert von dem Hauptzuge getrennt wird. Je nachdem die Bergmaſſen und Hammadaflächen im Norden und Süden dieſer Dünenzone näher oder ferner rücken, beſitzt dieſe Zone eine wechſelnde Breite von 50—500 Kilometer. Je nach dem Volke, das ſie in ihren einzelnen Theilen durchquert, hat dieſe Zone von Sanddünen die Namen El Erg, Areg von den Arabern, Edeyen von den Tuareg, Igidi von den Berbern der marokkaniſchen Sahara und Senegambiens erhalten;

wie oft ſie auf dieſer ganzen großen Länge vom äußerſten Weſten bis zum Südabfalle der ſchwarzen Berge von Reiſenden durchzogen, ihrer ganzen Breite nach überwunden wurde, zeigt uns das Netz der rothbezeichneten Routen. Jeder unter ihnen, der Strecken dieſer Zone, nicht ohne tieferen Sinn das „Land des Todes“ oder das „Land des Durſtes“ genannt, durchzogen, wußte von den ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu berichten, die ſie dem Menſchen bereitet. Die gänzliche Abweſenheit einer deutlichen Route, die durch die Natur der Landſchaft gebotene Nothwendigkeit, in den horizontloſen Einſenkungen und Thälern zu reiſen, jedes orientirenden Ueberblickes zu entbehren, der continuirliche Wechſel im äußeren Ausſehen der Gegend, die wahrhaft glühende Hitze der directen und der vom Boden reflectirten Sonnenſtrahlen, die enorme Hitze des Sandbodens ſelbſt, das ſind alles Factoren, mit denen gründlich gerechnet werden muß. Das Amt des Führers in der Dünenzone iſt unter ſolchen Umſtänden ein ſehr verantwortungsvolles und keineswegs beneidenswerthes, wenngleich ſehr ehrenvolles und geachtetes, von der unfehlbaren Erfahrung und minutiöſeſten Detailkenntniß des Führers hängt das Schickſal der ihm anvertrauten Caravane ab. Zum größten Theile iſt das Amt in gewiſſen Familien erblich und wird von dieſen als eine Art Prieſterthum betrachtet. Aber nicht allein der Führer muß ſeiner Aufgabe gewachſen ſein, ſondern auch die Kameele, welche zu ſolchen Reiſen verwendet werden, müſſen von Jugend auf an die Schwierigkeiten gewöhnt werden. Die Kameele der Areg-Zone beſitzen in Folge der Gewohnheit, im nachgiebigen Sande zu ſchreiten, breite Ballenflächen an den Füßen, um nicht zu tief einzuſinken, lange und ſpitzige Krallen, um bei dem Auf- und Abſteigen an den Dünenhängen das Ausgleiten zu verhüten. Auf der ganzen Strecke zwiſchen Rhadames und dem Oaſengürtel des Ued Rirh und Ued Suf einerſeits, dem Lande der Beni Mzab andererſeits ſind es die Stämme der Schaanba, die Suafa und Ruarha, welche die zur Durchquerung des Areg nothwendigen Khabir (Führer) und brauchbaren Kameele beſitzen. Wie wir ſchon mehrmals geſehen, iſt die Waſſerfrage bei der Durchquerung der Dünenregion von größter Wichtigkeit, denn obwohl der Sand, gleich einem Schwamme, das Waſſer aufſaugt und es in ſeinen unteren Lagen vor der Verdunſtung ſchützt, ſo iſt auf dieſe Vorräthe an Regenwaſſer nur im Winter

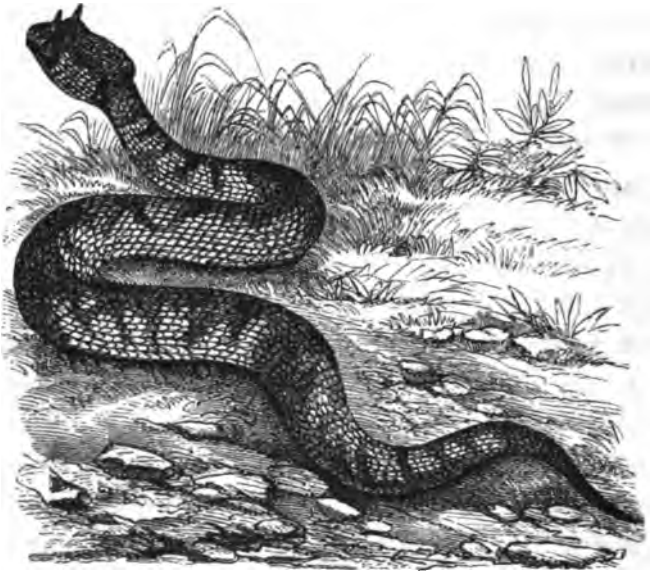
zu rechnen, im Sommer liefern nur die in den Einsenkungen liegenden Brunnen (Bir, Hassi genannt) das für die Caravanen nöthige Wasser; in welcher Tiefe dies anzutreffen sei, ist für den Reisenden zu wissen von größter Tragweite. Im Allgemeinen stößt man in der ganzen Areg-Zone zwischen Rhadames und dem Schottgebiete in einer Tiefe von 9—25 Meter auf trinkbares Wasser, das nur an einzelnen Stellen stark brackisch ist. In größere Tiefen vermögen die Araber mit ihren unvollkommenen Bohrwerkzeugen nicht zu bringen. Auf den frequentirten Caravanen-Routen liegen diese Brunnen gewöhnlich nie mehr als 3—4 Tagereisen von einander entfernt, da aber dieselben vor den häufigen Sandwehen gar nicht oder zu dürftig geschützt werden, so geschieht es im Laufe der Jahre, daß einzelne oder mehrere solcher Brunnen gänzlich verschüttet oder, wie die Araber sagen, todte Brunnen werden, in Folge dessen zuweilen eine bisher gangbare Route ganz aufgegeben werden muß.

Wir überzeugen uns, abgesehen von dem Landschaftsbilde, auch bald an der Physiognomie unserer Caravane, daß wir im Lande des Durstes wandern. Allgemeine, tiefe Stille ist an die Stelle der bisher lebhaften Unterhaltung getreten, Jeder fühlt sich unter der Perspective, neun lange Tage in diesem trostlosen Sandmeere zubringen zu müssen, in gedrückter Stimmung und richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wasserschläuche, die er mit eifersüchtigen Augen bewacht, denn vor Ablauf dieser Zeit stoßen wir auf der gewählten Route auf kein Wasser. Glücklicherweise sind wir mit diesem Labsal versehen, auch reisen wir im Frühjahre, die Hitze ist unseren Schläuchen noch nicht gefahrbringend. In Fäßchen das Wasser zu transportiren, wäre in jeder Hinsicht unpraktisch, da das Wasser in solchen immer sehr warm ist, äußerst stark, man möchte sagen, unter den Augen des Reisenden verdunstet und durch das Hin- und Herschlagen im halbleeren Gefäße die Kameele stark ermüdet. Zur Sommerzeit ist unsere Route, da sie über das Gebiet der höchsten Dünen führt, durchaus unprakticabel, und jeder Reisende, der es versuchen wollte, sie zurückzulegen, würde in den sicheren Tod gehen, man würde ihn, wie unser Führer erzählt, nach zwei Tagen erstickt und zu einer Mumie eingeschrumpft und vertrocknet auffinden; selbst allzu kühnen Gazellenjägern vom Stamme der Suafa geschah es wiederholt, daß sie in

dieſem Gluthofen verunglückten, ein einfaches Grab, an dem wir vorüberziehen, bezeugt die Wahrheit dieſer Darſtellung.

Das Schweigen in unſerer Caravane wird zeitweiſe durch Juhjuh-Rufe unſerer Schaanba unterbrochen, die bald einem Schwarme zu unſerer Rechten mit Windeseile dahinſtürmender Antilopen, bald einem Rudel ſchlanker, zierlicher Gazellen gelten, die zu unſerer Linken über den ſteilen Hang einer Semla hinanſpringen und im Nu jenſeits des Grats verſchwinden, oder aber den Fenek aufſcheuchen, der blitzähnlich unſeren Weg kreuzt; hie und da herumliegende Schalen von Straußeiern verrathen, daß dieſer Wüſtenvogel auch hier ſeine Verſtecke hat, in den ſchmalen, engen Teniyas ſtoßen wir auf zahlreiche Schlupflöcher des Wüſtenfuchſes. In einem breiten Keſſelthale, Sahan, ſchlagen wir unſer erſtes Nachtlager auf. Die Zelte ſind in wenigen Minuten zu unſerer Aufnahme fertig, vor ihnen brennt bald ein luſtiges Lagerfeuer und der Kaffee macht die Runde unter uns ahnungsloſen Reiſenden, und bedächtig, in behaglicher Stimmung ſchlürfen wir den Mokka, als wir urplötzlich durch einen lauten Fluch aus der Ruhe geriſſen, aufſpringen und unwillkürlich zu den Waffen greifen. In Erwartung, uns von Tuareg angegriffen zu ſehen, werden wir bald von allen Zweifeln befreit. Ein Schaanba zeigt uns eine Lefa, die er ſogleich in's praſſelnde Feuer ſchleudert. Es war die gefürchtete gehörnte Viper, die uns Alle in Schrecken ſetzte. Unter' Tags im Sande gänzlich verborgen, nur zeitweiſe mit dem gehörnten Kopfe aus dem Sande emporſchauend, ſchleicht ſie ſich des Nachts mit Vorliebe zu den Lagerfeuern der Reiſenden und Jäger. Die durch ihren Biß und die tödtliche Wirkung ihres Giftes mit Grund gefürchtete Schlange erreicht eine Länge von 65—70 Centimeter und kennzeichnet ſich auf den erſten Blick als ein Kind der Wüſte, wie ſie auch thatſächlich über die ganze nördliche Sahara bis tief in den Oſtſudan verbreitet iſt. Die Färbung des Sandes iſt auf ihrem Schuppenkleide gleichſam wiedergeſpiegelt. Ein mehr oder minder lebhaftes, bläulich überflogenes Gelb iſt die Grundfärbung, die Zeichnung beſteht aus dunkleren braunen oder rothbraunen Querflecken; in Folge der in ſchrägen Reihen ſtehenden, bei lebhafterer Bewegung ſich reibenden Schuppen auf der Rückenmitte verurſacht ihr Kriechen ein hörbares Geräuſch. Ihre ſpärliche Nahrung beſteht aus Mäuſen, Eidechſen und hie und

da in Vögeln, die ſich unvorſichtigerweiſe überraſchen laſſen, doch iſt ſie im Stande und wird auch zuweilen in die harte Nothwendigkeit verſetzt, wochen-, ja monatelang zu hungern und zu durſten. Wenn es der Boden irgendwie geſtattet, wühlt ſich die Viper mit dem ganzen Leibe in den Sand, ſo daß nur die Augen und die beiden Hörnchen ſichtbar ſind. Das Einwühlen bewerkſtelligt ſie durch eigenthümliche, ſeitliche Bewegungen ihrer Rippen, indem ſie den Leib bald breitet, bald wiederum zuſammenzieht, und ſo den



Die gehörnte Viper (Cerastes aegyptiacus).

Sand zur Seite ſchiebt; dieſe Bewegungen folgen aber ſo raſch aufeinander, daß das Verbergen im Sande meiſt nicht mehr als zehn, höchſtens zwanzig Secunden erfordert; doch auch wenn der Sand ſie nicht gänzlich aufgenommen hat, verſchwindet ſie den Blicken vollſtändig, ſelbſt das ſchärfſte Auge nimmt ſie nicht wahr, wenn es nicht beſonders auf die Stelle hingelenkt wurde. Den Arabern, die nur mit den Sandalen beſchuht durch die Wüſte gehen, wird ſie deshalb in hohem Grade gefährlich. Von der

Lebenszähigkeit und Wuth des Thieres spricht die von Reisenden wiederholt bestätigte Thatsache, daß der vom Rumpfe getrennte Kopf der gehörnten Viper noch zwanzig Minuten nach der Trennung wüthend nach den ihm gereichten Stöcken und Gegenständen biß, ja selbst nach einer halben Stunde, als der scheinbar leblose Kopf in Alkohol gebracht wurde, eine Minute hindurch zu beißen versuchte.

Vor solch' unangenehmen, zuweilen gefährlichen Ueberraschungen müssen wir uns jetzt auf jedem Lagerplatze vorsehen, denn die Dünenfauna ist an giftigen Reptilien und Insecten, an Thieren überhaupt reicher, als man bisher anzunehmen gewohnt war. Ist es nicht die gehörnte Viper, oder die Minutenviper, eine der ersteren verwandte Art, von den Arabern Zoreig genannt (Echis carinata), deren Gift ebenfalls im Sommer äußerst gefährlich wirkt, so ist es die Python, vor der wir uns in Acht nehmen müssen; das Ereigniß mit der Lesa hat unsere Schaanba gesprächig gemacht, und so müssen wir nun mehrere Abende hindurch die fabelhaftesten Erzählungen über die Schlange Saban verdauen, deren Biß stets den Tod unter den fürchterlichsten Schmerzen herbeiführen soll. Ernstliche Vorsicht erheischen die zahlreichen, in den seichten und steinigen Dünenthälern sich tummelnden Scorpione, welche in dreierlei Arten die Lagerstätten unsicher machen, es sind dies der schwarze Scorpion (Scorpio afer), dessen Stich immer gefährlich, im Hochsommer bei Vernachlässigung der Stichwunde geradezu tödtlich ist, der schwarze getüpfelte tunesische und der gelbe Scorpion, deren Stich wohl schmerzhaft, aber weniger gefährlich ist. Sobald das Lagerfeuer angezündet ist, erscheinen außer anderen nächtlichen Gliederfüßlern, besonders Tausendfüßlern, immer auch Scorpione. Mitten in der tiefsten Ruhe der Nacht erwachen wir oft, durch ein jammerndes Stöhnen und Schreien irgend eines Zeltgenossen aufgeweckt, und nach der Ursache forschend, entdecken wir unter dem Kissen oder der Matte einen dieser Missethäter, der, durch den Druck des Schläfers zum Widerstande gereizt, diesen gestochen. Der Stich ist ungemein schmerzhaft und brennend, erzeugt örtliche Entzündung, Lähmung, Fieber, Ohnmacht. Als Heilmittel zerreiben die Araber das Thier selbst unmittelbar nach dem Stiche auf der Wunde, oder verwenden das sogenannte Scorpion-Oel, in welchem man einige Scorpione verenden ließ; angezeigt sind auch Ammoniak

oder Tabakasche als äußerliches Aetzmittel und eine innerliche Gabe von Ipecacuanha gegen die Ueblichkeiten. Wurde beim Lageraufschlagen zufällig ein ganzes Nest dieser nächtlichen Ruhestörer entdeckt, so gewährt es immer den Arabern ein großes Vergnügen, Halfagras in einem engen Kreise anzuhäufen, es anzuzünden und die Thiere unter lautem Halloh zu verbrennen; nach allen Seiten zur Flucht sich wendend, und vor dem Feuerkreise zurückschreckend, wüthen die Thiere mit dem erhobenen stichbereiten Schwanze ohnmächtig gegen sich, daher rührt auch die irrige Ansicht Vieler, daß der Scorpion sich in solchen Momenten selbstmorde.

Zur Erheiterung und zum Ergötzen der Reisegesellschaft tragen während des Marsches die zahlreichen Echsen und der Sandgeko bei. Unter den ersteren ist es vorzüglich der Skink (Scincus officinalis), der bei der Annäherung von Menschen mit geradezu verblüffender Gewandtheit sich in den Sand eingräbt und im Verlaufe weniger Augenblicke 5—8 Meter durchwühlt. Die Araber stellen ihm sehr eifrig nach und sein Fang beschäftigt in den Oasen des Ued Rirh, ebenso wie in Tuat, zahlreiche Leute, denn er wird ebenso hoch als Arzenei, wie als Nahrungsmittel geschätzt. Die Araber sind sehr gierig nach diesem Leckerbissen und verspeisen ihn geröstet, oder trocknen den enthaupteten Leichnam, stoßen denselben zu Pulver, kneten dieses mit Datteln zu einem Teige und verkaufen diese in Ledersäcke gefüllte Masse an die Caravanen. Der Reisende Tristram nennt den gerösteten Skink ein sehr schmackhaftes Gericht.

Ab und zu kreuzt eine Wildkatze unseren Weg, das traurige, kreischende Krächzen eines vereinzelt über die Todeslandschaft irrenden Raben lockt unsere Schaanba stets aus den Zelten, und auf der Route sind sie nicht vom Flecke zu bringen, denn der Rabe gilt ihnen als Wahrsager, als Prophet, dessen Erscheinen je nach der Höhe seines Fluges, seinem Gekrächze, als gute oder schlimme Vorbedeutung angesehen wird. Kleine Felssperlinge von graugelber Färbung verirren sich zuweilen in unsere Nähe, vergeblich warten wir auf deren Gezwitscher, in diesen Einöden haben sie scheinbar ihre Stimme verloren. Des Raben und ihre Nahrung sind die an den etwas feuchteren Stellen, besonders in der Nähe von Brunnen häufigen Rothkäfer und andere Insecten, unter welchen kleine rothe, hartleibige und glatte Wanzen eine

empfindliche Plage für den Reisenden sind, und mit ihrem langen Saugrüssel selbst die Wolle des Oberkleides durchdringend, empfindliche Schmerzen bereiten; die gewöhnliche Fliege, eine rothe, große Ameise und ein vorwitziger Nachtfalter sind die weiteren Ruhestörer bei Tag und bei Nacht.

Die Physiognomie der Dünen ändert sich von Tag zu Tag, heute sind es große drei- und viereckige Pyramiden, die dicht aneinander gereiht, uns nöthigen, im Labyrinth des sich um sie schlängelnden Thalweges mühevoll und unter großem Zeitverlust vorwärts zu bringen, morgen ist es ein Chaos von großen steilwandigen Ghurds, die uns fast jeden Ausweg zu versperren scheinen, und am nächsten Tage wieder sehen wir nichts als 12—1500 Meter lange Sandwülste von 100—150 Meter Höhe, zwischen welchen enge und seichte Gräben wie Ackerfurchen hinlaufen und der Gegend das Ansehen eines leicht gekräuselten Wasserspiegels geben; plötzlich übergeht die Landschaft wieder in ein Labyrinth scharfkantiger nach allen Richtungen verlaufender Sif. Der Marsch wird um so beschwerlicher, als wir uns überdies immer höher über das Meer erheben, indem das Terrain von Rhadames bis drei Tagereisen nördlich dieser 391 Meter über dem Meere liegenden Oase ansteigt. um in einem von Nordost nach Südwest quer durch die Areg-Zone verlaufenden plateauförmigen Höhenrücken zu culminiren; auf unserer Route geschieht dies in einer Höhe von 410 Meter über dem Meere. Nördlich dieses von Dünen ganz bedeckten Plateau's senkt sich das Land continuirlich bis in die Depressionsgebiete im Norden des Ued Rirh und Ued Suf. Am neunten Tage seit dem Aufbruche von Rhadames erreichen wir glücklich den Brunnen Hassi Bottin, welcher Name so viel als der Lagerbrunnen bedeuten will. Es sind eigentlich mehrere Brunnen, die sämmtlich ein sehr unangenehm schmeckendes, brackisches Wasser haben, das ohne Zugabe von Kaffee oder Cognac für europäische Gaumen schwer genießbar ist. In einer Tiefe von 22 Meter stieß man nach Durchbohrung des sehr porösen Saharasandsteines und einer Schichte von weißem Kalkstein auf das Wasser, das im Frühjahre eine Temperatur von 23°, im Sommer aber gewöhnlich 28—30° Celsius besitzt. Die Brunnen sind gewöhnlich mit Steinschwellen eingefaßt und haben 70—90 Centimeter Durchmesser.

Obwohl der Geſchmack des Waſſers durchaus nicht einladend iſt, ſind wir genöthigt, die bedeutend herabgeſchmolzenen Waſſervorräthe zu ergänzen, bevor wir aber dazu gelangen, koſtet es noch einige Arbeit, die Brunnen vom Sande und Kameelmiſt, den die Winde hineingeweht, zu reinigen; ſodann werden die neben den Brunnen angebrachten Gypskrippen für die Kameele gefüllt und zuletzt erſt die Schläuche verſorgt. Unſer Aufenthalt iſt nur kurz und wir brechen ſchon den nächſten Tag wieder auf. Die Gegend iſt von derſelben Troſtloſigkeit wie bisher, die Dünen in der Nähe des Brunnens, ja auf der ganzen bisher zurückgelegten Strecke von jüngſter Bildung, unſer Führer erinnert ſich, die heute hohen Dünen als junger Mann noch im Stadium der Sif geſehen zu haben, er ſah ſie auf ſeinen wiederholten Reiſen ſtetig anwachſen, ohne daß ſie ihre Form weſentlich verändert hätten, da ſie ihm gegenwärtig noch wie einſt als Wegmarke dienten. Der Führer Largeau's erzählte dem Reiſenden ſogar, daß ſein Großvater die Strecke von Wargla nach Rhadames, welche heutzutage ſechzehn große Tagemärſche erfordert, mit leicht beladenen Kameelen in acht Tagen zurücklegte. Das Land war zu dieſer Zeit eine ſchöne, wellenförmige, mit reicher Vegetation bedeckte Ebene mit zahlreichen Brunnen, die wenigen Dünen, die das Auge erblickte, waren alle im Stadium der Sif. Und jetzt, ſagte der Führer zu Largeau, erhebe Dein Auge und ſchaue, Deine Mütze wird Dir auf die Schultern fallen, bevor Du den Kamm erblickt haſt!

So großartig und effectvoll das Schauſpiel eines Simum oder Gebli in dieſer Dünenregion ſein mag, ſo können wir froh ſein, ohne dasſelbe erlebt zu haben, den Brunnen el Achiya nach zwei weiteren Tagereiſen erreicht zu haben; beſonders im Frühjahre iſt ein Simum, wie ihn Largeau auf ſeiner Reiſe nach Rhadames im Jahre 1875 erlebt hat, keineswegs eine angenehme Zugabe zu den ohnehin erklecklichen Schwierigkeiten der Reiſe durch die Areg-Zone. Zu dem ſchauerlichen Gebrauſe des mit wüthender Kraft ſich in die zahlloſen engeren Dünenthäler und Schluchten einwühlenden Windes, der ungeheure Maſſen von Sand von der Thalſohle aufwirbelnd, dieſelben mit blitzartiger Schnelligkeit und Macht an den Abhängen der Dünen aufwärts zur Kante der großen Ghurds trägt, und für eine Caravane, die vielleicht eben am Rande eines der rieſigen Trichter dahinſchreitet oder

den hohen Grat einer Düne überſetzt, im höchſten Grade gefährlich werden muß, geſellt ſich das Schauſpiel eines Gewitters, von ſtrömendem Platzregen begleitet.

In ſolchen Momenten, wo die Kameele vor Entſetzen zittern, ängſtlich brüllen und fauchen und um keinen Preis vorwärts zu bringen ſind, ſondern im Gegentheile ſich freiwillig auf den Boden legen, iſt die Dünenlandſchaft wohl von eigenthümlichem Reiz, doch die Gefahr, jeden Augenblick die Kameele in einem der Abgründe verſchwinden zu ſehen, gewiß nicht verlockend. Und dieſes Schauſpiel kehrt zuweilen im Laufe eines Tages nach Unterbrechungen von drei bis vier Stunden einige Male wieder. Bei ſolchen Gelegenheiten läßt ſich die Entſtehung der Dünen aus directer Anſchauung beobachten; die vom Sturme aufgejagten Sandmaſſen werden zuerſt bis zu den Wolken emporgewirbelt, bleiben einige Minuten in wirbelnder Bewegung über den Kämmen und Rückenkanten der Dünen in der Schwebe, bis ſie durch den Regen auf die Dünen niedergeſchlagen werden und hier, durch das Waſſer ſchwer geworden, liegen bleiben; auf dieſe Weiſe wächst im Laufe der Jahre die Semla zum Ghurd an. Bei trockenem Gebli ſchlägt ſich der Sand aber erſt in großer Entfernung zu Boden, und dann ſind es gewöhnlich die äußerſten Partien der Dünenzone, welche die ganze Maſſe des aufgewirbelten Sandes als Zuwachs erhalten. Die Dünenlandſchaft zeigt nach ſolch' einem von Gewitter oder Regen begleiteten Simum eine weſentlich veränderte Phyſiognomie dadurch, daß ſchon am nächſten Tage der vorher nackte, graue oder rothgelbe Sand wie durch ein Wunder, ſoweit das Auge auch blicken mag, wie mit einem großen grünen Teppich bedeckt erſcheint, die wenigen und blattloſen Sträucher und Stauden in den Dünenthälern beleben ſich mit aromatiſch duftenden Blüthen, und nun kommen die vor dem Sturme in ihre Schlupfwinkel geflüchteten wilden Thiere aus ihren Verſtecken hervor und tummeln ſich friſch vergnügt auf dem grünen Plan, die ganze, vorher todte Landſchaft wird lebendig. Das grüne Kleid des Bodens iſt leider nicht von Dauer, denn die Mittagshitze des nächſten Tages läßt es wieder verſchwinden. Dieſe Erſcheinung kann man in der Sahara überall beobachten, wo während des Nachts ausgiebiger Thau fällt, ebenſo in der ganzen Dünenregion nach einem Regen.

Die Dünenzone iſt übrigens auch während der übrigen Jahreszeit, mit Ausnahme der heißeſten Monate, nicht ohne jede Vegetation, und die Anſchauung, als wäre die Dünenregion ein durchgängig ſteriles, vegetationsloſes Gebiet, ebenſo irrig, wie in Bezug auf die Thierwelt. Vorläufig noch verhältnißmäßig ſelten, immer häufiger aber, je mehr wir uns dem

Halfagras (Stipa tenacissima).

Ued Rirh nähern, begrüßen wir als künftigen und ſteten Begleiter auf unſerer Wanderung durch die algeriſche Sahara das Halfa (Stipa tenacissima), das in der Dünenregion in einzelnen großen und dichten Büſchen in den Thälern vorkömmt, wo ſeine langen Faſerwurzeln Platz zur Ausbreitung finden, ſeltener iſt es auf den Dünenhängen und Kämmen. Der eigentliche Verbreitungsherd dieſer für die Wüſte ſo überaus nützlichen Pflanze ſind die

Steppen des hohen Schottplateau's von Algerien und die südlichen Abhänge desselben bis zur Nordgrenze des Areg. Die Stärke und Dauerhaftigkeit der Faser dieser Textilpflanze, die in ganz Algerien und Tunis in ausgedehntester Weise zu Spartarbeiten (Matten, Tauen u. s. w.) verwendet wird, beeinträchtigt andererseits wieder ihre Verwendung als Futterkraut, indem sie nach längerem Genusse den Thieren Verstopfungen des Leibes verursacht, die durch laxirende Wässer behoben werden müssen; da aber an solchen in der ganzen algerischen Sahara kein Mangel ist, so erwächst für die Nomaden nur die Arbeit, ihre Kameele und Schafe zeitweilig zur Tränke an salzige Brunnen zu führen. Eine schöne Spielart des Halfa, Sbeït genannt, ist in der Areg-Zone, die wir zum Theile bisher durchkreuzt, häufiger, die einzelnen Stengel dieses Riedgrases sind noch länger und steifer als beim Halfa. Zwei Arten der Graminee Arthratherum, von den Arabern Sfar genannt, werden von den Kameelen begierig aufgesucht und bedecken an einzelnen Stellen ausgedehnte Flächen in den Dünenthälern, die Kameelbohne (Astragalus Saharae) sprießt schüchtern aus dem Sande hervor, während an steinigen, vom Sande entblößten Stellen der Boden mit Jerichorosen bedeckt ist. Die nützlichste und glücklicherweise am weitesten verbreitete Pflanze in der ganzen nördlichen Sahara (Arthratherum pungens) von den Arabern Drin, von den Tuareg Tullult genannt, bevölkert auch die Dünenregion; wo nur ein kleines Fleckchen Erde sich findet, sprießt sie hervor und nährt mit dem Faserstoff der Stengel und Blätter die Heerden des Nomaden, ihre Fruchtkörner, die aus Aehren ausgelesen werden, von den Arabern Lul genannt, bilden zu Mehl gemahlen und gekocht oder zu Galetten gebacken, oft die einzige Nahrung des Nomaden. Die wilde Conifere Ephedra alata, Alenda der Araber, ein schöner, harziger Strauch, der zuweilen 2—3 Meter Höhe erreicht, ist an vielen Stellen ein Begleiter des Halfa. Die Rinde des Strauches ist dicht und weich wie die des jungen Korkholzes.

Eigenthümlich wirkt der Anblick einzelner von Zeit zu Zeit auftauchender, die Gipfel kleiner Sandhügel krönender, blattloser Sträucher, wie der Artaya, Asel (Calligonum comosum), der eben jetzt im Frühjahre mit zahllosen kleinen weißen Blumen bedeckt ist, ähnlich jenen des Weißdorns, deren Geruch sie auch haben; zu kleinen Büschen vereinigt, bildet der Strauch

während der Nacht das schützende Dach für die Gazellen, die sich unter ihm sammeln. Weiterhin bemerken wir dichte und größere Büsche von Merkh (Genista Saharae), mit gelben Blumen bedeckt und 4—5 Meter über den Sandboden ragend, in ihrer Nähe sind wir sicher, auf die kleinen dornigen Sträucher Begel und Simeran zu treffen, die sämmtlich die feuchteren und tieferen Stellen in den Dünenthälern vorziehen. Ein schöner Strauch mit gezackten, dichtstehenden, dunkelgrünen Blättern, eben jetzt mit kleinen violetten Blumen bedeckt, begegnet uns in den weiten ebenen Kesselthälern Sahan, seine Wurzeln greifen sehr tief und dringen in die Fugen des unter dem Sande liegenden Gesteins. Schon stundenlange vorher zeigen die Kameele eine Unruhe und eilen nach vorwärts, wenn wir uns einer Stelle nähern, wo ihr Lieblingskraut, die Salsolacee Domrahn (Traganum nudatum) große Flächen bedeckt, in ihrer Nähe ist man auch meist sicher, Gazellen zu finden. Treffen wir in einem tiefen Thale auf Had (Cornulaca monacantha), einen dornigen Strauch mit saftstrotzenden Stengeln und Blättern, so können wir nach der Aussage unserer Begleiter sicher darauf rechnen, in geringer Tiefe auf Wasser zu stoßen, thatsächlich liebt der Strauch nur tiefe und feuchte Thäler, denen er eine düstere Staffage verleiht und sie aus der Entfernung als von reißenden und hochwogenden Wässern durchzogen erscheinen läßt. Gleich dem Domrahn ist auch dieser Strauch ein beliebtes Kameelfutter, das die Thiere erfrischt und fettleibig macht.

Schon aus dieser flüchtigen Darstellung wird es hervorgehen, daß die Fauna und Flora der Areg-Region, wenngleich artenarm, noch immer genügt, um den Nomaden der Wüste zu beschäftigen. Die Jagd bildet denn auch thatsächlich die wesentlichste Beschäftigung der Stämme, welche, von Brunnen zu Brunnen wandernd, den Areg durchziehen, so die Schaanba und die Suafa. Obwohl der Hochsommer die günstigste Zeit zur Jagd ist, verbieten die unerträgliche Hitze und der Wassermangel selbst den in der Wüste aufgewachsenen Nomaden, diese Zeit zu benützen. Die Suafa jagen daher im Winter, die Schaanba im Frühjahre, und zwar die Ersteren im Osten des Areg bis zu den Ausläufern des Dschebel Duirat, die Letzteren bis über die Ufer der Irharhar im Westen. Die Huth der Heerden den Frauen und Kindern überlassend, ziehen die Jäger in Gruppen von Drei oder Vier in das

Innere der Areg-Region, wo eben das Wild ſich hauptſächlich umhertreibt. Jeder Jäger führt drei oder vier Kameele mit ſich, welche mit Datteln und Mehl zur Bereitung der „Ruina“, mit Munition und mit gefüllten Waſſerſchläuchen beladen ſind. In der Nähe eines Brunnens wird Poſto gefaßt, von welchem ſie ſich ſelten weiter als zwei bis drei Tagemärſche entfernen, um immer rechtzeitig den Waſſervorrath erneuern zu können. Gewöhnlich jagen die Schaanba nur Antilopen, Gazellen, den Fenek; ſind ihre Beziehungen zu den Tuareg friedlichere, ſo dringen ſie wohl auch ſüdlicher vor, um den Strauß zu jagen. Mit der Zubereitung der Häute wird keine Zeit verloren, ſie werden einfach an der Sonne getrocknet und eingeſalzen. Das Fleiſch erhält ſich länger als acht Tage, ohne zu verderben, und im Verlaufe dieſer Zeitabſchnitte wird immer einer der Jäger nach der nächſten Oaſe abgeſandt, um die Jagdbeute zu verkaufen. Iſt die Saiſon zu Ende, ſo werden die Häute auf die Kameele geladen und nun geht es nach Wargla, Tuggurt oder Rhadames, wo die Häute am beſten verkauft werden. Die Jagd in den Dünen iſt nur mit dem Kameel möglich, und auch der Menſch muß ſich einer kräftigen Conſtitution erfreuen; in der That ſind die Schaanba-Jäger, denen wir begegnen, durchwegs robuſte und ſehnige Geſtalten von hoher Taille. Ihr bronzefärbiges, von tiefen Furchen durchzogenes Geſicht verräth auf den erſten Blick ihren Erwerb, ihren monatelangen Aufenthalt im Gluthkeſſel des Areg. Ihre Kleidung beſteht meiſt aus einer kurzen Gandura, die durch einen breiten Ledergürtel um die Hüften in Falten gelegt wird, an dem Gürtel hängt ein großes Waidmeſſer und mehrere andere ſichelartige Meſſer, ſowie eine Patrontaſche mit Patronenhülſen aus Schilfrohr, ein Burnus hängt nachläſſig über der Schulter, ein kurzer Haïk über der Kopfbedeckung (Schaſchia), durch Kameelriemen befeſtigt, ſchützt den Hals, die Ohren, und wie bei den Tuareg durch eine über das Kinn hervorragende Falte Mund und Naſe gegen Sand und die heiße Luft des Gebli.

Kehren wir nun zum Brunnen El Achiya zurück. Indem wir ihn erreicht haben, ſtehen wir an der Weſtgrenze der Dünenregion auf der von uns eingeſchlagenen Route nach Tuggurt, zugleich befinden wir uns im trockenen Flußbette des Irharhar, den wir ſchon im Tuareg-Lande bei unſerem Ausfluge zu den Crocodilteichen von Mihero nennen hörten. Der Brunnen

El Achiya iſt am Fuße einer mächtigen Düne im Bette des Stromes (das iſt die Bedeutung des Wortes Irharhar) gegraben und beſitzt ſüßes, friſches und hinreichendes Waſſer in einer Tiefe von blos vier Meter, leider iſt er auch ein von den Wegelagerern der Wüſte häufig als Hinterhalt benützter Ort, um die Caravanen, welche nach Wargla ziehen, zu plündern, ſchon zu wiederholten Malen war hier das Bett des Irharhar der Schauplatz blutiger Treffen zwiſchen den Schaanba und Ahaggar. Aus Vorſicht wählen wir denn auch, nachdem wir unſere Schläuche mit Waſſer gefüllt, den Kamm einer am rechten Ufer des Irharhar ſich hinziehenden langgeſtreckten Düne als Nachtlager, um gegen jeden Ueberfall geſichert zu ſein, anderentheils aus Vorſicht gegen die gerade hier ſehr häufigen gehörnten Vipern, die im ſteinigen und feuchten Bette des Stromes ſich herumtummeln.

Von der Höhe der Düne genießen wir eine impoſante Ueberſicht über das Landſchaftsbild, das ſich nach allen Seiten hin eigenthümlich geſtaltet, im Oſten und Süden umrahmen die vom Eiſenoxydgehalte rothgelb gefärbten Dünen des Areg den Horizont, ebenſo nach Nordoſten, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Farbe der Dünen faſt in's Hellgraue ſpielt, nach Weſten wird der Blick durch die wellenförmigen Höhenzüge der Hammada begrenzt, der Lauf des Irharhar markirt ſich weit nach Norden und nach Süden hin durch die ſteilen Uferränder und die phantaſtiſchen, mannigfaltigen Formen der iſolirten Felsblöcke (Gur), welche dem Ufer entlang ziehen. Hier ſcheint es eine vollkommen abgerundete Domkuppel zu ſein, die auf einem viereckigen Unterbau ruht und die man im erſten Augenblicke für das Rieſengrab eines Heiligen (eine Kuba) halten würde, dort ſcheint ſich ein runder Thurm zu erheben, überhöht von einem ſpitzigen Glockenthürmchen, weiterhin glauben wir einen Rieſenpilz zu ſehen, deſſen runder Hut von einem Kegel überhöht wird, auf dem uns gegenüberliegenden Ufer zeichnet es ſich wie eine endloſe Reihe dahinziehender Kameele, oder aber wieder wie eine coloſſale Sphynxſtatue am tiefblauen Himmel ab. Dieſes Landſchaftsbild wirkt um ſo mächtiger, erhält einen erhöhten, unſagbaren Zauber, wenn Abends der Mond, über den Dünenhorizont aufſteigend, das Ganze mit magiſchem Lichte überfluthet; die tiefe Stille, die Friſche der Nacht, der mit Sternen überſäete azurblaue Himmel läßt uns nicht an Schlaf denken, im Burnus feſter

eingewickelt, denn die Nächte sind kühl, können wir stundenlang in Träume versunken das herrliche Bild beschauen, und begreifen erst, warum auch der Wüstennomade sich schwer von seiner als trostlos gescholtenen Scholle trennt.

Unmittelbar im Norden des Brunnens spaltet sich der Lauf des Irharhar in zwei Arme, eine große Insel bildend, die sich 80—90 Kilometer nach Norden in die Nähe des Brunnens El Hadschira ausdehnt, wo sich die beiden Arme wieder vereinigen; der westliche Arm wurde, früher unbekannt, erst durch Largeau erforscht. Welche großartige Wassermasse einst dieser Strom fortgewälzt haben mag, können wir annähernd ermessen, als wir am nächsten Tage fast eine Stunde benöthigen, um auf das andere Ufer zu übersetzen und beide Ufer 40—50 Meter hoch finden; seit vielen Jahrhunderten ist der Irharhar ein trockenes Flußbett, welches nur die in Jahrzehnten einige Male vorkommenden strömenden Gußregen für einen oder mehrere Tage mit einer spärlichen Wasserader füllen. Ueber die Ursache der Austrocknung des Stromes hat sich bei den Schaanba eine Sage erhalten, die wir nach den Mittheilungen Largeau's hier in kurzen Zügen wiedergeben wollen. — Zur Zeit als das Wasser des Irharhar noch in mächtigen Wogen dahinfluthete, so daß das Geräusch in der Stille der Sahara weithin widerhallte, und zahllose Heerden an seinen beiden, von mächtigen Bäumen beschatteten Ufern, die im schönsten Grün prangten, sich von der Weide nährten, herrschten an beiden Ufern mächtige Häuptlinge: am Ostufer Mussa, Mansur am Westufer. Zwischen den Stämmen dieser Beiden herrschte ununterbrochene Fehde und mehr als einmal röthete sich der Irharhar von dem Blute derselben. Mussa besaß einen einzigen Sohn, sein Stolz, sein einzige Lebensfreude, und dieser, ein tapferer Jüngling, im ganzen Lande als der kühnste Reiter bekannt, hieß Daud. Mansur, ein Hüne an Gestalt und durch seine Grausamkeit ein Schrecken bis in die fernsten Gegenden, besaß hingegen eine Tochter Namens Kheïra, deren Schönheit in der ganzen Sahara unübertroffen war. Ihr Leben war aber ein so freudenloses, daß die Trauer nie von ihrem Antlitze wich, ihr Lieblingsort waren die Auen am Ufer des Irharhar, wo sie, mit ihrer treuen Dienerin lustwandelnd, das tolle Treiben ihres Vaters zu vergessen suchte. Bei einer solchen abendlichen Promenade entdeckte Daud die Tochter seines Gegners und entbrannte sofort für sie in glühender Liebe, die

er ihr auch bald darauf, den reißenden Fluß unbemerkt durchſchwimmend, eines Abends geſtand. Seine Gefühle wurden auch von Kheïra erwidert, doch machte ſie ihn auf die Unmöglichkeit einer Verbindung aufmerkſam, da ſie ja Beide Kinder der ärgſten Todfeinde ſeien, leiſtete aber auf ſein Drängen den Schwur, niemals einem anderen Manne angehören zu wollen. Daud beſtürmte, in's väterliche Zelt zurückgekehrt, ſeinen greiſen Vater, um Kheïra zu werben, und wenn auch mit ſchwerem Herzen, entſchloß ſich Muſſa zu dem Schritte, der indeſſen, wie vorauszuſehen war, erfolglos blieb, im Gegentheile ſchwur Manſur, ſeiner Tochter in drei Tagen einen Herrn zu geben. Auf dieſe Nachricht hin verſchwand Daud plötzlich mit ſeinem beſten Pferde. Jahre vergingen, er blieb verſchollen, bis er eines Tages an der Spitze einer mit Schätzen beladenen Caravane im Lande erſchien, vergeblich aber nach dem Lager der Seinen ſpähte; ſein Vater war aus Kummer geſtorben und die Meiſten ſeines Stammes waren dem Todfeinde Manſur zum Opfer gefallen, während er aus Verzweiflung von Land zu Land, den Tod ſuchend, umhergeirrt war, dieſer aber ihn nur mied, um ihn mit Ehren und Schätzen bedeckt heimkehren zu laſſen. Von Schmerz und Wuth über dieſe traurige Entdeckung ergriffen, ſchlug er den Weg zum Lager Manſur's ein, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, doch das erſte Weſen, das ihm unter den Palmen des feindlichen Ufers entgegentrat, war Kheïra. Mit lautem Freudenſchrei ſtürzten ſich die beiden Liebenden in die Arme. Kheïra hatte ihren Schwur und dem Geliebten Treue gehalten, ſich aller Freier erwehrt, und mußte es auch geſchehen, daß man den zudringlichſten mit dem Dolche in der Bruſt auffand. Der nächſte Gedanke der ſich wiedergefundenen Liebenden war die Flucht, deren Gelingen Daud durch ſeine zahlreiche bewaffnete Begleitung zu verbürgen hoffte. Alles war denn auch ſchon vorbereitet, Kheïra und Daud hatten ein weißes Kameel beſtiegen und die ganze Caravane ſetzte ſich in Bewegung, als ſchon nach wenigen Schritten ſämmtliche Kameele wie gebannt ſtehen blieben. Zur Seite des weißen Kameels tauchte die Hünengeſtalt Manſur's auf, und ehe die Diener Daud's zu Hilfe herbeieilen konnten, hatte der Rieſe die beiden Liebenden mit einem Keulenſchlage getödtet, gleichzeitig brachen aus den Gebüſchen die Krieger Manſur's hervor und metzelten die ganze Caravane nieder. Ueber ſeine Gewaltthat erſchreckt, befahl der Rieſe, die Leichen in die

ſchäumenden Wogen des Irharhar zu werfen. Doch welch' Wunder, im Augenblicke als die Fluthen die Leichen der beiden ſich umſchlungen haltenden Liebenden aufnahmen, verſiegte der Strom, um die theuren Reſte zu verſchonen. Entſetzen erfaßte Manſur ob dieſes Schauſpiels, in blinder Wuth ſtürzte er ſich auf ſeine Leute und tödtete ſie bis auf den Letzten, riß alle Bäume dem ganzen Ufer entlang aus und verwandelte das fruchtbare Land in eine Wüſte. Von Gewiſſensbiſſen gequält, kehrte er nach langem Umherirren wieder an die Stelle ſeiner Schandthat zurück, und ſiehe da, im trockenen Flußbette trat ihm eine lange Reihe ſchwerbeladener Kameele entgegen, ſämmtlich unbeweglich wie der Tod, und an der Spitze des Zuges erkannte er ſeine beiden Opfer, die ſich in einem endloſen Kuſſe umſchlungen hielten. Der Anblick dieſes Bildes verſetzte den Rieſen in ſolche Wuth, daß er neuerdings mit der Keule zum tödtlichen Schlage ausholen wollte, diesmal aber blieb die Waffe wie von einer unſichtbaren Macht gehalten, in der Luft erhoben und der Mörder war in dieſer Stellung zu Stein geworden. — Heute zeigen die Schaanba dem Reiſenden im Bette des Irharhar einige bizarr geformte Gurs, welche ſie als die verſteinerten Reſte dieſer geſchilderten Handlung betrachten.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung kehren wir zu unſerer Reiſe zurück, indem wir uns die Erklärung der heutigen Waſſerloſigkeit des Irharhar und der Entſtehung der Areg-Region für ſpäter vorbehalten, umſoeher als wir noch einige Male im Verlaufe der großen Reiſe Dünengebiete zu durchqueren haben werden. Wir wollen hier nur bemerken, daß die Dünen von Jahr zu Jahr nach Weſten fortſchreiten und das Flußbett des Irharhar immer mehr mit Sandmaſſen bedeckt wird.

Am linken Ufer des Irharhar angelangt, ſchlagen wir eine faſt rein nordweſtliche Richtung ein, um auf kürzeſtem Wege unſer nächſtes Ziel, die Stadt Temaſſin zu erreichen. Der Bodencharakter iſt ein gänzlich anderer geworden, bald iſt es eine weithin mit kleinen ſcharfkantigen Kieſeln, oder mit größeren rundlichen Blöcken von Gypsſandſtein überſäete, ſtark undulirte Ebene, bald haben wir mehrere Reihen von niedrigen Hügelzügen zu überſchreiten, denen Gypsbänke vorgelagert ſind, die, aus 25 Centimeter hohen, eng aneinander liegenden ſchneideſcharfen, dünnen Blättern beſtehend, beim Uebergange

große Schwierigkeiten verursachen. Die dünnen Gypsblättchen sind nämlich klar und durchsichtig wie Glas und glänzen in der Sonne mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß wir kaum zu Boden sehen können, ohne geblendet zu werden, wir vermögen daher nur langsam, beinahe tastend, durch dieses blendende Labyrinth vorwärts zu kommen, ein Fall auf diese schneidigen Klingen hätte nichts Verlockendes an sich. Unter den Schritten der Kameele brechen diese dünnen Blättchen mit einem Geräusche, das dem auf den Boden fallender Glasscheiben ähnlich ist. Die Gegend ist während der ersten Tagemärsche beiweitem vegetationsärmer als die Dünenzone, einige dürftige Büsche von Tamarix und Begel, hie und da, wo kleine Sandanhäufungen sich gebildet, Halfa und Sfar, das ist das Ganze, was wir erblicken können, es ist eben Hammada und diese repräsentirt ja den schärfsten Wüstencharakter. Wiederholt steigen wir auf der Weiterreise in relativ ausgedehnte Depressionen, Sebchas, deren Boden mit Flugsand bedeckt und jeder Vegetation entblößt ist. Die Häufigkeit der Sebchas zeigt uns, daß wir uns dem Ued Rirh nähern, wofür auch die sich häufenden Brunnen und zur Rechten wie zur Linken der Route liegenden kleinen Neslas (Lager) der Schaanba sprechen. Noch einmal, bevor wir die Oase von Belet Amer erreichen, müssen wir ein Netz von Dünenzungen, deren rothe Farbe weithin leuchtet, durchschreiten, es sind dies die Dünen Areg ed Dem (Blutadern), der Unterschied der Landschaft äußert sich auch weiter darin, daß diese Dünen mit schönen Büschen des harzigen Alenda bestanden sind, die hier 3 Meter Höhe erreichen, und der Boden mit Halfa reichlich bedeckt erscheint. — Endlich nach sechzehntägiger Wanderung, von welcher eilf Tage der Durchquerung des Areg galten, blicken uns am siebzehnten Tage die Palmenstämme der Oase Belet Amer entgegen. Der Anblick der am tiefblauen Himmelsgrunde sich abzeichnenden Palmenwedel begeistert unseren Führer derart, daß er die Oase personificirend, sie mit den folgenden Worten besingt:

Die Geliebte nähert sich, aber ihr Antlitz ist verschleiert.
Der Stamm im Thale der Nekas beneidet sie um ihren biegsamen und anziehenden Wuchs.
Plötzlich entfernt sie den neidvollen Schleier, der sie verdeckt,
Und vor Ueberraschung aufschreien die Bewohner der Gegend,
Ist es ein Blitz, der über unseren Wohnungen geglänzt,
Oder haben die Araber in der Wüste das Feuer entzündet?

Bald ist die kleine Oase durchmessen, an einem der zahlreichen artesischen Brunnen vorüber, die im Ued Rirh gegraben wurden. Die kleine Sauya von Sidi Mohad Sayah zur Linken lassend, deren domartige Kuppeln weithin leuchten, stehen wir nach einigen Stunden vor einem isolirten häuserbedeckten Hügel, der von einem breiten Graben umgeben ist, aus dessen Tiefe pestartige Miasmen aufsteigen und jenes Fieber verursachen, das im Sommer die Bewohner peinigt, ohne daß man diesem Zustande bisher abgeholfen hätte. Die Reste einer ehemaligen Umfassungsmauer verrathen die einst befestigte Stadt. Es ist Temassin, weit und breit in der Sahara bekannt durch die große Sauya des Ordens der Tedschadschina, so genannt von seinem Stifter Sidi Ahmed et Tidschani. Die Kuppeln und Minarete seiner sechs Moscheen verkünden die heilige Stadt allen sich Nahenden. Von einer regelmäßig angelegten, crenelirten und an den Ecken bastionirten, mit Schießscharten versehenen Mauer umschlossen, von deren Zinnen hie und da Menschengebeine die Besucher an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern sollen, liegt die einen bedeutenden Flächenraum bedeckende Sauya in der Nähe der größten der Moscheen der Stadt. Die Einwohner der Sauya repräsentiren an und für sich einen beträchtlichen Theil der Stadtbevölkerung, denn außer den Marabuts und ihren freiwilligen Dienern beherbergt die Sauya immer eine erhebliche und sehr gemischte Gesellschaft von Leuten, die alle Ursache haben, sich nur hinter den Mauern des Klosters sicher zu fühlen, die Sauya ist eben eine Freistätte für Verbrecher, deren Besserung hier unter dem Einflusse der Marabuts angebahnt werden soll. Schon in der Einleitung unserer Reise haben wir der Wichtigkeit der religiösen Orden des Islam in der Sahara erwähnt, an dieser Stelle wollen wir einen näheren Einblick in das Wesen eines der bekanntesten derselben nehmen.

Der Orden von El Tidschani wurde gegen das Jahr 1775 von Sidi Ahmed aus der Familie der Marabuts von Aïn Madhi im Westen von El Aruat gegründet, die Devise des Ordens „Das Recht folgt dem Rechte und Alles, was von Gott ist, muß geachtet werden“, sowie der Ruf der Heiligkeit des Gründers gaben den Anstoß zur Bildung des Ordens, der sich in kürzester Zeit zahlreiche Anhänger und Bekenner erwarb, und dessen Oberhaupt in der ganzen nördlichen Sahara in hohem Ansehen steht. Wesentlich der Unterstützung

des Mokaddem des Ordens Sidi Mohamed el Aïd hatte es Duveyrier zu verdanken, ſeine Reiſe durch die algeriſche Wüſte und in's Land der Tuareg glücklich ausgeführt zu haben, indem er ihm den Titel eines Bruders und einen Roſenkranz des Ordens verlieh. Auch gegen die franzöſiſche Herrſchaft hatte der Orden immer das toleranteſte Benehmen gezeigt und war in den

Ein Marabut vom Orden El Tidſchani.

Kämpfen des einſtigen Emirs Abd el Kader gegen die Franzoſen neutral geblieben, ja noch mehr, die widerſtandsloſe Beſetzung des ganzen Oaſengürtels von Biskra bis Temaſſin durch die Franzoſen war die Frucht des Verhaltens des Ordensoberhauptes im Jahre 1844—45. Der unermüdliche Feind Frankreichs zur Zeit der Eroberung Algeriens, der Emir Abd el Kader, mußte nach der Anſicht des Ordens im Kampfe unterliegen, denn mehrmals floß auf ſeinen

Befehl das Blut der Brüder vom Orden El Tidschani, ja der Emir, obwohl selbst Marabut, beging die Tollkühnheit und belagerte im Jahre 1838 den ehemaligen Sitz des Ordens, die Oase Aïn Madhi, durch Allah's Willen aber ohne Resultat. Der gegenwärtige Chef des Ordens wird von allen neueren Reisenden übereinstimmend als ein wohlwollender, unterrichteter, gutherziger und allgemein verehrter Mann bezeichnet, der dem Wahlspruche des Ordens die gelobte Treue hält. Der Orden dehnt seine Verbindungen weithin in die Sahara aus, einerseits bis Timbuktu und in den Sudan, andererseits bis Egypten; eine untergeordnete Sauya besitzt der Orden im Tuareg-Lande zu Timassanin, eine andere in Gurara zu Timmimun. Eine mehr oder minder strenge Auslegung des Korans und stricte Befolgung der fünf Hauptgebote des Islam, die da sind: das Gebet, das Almosen, das Fasten, die Wallfahrt nach Mekka und das Bekenntniß des Glaubens, bezeichnet die Aufgaben eines religiösen Ordens im Islam überhaupt; daß der Orden im Allgemeinen durch die tolerante Ausübung des letzten Gebotes hervorragt, wissen wir bereits. Es ist selbstverständlich, daß der Charakter und das Beispiel des Mokaddem von merklichem Einfluß auf das Verhalten der Marabuts und ihrer Khoddam ist. Für die Größe des Einflusses und der Verehrung, welche der gegenwärtige Mokaddem genießt, erhalten wir einen Maßstab, wenn wir denselben, gefolgt von seinem Stabe, am nächsten Tage durch die Stadt reiten sehen. Es ist kaum möglich, das Gedränge zu beschreiben, in welches sich die Oasenbewohner begeben, um dem Manne ihre Verehrung zu bezeigen; ohne vor den Huftritten der Pferde zurückzuschrecken, schaart sich eine Mischung aller möglichen Classen und Hautfarben, Neger, Mulatten und Weiße, Männer, Frauen und Kinder, um den Mokaddem und macht übermenschliche Anstrengungen, um demselben die Hand, oder wenn diese unerreichbar, das Knie oder aber den Saum des Burnus zu küssen und vom heilig gehaltenen Marabut den Segensspruch zu erhalten. — Obwohl Temassin nach politischer und natürlicher Eintheilung zur Oasenzone des Ued Rirh gehört und von Tuggurt nur 12 Kilometer südwestlich liegt, von welchem Hauptorte es durch einen trockenen Salzsumpf, den Schott Bu Yru, getrennt ist, so ist es doch nicht der administrativen Gewalt des Agha von Tuggurt unterworfen, sondern verwaltet gleich einem unabhängigen geistlichen Fürstenthume den ihm

unterſtehenden Beſitz und erkennt blos die Oberhoheit Frankreichs an. Der Beſitz des Kloſters, die Dattelpalmen der Oaſen Temaſſin und Umgebung ſind gänzlich ſteuerfrei.

Wir halten uns nicht länger in Temaſſin auf und ziehen den folgenden Tag weiter über die hellgraue, gänzlich vegetationsloſe ſpiegelglatte Fläche des erwähnten Schotts, in den wir unmittelbar im Norden von Temaſſin hinabſteigen, gegen Tuggurt, das wir nach drei Stunden erreicht haben. Auffallend genug finden wir die Oaſe an der Oſtſeite von einem Dünenſtreifen begrenzt, der in ſeiner gänzlichen Vegetationsloſigkeit zu dem wogenden Palmenhaine den ſchärfſten Contraſt bildet, es iſt dies überhaupt eine allſeitig beobachtete Erſcheinung, daß die Dünen in der Nähe bewohnter Orte aller Vegetation bar ſind. Stadt und Oaſe von Tuggurt bildet den Hauptort des Ued Rirh genannten Landſtrichs, der ſich nördlich von derſelben bis zur Oaſe Mraïer ausdehnt und ein im Sommer trockenes Flußthal bezeichnet, in dem eine ganze Kette der blühendſten und ſchönſten Oaſen liegt, deren Dattelfrüchte nach jenen des Ued Suf als beſonders gut gelten. Faſt parallel mit dieſer Oaſenkette läuft dem Ued Rirh entlang eine Reihe von Sebchas und kleinen Schotts, deren Salz- und Magneſia-Auswitterungen in der Sonne weithin glitzern wie friſch gefallener Schnee. Die Ränder dieſer Salzſümpfe, in denen im Frühjahre hie und da ein kleiner Waſſerſpiegel die Sumpfnatur vervollſtändigt, ſind mit einem Kranze von Salſolaceen und den dunkelgrünen, aber blattloſen Büſchen der Salicornia fruticosa bedeckt, deren äußere Aeſte, von einer ſchimmernden, weißen Salzkruſte überzogen, gegen den dunklen Farbenton der inneren Zweige und die ſchwarzen Tinten des Stammes einen ſeltſamen Gegenſatz ausdrücken. Hie und da ragt aus der im Ganzen einförmig mattgrünen Salzvegetation eine Franconia hervor, welche auf polſterähnlichen Büſchen ihre roſarothen Blüthen entfaltet. Im Oſten dieſer Reihen von Salzſümpfen leuchten die Kämme der Dünen des Areg-Gebietes herüber, und ſo vereinigt der Ued Rirh wieder drei landſchaftliche Formen der Sahara.

Die Oaſe Tuggurt iſt circa 205 Kilometer von Biskra entfernt und beſitzt in ihrer größten Ausdehnung von Nord nach Süd eine Länge von 8 Kilometer, am Weſtrande der Oaſe liegt die Stadt und an deren Oſtſeite die Kasbah, die von der übrigen Stadt durch einen großen, unregelmäßig

geformten Platz getrennt wird. In dieser von einer hohen crenelirten und bastionirten Mauer umgebenen Feste liegt auch das Haus des Agha von Tuggurt, unter dessen Verwaltung die Oasen Ued Rirh und Ued Suf stehen. Die aus gelbem Kalkstein oder aus Luftziegeln erbauten Häuser, von denen viele öde und zerfallen sind, haben kein Stockwerk und besitzen die gewöhnlichen freien Terrassen für den Aufenthalt der Frauen. Die Hauptstraße der Stadt gleicht den engen und gedeckten, daher finsteren Straßen von Rhadames. Der einzig bemerkenswerthe Bau ist die große Moschee, deren Kuppel und Minaret über die niedrigen Terrassen der Stadt ragt, ohne aber irgend eine besondere architektonische Zierde zu haben, als eine mit Fayenceziegeln in verschiedenen Zeichnungen verzierte Façade; die übrigen zehn Moscheen Tuggurts sind unansehnliche Lehmgebäude, und wenn wir eine derselben, jene des Si El Hadsch Saïd erwähnen, so geschieht es nur, weil sie im Jahre 1871, zur Zeit des allgemeinen Aufstandes der Nomadenstämme der algerischen Sahara, drei überlebenden einheimischen Tirailleurs (Turcos), die dem Massacre der Garnison durch den berüchtigten, später durch den Bruder des Agha von Tuggurt gefangenen Anführer Bu Schuscha entgangen waren, als letzte Zufluchtsstätte diente.

Fast die Hälfte der Stadt bildet das Medscharia genannte und von ehemaligen Israeliten bewohnte Quartier; obwohl die Bewohner dieses Stadttheiles vor zwei Decennien mit Gewalt zum Islam bekehrt wurden, haben sie doch die ursprünglichen Sitten, Gebräuche und den Charakter der Juden beibehalten und werden von den Arabern eben deshalb nicht glimpflich behandelt, wie überall in der Sahara, sind sie Handwerker und beschäftigen sich mit der Erzeugung von Haïks, welche durch die Solidität des Gewebes und Schönheit der Farbe in der ganzen Sahara im Rufe stehen und die Hauptindustrie im Ued Rirh bilden; der Preis eines Haïk von Tuggurt schwankt zwischen 50—100 Francs.

Die Bewohner von Tuggurt, 2000 an der Zahl, sind zum großen Theile gleich denen des ganzen Ued Rirh Abkömmlinge jener ursprünglichen schwarzen Bevölkerung, welche Duveyrier die subäthiopische nennt und die wir vorzüglich in den Depressionsgebieten ansässig finden, deren fieberisches Klima eben nur die an das analoge Klima des Sudan gewohnten Schwarzen

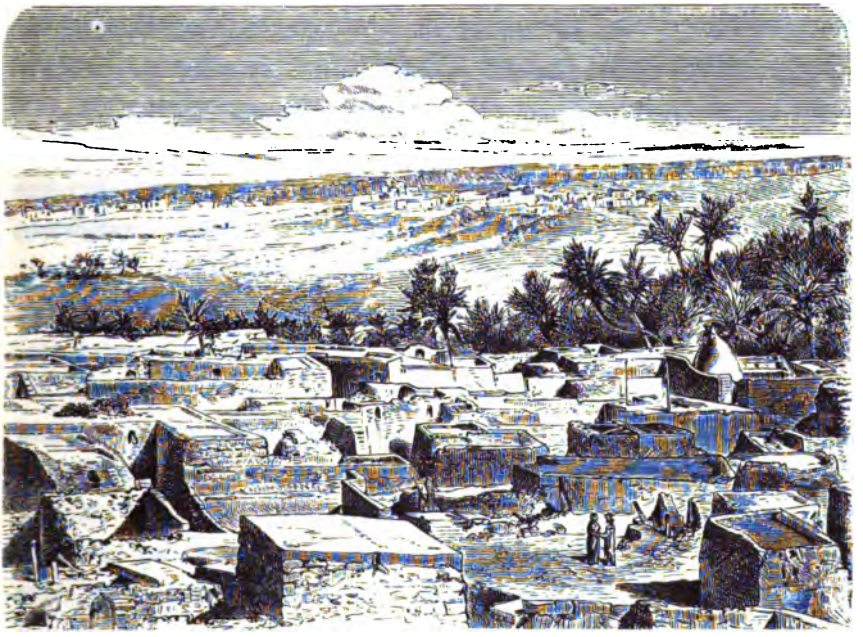
ertragen können. Die Sprache dieſer, wie auch der Israeliten iſt das Arabiſche. Die Tuggurtiner ſind als ſehr vergnügungsſüchtig bekannt und ein großer Theil hat den Segen des Civiliſation, den Frankreich ſeit 1854 dahin getragen, dahin aufgefaßt, daß er im Genuſſe von Wein und Abſynth die höheren Freuden des Daſeins ſucht, daher es keine Seltenheit iſt, betrunkenen Arabern zu begegnen.

Die Oaſe von Tuggurt, außer der Stadt noch zwei andere Orte umfaſſend, zählt 72.000 Palmenſtämme, wovon die franzöſiſche Colonialregierung für jeden Stamm eine Steuer von 35 Centimes erhebt. Der Boden der Oaſe, durch arteſiſche Brunnen reichlich bewäſſert, iſt fruchtbar, und unter dem Schatten der Dattelpalmen wird Gerſte und verſchiedenes Gemüſe gezogen, in den Gärten des Agha fand Largeau die Baumwollſtaude im kräftigſten Wachsthum, nebſt Feigenbäumen, Granatäpfeln und einigen Reben kommt auch der Gummibaum fort. Auf die Dattelpflanzungen verwenden die Oaſenbewohner, im Ganzen etwa 6000 Menſchen, die größte Sorgfalt, im Frühjahre werden die jungen Triebe gepflanzt, die nach Verlauf von vier Jahren ſchon Früchte tragen und ſpäter im Durchſchnitte per Stamm ein Erträgniß im Werthe von 8 Francs liefern; Datteln ſind auch die Hauptnahrung der Bewohner, Fleiſch wird nur ſelten genoſſen, als Zuthat zur Dattel nimmt man den in Galettenform gar gekochten Brei von Gerſte, der mit Pfeffer gewürzt wird; nur auf die Tafel des Reichen gelangt der auf verſchiedene Art zubereitete Kuskus.

In Folge des ſtagnirenden Waſſers in den tieferliegenden Partien der Oaſe ſind die Bewohner derſelben im Sommer, insbeſondere aber im Mai und October, heftigen Sumpffiebern unterworfen, welche man hier Teham nennt, desgleichen erzeugt der Genuß des ſtark natron- und magneſiahaltigen Waſſers Koliken und Diarrhöen, ebenſo häufig ſind hartnäckige Augenkrankheiten, da der Gebrauch des Geſichtsſchleiers bei den Ruarha nicht bekannt iſt.

Rund um die Oaſe herum haben die beiden Stämme der Ftaïet und Ulad Mulat ihre Zeltlager aufgeſchlagen, nach der Ernte ziehen die Stämme in's Tell, um hier Datteln und Wolle gegen das zum Leben nöthige Gerſtenkorn umzutauſchen. Nach dem Rechte des Stärkeren, waren ſie vor der franzöſiſchen Occupation die Herren der Oaſe ſelbſt, und forderten für ihre den Bewohnern

der Oaſe gewährte Protection den größten Theil der Dattelernte, was ihnen um ſo eher gewährt werden mußte, als ſie die bewaffnete Macht der ehemaligen Sultane von Tuggurt bildeten; gegenwärtig müſſen ſie ſich mit dem Ertrage der ihnen zugehörigen Dattelpalmen begnügen, die den vierten Theil des Beſtandes der ganzen Oaſe erreichen. Im Nordweſten der Oaſe dehnt ſich eine große ſandige Ebene aus, auf welcher ſich mehrere Kubas oder



Tuggurt.

Grabmonumente erheben, es ſind dies die Ruheſtätten der bis 1854 herrſchenden Regentenfamilie, der Sultane Ben Dſchellab. Nach der Schlacht auf dem ſalzigen Plane des Schotts Megharin, deren Ausgang den Franzoſen die ganze Landſchaft Ued Rirh unterwarf, floh der letzte Sultan nach Tripoli.

Bevor wir von Tuggurt ſcheiden, wollen wir einem der religiöſen Feſte beiwohnen, welche in der Wüſte immer mit einem ſeltenen Aufwande

von Prunk und Lärm begangen werden. Diesmal ist es das große Fest Aïd-el-Kebir oder das Fest der Hammel, an welchem zur Erinnerung an das einst durch die Dazwischenkunft eines Widders hintangehaltene Opfer Abraham's von allen Familien ein Hammel geopfert wird, selbstverständlich um nach dem Feste im Schooße der Familie verzehrt zu werden. Mächtiger als gewöhnlich schallt zum Fedscher (das Gebet vor Tagesanbruch) der weithin tönende Sang des zum Gebete rufenden Mu-eddin in die erhabene Stille, die über der Oase lagert, der eigenthümliche Klang und Rhythmus dieses monotonen Gesanges ergreift uns tief, und wir lernen begreifen, wie diese Glockenstimme des Orients in allen Herzen der Gläubigen nachhallt. In langgezogenen tiefen Tönen von metallreichem Klange singt der Mu-eddin den Segen auf das ruhende Volk. Das Echo auf das dreimalige „Allah" läßt aber nicht auf sich warten, von allen Seiten knallen die Gewehre und ertönen laute Juhjuh-Rufe, und im Momente, als die Sonne majestätisch über den Horizont steigt und die Oase mit feurigem Golde überschüttet, durchzittert ein allgemeiner, langanhaltender Freudenschrei die Lüfte. Das Knattern der Gewehre, das Singen der ohnehin zu ausgelassener Heiterkeit geneigten Tuggurtiner währt nun ohne Unterbrechung fort, bis das Erscheinen des aus der Kasbah heraus reitenden, im vollsten Feststaate glänzenden Agha und seiner ebenfalls in größter Parade prangenden Begleitung, bestehend aus den Spahis und Makfen, den Beginn der officiellen Feier anzeigt. Alles glänzt und flimmert an den Reitern, der Agha im scharlachrothen Burnus und mit einem feinen seidenen Haïk bekleidet, reitet sein schönstes und feurigstes Roß, ein echtes Racepferd, wie es nur die Sahara züchten kann, selbst seine geübte Hand vermag kaum das Ungestüm des Pferdes zu bemeistern; der Sattel, mit rothem Sammt gepolstert und mit Goldstickerei ganz bedeckt, hebt sich wirksam von dem hellen Fahlgelb des Pferdes ab, die silbernen, reich ciselirten arabischen Steigbügel leuchten bei jeder Wendung. Dazu die hohe, imposante Gestalt des Agha, den Kopf erhoben und die Haltung des Körpers voll Würde, den Herrn in jeder Bewegung des Körpers verrathend, das bronzefarbige, von einem dichten, kurzen und schwarzen Barte umrahmte Gesicht voll Intelligenz, aber auch Energie, aus welchem zwei feurige und durchdringende Augen herausleuchten,

und wir können uns kein ſchöneres Bild eines edlen arabiſchen Reitersmannes denken. Der Zug, gefolgt von der ebenfalls berittenen Muſikbande des Agha, ſetzt ſich in Bewegung und hält vor der großen Moſchee, aus welcher der Imam, von mehreren Marabuts begleitet, heraustritt und ein reich geſatteltes Maulthier beſteigt. Zur Rechten des Agha reitend, ſetzt ſich der Zug neuerdings in Bewegung und durchzieht im mäßigſten Schritte die Stadt und die erwähnte ſandige Ebene, um erſt bei dem Grabmal der Sultane Ben Dſchellab Halt zu machen; hinter dem berittenen Feſtzuge ſtrömt das ganze Volk, vollſtändige Ruhe und Sammlung beobachtend, während die Muſikbande ihr Beſtes zu leiſten verſucht, immerhin aber unſer Ohr grauſam peinigt. In einiger Entfernung von dem erwähnten Grabmal beſteigt der Imam einen erhöhten Punkt, alle Reiter ſteigen von ihren Pferden ab, das Volk ſtellt ſich zur Rechten und Linken in einem großen Bogen auf, das Antlitz gegen Oſten gewendet. Während der Imam ein kurzes Gebet recitirt, wirft ſich die ganze Verſammlung zur Erde und berührt dreimal den Boden mit der Stirne, ein einſtimmiges, weithinſchallendes Amin beſchließt das Gebet. Nun drängt ſich das ganze Auditorium um die improviſirte Tribüne, um der Predigt des Imam zu lauſchen. Nachdem dieſer geendet, ſteigt er von der Tribüne herab, und wieder nimmt das Volk ſeine frühere Stellung ein, während der Imam ein längeres Schlußgebet ſpricht, ſeinem Beiſpiele folgend, küßt die auf dem Boden kniende Menge von Zeit zu Zeit dreimal nach einander die Erde, aus der Allah uns gezogen und aus der noch heute Alles durch ſeinen allmächtigen Willen hervorſprießt, was wir Menſchen zum Leben benöthigen. So einfach dieſe Ceremonie, ſo iſt ſie voll Erhabenheit und es hinterläßt uns einen tiefen Eindruck, das ganze Volk in die Wüſte hinausziehen zu ſehen, um den Herrn der Welten zu verherrlichen.

Die religiös-ceremonielle Seite des Feſtes iſt damit zu Ende und es beginnt ſich nun die weltliche, der Heiterkeit den freieſten Spielraum gewährende Seite zu entfalten. Alles ſteigt wieder zu Pferde und kehrt zur Stadt zurück. Doch diesmal nicht in feierlicher Stille und gemeſſenen Schrittes, ſondern unter dem Jauchzen und Singen der Menge, den Klängen der Muſik und den Reitkünſten der geübten Reiter. Zwiſchen den Gärten und den Häuſern der Stadt, die hier amphitheatraliſch übereinander ſtehen, läßt

der Agha halten, die Cavaliere und Escorte beſetzen einen kleinen Hügel vor den Gärten, die Muſik intonirt nationale Weiſen, und im Augenblicke bedecken ſich die Terraſſen der Häuſer mit Frauengeſtalten, die, mit ihren beſten Gewändern angethan, mit langgezogenen Juhjuh-Schreien den Agha begrüßen.

Einzelne mit Trommeln verſehene Männer umkreiſen, indem ſie bis zur Erſchöpfung das Fell bearbeiten, die Verſammlung, ſich plötzlich auf den Rücken zu Boden werfend und ihre Piſtolen abfeuernd. Und nun beginnt das eigentliche Schauſpiel des Tages, die Fantaſia, ein ſpecifiſch arabiſches Feſt, bei welchem jeder ſeinen Ehrgeiz darin findet, ſeine Gewandtheit als Reiter und Krieger zu entfalten. Es ſind diesmal die beſten Reiter des Ued Rirh, die ſich uns als Meiſter in der Fantaſia zeigen. Der Burnus wird abgelegt, der Haïk feſt um den Körper gezogen und nun rangiren ſich die Reiter zu Zweien auf der Rennbahn, unter dem Applaus der Zuſchauer. Welche Reihe der ſchönſten Pferde! Die Blüthe des Landes, geeignet den Neid der Sultane zu erwecken, und nun die Reiter: da vor Allen der Bruder des Agha, ein echtes Wüſtenkind, gleich berühmt als Reiter, wie als Schrecken ſeiner Feinde, ſeine rothe, goldgeſtreifte Weſte, die in vielen Falten über die reichgeſtickten, rothen Maroquinſtiefel herabfallende blaue Hoſe (Serrual) erregen die Bewunderung des Kenners, ſeine Schimmelſtute, von der graziöſeſten Form, trippelt ungeduldig im Sande, ihr leichter Gang und die Schnelligkeit, ſelbſt jene der Gazelle übertreffend, ſind im ganzen Ued Rirh bekannt; dort ein anderer Reiter, nicht minder geſchmückt, auf lichtbraunem Roſſe, hier wieder ein Dritter, ein Hüne von Geſtalt, auf einem Falben, der vor Ungeduld ſchäumt; Alle ſind mit den bekannten langrohrigen Steinſchloßgewehren verſehen, deren Rohre reich damascirt und deren Schafte mit koſtbaren Einlagen von Korallen und Perlmutter verziert ſind, wie ein ſprühender Funkenregen in der hellleuchtenden Sonne glänzen und förmlich blenden. Auf eine Entfernung von etwa 7—800 Meter nimmt die Gruppe vor uns Aufſtellung. Auf ein Zeichen des Agha löſen ſich die zwei vorderſten Reiter der Gruppe los, und dichte Sandwolken aufwirbelnd, ſprengen ſie, dem raſenden Sturmwinde gleich, auf uns zu, in ihrem ſchwindelerregenden Rennen ſehen wir ſie, hoch im Bügel ſtehend, ihre langen Waffen ladend, vor dem Agha, in vollſter Carrière einherſauſend, feuern ſie ihre Gewehre ab, eine Wolke von

Pulverdampf verhüllt ſie, aber im nächſten Augenblicke ſehen wir ſie, die Waffe über dem Kopfe ſchwingend, zur Seite des Agha. Die Pferde triefen vor Schweiß, aus den Weichen tröpfelt das hellrothe Blut, doch das beirrt das echte Araberroß nicht, ungeduldig bäumt es ſich und harrt der Erneuerung des Rennens. Die Menge begrüßt die anſtürmenden Reiter mit frenetiſchen Juhjuh-Rufen, und aus der Menge knattert es in ganzen Salven. Dazwiſchen erdröhnt die Luft von dem betäubenden Lärm des Tamtam.

Zwei andere Reiter folgen, ſie ſcheinen im raſenden Laufe faſt nur eine Geſtalt zu ſein, ihre Schüſſe knallen im ſelben Augenblicke, und als ſie aus dem Pulverrauche erſcheinen, erkennen wir ſie als die beiden Brüder des Agha, die als unzertrennlich auf der Rennbahn wie im Kampfe gelten. Der Applaus des Volkes will kein Ende nehmen, die Ohren gellen uns ſchon von dem von allen Seiten erdröhnenden Gewehrgeknatter. Und nun wiederholt ſich dieſes Schauſpiel eine und auch zwei Stunden hindurch, bis Roß und Reiter erſchöpft und vom Pulverdampf geſchwärzt ſind. Nach einer Ruhepauſe beginnt das anziehende Schauſpiel vom Neuen. Diesmal kennt die freudige Aufregung der Menge keine Grenzen. Die Tamtamſchläger wälzen ſich bis vor die Füße der Pferde, denn es iſt der Agha und der Scheikh von Tuggurt, die in die Rennbahn treten, die jetzt über einen Kilometer lang gewählt wird. Auf das gegebene Zeichen jagen die beiden Reiter vorwärts, man könnte die Schnelligkeit ihrer Pferde mit der des Blitzes vergleichen, der Boden erzittert unter den Sätzen der Pferde, und die Wolke von feinem Sande, den ſie aufwirbeln, bleibt weit hinter ihnen zurück, jetzt ſind ſie bei uns, ein Blitz, eine mächtige Detonation erſchüttert die Luft und ſchon ſind ſie wieder verſchwunden, über ihren Köpfen die in der Sonne leuchtenden Waffen ſchwingend. Die Menge ſcheint wie vom Delirium ergriffen, das Geſchrei und der Lärm werden bereits unerträglich und wir ſcheiden von dem impoſanten Schauſpiel, das ſich tief in unſer Gedächtniß einprägt.

Das ſind die Vergnügungen des Arabers an Feſttagen. Das Pulver ſpricht den ganzen Tag, bis tief in die Nacht hören wir den betäubenden Lärm und den eintönigen, von Tamtam und Flöte begleiteten Geſang, wir eilen hinaus in die ſtille heilige Wüſte, und nur abgeriſſenes, leiſe

anſchwellendes und wieder erſterbendes Geflüſter mahnt uns an das weltliche Treiben, an die Stätten des Menſchen.

Zum erſten Male, ſeitdem wir afrikaniſchen Boden betreten haben, finden wir neben dem Schiff der Wüſte das Pferd als ſteten Begleiter des Menſchen. Und welches Pferd! Ein fahrender Troubadour der Wüſte (medah fesseh), begleitet von einem Flötenſpieler und ſeine Weiſen ſelbſt auf dem Tamtam (eine Art Tamburin, das abwechſelnd mit den Fingern und den Ballen der Hand bearbeitet wird) begleitend, giebt uns in dem folgenden Erguß ein ſo treffendes und charakteriſtiſches Bild des Nomadenlebens, in welchem das Pferd und das Weib eine ſo hervorragende Rolle ſpielen, daß wir es nicht unterdrücken möchten. Mit leiſer Stimme beginnend, bei den entſprechenden Stellen die Stimme anſchwellen laſſend, ſingt der Medah fesseh:

Mein Roß iſt der Herr der Roſſe,
Blau iſt es wie die Taube im Schatten
Und wallend iſt das ſchwarze Haar ſeiner Mähne.
Es kann den Durſt ertragen, den Hunger; raſcher iſt es als der Blick
Und in Wahrheit die Luft einſchlürfend,
Verfinſtert es das Herz unſerer Feinde
Am Tag, an dem ſich begegnen die Flinten,
Mebruk*) iſt des Landes Stolz.
Mein Oheim beſitzt Raceſtuten, deren fernſte Vorfahren
In unſeren Stämmen ſich zählen ſeit den älteſten Zeiten.
Züchtig und ſcheu wie die Töchter der Sahara.
Man meint Gazellen zu ſehen,
Die in den Ebenen weiden unter den Augen der Mütter,
Sie ſehen, das heißt die eigenen Eltern vergeſſen.
Bedeckt mit dem Dſchellal, vor dem unſ're Blumen erbleichen,
Schreiten ſie hin — geſchmückt wie Sultaninen zu ihrer Luſt.
Ein Neger von Kora pflegt ſie,
Reicht ihnen reine Gerſte, tränkt ſie mit Milch
Und führt ſie zum Bade.
Bewahre ſie Gott vor dem böſen Blick!

Für ſeine geliebten Stuten
Begehrte mein Oheim Mebruk zur Ehe
Und ich erwiderte: „Nein.
Mebruk das iſt meine Stütze — ich will ihn erhalten
Stolz, voll Geſundheit, geſchickt und hurtig im Lauf.

*) Der Glückliche.

Die Zeit dreht ſich um ſich ſelbſt und kehret zurück;
Heut' ohne Streit, vielleicht erblicken wir morgen
Mit gewaltigen Schritten ſich nahend des Eigenſinns Stunde."
— „Für einen Schlauch voll Blut, erwiderte mir mein Oheim,
Haſt Du mir gelb gefärbt das Geſicht vor meinen ſämmtlichen Kindern.
Die Erde iſt weit. Leb' wohl!"

Mebruk, was macht dich ſo wiehern bei Tag und bei Nacht?
Du verräthſt meinen Hinterhalt und warnſt meine Feinde;
Du denkſt zu viel an die Töchter unſerer Roſſe.
Ich werde dich vermälen, mein Sohn.
Doch wo ſind die Freunde zu finden,
Deren Stuten ſo edel ſind und Schätze ihre Kameele?
Die Kunde von ihnen, ſie ruht in der Erde.
Wo ſind ihre weiten Zelte, ſo wohlgefällig dem Auge?
Den Teppich fand man daſelbſt und die Matte,
Man übte dort die Gaſtfreiheit Gottes
Und der Arme ſtillte daſelbſt ſeinen Hunger,
Sie zogen fort.
Die Eclaireurs erblickten die Hügel,
Die Tapfern ſchritten zuerſt dahin,
Die Schäfer ließen die Heerden folgen
Und die Jäger auf den Spuren ihrer klugen Windhunde
Haben die Gazelle gejagt.

Habt Ihr vom Stamm meiner Brüder ſprechen gehört?
Nein, nun wohl! Kommt mit mir und zählt ihre zahlreichen Roſſe;
Es giebt darunter Farben, die Euch gefallen werden.
Seht dieſe Roſſe, weiß wie der Schnee, der in ſeiner Jahreszeit fällt;
Dieſe Roſſe, ſchwarz wie der Sclave, im Sudan geraubt;
Dieſe Roſſe, grün wie das Schilf, das wächſt am Ufer der Flüſſe;
Dieſe Roſſe, roth wie das Blut, das zuerſt einer Wunde entſtrömt —
Und dieſe Roſſe, blau wie die Taube, die unter dem Himmel dahinfliegt,
Wo ſind dieſe ſchlanken Flinten, die raſcher ſind als das Blinzeln des Auges?
Dieſes Pulver von Tunis und dieſe Kugeln, in der Form gegoſſen,
Sie, die die Gebeine durchfuhren, die Leber zerriſſen
Und ſterben machten mit offenem Munde?

Hör' ich auf zu ſingen, drängt wieder dazu mich das Herz,
Denn es brennt für die Brüder von einem Feuer, welches mein Inn'res verzehrt.
Nirgends erblickt' ich ähnliche Krieger.
Gott! Mach' erblinden Jene, die ſie beneiden!
Beſitzen ſie nicht geräumige Zelte, wohl ausgeſtattet mit Teppichen,
Mit Matten und Pölſtern, mit Sätteln und herrlichen Waffen?
Empfängt man dort nicht jederzeit den Reiſenden ſo wie die Waiſe
Mit dieſen Worten der Väter: „Seid uns willkommen"?

Ihre Frauen, frisch wie die Blüthe des Mohnes,
Werden sie nicht von Kameelen getragen,
Diesen Schiffen der Erde.
Die dahinschreiten mit dem edlen Gange des Straußes?
Sind sie nicht eingehüllet in Schleier,
Die lange nachschleppend selbst der Marabuts Verzweiflung bilden?
Sind sie nicht mit Zierrath geschmückt, mit Geschmeide, verziert mit Korallen,
Und erregen Gefallen nicht ihre blau tätowirten Glieder?
Den Geist Derjenigen, die an Gott glauben, entzücket Alles in ihnen.
Man meint die Blüthen der Bohne zu sehen, die der Ewige schuf.
Ihr seid in den Süden weit eingedrungen
Und die Tage scheinen sehr lang mir.
Nun ist es nah' an ein Jahr, daß in den langweiligen Tell festgebannt,
Ich nicht mehr von Euch sah, als die Spuren Euerer Lager.
O meine liebste Taube du,
Die du ein Höschen trägst, das bis zu den Füßen hinabfällt,
Einen Burnus trägst, der deinen Schultern so gut steht,
Deren Flügel buntfarbig sind und die du das Land kennst,
O du mit dem sanften Girren —
Fliege fort! Unter Wolken schwebe dahin! Sie werden zur Decke dir dienen.
Die Freunde suche mir auf und meinen Brief bringe ihnen, —
Sag', daß er aufrichtigem Herzen entstammt,
Dann kehre schleunig zurück und sage mir, ob sie glücklich sind oder elend,
Sie, denen meine Seufzer gelten.

Du wirst Scherifa sehen, ein stolzes Mädchen,
Sie ist stolz, sie ist edel — geschrieben hab' ich's gesehen,
Ihre langen Haare fallen mit Anmuth
Auf ihre breiten und weißen Schultern,
Man glaubt das schwarze Gefieder des Straußes zu sehen,
Der einsame Strecken bewohnt und bei seiner Brut singt.
Ihre Brauen sind Bogen, vom Negerlande gekommen,
Und ihre Wimpern — Ihr schwört, sie seien die Spitzen der Aehren,
Gereift durch das Auge des Lichts, gegen das Ende des Sommers.
Ihre Augen sind der Gazelle Augen,
Wenn sie sorgsam bangt um die Jungen,
Oder man könnte auch sagen, sie seien der Blitz, der dem Donner vorangeht
In Mitte der Nacht.
Ihr Mund ist bewunderungswerth,
Ihr Speichel Zucker und Honig
Und ihre wohlgereihten Zähne, sie gleichen den Schlossen,
Welche der Winter in Wuth in unsere Gegenden säet.
Ihr Hals, die Fahne ist er, die unsere Krieger entfalten
Den Feinden zum Trotz und die Flüchtigen wieder zu sammeln,
Und ihr Leib ohne Makel spottet des Marmors,
Den man zum Bau der Säulen unser Moscheen verwendet,

Weiß wie der Mond, der einhergeht umhüllend die Nacht,
Glänzt sie, dem Sterne gleich, den keine Wolke kann trüben.
Sag' ihr, daß sie den Freund hat verwundet
Mit zwei Dolchstößen, einen in's Auge, einen in's Herz,
Liebe ist der Bürden leichteste nicht.

Ich flehe, daß uns der Allmächtige Wasser gebe;
Wir sind im Frühjahr,
Zu sehr hat der Regen gezögert, für die Völker, die Heerden züchten.
Ich hung're und nüchtern bin ich wie ein Monat des Ramadan.
Sie sind zu Askura — Gott sei gepriesen!
Man führe mein Pferd mir vor
Und Ihr brecht die Zelte ab,
Ich gehe zu meinem Oheim.
Er wird dem Kind seines Bruders verzeihen,
Wir werden uns wieder versöhnen
Und — bei dem Haupt des Propheten,
Ein Fest will ich geben, wo unsere jungen Männer erscheinen,
Die Steigbügel glänzend und reich die Sättel gestickt,
Das Pulver wird knallen beim Ton der Flöte, der Trommel.
Ich werde Mebruk vermälen
Und seine Söhne wird man die Söhne der wohlgepflegten Stuten benennen.

O Stämme der Sahara!
Ihr behauptet, daß ihr Kameele besitzet, —
Doch, die Kameele, dies kann euch nicht unbekannt sein,
Suchen nur Jene auf, die sie vertheidigen können,
Und — die sie vertheidigen können, sind meine Brüder,
Weil sie's versteh'n, im Gefecht der Rebellen Gebein zu zerschmettern.

In den Augen der arabischen Wüstenbevölkerung ist das Pferd das edelste aller geschaffenen Thiere, genießt daher fast dieselbe Achtung wie ein vornehmer, größere als ein geringer Mann, deshalb stehen denn auch die Araber als Pferdezüchter noch heute obenan. Jahrhunderte lange, verständnißvolle Zucht hat dem Pferde allmälig eine von keinem anderen erreichte Vollendung der Gestalt und Fülle trefflicher Eigenschaften verliehen. Nach arabischen Anforderungen muß das edle Pferd in sich vereinigen: ebenmäßigen Bau, kurze und bewegliche Ohren, schwere, aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern so weit wie der Rachen des Löwen, schöne dunkle, vorspringende Augen, an Ausdruck denen eines liebenden Weibes gleich, einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde

Hinterſchenkel, ſehr lange wahre und ſehr kurze falſche Rippen, einen zuſammengeſchnürten Leib, lange Oberſchenkel, wie die des Straußes es ſind, mit Muskeln, wie das Kameel ſie hat, einen ſchwarzen einfarbigen Huf, eine feine und ſpärliche Mähne und einen reich behaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin. Es muß zeigen viererlei breit: die Stirn, die Bruſt, die Hüften und die Glieder, viererlei lang: den Hals, die Oberglieder, den Bauch und die Weichen, und viererlei kurz: das Kreuz, die Ohren, den Strahl und den Schwanz. Dieſe Eigenſchaften beweiſen, daß das Pferd von guter Race und ſchnell iſt, denn es ähnelt dann in ſeinem Baue dem Windhunde, der Taube und dem Kameele zugleich. Die Stute muß beſitzen: den Muth und die Kopfbreite des Wildſchweines, die Anmuth, das Auge und das Maul der Gazelle, die Fröhlichkeit und Klugheit der Antilope, den gedrungenen Bau und die Schnelligkeit des Straußes und die Schwanzkürze der Viper.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei einem Volke, das weite Räume eines Erdtheiles ſpärlich bevölkert, das der Majorität nach ein Nomadenvolk par excellence und deſſen Hauptbeſchäftigung die Viehzucht iſt, das Roß nothwendigerweiſe zur höchſten Würdigung gelangen muß. Das Pferd iſt dem Araber nothwendig zu ſeinem Leben, zu ſeinem Beſtehen, er vollbringt mit ſeiner Hilfe Wanderungen und Reiſen, die uns in Erſtaunen ſetzen würden, hütet auf ihm ſeine Heerden, glänzt durch das Pferd im Kampfe, bei den Feſten und geſelligen Vereinigungen; er lebt, liebt und ſtirbt auf ſeinem Roſſe. Mit der Natur des Arabers, zumal des Nomaden, iſt die Liebe zum Pferde unzertrennlich, er ſaugt die Achtung für das Thier ſchon mit der Muttermilch ein. Das edle Geſchöpf iſt der treueſte Gefährte des Kriegers, der geachtetſte Diener des Gewalthabers, der Liebling der Familie und eben deshalb beobachtet es der Araber mit ängſtlichem Fleiße, erlernt ſeine Sitten, ſeine Nothwendigkeiten, beſingt es in ſeinen Gedichten, erhebt es in ſeinen Liedern, findet in ihm den Stoff ſeiner angenehmſten Unterhaltung. Als der Erſchaffende das Roß erſchaffen wollte, verkündigen die Tholbas (Schriftgelehrten), ſo ſagte er zum Winde: „Von dir werde ich ein Weſen gebären laſſen, beſtimmt, meine Verehrer zu tragen. Dieſes Weſen ſoll geliebt und geachtet ſein von meinen Sclaven. Es ſoll gefürchtet werden von Allen,

welche meinen Geboten nicht nachſtreben. Und er ſchuf das Pferd und rief ihm zu: Dich habe ich gemacht ohne Gleichen. Alle Schätze der Erde liegen zwiſchen deinen Augen. Du wirſt meine Feinde werfen unter deine Hufe, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken, dieſer ſoll der Sitz ſein, von welchem Gebete zu mir emporſteigen. Auf der ganzen Erde ſollſt du glücklich ſein, und vorgezogen werden allen übrigen Geſchöpfen, denn dir ſoll die Liebe werden des Herrn der Erde. Du ſollſt fliegen ohne Flügel und ſiegen ohne Schwert.“ Aus dieſer Meinung entſpringt der Aberglaube, daß das edle Pferd nur in den Händen der Araber glücklich ſein kann. Hierauf begründet ſich die Weigerung, Roſſe an Andersgläubige abzulaſſen. Abd el Kader beſtrafte, als er noch auf der Höhe ſeiner Macht ſtand, alle Gläubigen mit dem Tode, von denen ihm geſagt worden war, daß ſie eines ihrer Pferde an Chriſten verkauft hätten.

Das Fohlen wird mit beſonderer Sorgfalt erzogen und von Jugend auf wie ein Glied der Familie gehalten. Mit dem achtzehnten Monate beginnt die Erziehung des edlen Geſchöpfes; zuerſt verſucht ſich ein Knabe im Reiten. Er führt das Pferd zur Tränke, zur Weide, reinigt es und ſorgt überhaupt für alle ſeine Bedürfniſſe. Beide lernen zu gleicher Zeit. Der Knabe wird ein Reiter, das Fohlen ein Reitthier. Niemals aber wird der junge Araber das ihm anvertraute Füllen überbürden, ihm Dinge zumuthen, welche es nicht leiſten kann. Man überwacht jede Bewegung des Thieres, behandelt es mit Liebe und Zärtlichkeit, duldet aber niemals Widerſtreben und Böswilligkeit. Erſt wenn das Pferd ſein zweites Lebensjahr überſchritten hat, legt man ihm den Sattel auf. Das Gebiß wird anfangs mit Wolle umwickelt und dieſe manchmal mit Salzwaſſer beſprengt, um das Thier leichter an das ihm unangenehme Eiſen im Maule zu gewöhnen; der Sattel zuerſt ſo leicht als möglich genommen. Nach Ablauf des dritten Jahres gewöhnt man es allgemach daran, alle ſeine Kräfte zu gebrauchen, läßt ihm aber durchaus nichts abgehen. Erſt wenn es das ſiebente Jahr erreicht hat, ſieht man es als erzogen an, und deshalb ſagt das arabiſche Sprichwort: „Sieben Jahre für meinen Bruder, ſieben Jahre für mich und ſieben Jahre für meinen Feind“. Nirgends iſt die Macht der Erziehung ſo groß wie in der Wüſte. Die Leiſtungen eines gut erzogenen

Racepferdes sind außerordentlich. Es kommt vor, daß der Reiter mit seinem Pferde fünf bis sechs Tage lang hintereinander täglich Strecken von 70—100 Kilometer zurücklegt. Wenn dem Thiere hierauf zwei Tage Ruhe gegönnt werden, ist es im Stande, in derselben Zeit zum zweiten Male einen gleichen Weg zu machen. Dabei muß ein gutes Pferd nicht blos einen vollkommen erwachsenen Menschen tragen, sondern auch seine Waffen, seine Teppiche zum Ruhen und Schlafen, die Lebensmittel für sich selbst und für seinen Reiter, und im Nothfalle muß es einen ganzen Tag im Zuge fortlaufen, ohne zu fressen oder zu trinken.

Der Abschnitt der Sahara, den wir mit Tuggurt betreten haben, und der nach Osten wie Westen in einer breiten Zone sich fortsetzt, ist aber außer der gerühmten Pferdezucht ein Gebiet, das in geographischer und geologischer Hinsicht von hervorragendem Interesse ist, wir sind im Gebiete ungewöhnlich ausgedehnter unterirdischer Wassermassen, deren Existenz sich in natürlichen springenden Quellen und an einer von Jahr zu Jahr sich mehrenden Zahl künstlicher artesischer Brunnen manifestirt, und welchen Wassermassen einzig und allein die vielen Oasen, welche den Nordrand der eigentlichen Sahara bilden, ihre Entstehung, ihre Erhaltung verdanken. Shaw war der erste europäische Reisende, der die Existenz artesischer Brunnen in der Sahara erwähnt, obwohl ihr Alter nach den Zeugnissen des berühmten Geschichtsschreibers Ibn Khaldun bis in's 14. Jahrhundert zurückgreift. Es ist im hohen Grade erstaunlich, welche Massen von Wasser in diesem Theile der Sahara unter dem Boden lagern; über diese unterirdische Wasserschichte besitzen die Araber die höchst fantastische Vorstellung von einem unterirdischen Meere, das sich unter dem Boden der ganzen Sahara erstrecke, und an dessen Entstehung sie eine Menge von Fabeln und Legenden knüpfen, in welchen jedesmal die Geister (Dschin) eine große Rolle spielen.

Um einen Anhaltspunkt für die Erklärung der großen Menge hervorsprudelnder Quellen im Ued Rirh zu gewinnen, dürfen wir nicht vergessen, daß wir in Tuggurt nur mehr 69 Meter, zwei Tagereisen nördlich von Tuggurt, in der Nähe der Oase Mraïer, gar nur 3 Meter über dem Meeresspiegel stehen, und daß im Osten des Nordrandes des Ued Rirh das große Depressionsgebiet der Schotts beginnt, das an seinem Westrande (also

unmittelbar an den Ued Rirh angrenzend) 16—22 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres bei Gabes liegt.

Die Oasen des Ued Rirh (mehr als 30) von Temassin bis Mraïer verdanken ihre Fruchtbarkeit den artesischen Quellen, welche den Boden bewässern; da aber dieselben im selben Maße ungenügend wurden, als das zur Dattelcultur verwendete Land an Größe zunahm, so nahmen die Araberstämme Zuflucht zur Bohrung artesischer Brunnen, um das Wasser aus den unterhalb befindlichen Schichten an die Oberfläche zu befördern, und es zur Cultur verwenden zu können. Im Ued Rirh spielt daher die Zunft der Brunnengräber eine große Rolle und steht in hohem Ansehen. Mit den einfachsten Hau- und Grabwerkzeugen, Spaten (Grabscheit) und Schaufel, dringen diese Leute durch die verschiedenen Schichten von Lehm und Kalkstein, Gyps, der zuweilen felsartig auftritt, bis in Tiefen von 75 Meter. Im nachgiebigen Lehmboden wird die Wandung des Brunnens mit Palmenstämmen ausgepolstert und entsprechend gebölzt, im harten Kalkboden jedoch frei gelassen. In den meisten Fällen beträgt die Dicke der unter der obersten Sandschichte befindlichen Lage Lehm 60—70 % der ganzen bis zur wasserführenden Schichte reichenden Tiefe, Kalkstein, Gypsschichten treten erst im untersten Drittel auf. Die Arbeit wird besonders dadurch erschwert, daß in einer Tiefe von 4—5 Meter große Mengen dickflüssigen und stark salzigen Wassers hervorbrechen, die erst ausgeschöpft werden müssen, bevor die Bohrung fortgesetzt werden kann. Das ausgebohrte und gegrabene Material wird über eine auf einem Bock befestigte Rolle in Körben, aus Palmenblättern und Halfa geflochten, heraufgezogen.

Die Lage des in der Tiefe ohne Licht manipulirenden Arbeiters ist keine ungefährliche, es geschieht nicht selten, daß man ihn von Gasen erstickt todt heraufzieht, oder daß das nach Durchbohrung der letzten Schichte mit großer Macht hervorquellende Wasser dem Manne keine Zeit läßt, sich zu flüchten, d. h. schnell genug sich aufziehen zu lassen, und ihn ertränkt. Die gewöhnlich 80 Centimeter bis 1 Meter im Gevierte habenden Brunnen sind im Ued Rirh durchschnittlich 35—50 Meter tief, die Kosten der Bohrung eines solchen variiren je nach den zu überwältigenden Schwierigkeiten zwischen 2500—3000 Francs. Zuweilen geschieht es, daß der kaum hergestellte

Brunnen durch Sandmaſſen, die das gewaltſam emporquellende Waſſer mitreißt, unbrauchbar gemacht wird. In ſolchen Fällen muß der Brunnen durch Taucher vom Sande gereinigt werden, eine Arbeit, die peinlich und gefährlich iſt. In neuerer Zeit hat die franzöſiſche Colonialregierung eine größere Anzahl ſolcher Brunnen mit den modernen Bohrmitteln ausgeführt, und bei dieſer Gelegenheit iſt man nicht nur auf eine, ſondern auf mehrere über einander liegende Schichten unterirdiſchen Waſſers geſtoßen. Im Durchſchnitt liefern dieſe Brunnen im Ued Rirh 240—300 Liter Waſſer per Minute (3000 Liter im Maximum), das Waſſer iſt mehr oder minder braciſch, 21—23° Celſius warm, und als beſondere Eigenthümlichkeit verdient erwähnt zu werden, daß durch das nach erfolgter Durchbohrung aufſchießende Waſſer meiſt kleine Fiſche und Muſcheln, ja ſelbſt lebende Krabben zu Tage befördert werden.

Das durch die arteſiſchen Brunnen zu Tage geförderte Waſſer wird durch Irrigationscanäle (Seguia) in die Oaſen geleitet; auf dieſe Weiſe wurden in den Oaſen des Ued Rirh von der anſäſſigen Bevölkerung über 600.000 Palmenſtämme gezogen, von welchen etwa 9000 als Gut der Armen und der Moſcheen (habbu) ſteuerfrei ſind.

Nachdem wir noch dem Salzſee (von den Arabern Bahar, Meer, genannt), der im Südoſten von Tuggurt über eine Fläche von 8 Hectaren ſich ausdehnt, einen Beſuch machen, in der Abſicht, für unſere Küche einige Wildenten zu erjagen, brechen wir von Tuggurt auf und ziehen im Ued Rirh entlang nach Norden, unſerem Ziele, dem Paris der Wüſte, Biskra entgegen. Durch eine Reihe von Oaſen, die ſich wie Inſeln aus dem Ocean erheben, und als deren bedeutendſte wir die Oaſen von Megharin, Dſchema, Tamerna, Urhlana, Tinedla, Sidi Khelil und Mraïer nennen, gelangen wir zum Weſtrande des großen Depreſſionsgebietes der ſüdalgeriſchen Schotts. Wir können das allgemeine Landſchaftsbild am beſten mit einem großen Schachbrette vergleichen, deſſen unregelmäßige helle Felder hier durch die Oaſen, die dunklen durch ſandige oder ſteinige undulirte Ebenen, oder durch ein Labyrinth kleiner Dünen, oder aber durch die glitzernde Fläche eines ſalzauswitternden Sümpfchens gebildet werden. Gleich nachdem wir Tuggurt verlaſſen, ſteigen wir auf den ſalzigen Plan des Schott Megharin, bekannt als Schlachtfeld zwiſchen dem letzten Sultan der Beni Dſchellab von

Tuggurt und den Franzosen im Jahre 1854, das Salz bildet hier kleine hohle Kegel, welche unter dem Tritte ein Geräusch hervorbringen, das dem des berstenden gefrorenen Schnees gleicht. Abwechselnd über sandige Plateaux von mergeligem Thon mit reicher Vegetation von Halfa Tamarix, und Alenda und gänzlich vegetationslosen Kalksteinboden reisend, hie und da das ausgetrocknete Bett eines kleinen Wadi kreuzend, erreichen wir die von einem Fort vertheidigte schöne Oase Mraïer. Die Gärten der bisher durchwanderten Oasen sind alle mit großer Sorgfalt gepflegt, der dichte Palmenwald überall eine herrliche Augenweide.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Tuggurt beleuchtet zu unserer Rechten der aufsteigende Feuerball einen uns unermeßlich scheinenden Spiegel, der in den ersten Strahlen des Tagesgestirns wie ein millionenfacher Diamant erglänzt; es ist der Schott Melrhir, das westlichste jener Sumpfbecken, die sich zwischen 33½ und 34½° nördlicher Breite und vom sechsten Grad östlicher Länge von Gr. bis zur kleinen Syrte, zum Golf von Gabes in fast ununterbrochener Reihe erstrecken. Es ist, als läge ein Fluch auf dieser Gegend, denn im Gegensatze zu den Sebchas und Schotts der algerischen Hochplateaux und der übrigen Sahara sind die Ufer des Schott Melrhir gänzlich vegetationslos, hier fehlen selbst Salsolaceen, Chenopodeen und Franconien.

Wir brauchen nicht lange am Rande des Schotts weiter zu ziehen, um ein in dieser Gegend gewöhnliches, herrliches Schauspiel zu erleben. Vor unseren Blicken gewahren wir am Rande eines inselreichen, mit leicht gekräuselten Wellen bewegten Sees einen Palmenwald und ein grünes Dickicht von Opuntien, Citronen- und Orangenbäumen, aus dem die Kuppeln und Minarets einer Moschee herausragen und im Sonnengolde tausendfach schimmern. Das Bild verändert sich von Minute zu Minute, die Formen des Waldes, der Moscheen verschieben und verzerren sich, und nach einer Zeit von 10—15 Minuten ist das ganze Zauberbild, vorher immer weiter zurückweichend, plötzlich verschwunden — es ist eine Fata Morgana oder Mirage.

Außer einer großen Zahl kleiner, zur Sommerzeit trockener Sumpflachen besteht das Schottgebiet aus den drei großen Schotts Melrhir, Rharsa und Dscherid oder El Kebir in der Reihe von West nach Ost

verfolgt. Das Gebiet dieſer drei Schotts bezeichnet eine Zone Landes, das unter dem Spiegel des Mittelmeeres, und zwar am Weſtrande des Schott Melrhir (am Spiegel des Schotts), 31·5 Meter tiefer als das Meer zur Ebbezeit in Gabes liegt. Der größte unter ihnen, der Schott El Dſcherid, liegt auf tuneſiſchem Gebiete, ebenſo zur Hälfte der mittlere und kleinſte, der Schott Rharſa. Einſt bildeten dieſe drei Schotts einen großen See, der nach verſchiedenen Verſionen mit dem Mittelmeer in directer Verbindung geſtanden ſein ſoll und zuerſt von Herodot 456 Jahre v. Chr. als Tritonſee bezeichnet wurde. Heutzutage baut ſich zwiſchen dem Schottgebiete und dem Meere ein ſchmaler, 15—20 Kilometer breiter Landrücken auf, auf welchem das Städtchen Gabes liegt. Die ausgedehnte und tiefe Einſenkung des Schottgebietes iſt heutzutage zum großen Theile mit Sandmaſſen angehäuft, nur in der Mitte der einzelnen Baſſins hat ſich noch eine ziemlich beträchtliche Waſſermaſſe erhalten, die von einer Salzkruſte bedeckt wird, welche durch ihr Ausſehen den arabiſchen Reiſenden und Schriftſtellern Anlaß gab, ſie bald mit einem Kampherteppich oder eine Kryſtalldecke, bald mit einem Silberblatt oder der Oberfläche geſchmolzenen Metalls zu vergleichen. Die Dicke dieſer Kruſte iſt ſehr verſchieden, ſie erlaubt es nur an einzelnen Stellen, ſich ohne eminenteſte Lebensgefahr darauf zu wagen; wehe Dem, der ſich auch nur eine Handbreite von dem ſchmalen Pfade abſeits wagt, die Kruſte giebt nach und der Abgrund verſchlingt ſein Opfer, ohne es je wieder zu geben, unmittelbar über dem Kopfe des Opfers ſchließt ſich die biegſame Decke wieder, und nach ein bis zwei Stunden wäre es ſelbſt unmöglich, die Unglücksſtelle wiederzufinden. Die ſchmalen Furten, die über die Salzdecke des Schott führen, werden in der Regenzeit ſelbſt höchſt gefährlich, indem der Regen die von Flugſand überdeckte Salzkruſte bloßlegt und auswäſcht. Die älteſten arabiſchen Geographen, von El Bekri im 13. Jahrhunderte bis auf die jüngſte Zeit, ſtimmen in der Schilderung der Gefährlichkeit dieſer Schotts für den Reiſenden überein. Der Schott el Dſcherid verſchlang ſchon mehr als Tauſende von Kameelen und Menſchen, die ſpurlos verſchwanden. Vor weniger als 50 Jahren mußte eine Caravane, aus 1000 Laſtkameelen beſtehend, den Schott überſchreiten, durch einen unglücklichen Zufall irrte das Leitkameel an der Spitze vom ſchmalen Wege ab und verſchwand im Abgrund des

Schotts, ihm folgten alle anderen Thiere, und verſchwanden ebenſo in der zähen ſeifigen Maſſe, ohne daß eines derſelben hätte gerettet werden können. Kaum waren die 1000 Kameele verſchwunden, nahm die Salzdecke wieder ihre frühere Geſtalt an, und nichts verrieth den entſetzlichen Unglücksfall. Nur wenige und nur zur Sommerszeit weniger gefährliche Furten führen über dieſe tückiſchen Flächen, unter welchen der Tod lauert, der Anblick der Fläche erinnert an einzelnen Stellen an die bläulich ſchillernden Spiegel ſchmelzenden Bleies. Will eine Caravane oder ein Reiſender über den Schott ſetzen, und der Verkehr zwiſchen dem ſüdlich des Schottgebietes liegenden Dattellande Belad el Dſcherid und dem durch ſeine Dattelproduction gleich berühmten Ued Suf und Tunis iſt ein nach der Erntezeit ſehr ausgebreiteter und reger, ſo muß er ſich einen völlig ortskundigen, mit den Abgründen des Moraſtes in's Detail vertrauten Führer verſchaffen; als die beſten und verläßlichſten gelten die vom Stamme der Meraſig im Süden des Schott el Dſcherid, aus dem Dattellande und dem Niffaua. Sich an die Spitze der Caravane ſtellend, empfiehlt er den folgenden Reiſenden, nur in ſeine Fußſtapfen zu treten. Wie ein auf der Kriegsfährte befindlicher Indianerſtamm, marſchirt einer hinter dem Anderen, ſelbſt die Pferde ſcheinen die Gefahr zu wittern, und beſchnuppern mit weit aufgeblaſenen Nüſtern von Zeit zu Zeit den Boden. Durch eine ſumpfige Ebene ziehend, erreicht der Zug bald die Salzdecke, die im Durchſchnitte 15—20 Centimeter, an manchen Stellen ſelbſt nur 10 Centimeter dick iſt, ſie iſt ſtellenweiſe hart und durchſichtig wie Flaſchenglas und klingt bei jedem Schritte wie der Boden der Solfatara in Neapel. Hie und da ſtößt man auf eine Oeffnung, die als Brunnen gedient haben mag, das Waſſer iſt grün und dickflüſſig und beiweitem ſalziger als das des Meeres, ein Verſuch, die Tiefe des Abgrundes unter ſich zu meſſen, würde des Terrains halber zu keinem Reſultate führen, doch darf angenommen werden, daß die Tiefe des Schotts nirgends 50 Meter überſteigt. Die eigentliche Gefahr bei einem Einbrechen durch die Salzkruſte ſind die unter der zunächſt 50—80 Centimeter tiefen, hellgrünen Waſſerſchichte liegenden Maſſen flüſſigen, beweglichen Sandes, das Product jahrtauſendelanger Sandverwehungen, erzeugt durch den Simum. Der erzeugende Herd, die Areg-Region reicht ja auf 200 Kilometer Länge bis an die Ufer der Schotts, und es

darf daher kein Wunder nehmen, daß wir dort, wo einſt die hellen, windgepeitſchten Fluthen des Tritonſees, heute nur zum größten Theile durch Sand ausgefüllte Sumpfbecken finden. Als einziges Wegzeichen dienen dem Führer kleine, 40—50 Centimeter hohe, 5—600 Meter auseinander liegende Steinhaufen, die hie und da durch einen Haufen gebleichter Kameelgebeine erſetzt werden. In früheren Zeiten war die Furt durch eine Reihe hoher Palmenblöcke gekennzeichnet, jetzt ſind die Gmaïr (die erwähnten Steinhaufen) die einzigen Anhaltspunkte, und ſelbſt dieſe fehlen an ſolchen Stellen, wo auf mehrere hundert Meter der Boden von einer den Pferden bis an die Bruſt reichenden Waſſerfläche bedeckt iſt. Dann fängt ſelbſt dem kundigen Führer die Sache an gefährlich zu werden, er bleibt alle Augenblicke ſtehen, unterſucht, ſich weit vorſtreckend, mit durchdringenden Blicken den Horizont und ſucht die Route zu errathen; an Aufenthalt iſt auch nicht zu denken, denn die durch das Waſſer bedeutend dünner gewordene, ausgelaugte Salzkruſte kann unter den Reiſenden bei jedem weiteren Schritt einbrechen. Die obere Decke des Schott iſt übrigens durchaus keine einheitliche, flache Ebene, im Gegentheile zeigt ſie Wellen, deren Höhe ſelbſt 31 Meter erreichen, die Kämme dieſer Bodenwellen ſind eben die Furten, welche von den Caravanen benützt werden; bei ſtarken Winden geräth die Salzkruſte in den mittleren Partien der Schotts in deutlich wahrnehmbare Schwingungen und dann ſieht man das Waſſer aus einzelnen Oeffnungen und Löchern mit Macht überquellen. Hat eine Caravane glücklich dieſe gefährlichen Flächen hinter ſich und betritt ſie, vom Niſſaua kommend, den feſten Boden wieder bei Toſer oder Nefta, ſo neigen ſich die Führer und alle Uebrigen wohl tiefer als ſonſt gegen Oſten und danken Allah inbrünſtig für die glückliche Reiſe.

Die Exiſtenz dieſer Depreſſion in dem großen Schottgebiete, durch Nivellements, welche von der franzöſiſchen Regierung in den Jahren 1872 bis 1875 angeordnet und an denen ſich in hervorragender Weiſe der Generalſtabs-Capitän Roudaire betheiligte, conſtatirt, gaben dieſem thätigen Officier Anlaß, die Forſchungen fortzuſetzen und die Möglichkeit einer Unterwaſſerſetzung des ganzen Depreſſionsgebietes durch die Fluthen des Mittelmeeres zu unterſuchen, zu welchem Zwecke er das Nivellement nach Oſten bis zum Golf von Gabes im Jahre 1876 fortſetzte. Als Reſultat ſeiner Unterſuchungen

bezeichnete er die relativ leichte Ausführbarkeit der Herſtellung eines Binnenmeeres im Süden von Tunis und der Provinz Conſtantine, und verſprach ſich nicht nur in commercieller, ſondern auch klimatiſcher Hinſicht die beſten Erfolge von demſelben. Capitän Roudaire ſchlug vor, durch die 22½ Kilometer breite, in ihrem höchſten Theile 46 Meter über dem Spiegel des Mittelmeeres bei Gabes ſich erhebende Landenge, welche das Oſtende des

Capitän Roudaire.

Schott el Dſcherid vom Meere trennt, einen 50 Meter breiten und 12 Meter tiefen Canal zu graben, und durch dieſen die Fluthen des Mittelmeeres in das Depreſſionsgebiet einzuleiten. Das Project, ſo leicht ausführbar es auch ſcheinen mochte, begegnete jedoch bei näherer Betrachtung den größten Schwierigkeiten, denn erſtlich erwies ſich die Annahme, daß der Landriegel zwiſchen dem Schottgebiet und dem Mittelmeere nur aus leicht zu bearbeitenden, im Laufe der Zeit vom Meere abgelagerten Sandmaſſen und ähnlichen

marinen Bildungen beſtehe, als irrig, indem im Laufe des Jahres 1875 mehrere Geologen, ſo Dr. Fuchs aus Frankreich, Dr. Stache aus Wien und eine italieniſche Expedition unter dem Marquis Antinori, die geologiſche Formation des Landriegels näher unterſucht hatten und zu dem Schluſſe gelangten, daß nicht nur weiche und mürbe, ſondern auch harte Geſteinsarten (Quarz, Sandſtein und Kalkſtein) zu durchbrechen wären. Abgeſehen davon, würde die Füllung des Depreſſionsgebietes, ohne Rückſicht auf die gerade hier enorme Verdunſtung des Waſſers, 10—12 Jahre erfordern, indem 270 Milliarden Cubikmeter erforderlich ſind, der oben erwähnte Canal aber jährlich nur 20—25 Milliarden Cubikmeter Waſſer einführen könnte, die jährlich verdunſtende Waſſermenge würde aber immerhin 15 bis 18 Milliarden Cubikmeter betragen. Dazu tritt noch die keineswegs dadurch beſchränkte Wirkung der aus der Areg-Region kommenden Sandverwehungen, welche in kurzer Zeit das Binnenbecken ſtellenweiſe verſanden und für die Schifffahrt gefährlich machen müßten, während andererſeits durch die Schaffung einer Verdunſtungsfläche von 20 Milliarden Quadratmeter keine entſprechende, compenſirende Aenderung zu Gunſten des Klima's (hauptſächlich zu Gunſten vermehrter und häufigerer Niederſchläge) herbeigeführt wäre.

Wir ſind in dieſe Details eingegangen, um die Haltloſigkeit jener Anſchauungen darzuthun, welche gelegentlich dieſes Projectes ſich zu einer Inundirung der ganzen Sahara verirrten und von einer ſolchen die ſchädlichſten Rückwirkungen auf das Klima Europa's befürchteten, zur weiteren Aufhellung wollen wir nur erwähnen, daß der Boden des Landes rund um das Schottgebiet herum ſchon in einer Entfernung von 10—15 Kilometer ſich 30—50 Meter über das Meeresniveau erhebt, von einer Unterwaſſerſetzung der Sahara mithin ſchlechterdings keine Rede ſein kann.

Es ſei damit nicht geſagt, daß das Project des Capitän Roudaire unausführbar wäre, mit dem Aufwand großer Geldmittel läßt ſich das Binnenmeer herſtellen, doch iſt der effective Nutzen eines ſolchen kein der Höhe der Geldopfer entſprechender. In erſter Linie konnte der franzöſiſchen Regierung, ſpeciell Capitän Roudaire, nur der Gedanke nahegetreten ſein, das Klima des ſeiner Dattel-Production wegen bekannten Ued Suf und Ued Rirh für

Culturzwecke niederschlagsreicher zu gestalten, und mit der Zeit die Areg-Zone, in welcher das Dattelland im Ued Suf begraben liegt, zurückzudrängen, respective den Sandboden fruchtbar zu machen; an diesem günstigen Umschwunge würde auch das eigentliche Dattelland (Belad el Dscherid) participirt haben. Wenn wir nun fragen, was der Ued Suf sei, so giebt uns die Karte der Sahara die gewünschte Antwort. Etwa 70—90 Kilometer südlich des Schotts Melrhir, 100 Kilometer östlich des Ued Rirh liegt inmitten der Dünen des Areg ein enges Thal, das sich nördlich von El Wad, dem Hauptorte des Thales, in zwei Arme spaltet, und nach Largeau das trockene Bett des Unterlaufes des im grauen Alterthume Triton genannten Flusses sein soll, während der ganze Oberlauf von den Dünen zugedeckt ist. In diesem Thale liegt nun eine Reihe von Palmenwäldern, Gärten und Ortschaften auf eine Länge von 30 Kilometer, unter dem Boden findet sich gleichwie im Ued Rirh in einer Tiefe von 15—20 Meter eine ausgedehnte Wasserschichte, welche zur Berieselung der Pflanzungen verwendet und mit großem Erfolge zur Dattelcultur ausgenützt wird. An Stelle der artesischen Brunnen gräbt man im Ued Suf, das ist der Name dieses Thales, tiefe Gräben, die in der Folge, nachdem man auf die wasserführende Schichte gestoßen, erweitert werden und in die man die Palmen pflanzt, so daß die Wurzeln beständig vom Wasser umgeben sind, während die Wedel der sengenden Sonnenhitze ausgesetzt sind, das sind aber eben die günstigsten Bedingungen für die Dattel-Cultur. Die Besitzer der Gärten haben hier nur dafür zu sorgen, daß der durch die Winde in die Gärten (Gräben) hineingewehte Sand nach jeder Ernte wieder entfernt werde, im Laufe der Jahre entstehen auf diese Weise ganze Sandhügel, welche die Gärten gleich Mauern umgeben, aus denen nur die Wipfel der Palmen hervorragen; um das Abrutschen und Fortschreiten dieser künstlichen Dünen zu verhindern, werden aus den Palmzweigen Zäune hergestellt, die von Jahr zu Jahr erhöht und verstärkt werden müssen. Die im Ued Suf gewonnenen Datteln (die Oase besitzt mehr als 140.000 Stämme) gelten neben denen des Belad el Dscherid als die besten der algerischen Sahara. Unter dem schützenden Dache der Palmenwedel gedeihen noch in den Gärten des Suf Krapp, Tabak, Henna, Gerste, Orangen, Feigen, die Reben, Aprikosen, in neuerer Zeit sind Versuche mit dem Anbau von Kartoffeln

gemacht worden und gelungen. Das Waſſer des Ued Suf iſt im Gegenſatze zum Ued Rirh von ſeltener Güte, und das des Brunnens in den Gärten von El Nakhla geradezu ein Labſal, geſpendet von Allah, deſſen Güte geprieſen ſei! Nur der Wüſtenreiſende vermag den ganzen Werth eines ſolchen Trunkes zu ermeſſen, wenn er nach langen Tagen beſchwerlichen Marſches über die Hammada oder den glühend heißen Boden des Areg unter verſengender Sonnengluth auf das brackiſche Waſſer der ſpärlichen Brunnen oder das heiße und widerlich ſchmeckende Waſſer der Schläuche angewieſen, endlich ſeine vertrocknete Kehle und Lippen an einer friſchen, köſtlichen Quelle netzen darf. Selbſt der an das Wüſtenleben gewohnte Araber giebt ſeiner Freude bei dem Anblick der Oaſe und in Erwartung des Labetrunkes dadurch Ausdruck, daß er das Pulver ſprechen läßt.

Die Bewohner des Ued Suf nennen ſich Suafa, wie diejenigen des Ued Rirh Ruarha heißen, in phyſiſcher Hinſicht verleugnen ſie nicht ihre arabiſche Herkunft, in moraliſcher ſollen ſie ſich, wie Largeau ſich äußert, von den anderen arabiſchen Stämmen der Sahara weſentlich unterſcheiden, die Suafa ſind von ſehr heiterem Temperament, lieben und huldigen Vergnügungen und Scherzen und ſind, obwohl gute Gläubige, Fremden gegenüber tolerant und ſehr gaſtfreundlich; als Beweis kann die Thatſache gelten, daß im Ued Suf die Israeliten nicht den üblichen Verfolgungen wie anderswo in der Wüſte ausgeſetzt ſind. Vor Allen ſind ſie im Allgemeinen und bis zu einem gewiſſen Grade ehrlich (mehr oder minder iſt jeder Araber ein geborner Lügner und Dieb), die Frauen genießen eine große Freiheit und gehen meiſt unverſchleiert, die Männer ſind zum Theile Gärtner, zum größeren Theile aber Jäger, und ihr Jagdgebiet iſt die Areg-Region. Außer den anſäſſigen Oaſenbewohnern bewohnen zahlreiche Nomaden das Suf, deren Hauptreichthum große Schafheerden ſind, die Wolle derſelben wird zum größten Theile nach Tunis geführt, zum kleineren Theile im Suf ſelbſt verarbeitet, wo ſich die Frauen mit der Erzeugung von ſehr beliebten kleinen Teppichen, Burnuſſen, Haïks u. ſ. w. befaſſen.

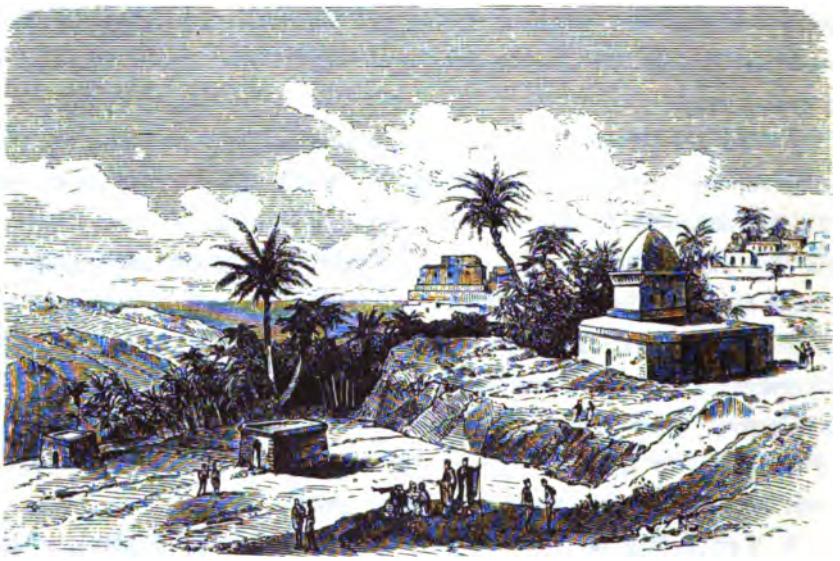
Wir ſetzen unſere Reiſe von der Oaſe Mraïer weiter nach Norden fort, und paſſiren zahlreiche Nomadenlager der Beni Thiur, bei denen unſere Ankunft Senſation erregt und wir geräuſchvoll empfangen werden,

Hunde bellen, Kameele ſchreien, Eſel ſingen, Pferde wiehern, Frauen und Kinder werden nicht müde, das Juhjuh ertönen zu laſſen, das zuweilen einem Schakalsgebell gleicht; weiter ziehend, überſchreiten wir das trockene Bett des Hauptzufluſſes des Schott Melrhir, Ued Dſcheddi, bald darauf umgiebt uns dichtes Buſchwerk, in dem Pinien und Tamarisken ihre herrlichen Aeſte zu Baldachinen über unſeren Häuptern breiten, es iſt der ſogenannte Wald von Saada. Nachdem wir ihn verlaſſen, wandern wir über ein Hammada-Terrain und langen am ſechsten Tage in der kleinen Oaſe von Sidi Okba an, unter deren Palmen wir die letzte Nacht vor unſerem Einzuge in Biskra zubringen. Die Oaſe iſt berühmt durch das Grab des arabiſchen Helden und Eroberers Sidi Okba, der hier nach der Schlacht bei Tehurda im Jahre 682 n. Chr. mit ſeinem Pferde begraben wurde.

Wir brechen mit dem Früheſten des nächſten Tages auf, um noch vor Einbruch der heißen Vormittagsſtunden in Biskra am Ziele zu ſein, das 2—3 Stunden nordweſtlich von uns liegt. Vor uns, zur Rechten, thürmen ſich die zackigen Maſſen des Dſchebel Aures auf, ſich in unüberſehbarer Länge gegen den Weſt- und Oſthorizont ausdehnend; je mehr wir uns der Oaſe nähern, deſto lebendiger wird die Landſchaft, bald iſt es nur ein wogendes Meer von Palmenwedeln, aus denen uns ein köſtlicher Duft entgegenweht, noch einige Minuten und wir ſtehen vor dem „Hotel der Sahara“ in der Mitte der Hauptſtraße von Biskra, das von den Biskris nicht mit Unrecht das „Paris der Wüſte“ genannt wird.

Der Anblick der Oaſe iſt weit überraſchender, unbeſchreiblich, wenn man, von Norden kommend, plötzlich aus dem Engpaſſe, den die Schlucht des Ued Biskra bildet, heraustretend, vor ſich den Palmenwald von El Kantara und von Biskra und als Hintergrund die ehrwürdige, ernſte und nüchterne Wüſtenebene erblickt. Biskra, und zwar Neu-Biskra (zum Unterſchiede von dem etwa ½ Kilometer ſüdlich davon gelegenen, meiſt von freien Negern bewohnten Alt-Biskra), iſt der Hauptort des mit dem Namen Ziban belegten Oaſenarchipels, der ſich ſüdlich von dem Randgebirge der Hochplateaux, dem Dſchebel Aures (der von Strecke zu Strecke ſpecielle Namen führt) bis zu den Depreſſionsgebieten des Schott Melrhir und Ued Rirh ausdehnt und im Ganzen 32 Oaſen umfaßt, welche in vier Gruppen, der

Weltgegend entſprechend, in der ſie liegen, eingetheilt werden. Den Namen Zaba führte Biskra ſchon zur Römerzeit als Hauptort des nach ihm benannten Limes Zabenſis; in der chriſtlichen Epoche war es ein Bisthum. Zur Hälfte von einem wogenden grünen Meere verborgen, liegt die Stadt im Norden der Palmenpflanzungen, die geradlinigen Straßen ſind zu beiden Seiten von ſchönen und ſoliden Häuſern eingerahmt, denen man nicht anſehen würde, aus an der Luft getrockneten Ziegeln erbaut zu ſein, und deren erſte



Oaſe Ferkan.

Stockwerke auf eleganten Arcaden ruhen, die den Paſſanten vor den Gluthſtrahlen der Sonne ſchützen, überall, in den breiten Straßen, auf den Plätzen und Promenaden ſind Brunnen und Bosquets angelegt, die durch eine ausgiebige Berieſelung die längſte Zeit im friſcheſten Grün prangen. Die noch vor kurzer Zeit nackte und öde Umgebung wurde binnen fünf Jahren in einen herrlichen Park verwandelt, der einen Lieblingsaufenthalt der zahlreichen Touriſten bildet, die Biskra jeden Winter beſuchen. Zur Vertheidigung

des Besitzes erhebt sich im Nordosten der Stadt das Fort Saint Germain, ein weitläufiger Bau, der im Nothfalle die ganze europäische Bevölkerung der Oase aufnehmen und schützen kann. Ein großer öffentlicher Garten nimmt das Centrum der kleinen Stadt ein, die etwa 7000 Einwohner, worunter 600 Europäer und Israeliten, zählt, und deren Beschäftigung ausschließlich der Handel mit den Arabern der algerischen Sahara ist. In der Hauptstraße Biskra's promenirend, können wir es nicht unterlassen, in eines der zahlreichen arabischen Kaffeehäuser einzutreten, von denen die Straße wie belagert ist. In allen geht es gleich lebhaft und originell zu, alle sind von einer gleich bunten Menge von Kaffeetrinkern, Tänzern und Tänzerinen besucht, so daß uns die Wahl schwer wird. Was uns bei einem Gange durch die Hauptstraße am meisten auffällt, ist die große Anzahl jugendlicher, weiblicher Wesen, deren Beruf kein Geheimniß und jener der Courtisanen ist, es sind die Töchter vom Nomadenstamme der Ulad Naïl, kurzweg Naïlijah genannt. Sie gehen Alle unverschleiert und sind reich mit seltsam geformtem Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt entfesselt in langen dunklen Wellen auf den nackten bronzefarbigen Busen herab; ihr Costume ist die Gandura aus buntem Stoffe und reich verziert. So wandern sie durch die Straßen, sehen die Vorübergehenden freundlich an, machen ihnen wohl auch geheimnißvolle Zeichen, wechseln mit anderen einige Worte, blicken dort in ein Kaffeehaus hinein, betreten dasselbe entweder um zu tanzen, oder sich von einem ihrer vielen Verehrer mit Kaffee tractiren zu lassen, oder laufen zuweilen auch wie tolle Kätzchen im muthwilligen Spiele mit jungen Biskris schäckernd durch die Gassen und setzen sich, wenn sie müde sind, vor ihre eigenen, kleinen, budenartigen Nischen, um dort die Menge ihrer Bewunderer halb öffentlich, halb privatim zu empfangen. Eben diese Naïlijah machen Biskra zu einer Stadt der beständigen Vergnügungen. Wenn irgend ein Bewohner einer Wüstenoase sich eine Ferienzeit machen will, geht er nach dem Paris der Wüste, wenn die Biskris, welche im Tell und in den Küstenstädten Algeriens alle groben Arbeiten verrichten, sich gehörig abgequält und ein paar hundert Francs zusammengespart haben, kehren sie nach Biskra zurück, wo sie zwischen dem Tamtam der Araber und der Derbuka des Negertanzes in steter genußsüchtiger Aufregung leben. Selbst die gestrengen Herren der

Wüſte, die verſchleierten Tuareg, verſchmähen es nicht, in Biskra Zerſtreuung zu ſuchen.

Treten wir nun in ein arabiſches Kaffeehaus ein; die Wände ſind nackt, ſchmuck- und geſchmacklos, Sitze ſind keine vorhanden, ſtatt derſelben iſt es Jedem geſtattet, ſich auf den Fußboden in einer jener verkrümmten, in ſich ſelbſt zuſammengewundenen Stellungen hinzulegen, die der Araber ſo gut anzunehmen weiß, und wir nur annähernd mit Hinkauern oder Hinhocken bezeichnen können. Da liegen nun auf einer dünnen Strohmatte einige fünfzig Menſchen: Araber, Biskri, Kabylen, Beni Mzab, Naïliten, Tuggurtiner, Tuareg, Leute aus der ganzen nördlichen Sahara zuſammengewürfelt und in den verſchiedenſten Stellungen, in welchen ſie das ſämmtliche Thierreich in allen Poſen nachzuahmen ſcheinen und unaufhörlich gähnen. Plötzlich macht eine Schaar leichtfüßiger Naïlijah dem Kaffeehaus einen Beſuch. Dieſe leichten ſchlanken Mädchen werfen ſich erſt wie ein Zug von luſtigen Sommervögeln, die vom Fluge müde ſind, in launiger Weiſe auf die Strohmatte des Fußbodens hin; hier ſchlürfen ſie den ihnen von allen Seiten gereichten Kaffee. Wie von einer Inſpiration ergriffen, ſchnellen ſie unerwartet auf und beginnen zu hüpfen und zu ſpringen, endlich zu tanzen. Aber was für ein Tanzen! Die Bewegung fängt zuerſt oberhalb der Füße an und pflanzt ſich von da in aufſteigender Linie fort bis zum Oberkörper, wo ſie ihren Gipfelpunkt erreicht; dann nimmt ſie wieder ab, wird leichter und ſanfter, bis ſchließlich um Kopf und Bruſt nur mehr ein kaum merkliches Zittern ſpielt. Der Paroxismus dieſer Bewegung iſt faſt unheimlich zu nennen, mit förmlicher Wuth und bacchantiſchem Wahnſinn drehen und wenden die Mädchen ihre zarten Leiber, daß man zu glauben verſucht wird, ſie wollten aus ſich ſelbſt hinaushüpfen; gleichſam als fänden ſie die irdiſche Hülle zu zart und zu ſchwächlich, um noch länger den Vulcan ihrer glühenden Leidenſchaft in ſich zu beherbergen. Alle dieſe Mädchen, kaum älter als 14 Jahre, ergeben ſich dieſem traurigen Gewerbe aus Gehorſam gegen den väterlichen Willen, denn der Stamm der Ulad Naïl iſt eben jener, deſſen Männer alle ihre Töchter nach Biskra ſchicken, um mit den Reizen ihres Körpers Geld zu verdienen. Der Vater zieht dabei den doppelten Vortheil aus ſeiner Tochter, er profitirt auf dieſe Weiſe von ihren ſchönſten Jahren und verkauft ſie ſpäter noch an

einen Mann ſeines Stammes, die darin keinerlei Unehre finden, ſondern im Gegentheile keinen Anſtand nehmen, ein Mädchen zu wählen, das ihre ohnehin ſo kurze Jugend auf dieſe Weiſe wegwerfen mußte.

Bevor wir den Oaſengürtel des Ziban mit ſeinen 700.000 Palmenſtämmen verlaſſen, unter denen die Rebe zweimal reife Trauben trägt und einen ziemlich guten Wein giebt, um nach Weſten und Süden aufzubrechen,

Oaſe Negrin.

ſtatten wir noch den Oaſen Negrin und Ferkan an der Grenze des algeriſchen und tuneſiſchen Gebietes einen kurzen Beſuch ab. Es läßt ſich kaum etwas Lieblicheres als der Anblick einer von Bergen umgebenen Oaſe, wie es Negrin iſt, denken. Gegen Norden vom Dſchebel Madſcher eingerahmt, der an die einſtige römiſche Colonie Ad Majores erinnert und deren Ruinen auf dem ſüdweſtlichen Abhange des Berges liegen, umgeben den ganzen ſüdlichen Horizont entlang hohe

Dünen die etwa 12.000 Palmenstämme und 150 Häuser zählende Oase, deren Bewohner an dem letzten algerischen Aufstande im Jahre 1871 theilgenommen hatten. Zur Strafe und Einschüchterung wurden die Häuser der Oase von den Franzosen zerstört und ein Theil der Palmenstämme umgehauen, eine Maßregel, die den Franzosen immer nur den glühendsten Haß der arabischen Nomadenstämme eingetragen hat. Etwa 10 Kilometer nordwestlich von Negrin liegt die kleinere Oase Ferkan. Von Norden, d. h. vom Tell her, gelangt man durch eine 25 Kilometer lange und wildromantische Schlucht, das Bett des Ued Meschera, zu den Oasen, die hier an der Pforte der algerisch-tunesischen Sahara liegen.

VII.

Von Biskra nach In-Salah.

Die Trennung von der lachenden Oase Biskra wird uns schwer, doch es harrt noch unser eine große Aufgabe und wir müssen den Aufenthalt in diesem schönen Asyl des Lebens beenden. Am Nordrande der algerischen Sahara angelangt, die hier durch die nach Süden steil abfallenden nackten und wildzerrissenen Abhänge der Kette des Dschebel Aures von der Region der hohen Plateaux und des Tell geschieden wird, müssen wir uns wieder dem Süden zuwenden; weit im Südwesten winkt uns ein Ziel entgegen, das fast unnahbare, bisher blos von drei Europäern erreichte In-Salah, der Hauptort Tidikelts und der großen Oasengruppe von Tuat, der größten Anstrengungen werth, die uns auch bevorstehen mögen. Wir haben nun die Wahl, entweder wieder über Tuggurt nach Wargla und El Golea vorzudringen oder aber zuerst noch am Südabhange des Steppenplateau's und des Dschebel Aures entlang reisend, eine zweite Königin der Wüste, die Oase El Aruat, zu besuchen, und von daselbst erst uns den Weg nach Südwesten zu bahnen. Unser Entschluß kann nicht zweifelhaft sein, umsomehr als wir nach Möglichkeit alle wichtigen Punkte im Raume der Sahara zu besuchen uns vorgenommen haben. Zunächst gilt es nur, von Biskra nach El Aruat zu kommen, und dazu bedarf es des Rathes und der freundlichen Vermittlung des Bureau arabe in Biskra. Wie alle außerhalb des Tells liegenden Gebiete in Algerien, ist Biskra unter militärischer Verwaltung, an deren Spitze der Commandant du cercle steht. Zur Schlichtung und Ordnung der Angelegenheiten der arabischen Bevölkerung wurden Aemter errichtet, die als „Bureaux arabes“ fungiren

und von Officieren der Armee geleitet und verwaltet werden, welche der Landesſprache mächtig ſind. Dieſe Bureaux bilden für den Araber im franzöſiſchen Territorium die competente Behörde in allen Streit- und Klagefällen.

Ein Geleitsbrief des Bureau arabe ſichert uns perſönliche Sicherheit und gaſtfreundliche Aufnahme, und im Allgemeinen ſind die Stämme der Sahara weit beſſer als die des Tell; um aber jeder widerwärtigen Sorge enthoben zu ſein, wollen wir uns die günſtige Gelegenheit nicht entgehen laſſen und ſchließen uns einem nach ſeinem heimatlichen Duar in der Nähe El Aruats heimkehrenden Scheikh einer Fraction des großen Stammes der Ulad Naïl an. Auf ſein Anrathen verſehen wir uns blos mit einigen Maulthieren zur Beförderung unſerer Ausrüſtung und beſteigen ſelbſt Pferde, die uns auf dem zu durchmeſſenden Terrain beſſere Dienſte als das Kameel leiſten können; überhaupt finden wir am Nordrande der algeriſchen Sahara das Kameel als Reit- und Laſtthier zum größten Theile durch Pferde und Maulеſel erſetzt. Wir verlaſſen Biskra wieder in ſüdlicher Richtung, um an das Ufer des Ued Dſcheddi zu gelangen, dem wir ununterbrochen bis nach El Aruat folgen müſſen. Das herrliche Panorama der wie in einem Höllenſchlunde liegenden Oaſe, in deren Hintergrunde die nackten und nach allen Richtungen zerriſſenen Abhänge des Dſchebel Kſum und Dſchebel Aures wandgleich emporragen, nöthigt uns oft noch, nach rückwärts zu ſchauen; immer höher ſcheint uns der Dſchebel Mahmel gegen Himmel zu ragen, der ſich im Nordoſten von Biskra als zweithöchſte Spitze des ganzen Randgebirges aus der Maſſe des Aures bis 2310 Meter erhebt, der Effect iſt um ſo größer, als wir ſelbſt kaum 150 Meter (in Biskra 118 Meter) über dem Meeresſpiegel ſtehen. Nachdem wir das rechte Ufer des Ued Dſcheddi erreicht, wandern wir in einem breiten Thale aufwärts, gegen Weſten. Nach Norden haftet der Blick an den nackten und von zahlreichen Schluchten zerriſſenen Abhängen der die hohen Schottplateaux im Süden umwallenden Randgebirge, die auf jede Stunde Ausdehnung den Namen wechſeln, ſo daß es nur höchſt ermüdend wäre, einige hier zu nennen, nach Süden ſchweift der Blick über die ſteinige Ebene von Mokran und am fernen Südhorizonte ſetzen uns die bizarren Abſturzformen des Schebka-Plateau's in Erſtaunen. Unſer Weg iſt etwas

anstrengend und selbst für die Pferde der Sahara ermüdend, denn wir müssen in kurzen Zwischenräumen zahlreiche trockene, tief in das Terrain eingeschnittene Wadi übersetzen, die vom Gebirge dem Ued Dscheddi zueilen. Im Augenblicke sind der Ued sowohl als auch die zahlreichen Wadi wasserlos, wir wandern trockenen Fußes hindurch. Bevor wir die erste große Station Sidi Khaled erreichen, werden wir durch die große Menge römischer Ruinen in Erstaunen gesetzt, die wir auf eine Entfernung von 25—30 Kilometer antreffen, es scheinen die Reste kleiner Befestigungen zu sein, die hier an der Südgrenze der römischen Colonien zum Schutze der Colonisten gegen die räuberischen Stämme der Sahara errichtet waren; heute dienen sie nur den Ulad Naïl als Pulverwerkstätten und Schlupfwinkel.

Bevor wir noch Sidi Khaled in Sicht haben, entdecken wir im Norden des Flußthales ein befestigtes Dorf, ein Kasr, es ist Ulad Dschellal, dessen Bewohner als fingerfertige Diebe gern gemieden werden. Die meisten Naïlijah, die das Paris der Wüste bevölkern, gehören diesem Stamme an. Wir sind eben im Gebiete dieses Stammes, der das ganze Territorium zwischen Biskra und El Arnat bewohnt. Ohne längeren als den nothwendigsten durch die Nachtruhe gebotenen Aufenthalt setzen wir unsere Reise fort und erreichen am siebenten Tage ein kleines, von Gärten umgebenes Dorf, Demed. Unser Führer hatte schon während der ganzen Zeit unsere Neugierde durch die Erzählung erlebter Jagdabenteuer in den Bergen des Dschebel Bu Khail erregt, und besonders anziehend die Jagd auf das in den unwirthlichsten und schwerst zugänglichen Partien des Gebirges hausende Mähnenschaf (Ovis tragelaphus), von den Arabern Arui genannt, geschildert, um in uns nicht den Wunsch rege werden zu lassen, an einer solchen Jagd theilzunehmen.

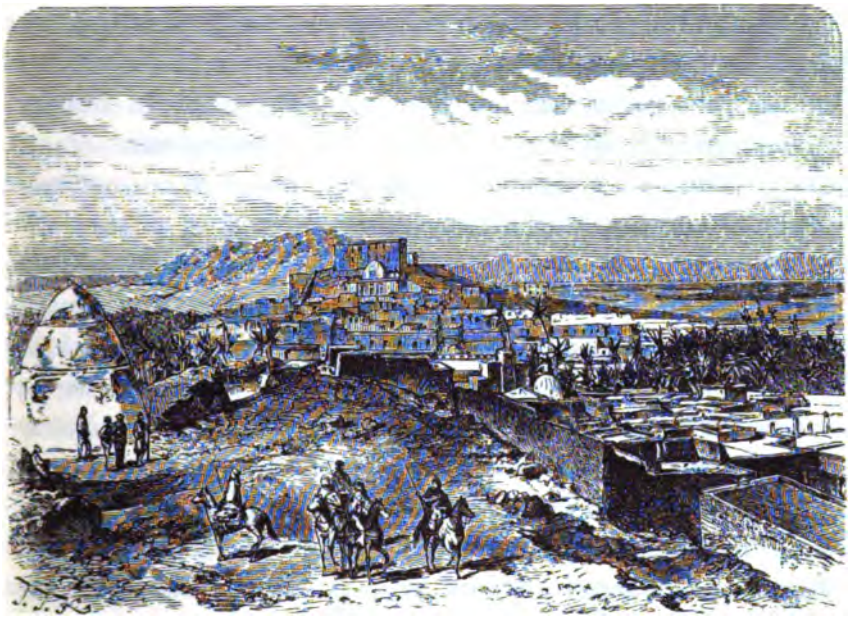
Der Arui liebt die höchsten Felsengrate der Gebirge, zu denen man blos durch ein Wirrsal zerklüfteter Stein- und Geröllmassen gelangen kann, und deshalb ist seine Jagd eine höchst mühselige, ja oft gefährliche. Dazu kommt, daß sie nicht viel Gewinn verspricht; denn das Mähnenschaf lebt einzeln, und nur zur Bockzeit, welche in den November fällt, sammeln sich mehrere Schafe. Gelegentlich der Paarung kommt es zwischen den Widdern oft zu überaus hartnäckigen Kämpfen. Die Araber versichern, daß man bei solchen Gelegenheiten in Zweifel sein müßte, was man mehr bewundern

ſolle, die Ausdauer, mit der ſich die verliebten Böcke geſenkten Kopfes halbe Stunden und länger einander gegenüberſtehen, oder die Furchtbarkeit des gegenſeitigen Anpralls, wenn ſie gegeneinander anrennen, oder endlich die Feſtigkeit der Hörner, welche Stöße aushalten, die, wie man glauben möchte, einem Elephanten die Hirnſchale zerſchmettern müßten.

Es bietet ſich uns Gelegenheit, an einer Jagd auf Arui theilzunehmen. In Begleitung einiger Araber vom Stamme der Ulad Naïl verlaſſen wir die Route und reiten einer Schlucht des Dſchebel Bu Khail zu, welcher hier ziemlich ſteil in die Ebene abfällt und wie gewöhnlich am Fuße mit wüſten Halden von zerſpaltenen und zerriſſenen Felsſtücken bedeckt iſt. Wir müſſen lange ſuchen, ehe wir einen Weg durch das Wirrſal finden, und können noch von Glück ſagen, daß überhaupt ein ſolcher vorhanden iſt. Mühſelig klettern wir einige Stunden fort und können eine Höhe von 1600 Meter erreicht haben, da winkt eine friſche plätſchernde Quelle zur Ruhe. Wir ſchlürfen entzückt das köſtliche Waſſer und entdecken dabei die Fährte eines Arui. Derſelbe war uns ſo gut wie ſicher, dennoch läßt uns die Ungeduld nicht recht zur Ruhe kommen, und noch ehe wir uns gehörig erfriſcht haben, beginnen wir weiter nach oben zu ſteigen. Wir klettern den ganzen Tag umher, ohne auch nur ein Anzeichen des Wildſchafes zu finden. Die Nacht bricht ſchnell herein und nöthigt uns, ein Unterkommen zu ſuchen, ein Felſenabhang in der Nähe der Quelle muß uns Herberge geben. Der Morgen graut noch nicht, als wir ſchon auf dem Anſtande liegen. In erwartungsvoller Stille mögen wir etwa eine Stunde liegen, da ſchreitet langſamen Ganges ein gewaltiger Arui zu uns heran. Jede Bewegung iſt edel und ſtolz, jeder Schritt ſicher, feſt und ruhig. Vorſichtig bückt er den Kopf zum Trinken, da blitzt das Feuer aus unſeren Gewehren. Mit einem Schrei ſinkt der Arui zuſammen, aber plötzlich rafft er ſich wieder auf und dahin geht es in raſender Eile, mit Sätzen, wie wir ſie vorher noch nie geſehen.

Gemſen gleich, ſicher und kühn jagt er dahin, wir aber ſtehen verblüfft und ſchauen ihm nach. Doch getroffen war er und weit kann er nicht gekommen ſein, alſo auf zur Verfolgung. Vier bis fünf Stunden mag unſere Verfolgung gedauert haben, da entdecken wir 60 Meter unter uns

in einem keſſelförmigen Felſenthale den verendeten Arui. Am nächſten Lagerplatze giebt uns der Schlegel ein vortreffliches Abendmahl. Unſere Begleiter, die große Liebhaber des Fleiſches des Arui ſind, thun ihr Möglichſtes. Das Wildpret ſteht dem des Hirſches ſehr nahe, iſt aber weit feiner; aus den Fellen bereiten die Araber Fußdecken, die Haut wird hie und da gegerbt und zu Saffian verwendet.



El Aruat (Laghuat).

Nach einem Ruhetage, der uns nothwendig geworden, ſetzen wir unſere Reiſe fort und erreichen am zehnten Tage nach unſerer Abreiſe von Biskra die Oaſenſtadt El Aruat. Vom Sonnenlichte übergoſſen, liegt eine einzige graue Sandfläche vor uns, nachdem wir durch eine Schlucht das Ued Meſi aus der hügeligen Region des Oberlaufes des Ued Dſcheddi herausgetreten ſind. Mitten aus dieſem Sandmeere ragt im fernen Nordweſten ein einzelner weißer Fels empor, auf welchem eine Reihe dunkler Linien und Punkte ſich

hinziehen, aus deren Umriſſen wir eine Stadtmauer errathen können. Je näher wir kommen, deſto lebhafter tritt die Oaſe aus dem Unbeſtimmten hervor. Wir ſehen die erſten Palmen wie zierliche Federbüſche im ſanften Winde wehen. Bald bemerken wir einen zweiten weißlichen Hügel, welcher hinter dem erſten auftaucht, ebenſo wie der erſte von ſchwarzen Punkten bedeckt, und bei einer ſcharfen Biegung unſerer Route erblicken wir einen dritten Kegel aus gelblichem Kalkſtein, auf deſſen Gipfel eine kleine Kuba ſilberhell in die Ebene hinausleuchtet. Wir erkennen auf den zwei erſten Hügeln El Aruat, die Zweihügelſtadt, welche über der Palmenoaſe zu ihren Füßen wie eine Königin über unterjochten Ländern thront. Die Stadt finden wir von einem Palmengarten eingerahmt, und ſelbſt innerhalb der crenelirten Umwallungsmauer winken uns zahlreiche ſchlanke Palmenſtämme entgegen. Es iſt ſchwer, einem mit der Wüſtennatur Fremden einen annähernden Begriff von der Schönheit der Palmengärten von El Aruat zu geben. Man denke ſich einen Raum von etwa 4 Quadratkilometer in eine Menge Abtheilungen zerfallend, von denen jede von Mauern, ähnlich wie die Ringmauern der Stadt ſelbſt, umringt iſt. Jede dieſer Abtheilungen bildet für ſich eine Terraſſe, von grüner, duftender Vegetation bedeckt, und über dieſem Heer niederer und höherer Terraſſen erhebt ſich ein Wald von etwa 50.000 Palmenſtämmen, deren niederſte 7 und deren höchſte 18 und 20 Meter über den Boden emporragen. Am Fuße dieſer herrlichen Rieſenſöhne des Pflanzenreiches ſproſſen in wilder und doch harmoniſcher Unordnung die niederen Bäume und Sträucher, die Granate mit ihrem lebhaften Grün, die Olive mit ihren matten ſchwermüthigen Blättern, die Cactus Opuntia mit ihren phantaſtiſchen Verzackungen, die amerikaniſche Agave mit ihrem ſchlanken, ſäulenartigen Schafte, die Karuba mit der dunklen Pracht ihres tiefgefärbten Laubes. Die grünen Stämme der Palmen mit ihren regelmäßigen Schuppenreihen haben ein architektoniſches Gepräge, und werden durch die ſie zierlich umſchlingenden Clematien und Windlinge, die im reichen Blumenſchmucke roſarother und blauer Glocken prangen, zu lebendigen Tempelſäulen. An dieſen rankt ſich die Rebe empor und bildet, von einem zum anderen Stamme hinüberziehend, mit ihren Ranken die ſchönſten Guirlanden. Unter dem ſchützenden Palmendache blühen auch die zahlreichen Roſenſträuche und Jasminſtauden,

die Hyacinthen und ihre herrlichen Wohlgerüche, die der Wind weithin in die Wüste trägt, beleben den sich der Oase nähernden, ermüdeten Reisenden wie neu. Zahlreiche rieselnde Wasserströme, deren lebendes Naß eine wohleingetheilte Bewässerung allen Gärten in gleicher Menge zukommen läßt, ziehen silberhell durch den üppigen Boden, Frische und Kühle verbreitend. Ein zarter Halbschatten, jener Schatten, wie ihn die dunenfederartig feinen Palmenwedel gewähren, liegt kühlend und wärmend zugleich auf dem Ganzen.

Wie alle Städte der Sahara, ist auch El Aruat nach einem höchst einfachen Plane gebaut, die engen winkligen Gäßchen, seit 1852, unter der Herrschaft der Franzosen, theilweise durch regelmäßige breite, von Arcaden umsäumte Straßen ersetzt, münden auf einen Platz, von dem man die Aussicht auf alle Gärten der Stadt genießt. Hier finden wir die wichtigsten Gebäude, das der Militärverwaltung, einen im maurischen Style gebauten Bazar und die Kaufläden der Europäer; hier ist auch das Rendezvous der Bevölkerung, die zum Theile aus der Garnison, zum Theile aus angesiedelten europäischen Civilpersonen und den Eingebornen besteht. Im Westen entdecken wir auf dem zweiten Hügel ein großes viereckiges, aus massiven Steinquadern erbautes Gebäude, es ist das Spital der Garnison; von der crenelirten Terrasse desselben überblicken wir das reizende Gesammtbild der Oase und nach Süden überfliegt der Blick die einförmige graue Sandfläche, von Wellen wie das Meer durchzogen, still und schweigsam liegt sie vor uns, die Wüste. Nach Norden und Westen überschauen wir einen großartigen Halbkreis von hohen Bergen des Dschebel Amur, die durch ihre regelmäßigen Formen auffallen, im Osten glänzen uns helle Gypsbänke entgegen.

El Aruat ist gleich Biskra eine militärische Colonie und der Commandant du Cercle die oberste Behörde in allen Angelegenheiten, für die Araber ist demselben ein Kadi von malekitischem Ritus beigegeben, die angesiedelten Europäer, größtentheils Franzosen und einige Spanier, sind fast durchgängig Handelsleute, die den Handelsverkehr mit Algier und Frankreich vermitteln. Als Knotenpunkt der Route von der Küste zum mittleren Niger wird El Aruat erst in Zukunft, wenn es einmal den Franzosen gelungen sein wird, dauerhafte Handelsbeziehungen mit Timbuktu anzuknüpfen, eine hervorragende Rolle spielen, hier sei vorläufig erwähnt, daß es von den

Franzoſen als der Ausgangspunkt einer nach Timbuktu projectirten Eiſenbahn auserſehen iſt. Der Urſprung der Oaſe reicht weit in das Alterthum zurück, im Mittelalter von Marokko abhängig, kam es 1695 in die Hände der Türken. Im Jahre 1844 erkannte die Stadt die Oberhoheit Frankreichs an, aber erſt 1852, in welchem Jahre es von den Franzoſen nach einem verzweifelten Kampfe mit Sturm erobert wurde, erhielt es eine Beſatzung. Auch hier ſcheidet ſich die Bevölkerung in zwei Parteien, wovon eine der Regierung ergeben iſt; außer der anſäſſigen Oaſenbevölkerung, welche ſich mit der Cultur der Gärten beſchäftigt, lagern einige nomadiſirende Stämme um die Oaſe, auch halten ſich einige Juden und als gewiegte Handelsleute bekannte Familien vom Stamme der Beni Mzab auf. In militäriſcher Hinſicht iſt El Aruat als an einem der Eingangsthore zur Sahara gelegen, von großer Bedeutung, die ihm auch von Seite der Eingebornen beigelegt wird, indem dieſe die Stadt das Haupt der Wüſte nennen. — Wir können El Aruat nicht verlaſſen, ohne der Oaſe Aïn Madhi im Weſten einen kurzen Beſuch abgeſtattet zu haben. Früh des Morgens, die blaſſe Mondſichel ſteht noch am weſtlichen Himmel und wirft einen matten Schimmer, ein ungewiſſes blaues Licht über die Wüſte, treten wir unſeren Ritt an, es herrſcht empfindliche Kälte, denn El Aruat liegt 780 Meter über dem Meeresſpiegel, und auf den Bergen des Dſchebel Amur iſt der Schnee im Winter ein gewöhnlicher Gaſt, ja in der Oaſe ſelbſt kein allzu ſeltenes Ereigniß. In einigen Stunden nehmen uns die Vorberge des Dſchebel Amur auf, und ohne uns in dem auf einem iſolirten Hügel terraſſenförmig erbauten Orte Tadſchemut aufzuhalten, erreichen wir noch am Abende desſelben Tages die von einer Wallmauer umgebene, einſt blühende Oaſe Aïn Madhi, die Heimſtätte des religiöſen Ordens der Tedſchadſchina. Von dem einſt herrlichen Palmenhain, der die Stadt umrahmte, iſt nichts mehr zu ſehen, nur wenige Stämme entgingen der vandaliſchen Rache des Emirs Abd el Kader im Jahre 1838, als er ſich nur mit Liſt der Feſtung bemächtigt hatte. In der Moſchee ruhen die beiden Söhne des Stifters in reich ausgeſtatteten Grüften. Nach dem Tode des jüngeren, der im Jahre 1853 erfolgte, ging die Gewalt des Mokaddem auf die Sauya in Temaſſin über, doch damit waren die Bewohner von Aïn Madhi nicht einverſtanden und boten

Alles auf, einen Abkömmling des Verstorbenen aufzufinden, der denn auch gefunden wurde und der Sohn einer Negersclavin des verstorbenen Marabuts war. Sidi Ahmed, so hieß der directe Abkömmling des großen Marabuts, verzichtete indeß auf den Ehrgeiz nach der Würde des Mokaddem und zog es vor, sich mit einer jungen Französin zu verehelichen, die ihm auch nach Aïn Madhi folgte, woselbst der Marabut in einem sehr comfortabel eingerichteten Hause wohnt. Diese Ehe hat ihm und seiner Würde als Marabut in den Augen seiner Glaubensbrüder nichts geschadet.

Unseren Rückweg von Aïn Madhi nehmen wir über eine unübersehbare Halfafläche, auf der es wie in einem aufgeregten Seespiegel hin- und herwogt, und treffen den nächsten Tag wieder in El Aruat ein, um gleich an die Vorbereitungen zur Reise und die Organisation einer kleinen Caravane nach Wargla zu schreiten. Der freundlichen Vermittlung des Bureau arabe verdanken wir es, wenn dies in kürzester Zeit geschehen und wir in Gesellschaft einiger Handelsleute aus der Capitale des Landes der Beni Mzab, Ghardaïa, unserem nächsten Ziele, zusteuern.

Land und Volk des von uns zunächst zu durchmessenden Gebietes bieten uns eine Fülle des Neuen und Interessanten. Von El Aruat abreisend, wenden wir uns nach Südosten, und der Route Duveyrier's theilweise folgend, dringen wir über eine von ausgetrockneten Dayas unterbrochene, stark gewellte Ebene in eine Landschaft, die von den Arabern Schebka, d. h. Netz, genannt wird. Auf mehr als 3000 Quadratkilometer bildet das Terrain ein aus dolomitischen Kalken bestehendes, nach allen Richtungen von tiefen und engen Thälern und Gräben durchschnittenes, zerrissenes Plateau, weshalb auch die Araber das Land mit einem auf der Erde ausgebreiteten Netze vergleichen, in welchem die Thäler die Maschen desselben darstellen sollen. In seiner größten Breite 90—100 Kilometer, in seiner größten Länge 150—170 Kilometer messend, umfaßt es das Gebiet der Conföderation der Beni Mzab und die Triben der Schaanba bis zum Brunnen Hassi Zirara; obwohl der Name direct nur dem nördlich der Beni Mzab sich erstreckenden Theile gegeben wurde, so ist die südliche Partie nur die Fortsetzung dieses Landschaftscharakters. Wir erhalten mit Hilfe des kartographischen Bildes eine Vorstellung, wie vielfach durchfurcht der Boden des Plateau's ist, wenn wir hier einige

Höhencoten der Route zwiſchen den beiden Oaſen der Beni Mzab, Guerrara und Ghardaïa vor Augen führen.

Von Guerrara, das 315 Meter über dem Meere liegt, durchzieht die nach Ghardaïa führende Route etwa 75 Kilometer lang Gebiete, deren Höhencoten 419, 369, 530, 504, 636, 490, 576 und 530 Meter ſind, und von welchen die größeren den einzelnen Plateauflächen, die kleineren den tiefeingeſchnittenen Thälern entſprechen. Unter der großen Zahl von Thälern, welche das Plateau durchſchneiden, ſind in erſter Linie das Thal des Mzab (Ued Mzab) und das Wadi Neſſa zu nennen, welche beide im Norden von Wargla in eine Sebcha ausmünden, die von den temporär fließenden Wäſſern dieſer beiden Flußthäler geſpeiſt wird. Auf dem Plateau, deſſen Culminationspunkt im Südoſten von Ghardaïa in der Schebka der Schaanba liegt und ſich 725 Meter über dem Meere erhebt, herrſcht ein ziemlich exceſſives Klima, im Winter friert es ſehr oft und Schnee iſt keine Seltenheit, während im Sommer die Trockenheit ungewöhnlich iſt, dennoch iſt das Klima in Folge der hohen Lage des Landes ein geſundes, die Fieber des Ued Rirh ſind hier unbekannt. Plateau und Thäler bilden in ihrer äußeren Erſcheinung ſcharfe Contraſte, denn während auf den graugelben nackten Felsflächen, die hie und da von Quarzadern durchzogen ſind, das Auge nur eine dürftige Vegetation, aus dem genügſamen Schih (Artemisia herba alba) und einigen anderen duftenden Kräutern beſtehend, erblickt, und dieſe auch nur dort, wo noch ein Reſt von Humus den Felsboden überkleidet, grünt und blüht es in den engen Schluchten und Thälern; das helle und weithin leuchtende Grün der dichten Büſche von Rhamnus naprea, die zahlreichen Rtemſtauden und die im vollen Blumenſchmucke an den Abhängen kriechenden dornigen Kabbarſträuche ragen über die vom Drin dicht beſtandenen Thalſohlen, in denen auch die Oaſen der Beni Mzab liegen, in deren Gärten außer mehr als 30 Spielarten der Dattelpalme der Apfelbaum, der Feigenbaum, der Granatapfel und eine vorzügliche Rebengattung, von Küchengemüſen Kürbiſſe, Melonen, Paſteken, Paradiesäpfel u. ſ. w. gedeihen.

Das dichte Netz von Schluchten und Thälern beherbergt Heerden von Gazellen und Antilopen (Antilope Corinna und Dorcas), während ſich der Arui die unzugänglichſten Partien des Plateau's auswählt. Seitdem wir

El Aruat verlaſſen, haben wir allabendlich auf den Lagerplätzen das ohrenzerreißende Concert der Schakale als Nachtmuſik anzuhören, und trotz des Lagerfeuers, das wir unterhalten, ſind dieſe Räuber verwegen genug, in ſolche Nähe der Zelte zu ſchleichen, daß wir ihre funkelnden Augen wahrnehmen.

Bei den Arabern heißt der Schakal Dieb oder Dib, der Heuler — und einen beſſeren Namen können auch wir ihm nicht geben. Man kennt ihn in Nordafrika überall und ſpricht von ſeinen Thaten mit demſelben Wohlgefallen, mit welchem wir des Fuchſes gedenken.

Er erreicht bei 90—95 Centimeter Geſammtlänge oder 65—70 Centimeter Leibes- und 30 Centimeter Schwanzlänge 45—50 Centimeter Höhe am Widerriſte, iſt kräftig gebaut, hochbeinig und kurzſchwänzig, ſeine Schnauze ſpitzer als die des Wolfes, aber ſtumpfer als die des Fuchſes. Die buſchige Standarte hängt bis zu dem Ferſengelenk herab. Die Ohren ſind kurz, erreichen höchſtens ein Viertel der Kopflänge und ſtehen weit von einander ab; die lichtbraunen Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger rauher Balg von ſchwer beſchreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe iſt ein ſchmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr in's Schwarze zieht, bisweilen auch ſchwarz gewellt erſcheint oder durch dunkle, unregelmäßig verlaufende Streifen über den Schultern gezeichnet wird. Dieſe Färbung ſetzt ſich ſcharf ab von den Seiten, Schenkeln und Läufen, welche, wie die Kopfſeiten und der Hals, fahlroth ausſehen.

Bei Tage hält er ſich zurückgezogen, gegen den Abend begiebt er ſich auf ſeine Jagdzüge, heult laut, um andere ſeiner Art herbeizulocken, und ſtreift nun mit dieſen umher. Er liebt die Geſellſchaft ſehr, obwohl er auch einzeln zur Jagd zieht. Vielleicht darf man ihn den dreiſteſten und zudringlichſten aller Windhunde nennen. Er ſcheut ſich nicht im geringſten vor menſchlichen Niederlaſſungen, dringt vielmehr frech in das Innere der Dörfer, ja ſelbſt der Duars und Zelte ein, und nimmt dort weg, was er gerade findet. Durch dieſe Zudringlichkeit wird er weit unangenehmer und läſtiger als durch ſeinen berühmten Nachtgeſang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen iſt, vernimmt man ein vielſtimmiges, im höchſten Grade klägliches Geheul, welches dem unſerer Hunde ähnelt, aber durch größere

Vielseitigkeit sich auszeichnet. Wahrscheinlich dient dieses Geheul hauptsächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen sich gegenseitig zusammen. Jedenfalls ist es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth der lieben Thiere anzusehen; denn die Schakale heulen auch bei reichlicher Mahlzeit, in der Nähe eines großen Aases z. B. gar erbärmlich und kläglich, daß man meint, sie hätten seit wenigstens acht Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Sobald der eine seine Stimme erhebt, fallen die anderen regelmäßig ein, und so kann es kommen, daß man von einzeln liegenden Duars aus zuweilen die wunderlichste Musik vernehmen kann, weil die Töne aus allen Gegenden der Windrose heranschallen. Unter Umständen wird man erschreckt durch das Geheul, denn es ähnelt manchmal Hilferufen oder Schmerzenslauten eines Menschen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgesänge vortragen, können sie unerträglich werden; sie verderben, zumal wenn man im Freien schläft, oft die Nachtruhe vollständig. Somit kann man es den Arabern nicht verdenken, wenn sie die überall häufigen Thiere hassen und diesem Hasse durch grauenvolle Flüche Ausdruck geben.

Zum Hasse berechtigen auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen sie bringen, steht mit dem Schaden, den sie verursachen, in gar keinem Verhältnisse. Nützlich werden sie durch Wegräumen des Aases, und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptsächlich durch Mäusefang, schädlich wegen ihrer unverschämten Spitzbübereien.

Reisezüge begleiten sie oft tagelang, drängen sich bei jeder Gelegenheit in's Lager und stehlen und plündern hier nach Herzenslust. Bei diesen Raubzügen gehen sie anfangs langsam, in Absätzen, heulen dazwischen einmal, wittern, lauschen, äugen und folgen dann, sowie sie eine Spur aufgefunden haben, irgend welchem Wilde mit großem Eifer, fallen, wenn sie nahe genug sind, plötzlich über ihre Beute her und würgen sie ab.

In den Nachmittagsstunden des vierten Tages öffnet sich das Thal, in dem wir seit Morgens gewandert, und wir erblicken auf einem Hügel eine blendend weiße Masse von einem Thurme überhöht, am unteren Rande taucht diese in einen breiten Kranz frischen, wogenden Grüns, es ist die erste und nördlichste Oase in der Conföderation der Beni Mzab, Ksor und Oase Berrian.

Die Oaſe iſt ihrer Datteln halber in der ganzen nördlichen Sahara bekannt und zählt etwa 4—5000 Einwohner, die den einzigen Ort der Oaſe, Kſor Berrian bewohnen. Die Conföderation der Beni Mzab wird durch ſieben Städte gebildet, welche ſich auf die drei Oaſen Berrian, Ghardaïa und Guerrara vertheilen. Etwa 40 Kilometer ſüdlich von Berrian liegt die eigentliche Oaſe der Beni Mzab, welche mindeſtens 30.000 Einwohner

Berrian.

zählt, die ſich auf fünf einzelne Städte vertheilen, welche 4—6 Kilometer von einander entfernt, in ihrer Anlage ein Viereck bilden. Sowohl als Handelsſtadt, wie auch in Hinſicht auf die Einwohnerzahl iſt Ghardaïa, am Ued Mzab gelegen, die bedeutendſte Stadt der Conföderation, denn ſie zählt 15—16.000 Einwohner. Gleich allen übrigen Kſors der Beni Mzab erhebt ſich die Stadt amphitheatraliſch auf einem iſolirten Hügel, der hier das Thal des Ued Mzab in zwei Arme theilt. Ein hervorſtechender Zug dieſer Orte iſt eine gewiſſe

Reinlichkeit und Sauberkeit, die sie vortheilhaft von den arabischen Städten unterscheidet. Die aus grauen Kalksteinblöcken und mit Mörtel erbauten Häuser, deren hellgetünchte Wände weithin in der Sonne glitzern, die Reihen übereinander ragender Arcaden und das auf dem Gipfel des Hügels sich hoch über die Häusermasse erhebende schlanke Minaret, dem ein kleines, dem schiefen Thurm zu Pisa gleich, etwas geneigtes zur Seite steht, die Stadtmauer mit ihren Basteien und die höher im Thale angelegten Dattelpflanzungen, die wie ein grünes Band über die Stadt herausleuchten, alles dies gewährt einen malerischen Anblick. Zwischen den Stadtmauern und den Palmenpflanzungen, die etwa 2 Kilometer davon entfernt sind, zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Gärten hin. Sieben Thore führen in die Stadt, welche nur zum Theile von Mzabiten bewohnt wird, indem zwei Quartiere fast ausschließlich den Arabern gehören. Ghardaïa ist auch die einzige Stadt der Conföderation, welche Juden beherbergt, in deren Händen, sie mögen 2—300 Seelen zählen, sich mit Ausnahme der Leder- und Wollstoff-Industrie die ganze übrige industrielle Thätigkeit des Landes befindet, und welche in erster Linie an der Spitze des Handelsverkehrs in Goldstaub und Straußenfedern mit Tuat und dem Sudan stehen.

Am Südrande des Thales, im Westen von Ghardaïa erhebt sich der zweite Ksor der Oase, Beni Isguen mit etwa 10—12.000 Einwohnern, als Handelsstadt die gefährlichste Concurrentin Ghardaïa's, hierher kommen die meisten Negersclaven, welche die Kaufleute von In-Salah aus dem Sudan bringen. Im Süden Ghardaïa's liegt der dritte Ksor, Bu Nura, einst die größte Stadt der Conföderation, liegt sie heute zum größten Theile in Ruinen und zählt kaum 2000 Einwohner; im Südwesten erhebt sich Melika (die Königliche), die heilige Stadt der Beni Mzab, die Residenz des Scheikh El Baba, endlich 12 Kilometer südöstlich der eigentlichen Oase Mzab der Ksor El Atef mit 5—6000 Einwohnern und ausgedehnten schönen Gärten.

Die Bewohner des Mzab, Beni Mzab genannt, bilden ein kleines Berbervolk von 50—60.000 Seelen, das trotz aller nivellirenden Einflüsse des Islam und der es bedrängenden arabischen Umgebung seinen ursprünglichen Charakter und Typus sich erhalten hat, obwohl es in Folge der arabischen Invasion den Islam annehmen mußte, doch bewahrt es gleich den Tuareg

viele Gebräuche aus dem urſprünglichen Heidenthum. Inmitten aufreibender Kämpfe gegen äußere Feinde und Drangſale wußten ſich die Beni Mzab ihre Autonomie zu erhalten, und auch gegenwärtig verwalten ſie ſich ſelbſt und erkennen blos die Oberhoheit Frankreichs an, an das ſie einen jährlichen Tribut zahlen. In einem Kampfe mit dem Berbercheſ und dem Gründer des erſten berberiſchen Kaiſerreichs Koſſila, der ſich zur katholiſchen Religion bekannte, war

Gharoaïa.

Sidi Okba, der große arabiſche Eroberer, 681 n. Chr. gefallen. Nach dem Tode des Berbercheſs war es eine Frau Damia la Kahena, welche das Banner der Unabhängigkeit der Berber erhob, die islamitiſchen Araber bis nach Barka zurückdrängte und zahlreiche Siege über die arabiſchen Heerführer erfocht, doch auch ſie mußte endlich im Jahre 698 mit der Waffe in der Hand auf dem Schlachtfelde der Uebermacht unterliegen. Nach ihrem Tode

war der Widerstand der Berber gebrochen, ein Theil flüchtete in die Berge von Algerien, es sind dies die Kabylen, oder in die Sahara, wie es die Mzabiten gethan, nur dort konnten sie ihren ursprünglichen Nationalcharakter erhalten, während die übrigen, die heutigen Mauren, sich gänzlich mit den Eroberern vermischten.

Die Beni Mzab der Gegenwart gehören, obwohl sie Muselmanen sind, keinem der vier bekannten orthodoxen Riten an, sondern werden von den Arabern zu jenen Häretikern gerechnet, welche man mit dem Namen Kramsia (die Fünften) belegt. In ihrem Glaubensbekenntnisse stützen sich die Mzabiten auf den Wortlaut des Koran und erkennen keinerlei Commentar desselben an, ebensowenig wie den religiösen Adel der Marabuts. Als Beweis des einst unter ihnen verbreitet gewesenen Christenthums mag angeführt werden, daß sie den Gebrauch des Sonnenjahres beibehalten und den Monaten. Namen geben, die unseren ziemlich ähnlich sind, des islamitischen Kalenders bedienen sie sich nur anläßlich der religiösen Feste. In der Ausübung der vorgeschriebenen Waschungen sind sie viel strenger als die Araber, und zu gewissen Zeiten im Jahre vereinigen sie sich auf den Friedhöfen zu gemeinsamem Gebete, nach welchem in einem speciell dazu bestimmten Hause ein Todtenmahl genommen wird; es ist dies ein Gebrauch, dem die afrikanischen Christen im vierten Jahrhunderte huldigten und gegen welchen der heilige Augustin, Bischof von Hipporegius, seine Philippika schleuderte.

Die Autorität der Priester (des Moschee-Capitels), die sich hier Tholba nennen, ist eine höchst umfangreiche, sie erstreckt sich über die ganze Conföderation, während die Civilgewalt nur je auf eine Stadt beschränkt ist, so daß jede Stadt ihre autonome Verwaltung besitzt. Der Clerus bei den Mzabiten hat eine Hierarchie, die sich an jene der katholischen Christen etwas anlehnt, an der Spitze steht ein einziger Chef, Scheikh el Baba (der verehrungswürdige Vater, etwa dem Papst entsprechend), er wird von den Chefs der Tholba der einzelnen Städte erwählt und ernennt selbst während seiner Amtsperiode, die mit seinem Tode endet, die Chefs der Tholba.

Die richterliche Gewalt ist ganz in den Händen der Priester, sie verurtheilen und bestimmen das Strafausmaß für Gesetzesverletzungen. Einige dieser Gesetze der Beni Mzab mögen hier erwähnt werden, da sie uns

am deutlichſten die eigenthümlichen Rechtsbegriffe und den moraliſchen Charakter des Volkes erkennen laſſen. Dem Beni Mzab iſt es in erſter Linie verboten, eine Fremde zur Frau zu nehmen, eine Verletzung dieſes Geſetzes wird mit lebenslänglicher Verbannung beſtraft. Ein Beni-Mzab darf nicht das Land verlaſſen, bevor er verheiratet iſt, ebenſowenig dürfen die Frauen und Mädchen, unter keinem Vorwande, außer Land gehen, bei Androhung derſelben Strafe. Sobald ein Mzabite ein Verbrechen begangen, wird über ihn die lebenslängliche Verbannung verhängt, der davon Betroffene wird damit ein gänzlich Fremder, ſein Hab und Gut wird unter die Erben vertheilt oder zu Gunſten des Habbu (Kirchengut) confiscirt; der Verbannte gilt als todt, nie dageweſen; niemals darf er mehr ſeinen Fuß in das Land ſetzen, keiner ſeiner Mitbürger darf, ohne der ſchwerſten Strafe ſich auszuſetzen, mit einem ſolchen Verbannten unter einem Dache ſchlafen oder ihm Nahrung verabreichen, ja ſelbſt die Berührung eines ſolchen Ausgeſtoßenen wird geahndet. Die draconiſche Strenge dieſer Geſetze wird aber weſentlich durch den Gebrauch paralyſirt, ſich für jedes Verbrechen loskaufen zu können, nur der Mord eines Muſelmanen wird unnachſichtlich mit einer Geldſtrafe von 2600 Francs und lebenslänglicher Verbannung beſtraft. Für den Mord einer Frau oder eines Juden beträgt die Geldſtrafe 1300, für jenen einer Jüdin nur 700 Francs. Wer ein junges Mädchen entführt, oder eine verheiratete Frau von Stand auf der Gaſſe anſpricht, wird mit 200 Francs und Verbannung auf vier Jahre beſtraft; Diebſtahl wird ohne Rückſicht auf den Werth des entwendeten Objects mit zweijähriger Verbannung und 50 Francs Geldbuße, jeder andere Eingriff in das Recht und den Beſitz des Nächſten mit 25 Francs beſtraft. Wer im Streite Schimpfworte ausſpricht oder einen Stein in der Abſicht wirft, ſeinen Gegner zu treffen, zahlt 10 Francs, ſchlägt er hingegen ſeinen Gegner damit halb zu Tode, ſo beträgt die Strafe nur 2 Francs, ein Schlag mit der Hand koſtet dagegen 5 Francs. Außer den Geldſtrafen kann auch die Baſtonnade verhängt werden; Freiheits- und Todesſtrafen ſind unbekannt.

Gleich den Tuareg haben die Beni Mzab nur eine Frau, die ſie nicht wie bei den Arabern kaufen, im Gegentheile bringt die Frau eine Mitgift in's Haus, die Trennung der Ehe wird nur ſelten und unter den

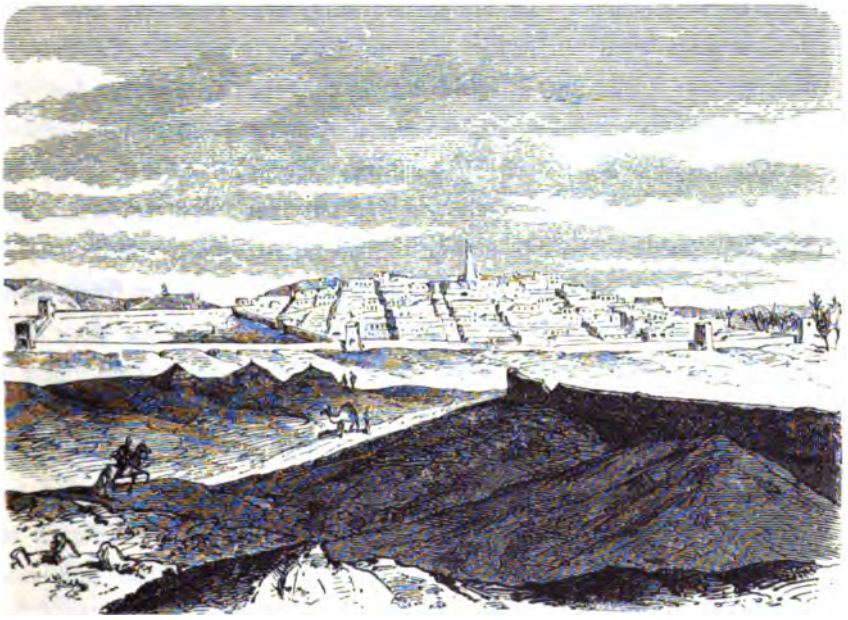
dringlichſten Veranlaſſungen von den Tholbas ausgeſprochen. Geburten und Todesfälle ebenſo wie Ehen werden ſorgſam in die Regiſter der Moſchee eingetragen, und Jedermann iſt verpflichtet, der Kirche einen Tribut zu zahlen. Zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit gegen äußere Feinde unterhalten ſie eine Miliz, und jeder wehrfähige Mzabite iſt verpflichtet, die nöthigen Waffen zu halten und ſich in den Präſenzliſten, welche in den Moſcheen aufliegen und von den Tholbas redigirt werden, eintragen zu laſſen. Zum gleichen Zwecke ſind alle ihre Städte von ſtarken und baſtionirten Wallmauern aus ſolidem Material umgeben, in deren Thürmen ſtets einige Einwohner Wache halten.

Ihre Hauptbeſchäftigung iſt der Handel und als Geſchäftsleute genießen ſie ihres reellen und verläßlichen Gebahrens halber in der ganzen Sahara einen vortheilhaften Ruf. Sie beſitzen im ganzen algeriſchen Tell und in Tunis Comptoirs und ſtehen in engen Beziehungen mit den Handelsherren von In-Salah und Gurara. Die Induſtrie iſt ziemlich entwickelt, beſonders wichtig iſt im Lande die Pulverfabrikation, die ſie im Großen betreiben, die Burnuſſe und Haiks der Beni Mzab ſind jenen Tuggurts gleich geſchätzt. Aus Tuat beziehen ſie vorzüglich Sclavinen, Straußenfedern, Henna und Goldſtaub. Durch den Handel gelangen einzelne unter ihnen zu großer Wohlhabenheit, ſo daß es im Mzab manche Millionäre geben ſoll.

Wir brechen nun weiter auf und erreichen nach zwei Tagen die öſtlichſte Oaſe der Beni Mzab, Guerrara. Der Weg zwiſchen Ghardaïa und Guerrara bietet nicht geringe Schwierigkeiten, meiſtens in den tiefen Thälern reiſend, würde es zuweilen unmöglich ſein, ſich zu orientiren, wenn nicht auf den einzelnen iſolirten Hügeln Steinhaufen als Wegmarken dienen würden. Guerrara ſelbſt liegt maleriſch auf einem Hügel, überragt von einem hohen Minaret, aus der Häuſermaſſe ragt noch ein vier Stockwerke hoher Bau hervor, es iſt das Haus der Gaſtfreundſchaft, in welchem die Reiſenden beherbergt werden, und in ſeiner Art wohl das einzige wirkliche Haus in der ganzen Sahara.

Wir verlaſſen nunmehr die Conföderation der Beni Mzab und wenden uns nach Südoſten, nach Wargla, einem der Hauptorte des Stammes der Schaanba. Je weiter wir uns nach Oſten entfernen, deſto tiefer ſteigen wir hinab, die Gegend erhält auch ein verändertes Ausſehen, es iſt eine

wellenförmige Ebene, hie und da von Dünen, an anderen Stellen von iſolirten Hügeln überſäet, zahlreiche Wadis, alle gegen Oſten verlaufend, durchziehen in tiefen Einſchnitten dieſe Ebene, welche im Depreſſionsgebiete zwiſchen Wargla und Niguſſa ſich nur mehr 116—128 Meter über den Meeresſpiegel erhebt. Die Durchquerung des ganzen Territoriums der Beni Mzab und der Gegend bis Wargla wird einestheils dadurch erleichtert, daß



Guertara.

ſich häufiger als irgendwo anders Brunnen finden, welche in einer Tiefe von 14—30 Meter hinreichendes Waſſer haben, um die Caravanen zu verſorgen. Am Abende des vierten Tages ziehen wir über die niedrigen, langgeſtreckten Dünen, welche den Gärten Wargla's nach Weſten vorgelagert ſind, und halten bald darauf unſeren Einzug in Wargla in Geſellſchaft des Agha, eines Bruders des uns bereits bekannten Agha von Tuggurt.

Umgeben von einem großen Palmenwalde liegt die von einem mit stagnirendem Wasser gefüllten Graben und einer mit großen viereckigen Thürmen versehenen Mauer umschlossene Stadt, die reichste an Palmen in der ganzen algerischen Sahara, denn Frankreich erhebt allein von 500.000 Stämmen die bekannte Steuer und außerdem sind viele Stämme steuerfreies Moscheengut. Das Innere der Stadt ist gleich der Wallmauer stark verfallen, die Gäßchen sind eng und vielfach gewunden, die Häuser klein und niedrig; in der Mitte der Stadt finden wir uns auf einem großen viereckigen Platze von Arcaden umsäumt, unter welchen die Kaufbuden hervorlugen und allerorts gemauerte Bänke angebracht sind, auf welchen allabendlich die Conversation geführt wird. Im Südosten der Stadt liegt die Kasbah, der alte Palast der Sultane von Wargla; Duveyrier fand ihn 1860 ganz in Ruinen, Soleillet, welcher die Stadt 1874 besuchte, fand die Kasbah durch die Fürsorge des gegenwärtigen Agha renovirt und mit einer crenelirten, mit Thürmchen versehenen Mauer umzogen. Ein ganzer Stadttheil im Süden der Stadt, jener der Beni Sisin, wurde im Jahre 1871 von den französischen Truppen demolirt, da die Bewohner am Aufstande, der damals die ganze algerische Sahara ergriffen, theilgenommen hatten. Immerhin ist das gegenwärtige Wargla und seine Bewohner nur mehr ein Schatten der einstigen Größe, Pracht und Bedeutung; unzweifelhaft ist es eine der ältesten Städte der Sahara, denn schon Herodot beschreibt ihre Lage als äußersten Punkt der Streifzüge der Nasomonen jenseits der Areg-Region. Wenn die Römer es vermieden, von ihr Besitz zu ergreifen, so trug wohl das höchst ungesunde Klima des ganzen Depressionsgebietes daran Schuld. Die ganze Linie der tiefliegenden, durch ihren unterirdischen Wasserreichthum charakterisirten Gebiete vom Ued Rirh bis Wargla war in der ältesten Zeit von der subäthiopischen Race bewohnt, deren Typus sich noch heute an der Stelle erhalten hat, gegen das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde die ganze Region von den Berbern erobert und Wargla von den Beni Wargla, einem Stamm der großen Familie der Zenata, occupirt, welche die Stadt befestigten. Im 14. Jahrhundert hatte Wargla schon eine außergewöhnliche Bedeutung errungen und Ibn Khaldun schrieb über Wargla, daß es für den Reisenden nach dem Sudan das Thor zur Wüste sei und von einem Sultan regiert

werde; im 16. Jahrhundert beſaß der Sultan nach Johann Léon dem Afrikaner, eine Leibgarde von 2000 Reitern und ein Einkommen von 500.000 Ducaten, Wargla ſtand im Handelsverkehre mit der ganzen Berberei und dem Sudan, beſonders mit Agades.

Seit dieſer Epoche muß es ſtetig niedergegangen ſein, denn die Geſchichte ſchweigt über die Stadt; Duveyrier erfuhr nur aus dem Munde alter Greiſe, daß noch vor 100 Jahren eine Straße nach Agades beſtand und die Stadt bis vor 40 Jahren noch ihren Sultan und den Stadtrath beſaß. Der einſt ſo blühende Handel Wargla's iſt heute auf Rhat und Rhadames übergegangen.

Innere Kämpfe, das Erdübel aller berberiſchen Städte, mögen auch Wargla, deſſen Bevölkerung in drei Stämme, und zwar in die Beni Uaggin, Beni Brahim und Beni Siſin zerfällt, welche zuſammen etwa 4—5000 Seelen zählen, dem Verfalle anheimgegeben haben. Von ihrem urſprünglichen Typus haben jedoch die berberiſchen Stämme Wargla's faſt nichts beibehalten, im Gegentheile ſich derart mit den angetroffenen ſubäthiopiſchen Einwohnern und den aus dem Sudan eingeführten Sclaven vermiſcht, daß nur ihre Geſichtszüge an die berberiſche Abkunft erinnern, die Hautfarbe iſt ganz die der Neger. Wargla beherbergt außer den genannten ſtändigen Einwohnern, die alljährlich im Frühjahre und Sommer von dem heftigen Sumpffieber heimgeſucht werden, einige Mzabiten, welche Handel treiben, und nomadiſirende Schaanba, deren Zelte die Oaſe umgeben. Beide, ebenſo wie der Agha, verlaſſen zur Zeit der Fieber die Stadt.

Eine gewiſſe Bedeutung für uns hat Wargla, das gegenwärtig der ſüdlichſte franzöſiſche Poſten in der algeriſchen Sahara iſt, als Ausgangspunkt mehrerer für die Erforſchung der Sahara bedeutungsvoller Reiſen, indem in dem Zeitraume zwiſchen 1858 und 1877 nicht weniger als ſechs Reiſende, und zwar Bu Derba, Duveyrier, Triſtram, Largeau, Soleillet, Say und eine militäriſche Expedition der Franzoſen gegen El Golea, Wargla beſuchten. Bu Derba berührte die Stadt auf ſeiner Reiſe von El Aruat nach Rhat über Timaſſanin, Duveyrier auf ſeiner vielverzweigten Forſchungsreiſe in der algeriſchen Sahara, Largeau unternahm von daſelbſt den erfolgloſen Verſuch, nach Tuat vorzudringen, der ſeinem Landsmann Soleillet gelang, während Say in Geſellſchaft von Tuareg glücklich durch die Areg-Region nach

Timaſſanin und wieder zurück nach Wargla kam. Uns ſtehen für die Weiterreiſe nach In-Salah mehrere Wege offen, wir können der Route von Wargla nach Metlili im Süden von Ghardaïa und dann einer der zwei Routen Duveyrier's nach El Golea folgen, oder von Wargla auf einer der directen Caravanenſtraßen nach El Golea vordringen. Wir wählen eine der letzteren, auf welcher in den erſten Tagen des Jahres 1873 eine franzöſiſche Colonne unter dem Befehle des Generals Gallifet nach El Golea zog und deren Beſchreibung Capitän Pariſot gab.

Unſere erſte Sorge iſt es, uns auf freundſchaftlichen Fuß mit den Schaanba zu ſtellen, denn ſie ſind die Herren des zwiſchen Wargla und El Golea ſich ausdehnenden Gebietes, unter ihrem Schutze kann es uns allein gelingen, über El Golea hinaus nach dem vielumworbenen In-Salah zu gelangen. Indem wir Wargla verlaſſen, hat auch die Bequemlichkeit des Reiſens zu Pferde aufgehört, das Pferd wird wieder ſeltener, an ſeine Stelle tritt das Meheri, unſer alter Bekannter, das hier ſeine beſten Dienſte leiſtet, denn vor uns dehnt ſich ein bunter Wechſel von Hammada- und Dünengebieten aus, auf welchen ſich das Pferd, abgeſehen von der Schwierigkeit des Terrains, ſchon deshalb nicht als Reitthier eignet, weil die Mitnahme des für dasſelbe nöthigen Futter- und Waſſervorrathes einen unnützen Aufwand an Transportmaterial erfordert. Die Schaanba, mit denen wir während der nächſten Wochen zu verkehren haben, bilden einen großen Araberſtamm, der die Wüſte zwiſchen Wargla, Metlili und El Golea theils als Nomaden durchzieht, theils in den genannten und anderen kleineren Kſors ſeßhaft iſt. Der große Stamm zerfällt in vier Fractionen, von welchen die Schaanba Mekhadma und Haber-reh das Gebiet um Wargla bis zu den Weideplätzen der Suafa in der Areg-Zone, die Schaanba-Um Madhi El Golea und das Gebiet im Oſten dieſer Oaſe und die Schaanba-Berazga Metlili occupiren. Als Herren der Route von Algier nach Tuat haben ſie für die franzöſiſche Colonie große Bedeutung, es iſt daher wohl leicht erklärlich, daß Frankreich dieſen ſehr oft revoltirenden Stämmen die größte Aufmerkſamkeit ſchenkt, und wiederholt militäriſche Expeditionen ausgeſendet hat, um die abtrünnigen Triben wieder zu unterwerfen, und andererſeits die friedlichen Triben gegen die ununterbrochenen Räubereien der aufrühreriſchen Stämme, welche im Plateau von

Tademayt und im Tuareg-Lande ſtets einen bergenden Schlupfwinkel finden, zu ſchützen. Das unverſchämte Treiben eines Chefs der Schaanba, Bu Schaſcha, in dem Aufſtande des Jahres 1871, als deſſen eine Epiſode wir das Maſſacre der Garniſon von Tuggurt kennen, gab Frankreich die Veranlaſſung, zu Beginn des Jahres 1873 die oberwähnte Expedition nach El Golea, dem Herde der Bewegung, zu entſenden, um die Ruhe herzuſtellen, welcher Zweck auch erreicht wurde, ſo daß gegenwärtig El Golea nominell die franzöſiſche Oberhoheit anerkennt, indem der Kaïd von El Golea die franzöſiſche Inveſtitnr erhielt; thatſächlich aber ſind die Ulad Sidi Scheikh, der mächtige Orden algeriſcher Marabuts, die Autorität, welcher ſie unterſtehen und denen ſie den religiöſen Tribut (Ziara) entrichten.

Wir haben ſchon in einem früheren Abſchnitte unſerer Reiſe die Schaanba als die Todfeinde der Ahaggar nennen gehört, ihre Kriegszüge und Razzien gelten daher auch meiſtens den Ahaggar, doch ſind ſie verwegen genug, ſelbſt bis in die Nähe des Atlantiſchen Oceans und tief in die marokkaniſche Sahara hinein ihre Raubzüge auszudehnen, und mit beſonderer Vorliebe den Dui Menia ihre Hammel- und Pferdeheerden abzunehmen, gelegentlich ſind auch kleine Caravanen das Opfer ihrer Raubgelüſte. Soleillet nennt ſie andererſeits auch tapfer, ausgezeichnete Reiter und unermüdliche Fußgeher, gerühmte Jäger des Straußes und der Antilope, und rühmt ihre Gaſtfreundſchaft.

Der Geleitsvertrag iſt perfect geworden, wir ſind mit Meheri und allen nothwendigen Vorräthen verſehen, und brechen nach längerer Ruhepauſe in Wargla gegen Weſten auf, um am zweiten Tage bei dem Brunnen Haſſi el Hadſchar das Lager aufzuſchlagen. Wir überſchreiten eine Reihe von Hammadaflächen, bedeckt mit grünlichen, runden und ſpitzigen Kieſeln, die von ferne täuſchend einer Prairie gleichen, und abwechſelnd mit dieſen große Mergelhaufen, die das Waſſer einſt hier abgeſetzt hat. Zu unſerer Linken ziehen in endloſer Linie die Dünen der Areg-Region, die ſich mehr als 280 Kilometer nach Süden immer höher, bis zu den Plateauflächen des Tuareg-Landes ausdehnen und in welchen all' die periodiſchen Waſſerläufe derſelben im Sande verſchwinden. Etwa 20 Kilometer weſtlich von Wargla ſteigt das Terrain ſichtlich an, wir erklimmen ohne Mühe in einer der

zahlreichen, durch die Eroſion geſchaffenen Rinnen das Plateau, das zu beiden Seiten von Einſenkungen begleitet wird, in denen eine weniger dürftige Vegetation die Exiſtenz von Waſſerlachen (Rhedir) anzeigt; auf dem Plateau, das aus Kalkmergel beſteht, begegnen wir von Zeit zu Zeit ausgedehnten Haufen ſchwarzer, leichter und poröſer Steine, die mit den Lavaſchlacken große Aehnlichkeit beſitzen. Vor uns tauchen immer häufiger größere und kleinere iſolirte Hügel, die bekannten Gurs, geologiſche Zeugen des urſprünglichen Bodens, auf und dienen uns als Wegmarke. Die nächſten Tage führen uns in ein Labyrinth von Einſenkungen, die, von Gurs durchzogen und mit einer ſpärlichen Vegetation von Domranbüſchen bedeckt, einen troſtloſen Anblick gewähren. Der Boden giebt unter jedem Schritte nach, ein Zeichen, daß die Verwitterung ſehr weit vorgeſchritten iſt und wir uns ſtetig am Rande der Dünenregion fortbewegen, deren gelbrothe Kämme wir zeitweilig im Süden herüberglänzen ſehen; der Contraſt der Farben zwiſchen dieſen und den ſchwarzen Abhängen der Gurs kann nicht ſchärfer gedacht werden, wir glauben eine ungeheure Brandſtätte zu überſchauen. Aus dieſen Einſenkungen gelangen wir wieder auf die Ebene des Plateau's, die mit rieſigen weißen Kieſel- und Gypsblöcken überſäet iſt, ſtreifenweiſe wieder wird die Landſchaft von einem glänzenden Teppich ſpitziger, zerborſtener und grauer Kieſel unterbrochen, in der Ferne zu beiden Seiten unſerer Route begleiten uns hier reihenförmig aneinander folgende Gurs, in allen Dimenſionen, deren Abhänge bald ſchwarz, bald röthlich, je nach dem Grade der Verwitterung, ausſehen, dort wieder bunt durcheinander gewürfelte iſolirte Gurs, hinter welchen die Dünen ſich verbergen. Der erſte Eindruck, den uns dieſe düſtere Wüſte hinterläßt, beengt uns unwillkürlich, der Anblick dieſer endloſen Wüſte erweckt in uns das Gefühl der Bangigkeit, der Verlaſſenheit, haben wir dieſes überwunden, ſo drängt ſich unſerem Geiſte bei Betrachtung dieſes eigenthümlichen Landſchaftsbildes, des Bodencharakters die Frage von ſelbſt auf, wie dieſe Gegend vor Jahrtauſenden ausſah, welche Umgeſtaltungen und Veränderungen mußten vorgegangen ſein, bis das Land dieſes öde, troſtloſe Ausſehen erhielt?

Der Gedanke an Gletſcher, die einſt das Plateau bedeckt haben mochten, muß ferngehalten werden, denn weder entdecken wir an den Abhängen

der Gurs Moränenbildungen, noch an den zerstreuten Blöcken des Plateau's die charakteristischen Schliffe, zweifellos jedoch ist es, daß gewaltige Wassermassen durch Erosion an der Zerstörung und Zerklüftung des Plateau's gearbeitet haben, ebenso wie die Annahme berechtigt ist, daß einst die Schebka oder das Plateau der Beni Mzab und Schaanba in ununterbrochener Verbindung mit dem Plateau von Tademayt stand, während es heute südlich vom Brunnen Zirara auf der Route zwischen Metlili und El Golea plötzlich ein Ende nimmt. Die geologische Zusammensetzung des Bodens der Ebene südlich des genannten Brunnens, der von Gurs wie übersäet ist, spricht dafür in deutlicher Weise. Wir überschreiten in der Folge einige tiefeingeschnittene Wadis, deren felsige Ufer am besten den ursprünglichen Boden erkennen lassen, das trockene Flußbett ist mit einer dichten Vegetation von Drin, Begel, Domran und Getaff bedeckt, ein wahres Paradies für unsere Kameele, und der sprechendste Zeuge für die unterirdische Wasserschichte, deren Vorhandensein die Pflanzendecke ihre Existenz verdankt. Abwechselnd über Hammadaflächen, deren spitzige schwarze Kiesel selbst die Füße der Kameele verwunden, Dünenrücken, von dichten Rtemgebüschen bedeckt, durch eine Reihe von Einsenkungen wandernd, erreichen wir am siebenten Tage den Brunnen von Berghaui, dessen Wasser so reichlich quillt, daß es zur Sättigung der größten Caravane genügt. Einst blühte im Ued, in welchem der Brunnen liegt, eine üppige Vegetation und zahlreiche Triben lebten hier mit ihren zahlreichen Heerden, die an mehr als hundert Brunnen zur Tränke geführt werden konnten, es war dies zur Zeit der beiden mächtigen feindlichen Stämme Sebeïrat und Ubeïrat, welche die Tradition der Wüstenbewohner in der geheimnißvollen Daya Habessa, im Süden der Ulad Sidi Scheikh gelegen, versinken läßt. Heute ist der Ued zum größten Theile unter Sand begraben. Indem wir vom Brunnen Berghaui weiter nach Südwesten ziehen, durchmessen wir ein Gebiet, das den Namen Schebka vollauf verdient, es ist ein Wirrsal von Verästelungen zahlreicher Wadis und enger, tiefeingeschnittener Schluchten, kaum sind wir auf der undulirten Plateaufläche einen Kilometer weit gewandert, so müssen wir schon in ein 50—60 Meter tief eingesenktes Thal hinabsteigen, um die jenseitige Fortsetzung des Plateau's zu gewinnen; diese mühevolle Wanderung dauert einen starken Tagemarsch, bis wir zum Brunnen

Zirara und auf die unübersehbare früher geschilderte Ebene gelangen, an deren West- und Südhorizont die hohen gelbrothen Dünen der Areg-Zone sichtbar werden. Noch zwei schwache Tagereisen und wir stehen vor dem aus einer weiten Ebene sich erhebenden isolirten Felsen, auf dessen Höhe der Ksor und die Kasbah von El Golea erbaut sind.

Bevor wir uns näher mit der Oase El Golea befassen, wollen wir der Leistung der militärischen Expedition einige Worte widmen, welche unter General Gallifet die Oase im Jänner 1873 besuchte. Wenn schon für eine kleine Caravane die Reise von Wargla hierher nicht ohne Schwierigkeiten ist, so läßt es sich wohl unschwer ermessen, welcher sorgfältigen, auf langjährige Erfahrung und Versuche gestützten Organisation es bedarf, um eine Truppencolonne von 800—1000 Mann intact und jeden Moment operationsfähig 320 Kilometer weit durch eine ausgesprochene Wüste zu führen.

In den zahllosen kriegerischen Unternehmungen zur Niederhaltung der stets zum Aufstande bereiten Stämme der algerischen Sahara seit 1844 haben die französischen Truppen hinreichende Gelegenheit gefunden, die Schwierigkeiten einer Durchquerung größerer Wüstenstrecken kennen zu lernen und mit der Zeit eine staunenswerthe Geschicklichkeit in der Bewältigung derselben errungen. Da in diesem speciellen Falle es nicht leicht möglich war, die Truppe, welche über 600 Fußsoldaten zählte, über diese entsetzlichen Hammadaflächen marschiren zu lassen, so wurde die Infanterie auf Kameelen befördert; zum Transport der Truppen, des Kriegs- und Proviantmaterials und, worauf die größte Sorgfalt verwendet werden mußte, des hinreichenden Wasservorrathes mußten 3000 Kameele requirirt werden, von welchen 500 Thiere allein das für die ganze Expedition (Truppen, Pferde und Kameeltreiber) nöthige Wasser, 70.000 Liter, beförderten. Ohne auf dem Rückwege, der in der kürzesten Route zwischen El Golea und Wargla gewählt wurde, auf Brunnen zu stoßen, genügte diese Wassermenge, trotzdem die Strapazen des Marsches keine geringen sein konnten, indem die Colonne die 320 Kilometer lange Strecke in sieben Tagen zurücklegte. Eigenthümlich genug werden in diesem Theile der Sahara zu Courierdiensten nicht Pferde, respective Reiter, sondern Fußgänger verwendet, die man Reggab (Forscher) nennt, und welche das Außerordentlichste im Dauerlaufe leisten. Hat man z. B. einen Brief

ſchnell auf eine größere Entfernung zu ſenden, ſo wird ein Reggab engagirt, da es hier bekannt iſt, daß derſelbe viel anhaltendere Märſche zurücklegen kann als das Pferd, ſo gehört es zu den nicht ungewöhnlichen Leiſtungen eines Reggab, 200 Kilometer (etwa die Entfernung zwiſchen Wien und Wels in Oberöſterreich, oder Wien und Graz, Fahrzeit eines Perſonenzuges der Eiſenbahn 7—8 Stunden) in 24 Stunden zurückzulegen, auf einem Terrain, das

El Golea.

keineswegs für Fußgänger zu den angenehmſten gehört, da es größtentheils die vorher geſchilderten Plateau- und Hammadaflächen ſind. Um eine ſolche Marſchleiſtung vollbringen zu können, nehmen die Reggab nichts weiter mit ſich als ein Bischen Ruina, die ſie in den Rohrhülſen (die gewöhnlichen Patronenhülſen) ihres Gürtelriemens, und einen kleinen Schlauch mit Waſſer, den ſie am Nacken tragen. Als Waffe haben ſie nur das bei keinem Araber fehlende Muß (langes, dünnes, ſichelförmig gebogenes, zum Raſiren der

Kopfhaare verwendetes Meſſer) und einen kurzen Stock. Dieſen zwiſchen Rücken und Arme in der Höhe der beiden Armbeugen ſchiebend, legen ſie die beiden flachen Hände auf die Bruſt, die ſie mit Kraft zuſammenpreſſen, und eilen mit vorgebeugtem Körper ſehr ſchnell vorwärts.

Kehren wir zu El Golea zurück, das, obwohl noch franzöſiſches Territorium, unter 30° 32′ nördlicher Breite gelegen, in der ganzen Zeit bis zum heutigen Tage erſt von zwei Forſchungsreiſenden beſucht werden konnte. Der Erſte war der uns ſchon rühmlichſt bekannte Erforſcher der Sahara, Henri Duveyrier, der die Oaſe als erſter Europäer im September 1859 erreichte und damit einen Beweis ſeines hohen Muthes gab, indem er die geographiſche Poſition der Oaſe beſtimmte, zu gleicher Zeit als die Menge ihn von allen Seiten, mit Worten und Geſten, heulend und tobend bedrohte und der Stadtrath darüber berathſchlagte, ob der Chriſt getödtet oder einfach verjagt werden ſolle; glücklicherweiſe für ihn und das Erforſchungswerk in der Wüſte begnügten ſich die wüthenden Schaanba mit Letzterem.

Als Zweiter erreichte unter weit günſtigeren Verhältniſſen Paul Soleillet im Februar 1874 die Oaſe El Golea, von den Schaanba auch El Menia, von den Tuareg Tahoret genannt, nachdem im Jahre vorher die franzöſiſche militäriſche Expedition unter General Gallifet dem Räuberweſen und der Unſicherheit ein Ende gemacht hatte.

El Golea wird aus zwei Stadttheilen gebildet, dem Kſor auf dem iſolirten und zuckerhutförmigen Felſen und einem Berberdorfe am Fuße des Felſens, umgeben von den ausgedehnten Palmenpflanzungen, die mehr als 4 Quadratkilometer Fläche einnehmen. Der Kſor iſt von einer hohen Mauer, aus rohen Blöcken gebaut, umgeben, durch welche nur ein Thor führt, in deſſen Nähe der Brunnen ſich befindet, der durch den Felſen bis 30 Meter tief gebohrt werden mußte, und den Kſor im Falle einer Belagerung hinreichend mit Waſſer verſorgt; eine einzige Straße durchſchneidet die Häuſergruppen und führt in gerader Linie vom Thor zur Kasbah, die den Hügel krönt. Theilweiſe in den Fels gehauene Magazine umſäumen die Straße, bewohnt wird nur ein großes, im mauriſchen Style erbautes Haus. Ein arabiſcher Friedhof umgiebt die Wallmauer des Kſors, am Fuße des Felſens liegt ein ärmliches Dorf, von etwa fünfzig Berber- und Negerfamilien bewohnt, denen die

Pflege der Pflanzungen und Gärten obliegt, deren Eigenthümer aber größtentheils die Schaanba sind. Zahlreiche Kubas umgeben den Felsen, fast jedem der islamitischen Heiligen gewidmet, im Süden des gegenwärtigen Ksors liegt gleichfalls auf einem isolirten Felsen die Ruine eines Ksors, der wahrscheinlich der älteste Bau der Oase sein dürfte. Im Westen der unteren Stadt, umgeben von herrlichen Palmengärten, in denen auch Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen und Granatäpfel gedeihen, liegt eine heute verlassene Sauya der Ulad Sidi Scheikh. Die Bevölkerung der Oase zerfällt in eine seßhafte und nomadisirende, die erstere, von der letzteren gänzlich abhängig, ist theils berberischer Abkunft, durch Mischung mit den Negersclaven hat sie die Hautfarbe der letzteren erhalten, theils besteht sie aus echten Negersclaven. Die Bedeutung der Oase, die der Tradition nach einst 60 Ksors umfaßte, über welche ein Sultan herrschte, liegt in ihrer Eigenschaft als wichtige Mittelstation zwischen dem Tell und Tuat, die Caravanen aus In-Salah und Timmimun passiren die Oase, um nach dem Lande der Beni Mzab zu gehen, und die Schaanba passiren hier, um sich nach Tidikelt und Gurara zu begeben, zudem ist die Oase wegen ihres guten und reichen Wassers, das überall in einer Tiefe von 2—3 Meter zu finden ist, eine ausgezeichnete Raststation der Caravanen.

Bisher sind wir im gewissen Sinne auf französischem Territorium, unter dem Schutze von Stämmen gereist, welche die Oberhoheit Frankreichs anerkennen, hier stehen wir aber an der Grenze französischer Macht und Einflusses, denn südlich von El Golea verläuft, so ziemlich dem 30. Breitegrade folgend, die südliche ideale Grenze Algeriens. Für die Entwicklung der französischen Colonie aber ist Alles daran gelegen, ein ausgedehntes consumirendes Hinterland zu haben, und seit der Occupation der festen Stützpunkte Biskra, El Aruat und Geryville am Rande der Sahara hat auch Frankreich alle Anstrengungen gemacht, mit Tuat und dem Sudan in directe Handelsverbindungen zu treten. Eine wissenschaftliche und commercielle Forschungsreise nach Tuat und Timbuktu konnte nur den Einfluß Frankreichs in der ganzen centralen Sahara erhöhen und so dem englischen ein Gegengewicht bieten und den Plan einer Verbindung der Colonie am Senegal mit Algier wesentlich der Verwirklichung näher bringen. Trotz aller Anstrengungen,

die Frankreich in dieſer Richtung machte, konnte es bis zum Jahre 1874 nie mit In-Salah Verbindungen anknüpfen, und die Verſuche Duveyrier's im Jahre 1859, von El Golea aus, Colonieu's und Burin's, im Jahre 1860, von Gurara aus die Oaſe Tidikelt zu erreichen, blieben erfolglos. Um ſo verdienſtlicher und ſpannender war das Unternehmen Soleillet's im Jahre 1874, von El Aruat aus nach In-Salah vorzudringen. Ohne die Unterſtützung

Paul Soleillet.

einer Perſönlichkeit, welche in Tuat einen unanfechtbaren Einfluß beſaß, wäre der Verſuch im vorhinein reſultatlos geblieben, Soleillet ließ es ſich daher vor Allem angelegen ſein, ſich unter den Schutz eines der hervorragendſten Chefs der Schaanba-Berazga von Metlili, Ahmed Ben Ahmed, zu ſtellen, der in Gurara und über die Ulad Bu Hammu in Tidikelt eine bedeutende Autorität genoß, da ſeine Familie als der rechte Arm des Ordens der Ulad

Sidi Scheikh angesehen wurde, der Einfluß dieses Ordens sich aber über die ganze Sahara erstreckt. Die Bemühungen Soleillet's waren schließlich von Erfolg begleitet, der Schaanba-Chef bot sich an, nicht nur die Reise des Europäers zu beschützen, sondern erbat sich die Gunst, ihn selbst führen zu dürfen. Soleillet ist damit der erste Franzose und Europäer, der, über El Golea hinaus vordringend, In-Salah erreicht. Doch schon in El Golea trafen durch Caravanen Nachrichten von einer berberischen Insurrection ein, Trupps von 80—100 Mann hielten das Land von allen Seiten besetzt und es lag eine ernste Gefahr darin, El Golea zu überschreiten. Unter den Begleitern Soleillet's machte sich eine tiefe Entmuthigung geltend, so daß dieser den größten Theil seiner Begleiter und sein Gepäck in El Golea zurückließ und mit Ahmed Ben Ahmed und seinem Dragoman die Reise fortsetzte. Am 7. März 1874 brach eine kleine Caravane nach Südosten auf, von der Caravanenstraße völlig abweichend, da auf dieser leicht gefährliche Begegnungen hätten stattfinden können, schlug sie einen Seitenweg ein, der gänzlich ohne Brunnen war; ohne Störung erreichten Soleillet und seine Begleiter am 5. März die Hammada, an deren Südabfalle die Oase Tidikelt sich ausbreitet. Sie waren schon sehr gedrängt, In-Salah zu erreichen, da der Vorrath an Datteln gänzlich zu Ende ging, doch war es nicht möglich, am selben Tage noch an's Ziel zu gelangen, und sie mußten eine eisig kalte, stürmische Nacht auf der Hammada zubringen, auf der sie sich auch verirrt hatten; zufälligerweise schlugen sie ihr Lager, ohne es zu wissen, am Plateaurande auf, so daß sie bei Tagesanbruch in die Tiefe des Thales blicken konnten, in welchem, halb umgeben von Bergen und sehr steilen Abhängen, die heißersehnte Oase von In-Salah lag. Rasch die Meheri besteigend, eilten sie den Abhang hinab und hielten am Morgen des 6. März bei den ersten Häusern des Ksor Milianah, des nördlichsten der ganzen Oase. Ihre Ankunft zu so früher Morgenstunde versetzte die Bewohner dieser Häuser in Schrecken, sie flohen bei ihrer Annäherung und suchten in der Mitte des Ksors Schutz. Nach und nach beruhigte sich indessen die Bevölkerung und Ahmed Ben Ahmed, der Führer Soleillet's, erfuhr, daß sein Freund, Scheikh des Ksors, anwesend sei. Er ließ diesen von seiner Ankunft benachrichtigen, und Babus, der Scheikh, zögerte nicht, die Reisegesellschaft aufzusuchen. Er frug Ahmed um die Herkunft

ſeiner Begleiter; dieſer antwortete, daß es Schaanba von Metlili ſeien, aber Babus frug, Soleillet näher bezeichnend, wer dieſer ſei. Ahmed antwortete in einem Tone, der keinen Widerſpruch geſtattete, daß alle Leute, welche ihn begleiten, Schaanba ſeien. Soleillet ſandte ſofort an den Chef der herrſchenden Familie der Ulad Bu Guda, El-Hadſch-Abd el Kader, einen Boten mit den Empfehlungsbriefen des Agha von Wargla und des Kaïd von Metlili, mit dem Auftrage, die Briefe dem Chef perſönlich zu übergeben und die Antwort zu überbringen. Nach langem Harren kam der Bote bei ſinkender Nacht mit einem Handſchreiben des Chefs zurück, in welchem dieſer erklärte, daß er als Unterthan des Kaiſers von Marokko den Reiſenden weder empfangen, noch irgend etwas für ihn thun könne. Er forderte Soleillet auf, das Land unverzüglich zu verlaſſen, da er es ſonſt nicht verhüten könne, daß Soleillet niedergemetzelt würde. So blieb wohl dem Reiſenden nichts übrig, als die Oaſe zu verlaſſen, nachdem ſeine Begleiter ſchon früher aufgebrochen waren. Er kehrte auf kürzeſtem Wege nach Algier zurück und gab ſich der Hoffnung hin, den Verſuch im laufenden Jahre erneuern zu können.

Wir wollen vorausſetzen, daß uns gleich Rohlfs der Eintritt in die Oaſe Tidikelt nicht verwehrt wird, und brechen mit einer größeren Kafla von El Golea auf. Die Route führt uns im Süden von El Golea durch eine kleine Sebcha, aus der wir nach wenigen Stunden wieder auf die Ebene gelangen, auf welcher — es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Wüſte — wir kaum einige hundert Meter von einander entfernt zwei Brunnen antreffen, von welchen der eine ſtark geſalzenes, der andere ſüßes und erfriſchendes Waſſer führt, obwohl die Tiefe beider ziemlich dieſelbe iſt. Die dürftige Vegetation der Ebene erſcheint um eine neue, bisher von uns nicht angetroffene Species, einen dem Hartriegel ähnlichen Strauch hallab, bereichert, auch in der Fauna bemerken wir inſoweit eine Veränderung, als El Golea die ſüdlichſte Grenze der Verbreitung des wollhaarigen Schafes bezeichnet, die Schafe, die wir in Tuat und Tidikelt erblicken, haben ein glattes, ſchlichtes und kurzes Haarkleid. Zu unſerer Linken erheben ſich iſolirte Kegel, gleich zwei hohen Thürmen, welche dem Führer als Wegmarken dienen, die hier um ſo willkommener ſind, als wir wieder einen Streifen des Areg oder der Dünenzone überſchreiten müſſen. Die Karte der Sahara

wird uns zeigen, daß wir im Süden von El Golea dieſe Areg-Region an ihrer ſchmalſten, kaum 5 Kilometer breiten Stelle überſchreiten, ſowohl öſtlich als auch weſtlich dieſer Stelle erfordert die Durchquerung des Dünengürtels zwei bis acht Tagereiſen und iſt, wie wir ſchon erſehen haben, mit großen Mühen und Strapazen verbunden. Der Charakter der Dünen an dieſer ſchmalen Verbindungsſtelle beſtätigt den früher ſchon erwähnten wahrſcheinlichen Zuſammenhang des Schebka-Plateau's mit jenem von Tademayt und wirft ein helles Licht auf die Entſtehung der großen Dünenzone, welche Nordafrika bogenförmig durchzieht. Hier erreichen die Dünen kaum mehr als 60—80 Meter Höhe, und alle beſitzen einen feſten felſigen Kern, dem ſie überhaupt ihre Bildung verdanken. In zwei Stunden iſt die Dünenbarrière überwunden und wir finden uns auf einer ſteinigen Ebene, welche durch ein breites und weitläufiges Wadi durchſchnitten wird. Die Route ſteigt nun allmälig, aber ſtetig an, vor uns ſehen wir breite Plateaux ſtufenförmig gegliedert, ihre linearen Kanten und Abfälle zeichnen ſich mit geometriſcher Genauigkeit am Horizonte ab und hinterlaſſen uns den Eindruck, als wäre das Ganze ein gigantiſcher Perron, zu dem mehrere Stufen hinaufführen würden; bald darauf haben wir ſelbſt das nächſte Plateau erklommen und finden uns auf einer von jeder Vegetation entblößten rieſigen Hammada; wir befinden uns nunmehr auf dem nördlichen Rande des großen Tademayt-Plateau's, das, zwiſchen der Areg-Region, Tuat und den oberen Stufen des Tuareg-Maſſivs ſich ausdehnend, durch ſeine Stellung in der Hydrographie der centralen Sahara eine gewiſſe Rolle ſpielt. Von ſeinem Weſtabhange, der den Namen Baten trägt, und dem Südweſtabhange fließen ſämmtliche Gewäſſer des die Geſtalt eines rieſigen, unregelmäßigen Viereckes beſitzenden Plateau's, nach den Oaſen Tuats, ernähren mehr als dreihundert Ortſchaften und bewäſſern die Palmenpflanzungen, welche dieſe umgeben; nach Nordoſten breitet ſich das Plateau fächerförmig aus und führt in zahlreichen nach Nordoſten convergirenden Wadis die Gewäſſer dem Wadi Mija zu, das es in einer Diagonale von Südweſt nach Nordoſt durchzieht und ſüdlich von Wargla in einer unbedeutenden Sebcha endigt, nachdem es die Areg-Region auf mehr als 150 Kilometer durchzogen. Unſere Route nach In-Salah überſchreitet die meiſten dieſer zur Sommerzeit trockenen

Flußbette, in denen das Vorhandenſein einer mehr oder minder dürftigen Vegetation die unterirdiſche Feuchtigkeit verräth, hier ſtoßen wir auch auf Brunnen, die jedoch meiſtens brackiſches Waſſer haben. Die Plateau-Oberfläche behält fortwährend den Charakter der Hammada, ab und zu ſteigen wir in tiefere Einſenkungen des Bodens hinab, die kein Waſſer, dafür aber eine reicher entwickelte Vegetation von Rtem- und Terfabüſchen beſitzen; ſie können am beſten mit waſſerloſen Oaſen verglichen werden und tragen den Namen Daya,*) was mit Lache gleichbedeutend iſt. Die Hammada, welche von Strecke zu Strecke ſtark hügelig und gewellt iſt, wechſelt ſehr oft den Namen und ſteigt ſtetig nach Süden an, je mehr wir uns ihrem Südrande nähern, deſto häufiger finden wir ganze Strecken mit ſchwarzen, wie die Fläche eines polirten Achats glänzenden Steinen der verſchiedenſten Größe überſäet, unter denen der röthliche und felsharte Thonboden der Hammada ſich erſtreckt. So ſehr wir uns auch bemühen, eine Spur organiſchen Lebens auf dieſen Flächen zu finden, unſer Suchen iſt erfolglos, nicht ein Grashalm, nicht ein Inſect belebt dieſe todten Gegenden. Dagegen ſind ſie der Schauplatz der abenteuerlichſten Luftſpiegelungen, ein etwas verſchieden gefärbter Stein, ein von einem Kameeltreiber verlorener Stock erſcheinen in der Ferne wie ein Kameel oder ein Baum. Am fünften Tage ziehen wir im Wadi Adrek an einer Grabſtätte vorüber, die uns die Gefahren, denen Caravanen in der Sahara ausgeſetzt ſind, lebhaft in's Gedächtniß ruft, hier wurden zehn Schaanba auf der Rückreiſe nach In-Salah während der Mittagsruhe (d. h. der heißeſten Tageszeit, zu welcher das Reiſen unterbrochen wird, von den Arabern Gaïla genannt) von Tuareg überfallen und im Schlafe ermordet. Den folgenden Tag nähern wir uns auf wenige Kilometer dem Südrande des Plateau's und erreichen den Culminationspunkt der Route in einer

*) Die Saharabewohner nennen im Allgemeinen „Daya" keſſelförmige (bottigartige) Einſenkungen des Bodens, in welchen ſich durch das Regenwaſſer angeſchwemmtes Alluvium geſammelt hat. Die Vegetation dieſer Einſenkungen, durch die unterirdiſche Feuchtigkeit und den thonhältigen Boden unterſtützt, bildet zuweilen friſche und ſchattenreiche kleine Oaſen. Im Winter verwandelt ſich der Boden ſolcher Dayas in Folge der Regengüſſe in einen See, der indeſſen im Sommer gänzlich verſchwindet. Viele dieſer Dayas hingegen ſind vielleicht ſchon Jahrhunderte waſſerlos, andere wieder hatten nach der Tradition den Charakter einer Sebcha.

Höhe von 584 Meter, wir ſind mithin ſeit El Golea um 182 Meter geſtiegen; nunmehr eine weſtlichere Richtung einſchlagend, ſtehen wir am Morgen des ſiebenten Tages am Südabhange des Plateau's, zu unſeren Füßen liegt die Oaſengruppe von Tidikelt, das gelobte Land, das zu beſuchen und in ihm ſich aufzuhalten, bisher nur zwei Europäern, dem Major Laing im Jahre 1825—26 und Gerhard Rohlfs im Jahre 1864, gegönnt war, Soleillet mußte, wie wir wiſſen, an der Schwelle umkehren.

Gerhard Rohlfs.

Da bekanntlich Major Laing's Papiere der Wiſſenſchaft verloren gegangen ſind, ſo iſt Gerhard Rohlfs der einzige Europäer, dem wir eine auf Augenſchein beruhende Beſchreibung und Schilderung des als Handelsknotenpunkt wichtigen In-Salah, ſowie der ganzen Conföderation Tuat verdanken. Es war für ihn kein geringes Wagniß, unter der Maske eines Gläubigen, wenn auch mit Empfehlungsbriefen des einflußreichen

Groß-Scherifs von Ueſan verſehen, ein Gebiet zu betreten, das bishin mit hartnäckiger Conſequenz dem Europäer verſchloſſen war und es ſeither blieb; ein erneuerter Verſuch der Franzoſen, von El Golea aus nach In-Salah vorzudringen, koſtete dem Miſſionär P. Paulmier im Jänner 1876 das Leben. Von Tafilelt kommend, traf Rohlfs am 17. September 1864 in In-Salah ein; gegen die Unſicherheit des Weges durch räuberiſche Stämme und gegen den religiöſen Fanatismus der Bewohner, welche die Ermordung eines Chriſten für eine Eintrittskarte in den Himmel anſehen, ſchützten Rohlfs ſeine Beziehungen zum Groß-Scherif von Ueſan, dem ſogenannten marokkaniſchen Papſte, denn ſelbſt gewöhnliche Straßenräuber küßten den Saum ſeiner Kleider und ließen ihn friedlich ziehen, nachdem ſie ihn als Scherif von Ueſan erkannt, und bei dem Scheikh von In-Salah fand er vortreffliche Aufnahme, obgleich dieſer Fanatiker ihm erklärte, er würde jeden Chriſten, der ſein Land betreten ſollte, tödten. Bedenkt man weiter, daß Rohlfs die ganze Reiſe von Tanger in Marokko über Tafilelt, In-Salah und Rhadames nach Tripoli, welche neun Monate in Anſpruch nahm, mit geradezu unglaublich geringen Mitteln (600 Thaler) ausführte, ſo muß man über ſeinen hohen Muth, die eminente Erfahrung im Umgange mit den fanatiſchen Araberſtämmen, ſeine Energie ſtaunen, und findet es unbegreiflich, wie er, ohne ſeine Aufgabe auf das äußerſte zu gefährden, dem Erpreſſungsſyſtem der Araber ſo erfolgreich Widerſtand leiſten konnte, um glücklich an's Ziel zu gelangen.

Wir ſteigen nun den ſteilen Südrand des Plateau's von Tademayt, hier auch mit dem Namen Dſchebel Tidikelt belegt, hinab und treffen im Kſor Milianah im Norden von In-Salah ein, von wo wir einen Boten mit unſeren Empfehlungsbriefen, die uns eine günſtige Aufnahme ſichern ſollen, nach dem 10 Kilometer ſüdlicher liegenden Hauptkſor von In-Salah, El-Arb, zu Hadſch Abd el Kader uld Bu-Guda, Chef der Ulad Bu Hammu, Scheikh von In-Salah und dem erſten Manne in ganz Tidikelt, ſenden. Das Eintreffen des Antwortſchreibens erlaubt uns, unſeren Einzug im Kſor El-Arb zu halten. In-Salah ſelbſt iſt eine von Norden nach Süden laufende Oaſe, welche mehrere Kſors hat, die alle auf dem öſtlichen Rande eines großen Palmenwaldes, und zwar auf Sanddünen erbaut ſind. Der größte und wichtigſte Kſor iſt der oben erwähnte Kſor El-Arb, der über 1600 Einwohner

hat, ohne die zahlreichen Fremden zu zählen, die sich des Handels wegen hier aufhalten. Wenn wir die Physiognomien der Passanten beobachten, finden wir hier alle Typen der westlichen und nördlichen Sahara versammelt; Timbuktiner, Rhadamser, Tuater, Schaanba und Beni Mzab tauschen gegenseitig ihre Produkte aus. Hier in In-Salah giebt es denn auch einige Großhändler, und so kann man wohl jene nennen, die jährlich mehrere Sendungen von Straußenfedern im Werthe von je 20.000 Francs nach Tripoli senden. Diese sowie Goldstaub und Elfenbein, Sclaven und Sclavinen, dunkler Kattun in schmalen Streifen kommen vom Sudan; Tuch, weiße Baumwollenzeuge, Kaffee und Zucker, Gewürze von Tripoli; kleine Handelsartikel, als Messer, Nadeln, Spiegel, Perlen u. s. w. vom französischen Tell an. Deshalb ist In-Salah wesentlich ein Zwischenhandelspunkt, die eigene Production ist gering und selbst die Dattelzucht ist eben nur für die Bewohner der Oase und die umwohnenden Tuareg hinreichend. Seine centrale Position, es ist nahezu gleich weit von Timbuktu, Mogador, Tanger, Algier und Tripoli entfernt, verlieh In-Salah die Bedeutung eines Schlüssels zum Sudan und eines Knotenpunktes der sich hier kreuzenden Caravanenstraßen aus allen Himmelsgegenden.

Werfen wir nun einen Blick auf das Land, dessen Hauptort eben In-Salah ist, so werden wir finden, daß mehrere Gruppen von Oasen, deren südöstlichste Tidikelt heißt, einen Complex bilden, der das Plateau von Tademayt, die große Sebcha von Gurara umfassend, im Norden und Osten von der Areg-Zone, im Westen vom Ued Sfaura, im Süden vom Wadi Akaraba und Wadi Massin begrenzt wird. Dieser Oasencomplex heißt Tuat und wird von verschiedenen Nebenflüssen des Ued Sfaura bewässert. Im Allgemeinen ist Tuat ein vollkommen flaches Land, die Depression des Terrains im Westen des Plateau's von Tademayt ist deutlich erkennbar und in der nur 129 Meter betragenden Seehöhe von In-Salah ausgesprochen. Eine der Oasengruppen, welche dem Tuat genannten Gebiet angehört und die südwestlichste ist, heißt speciell Tuat und nach ihr erhielt der ganze Complex den Namen. Dieses kleine Tuat ist an den Unterlauf des Ued Sfaura, der nunmehr Ued Mssaud heißt, gebunden. In politischer und administrativer Hinsicht ist Tuat eine unabhängige Conföderation von 3—400 kleinen

befestigten Städtchen oder Dörfern (Ksor, d. h. befestigter Ort im Gegensatze zu Bordsch oder Fort, Castell), die sich über einen Flächenraum von etwa 48.000 Quadratkilometer höchst unregelmäßig vertheilen. Die Conföderation erkennt die religiöse Oberhoheit der Sultane von Marokko an und leistet unter diesem Titel einen dem Peterspfennige der Katholiken ähnlichen Tribut, ungeachtet der Almosen, welche es an die zahlreichen durch Tuat reisenden Schürfa des Ordens Muley Thaib von Uesan und jene der Marabuts von Timbuktu El Bakkay giebt.

Die Occupation von El Aruat und Gerryville im Norden, die Ausdehnung der Besitzungen am Senegal durch die Franzosen rief in der Conföderation eine große Aufregung hervor, und als im Jahre 1860 der Commandant von Gerryville in der Uniform der Franzosen in Timmimun, einem der Hauptorte Tuats, erschien, wenn auch in der friedlichsten Absicht und in Begleitung eines hochverehrten Chefs der Ulad Sidi Scheikh, des damaligen Mokaddem Sidi Hamsa, glaubten die Bewohner ihre Unabhängigkeit ernstlich gefährdet und dachten bereits an die Flucht in die Berge des Ahaggar-Plateau's. Die unmittelbare Folge dieser Panik war die Entsendung einer Gesandtschaft an den Sultan von Marokko, um dessen Intervention und Schutz gegen allfällige Versuche der Christen, in's Land zu bringen, anzurufen, gleichzeitig verbanden sich die Tuater auf das engste mit dem Mokaddem des fanatischen Es Senusi-Ordens und behüteten mit Eifersucht jeden Zugang zum Lande. Tuat wurde vollständig gegen Christen abgesperrt, nichtsdestoweniger ist Tuat auf die Producte des algerischen Tell und der algerischen Sahara angewiesen, die alljährlich von den der französischen Herrschaft untergebenen Stämmen nach Tuat gebracht und hier gegen Stoffe u. s. w. umgetauscht werden.

Die Schwierigkeiten für Christen, nach Tuat vorzudringen, werden noch dadurch erhöht, daß die Gewalt nicht in einer Hand ruht, daß es keine Centralmacht über die ganze Conföderation giebt, selbst für die einzelnen Oasengruppen mangelt eine unbedingte locale Autorität, im Gegentheile hat jeder Ksor oder im besten Falle jede Oase ihre bestimmte Autorität. In den berberischen Ksors ist es der demokratische Ortsrath, die Dschemaa, in den arabischen die erbliche Macht einer edlen Familie oder eines Marabuts, in

den Kſors mit vorwiegend ſchwarzer Bevölkerung der adelige Rath, welche die Macht in den Händen haben; zum Ueberfluß iſt das Volk noch in zwei politiſche Parteien und zwei religiöſe Lager getheilt, ſo daß der Reiſende von einem Kſor zum anderen für ſeine Zukunft, für ſein Leben u. ſ. w. beſorgt ſein muß.

Die Bevölkerung theilt ſich in drei beſtimmt von einander geſchiedene Racen, und zwar Berber, Araber und Schwarze. Dieſe Letzteren ſind die zahlreichſten und älteſten Bewohner des Landes, ja in den beiden nördlichen Oaſengruppen Tuats, in Gurara und Augerut, bilden ſie die überwiegende Majorität. Duveyrier iſt geneigt, ſie als gleichen Urſprungs mit den Bewohnern Feſſans und jenen der Depreſſionsgebiete des Ued Rirh anzunehmen; die Uebereinſtimmung der geographiſchen Verhältniſſe in der Exiſtenz großer Salzſumpfflächen (Sebchas) und das durch dieſe beeinflußte Klima, die thatſächliche Depreſſion des Landes nach Südweſten und der charakteriſtiſche Gebrauch ausgedehnter Waſſerleitungen (Galeriebrunnen), die wir als Fogara bereits kennen, laſſen die Annahme Duveyrier's, in den Schwarzen Tuats Abkömmlinge der ſubäthiopiſchen Race zu ſehen, ſehr wahrſcheinlich erſcheinen. Dieſe urſprüngliche Bevölkerung wurde zuerſt im ſüdlichen Theile der Oaſengruppe Tuats von den Tuareg unterworfen, ſpäter aber von den Berberſtämmen, die ganz Tuat überflutheten, beherrſcht. Später kamen einzelne arabiſche Triben hinzu, die ſich ſeßhaft machten, Kſors erbauten und ein neues, aber wenig friedſeliges Element der Bevölkerung wurden. Der Einfluß des Islam, dem alle drei Racen anhängen, erhob die arabiſche Sprache zur Schrift-, Handels- und Umgangsſprache, die berberiſche iſt in Gurara und Augerut Nationalſprache geblieben. In Folge der ſtarken Vermiſchung der Berber und Araber mit den Schwarzen iſt die Hautfarbe der Bewohner mehr dunkel, auch die gebogene Naſe, die man ſonſt bei den meiſten Arabern findet, verſchwindet und weicht der geraden oder ausgebogenen. Das Naturell der Tuater ſchildert Rohlfs im Ganzen bedeutend friedlicher, als das der ſie umgebenden Stämme. Gaſtfreundſchaft, Rechtlichkeit und Treue werden dem Tuater mit Recht nachgerühmt. Sie ſind eifrige Mohamedaner und ihr Land wird, wenn es nicht mit Gewalt von Frankreich occupirt werden dürfte, noch lange jedem Chriſten verſchloſſen bleiben, denn Aberglauben und

Fanatismus ſind jedem eingewurzelt. Die einzelnen Oaſen führen ſelten Krieg mit einander, viel haben die Tuater indeſſen von den ſie umgebenden Stämmen zu leiden, heute ſind es die Rlnema, morgen die Dui Menia, von Süden kommen die Tuareg, von Weſten die Arab, vom Oſten die Schaanba, um die Caravanen der Tuater uud ihrer Handelsfreunde zu plündern oder mindeſtens hohen Durchgangszoll zu fordern.

Eigenthümlich iſt die Leidenſchaft der Tuater für das Opiumeſſen; Tabak und Opium werden jetzt ſtark angebaut, da faſt Alle rauchen und ſchnupfen.

Trotz ſeiner Fruchtbarkeit vermag Tuat ſeine Bevölkerung nicht hinreichend mit Nahrung zu verſorgen, denn das Land iſt — eine auffallende Erſcheinung in der Sahara — überbevölkert und viele Tuater müſſen auswandern, um in Timbuktu, Agades, Rhat, Rhadames, Tripoli und anderen Städten ihren Erwerb zu finden. Unter den Producten der Oaſen Tuats ſtehen in erſter Linie die Datteln, obwohl dieſelben nicht ſo gewürzreich wie in Tafilet und nicht ſo billig wie im Wadi Draa ſind. Die Palme erreicht hier nur eine geringe Höhe, liefert aber ein beſſeres Bauholz als in den weſtlichen Oaſen der marokkaniſchen Sahara. Von Getreidearten baut man Gerſte, Weizen und Biſchna, das zweimal im Jahre geerntet wird. Die Menge der geernteten Kornfrucht reicht aber beiweitem nicht aus und ſind die Tuater deshalb genöthigt, den größten Theil dieſes unentbehrlichen Nahrungsmittels vom Tell zu beziehen. Von Früchten gedeihen nur die Granatäpfel und die Traube, beide kümmerlich, da die große Hitze die Früchte zu ſchnell zeitigt und den Saft ausſaugt, hingegen fehlt es nicht an Gemüſen aller Art. Von anderen Nutzpflanzen wird die Baumwolle mit großem Erfolge gezogen, Senna wächſt überall wild, ebenſo das zum Färben der Fingernägel gebrauchte Henna und Krauke, deſſen Holz zur Pulverbereitung vorzüglich geeignete Kohlen giebt.

Die von Norden kommenden Thiere erleiden in Tuat eine auffallende Veränderung, wie wir ſchon in El Golea conſtatiren konnten; die Schafe verlieren ihre Wolle und tragen wie die Ziegen Haare. Die Hühner werden auffallend klein, das Rind iſt ganz verſchwunden, Pferde ſelten, und werden gleich den häufigeren Eſeln mit ſchlechten Datteln gefüttert. Handel und Wandel ſind im Ganzen nicht ſo umfangreich, als man gewohnt war, ihn

anzunehmen. Die drei wichtigsten Marktplätze für den Localverkehr sind Timmimun in Gurara, Adrhar und Tamentit, für den Tauschhandel und als Sammelpunkt für die nach Timbuktu bestimmten Caravanen außer In-Salah noch der Ksor Akabli im Südosten von Bedeutung.

Kehren wir nach dieser Rundschau wieder nach unserem Aufenthaltsorte In-Salah zurück. Aus der Vogelperspective gesehen, nehmen wir die vier großen, von einer bastionirten und crenelirten Mauer und Gräben umgebenen Ksors, welche einer östlich vom anderen liegen, wahr; um diesen Centralpunkt reihen sich fünfzehn kleinere Ksors in geringerer oder größerer Entfernung, gleichsam die Außenforts und Bannmeile von In-Salah bildend. Jeder dieser Ksors hat seine eigene Verwaltung, und deshalb läßt sich In-Salah nicht eine Stadt im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen. Die einflußreichste Partei der Bevölkerung sind die Araber, und zwar die beiden großen Familien Ulad Bu Guda und Ulad el Mokhtar; einige Fremde, besonders Rhadamser, besitzen hier Niederlagen und Depôts, ebenso einige Tuareg-Chefs. An der Spitze der Verwaltung steht der Scheikh und ihm zur Seite eine Dschemaa. Die Solidarität der Interessen zwischen den Handelsleuten der Stadt und den Tuareg-Chefs der Ahaggar einerseits, der Marabuts El Bakkay von Timbuktu andererseits sichert daher In-Salah eine immer steigende Entwicklung und Bedeutung, denn für die Tuareg ist In-Salah dasselbe was Rhat und Rhadames, ein Markt, auf welchem sie, ohne ihrem Beutel wehe zu thun, sich mit den Vorräthen versehen können, die ihnen ihr armes Land versagt hat. Ohne die Geschenke, Lebensmittel und Kleidungsstücke, welche die Ahaggar von den Handelsherren In-Salahs erhalten, wären sie sehr oft in die bitterste Noth versetzt, andererseits würde ohne die Protection der Ahaggar, welche die Caravanen der Handelsleute von In-Salah nach Timbuktu und Rhadames geleiten, jeder Handel, der den Reichthum der Stadt ausmacht, unmöglich. Um aber die Prätensionen der Ahaggar auf einem bescheidenen Maße zu erhalten, haben sich die Bewohner von In-Salah die Freundschaft und Allianz des Araberstammes der Ulad Bu Hammu, ihrer Verwandten, die als tapfere und gefürchtete Krieger bekannt sind, zu sichern gewußt. Dieselben sind Nomaden, haben aber seit langem die Gebräuche und Sitten der Tuareg angenommen und tragen auch

die Tracht der Tuareg, mit deren Leibeigenen sie Theile des Ahaggar-Plateau's bewohnen; ein großer Theil hingegen besitzt innerhalb der Bannmeile von In-Salah einen eigenen Ksor, in welchem sie ihre Vorräthe deponiren, während der Tribu auf dem Plateau von Tademayt seine Heerden weidet.

Eine auffallende Erscheinung in In-Salah sind die fetten Frauen, kaum erreichen dieselben zwanzig Jahre, so nehmen sie derart zu, daß sie sich kaum fortbewegen können; die Männer jedoch finden dies schön, je fetter eine Frau, desto schöner ist sie in den Augen der Männer. Obgleich die schwarzen Sclavinen hier nicht theuer sind — denn man kauft dieselben für 80 bis 100 Thaler — so ist es doch selten, daß sich die Weißen mit ihnen vermischen; es herrscht ein strenger Kastengeist, die Schürfa heiraten unter sich, ebenso die Marabutin, ebenso die Horr oder freien Araber, ebenso die Hartaui oder Abkömmlinge frei gelassener Sclaven, endlich die Sclaven desgleichen.

Gerhard Rohlfs, dem wir die ersten auf Augenschein beruhenden Mittheilungen über Tuat und In-Salah verdanken, schreibt über seinen Aufenthalt daselbst: „Mit drei Empfehlungsbriefen versehen, darunter dem Sidi el Hadsch-Absolom's (des Großscherifs von Uesan), welcher Hadsch Abd el Kader darin anbefahl, mich in Sicherheit an den Scheikh Ahmed el Bakkay nach Timbuktu zu senden, wurde ich selbstverständlich in In-Salah gut aufgenommen.“ Doch bald fing man an, in ihm einen Christen zu vermuthen und hielt seinen Diener für einen Juden; besonders Si-Othman, der Scheikh der Ifoghas-Tuareg, brachte ihn in arges Gedränge und erklärte, dem Scheikh von In-Salah mit einem Schwur beeidigen zu können, daß Rohlfs ein Christ und von dem Christen-Sultan abgesandt sei, um das Land zu erforschen. Rohlfs schreibt darüber in seinem Tagebuche unter dem 25. September 1864 weiter: „Abd el Kader versicherte mir übrigens, er selbst sei überzeugt, daß ich Moslim sei, daß er ferner meine Empfehlungsbriefe mit seinem Thaleb nochmals geprüft und sie echt befunden habe, daraus ersehe er denn, daß Sidi el Hadsch Absolom unmöglich einem Christen einen solchen Empfehlungsbrief, wie ich ihn gebracht, habe ausstellen können, daß überdies, wenn ich Christ sei, die Rlnema und Tuater mich würden getödtet haben, und selbst, wenn sie nicht wußten, daß ich ein solcher wäre, würde Gott es selbst nicht

zugeben, daß ich Tidikelt betrete." Zum Schlusse aber sagte Hadsch Abd el Kader: „Und käme ein Christ, versehen mit Empfehlungsbriefen vom Sultan von Constantinopel und Marokko, ich würde ihn den Leuten überliefern, wir wollen keine Christen in unserem Lande. — Meine Lage ist dadurch keineswegs erfreulich, überdies ist es hier im Mittelpunkt der Wüste so theuer, daß mein Geld wie Schnee in der Sonne schmilzt, obgleich ich jetzt meine Medicamente nicht mehr umsonst weggebe, sondern verkaufe. Ich suche mich immer mehr mit dem Hadsch Abd el Kader zu befreunden, um im Nothfalle auf ihn zählen zu können, und scheint mir dies zu gelingen, auf andere Weise halte ich mir die Großen und Reichen In-Salahs zurück, indem sie meine ärztliche Hilfe nicht entbehren können. Ich lege ihnen nämlich spanische Fliegenpflaster oder brenne ihnen Moxen (die Araber nennen nur den einen geschickten Arzt, der sie zu quälen versteht) und lasse dies langsam heilen, so daß sie alle Tage meiner Hilfe bedürfen. Auf diese Art bin ich sicher, daß mir ihrerseits nichts Böses zustoßen kann. Die Tholba habe ich dadurch gewonnen, daß ich sie mehrere Male zum Essen eingeladen habe."

Konnte anfänglich Rohlfs kaum es wagen, Jemanden um den Namen eines Berges, eines Ortes zu fragen, und durfte er nur verstohlen schreiben, so wurde gegen das Ende seines Aufenthaltes die Lage eine entschieden bessere; alle Welt betrachtete ihn als einen guten Moslim und selbst Si-Othman schien es zu glauben, so daß Rohlfs täglich weite Spaziergänge nach den benachbarten Dörfern In-Salahs und in den herrlichen Palmenwald machen konnte. Da sich ihm keine Aussicht bot, nach Timbuktu zu gelangen, die Mittel, über die er verfügte, schon bedenklich zur Neige gingen, so entschloß sich Rohlfs am 26. October 1864, mit Si-Othman nach Rhadames zu ziehen. Hadsch Abd el Kader, der Scheikh von In-Salah — unzählige Gesänge preisen seine Heldenthaten — zeichnet sich durch einen gewissen Grad von geistiger Ueberlegenheit über seine Stammesgenossen aus, und eben deshalb wurde er auch von den berüchtigten Ulad Bu Hammu zu ihrem Chef erwählt. Damit ist er auch zugleich das Haupt von ganz Tidikelt. Seine erste Heldenthat verrichtete er gegen einen Stamm der Schaanba, die seinen Vater überfallen und ermordet hatten, er zog mit sämmtlichen Ulad Bu Hammu gegen sie, besiegte sie und schnitt ihnen alle Palmen ab;

die Schaanba beugten ſich und mit auf den Rücken gebundenen Händen kamen ſie vor ihn und baten um Verzeihung. Sein größter Ruhm beſteht aber darin, die Rlnema (einen der räuberiſcheſten Stämme an der Straße von In-Salah nach Tafilet) beſiegt zu haben. Dieſe kamen mit 100 Reitern bis dicht vor In-Salah, Hadſch Abd el Kader rückte ihnen mit nur 18 Reitern und 30 Fußſoldaten entgegen und beſiegte ſie vollſtändig. Seit dieſem Zuge

Ahaggar-Tuareg vom Stamme der Iſakkamaren.

im Jahre 1861 lebte der Scheikh bis Rohlfs' Ankunft in Tidikelt im Frieden und wendete ſeine Zeit dazu an, neue Gärten zu gründen; auch betete er fleißig, damit ihm Gott verzeihe, daß er die Palmen umgehauen, was unter den Moslim für eines der größten Verbrechen gilt.

Bevor wir unſere Reiſe nach Weſten fortſetzen, wollen wir noch mit einigen Worten der hauptſächlichſten Bundesgenoſſen der Tuater, der Ahaggar-Tuareg

gedenken, deren Territorium im Süden und Südoſten, das vielfach erwähnte Ahaggar-Plateau, bisher von keinem Europäer noch betreten wurde, über das und deſſen Volk wir aber durch Duveyrier eine Reihe der werthvollſten und intereſſanteſten Nachrichten beſitzen. — Südöſtlich von Tidikelt, auf 100—120 Kilometer Entfernung, erhebt ſich ein mächtiges, langgeſtrecktes Plateau, deſſen Ränder auf der einen Seite concav, auf der anderen convex geböſcht ſind, und das in der orographiſchen Gliederung des ganzen Berglandes der Tuareg als Gegenſtück der Inhefkette im Südweſten von Rhat angeſehen werden kann. Es iſt das Plateau von Muydir, aus deſſen Innerem ein mächtiger Pic aufſteigt, ähnlich jenem des Ahaggar-Plateau's. Zwiſchen ihm und dem nördlich gelegenen Tademayt-Plateau breitet ſich eine von Tidikelt nach Oſten allmälig ſich erhebende Ebene, jene von Adſchemor aus, ſie iſt, da ſich in ihr alle Waſſerläufe aus Süden und Norden von den Abhängen der Plateaux von Muydir und Tademayt ſammeln, für die Ahaggar ein gleicher Zufluchtsort in trockenen Jahren, wie die Ebene des Igharghareu für die Asdſcher-Tuareg. Im Südweſten des Muydir-Plateau's erhebt ſich aus einer bis an die Igidi und die Taneſruft reichenden Hammada, ein iſolirter niedriger, langgeſtreckter Höhenzug, der in der Sahara als Bodenform allgemein mit Baten bezeichnet, hier ſpeciell den Namen Baten Ahenet führt. Auf dem Muydir-Plateau nehmen drei große Flußthäler ihren Urſprung, von welchen eines nach Oſten dem Irharhar zueilt, während die beiden anderen, das Wadi Tirhehert und Wadi Akaraba, ihren Lauf nach Weſten nehmen und ſchließlich in der Dünenregion der Igidi verſchwinden. Wie wir es ſchon vorher beim Irharhar kennen gelernt haben, beſitzen auch dieſe beiden Wadi die Eigenthümlichkeit in der Hydrographie der Sahara, daß dem ſichtbaren trockenen Flußbette ein unterirdiſcher Waſſerlauf entſpricht; das Wadi Akaraba ſteht geradezu ſeiner reichen unterirdiſchen Waſſer wegen in großem Rufe und wird es daher zur Zeit anhaltender Dürre zu einem großen Sammelplatze der Heerden. Der Lauf der Flußthäler, wie jener des Ued Ghir, im Mittellaufe Ued Sſaura, im Unterlaufe Ued Miſſaud genannt, mit dem ſich auch das Wadi Akaraba ſüdlich der eigentlichen Oaſe Tuat vereinigt, von Norden her, das Wadi Tirhehert aus Oſten zeigen deutlich ein allgemeines Gefälle des Bodens gegen die Dünenregion der Igidi an, es dürfte ſich

alſo, ſoweit man den Mittheilungen der Eingebornen vertrauen darf, ſüdweſtlich von Tuat ein Depreſſionsgebiet erſtrecken, deſſen tiefſter Punkt in der obenerwähnten Dünenregion zu ſuchen iſt. Wir dürfen hier jedoch bei dem Worte Depreſſion an keine abſolute, d. h. unter den Meeresſpiegel reichende denken, denn Duveyrier berichtet nach den Mittheilungen Si-Othman's, daß die Wäſſer des Wadi Tirhehert ſich dem Ued Draa nähern, während Rohlfs die Waſſerläufe des weſtlichen Ahaggar-Plateau's jenſeits der Taneſruft wiederum zu Tage treten und in den Niger gehen läßt — beides Dinge, die nicht möglich wären, wenn die Depreſſion, in welcher ſich die Wäſſer Tuats und des Muydir-Plateau's verlieren, eine abſolute wäre, jedenfalls bietet die Exiſtenz dieſer Depreſſion der Phantaſie einer Inundirung der Sahara keinen fruchtbaren Boden.

Verfolgen wir den Irharhar bis nahe an ſeine Quelle, ſo finden wir auf dem Ahaggar-Plateau, im Herzen des unnahbaren Landes, etwa 10 bis 12 Tagereiſen von In-Salah entfernt, Ideles, den ſeit circa 40 Jahren gegründeten Hauptort der Ahaggar, dieſer gefürchteten Männer der Sahara. Ihr Ruf iſt, wie uns bereits bekannt, nicht der beſte, ſie gelten allgemein als wilde, unabhängige, reizbare und hochmüthige Charaktere, mit denen der Verkehr ſehr ſchwierig iſt, im Bewußtſein dieſer Eigenſchaften brüſten ſie ſich ſelbſt deſſen bei ihren Stammesverwandten. Abgeſehen von den anarchiſchen Zuſtänden im Lande, ſind es die traurigen materiellen Verhältniſſe, welche den unbändigen Charakter der Ahaggar erklären können. Ihr Land iſt ein Labyrinth von zerriſſenen nackten und zerklüfteten Bergen, eine Wildniß, die kaum einen geringen Theil des Volkes ernähren kann; die Wüſte außerhalb des Landes bietet ihnen nur dornige Kräuter und Sträucher, und ohne Kameele wären ſie in kürzeſter Zeit genöthigt, ihr Land gänzlich zu verlaſſen. Dazu tritt der Umſtand, daß die ihr Gebiet berührenden oder durchſchneidenden Caravanenſtraßen in Folge der Unſicherheit gänzlich aufgegeben wurden und den Ahaggar damit eine der wichtigſten Erwerbsquellen entfiel. Ihr Ruf als Krieger, als Streithähne, die den Krieg und den Kampf um ſeiner ſelbſt halber lieben, iſt in der ganzen Sahara verbreitet, und an Gelegenheit, dieſer Luſt zu fröhnen, fehlt es nicht, denn ſie haben faſt alle ihre Nachbarn zu erbitterten Feinden; ſo können ſie weder mit den Stämmen

der marokkanischen Sahara noch mit dem Berabisch im Norden von Timbuktu, noch mit den Schaanba zusammentreffen, ohne daß Blut vergossen wird. Einzig und allein mit den Tuatern stehen die Ahaggar in guten Beziehungen, da beide Theile vielfach auf einander angewiesen sind. Als Begleiter und Schützer der Caravanen, welche von Tuat nach Timbuktu und vice versa ziehen, erhalten sie von den Handelsleuten In-Salahs und Akabli's bedeutende Schutzgelder, die indessen wieder in die Taschen der Handelsleute zurückfließen, da die Ahaggar genöthigt sind, ihre wenigen Erzeugnisse zu Spottpreisen in Tuat zu veräußern und ihre Bedürfnisse mit schwerem Gelde in In-Salah zu bezahlen. Mit Ausnahme einiger kleiner Pflanzungen in der Nähe In-Salahs und bei Ideles an der Mündungsstelle einiger Thäler besitzen die Ahaggar keinerlei Anbau, ihre ganze Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung von Waffen und der nöthigen Kleidungsstücke aus Leder.

In ihren, den an die Ebene gewöhnten Kameelen unzugänglichen Bergen haben sie auch bei einem Angriffskrieg nicht den Raub ihrer Familien und Heerden zu befürchten, im Gegentheile, sie können, beruhigt um das Schicksal ihrer Hinterlassenen, ihre Raubzüge bis auf unglaubliche Entfernungen ausdehnen und überallhin Verwüstung und Schrecken verbreiten; an steten Kampf gewöhnt, unterliegen sie bei gleicher Zahl der Kämpfenden äußerst selten, doch können sie nie mit größeren Kräften auftreten, da ihre Gesammtzahl kaum zwei Drittel der Asdscher-Tuareg beträgt. Zwischen dem Begleiten der Caravanen und dem Hüten ihrer Heerden theilt sich die friedliche Beschäftigung des Volkes. Als Hirten ihrer Heerden ist ihre Aufgabe keine beneidenswerthe, sie walten unter den ungünstigsten Verhältnissen ihres Amtes, denn wo in ihren Bergen Wasser und Sicherheit anzutreffen ist, fehlt sehr oft das Gras; in der Ebene, wo die Weide wohl vorhanden, fehlt es hingegen an Wasser und der nöthigen Sicherheit vor Ueberfällen. Bleibt nun 10—12 Jahre jeder ausgiebigere Regen aus, so läßt es sich leicht denken, daß die Ahaggar bei der notorischen Armuth des Landes und in Ermanglung eines anderen Existenzmittels zur Plünderung Jener schreiten müssen, welche Allah und die Natur reichlicher bedachte.

Bei den Ahaggar giebt es nur edle und leibeigene Stämme; unter den erſteren iſt jener der Kel-Rhela der mächtigſte und einflußreichſte, er bewohnt das centrale Plateau und hält Ideles beſetzt, er beſitzt die meiſten Leibeigenen, aus ihm wird der jeweilige Amghar oder Chef gewählt. Zu ihren Leibeigenen zählen auch die Iſakkamaren, deren Typen die vorhergehende Illuſtration zeigt. Der Stamm der Ibogelan iſt ein Schrecken in der ganzen Sahara, denn dieſer Stamm lebt nur von dem Ertrage ſeiner Beutezüge und iſt beſtändig auf Reiſen, verfolgt, zieht er ſich auf die höchſten Partien des Ahaggar-Plateau's unter den Schutz der mächtigen Kel-Rhela zurück. Dieſen letzteren ziemlich ebenbürtig ſind die Taïtok, welche den Weſtabhang des Ahaggar-Plateau's bewohnen. In den eventuell günſtigſten Verhältniſſen lebt der Stamm des Kel-Ahamellen, welcher die weiden- und waſſerreichen Strecken zwiſchen dem Wadi Akaraba und dem Muydir-Plateau bewohnt.

VIII.

Von In-Salah nach Tafilet.

Einer nach Karsas rückkehrenden Caravane von Marabutin uns anschließend, brechen wir nunmehr von In-Salah auf, unser nächstes Ziel, die Oase Tafilet in der marokkanischen Sahara, zu erreichen. Die Sebcha, welche den Palmenwald von In-Salah im Westen umgiebt, überschreitend, wenden wir uns nach der nächsten Oase Tidikelts, nach Inrhar und von hier durch mehrere Ksors ziehend, treffen wir in der Oase Aulef die Westgrenze der ganzen Gruppe, die wir als Tidikelt kennen. Das Land zwischen Aulef und In-Salah ist mit geringen Unterbrechungen nackt, trostlos und steinig, nur hie und da überschreiten wir eine mit Halfa, Domran und Schih bedeckte Ebene, über die unsere Kameele schwer hinüberzubringen sind, und die von den Tuatern in hochtönender Weise Rhaba (Wald) genannt wird, dagegen müssen wir häufig Dünenstrecken übersteigen, ein Zeichen, daß wir der großen Region der Sandhügel nicht mehr ferne sind. Im Norden des Weges erblicken wir denn auch die gelblich-rothen Kämme des Dünencomplexes, welcher im Osten von Tuat hinzieht, und hinter ihnen verschwimmen in bläulicher Ferne die scharfkantigen Ränder des Tademayt-Plateau's.

Aulef verlassend, durchziehen wir eine trostlose steinige Ebene, in der die Gesteine in Felsform offen zu Tage treten und von den Tuatern „Zuffia" genannt werden, 12 Kilometer westlich von Tidikelt erreicht diese Ebene, die im Allgemeinen 65 Meter über der Fläche von Tidikelt liegt, ihren Culminationspunkt, jenseits desselben steigen wir unmerklich abwärts

zum Oſtufer des Ued Sſaura, an der wir in den nächſten Tagreiſen aufwärts ziehen. Wir ſind in der eigentlich den Namen Tuat führenden Oaſe, die ſich nach Süden bis zur Vereinigung des Wadi Akaraba mit dem Ued Miſſaud erſtreckt. Rohlfs, der als Scherif von Ueſan in der Sauya Kinnta daſelbſt vom Chef derſelben aufgenommen wurde, fand einen überraſchenden Luxus. „Ein gutes Wohngemach, ausgezeichnete Teppiche von Conſtantinopel und Arbat, gute Küche hätten Einem glauben machen können,“ ſchreibt Rohlfs, „daß man ſich eher bei einem reichen Feſſer Kaufmann als bei dem Chef einer Wüſtenoaſe befände. Muley-Ismaël, der Chef der Sauya, geſtand indeſſen, daß er ſelbſt nie von dieſen Luxusartikeln Gebrauch mache, ja er war nicht zu bewegen, ſich nur auf die weichen Teppiche zu ſetzen, er wollte nur mit Allem prunken.“ Hier mitten in der Wüſte fand Rohlfs zum erſten Male deutſche Produkte an der Seite der franzöſiſchen, die von Norden, und der engliſchen, die von Weſten in die Wüſte eingeführt werden; es waren dies Stearinkerzen und Zündhölzchen von Wien, die der Chef, ein vielgereiſter Mann, von Tripoli mitgebracht hatte. Unſere Reiſe fortſetzend, erreichen wir die Oaſe Timmi und den Hauptort derſelben: Adrhar. Der Weg dahin führt uns durch Tamentit, in jeder Beziehung eine der merkwürdigſten Städte Tuats. Der Ort bildet mit den ihn umgebenden Palmen eine in politiſcher Beziehung unabhängige Oaſe, vom Scheikh und der Dſchemaa regiert. Einer der älteſten Centralpunkte Tuats, war der Ort gleich mehreren anderen in Tuat früher von Juden bewohnt, die jedoch nach dem Hereinbrechen der Mohamedaner mit Gewalt zum Islam bekehrt oder ausgerottet wurden, ſo daß heutzutage in ganz Tuat kein einziger Jude mehr vorhanden iſt. Indeß hat ſich unter ihnen die bekannte Rührigkeit und Betriebſamkeit ihrer Voreltern erhalten, Handel und Wandel und allerlei Handwerke, als die der Schuh- und Kleidermacher, Waffenſchmiede und Schloſſer ſind ſtark im Gange. Als beſondere Merkwürdigkeit der etwa 6000 Einwohner zählenden Stadt gilt ein, wie die Eingebornen ſich deſſen rühmen, vom Himmel herabgefallener Stein, der im Hofe der Kasbah liegt (Meteoreiſen). Die Bewohner Tamentits alle ſind Fkra (Mehrzahl von Fakir) Muley-Thaib's von Ueſan und tragen als ſolche einen meſſingenen Ring an ihrem Roſenkranze; die Bewohner des nächſten Kſors bekennen ſich wieder zu einem anderen Heiligen, und an

ſolchen überbietet der Islam in der Sahara den Kalender der Katholiken; hier finden wir wie bei den Gläubigſten der Katholiken Orts-, Special- und Nationalheilige, und da der Erinnerungstag jedes derſelben gehalten wird, ſo läßt ſich denken, wie oft im Jahre das Pulver in der Wüſte das große Wort führt. Bei ſolchen Gelegenheiten entwickeln die Damen von Tamentit ihren ganzen Reichthum an Toilettekünſten. Alles was ſie an koſtbaren Gegenſtänden beſitzen, wird auf ſich geladen, namentlich überhäufen ſie ihre Haare mit Silbermünzen, Muſcheln und Goldſtücken, ja viele haben Decimeter lange Zweige rother Korallen in den Flechten. Diejenigen, die eine etwas hellere Hautfarbe haben (die meiſten beſitzen in Folge der ſtarken Vermiſchung mit den Sudan-Negern dunkle Hautfarbe), bemalen ſich das Geſicht mit Sternchen und bunten Figuren, einzelne kleben ſich ſogar auf den Naſenrücken kleine Korallenſtücke; hier und in der ganzen Wüſte gehen die Frauen unverſchleiert und benehmen ſich ganz ungezwungen, ohne Scheu, wie man es ſonſt nicht bei den muſelmäniſchen Frauen des Orients und der Küſtenſtädte Nordafrika's antrifft.

Zwiſchen Tamentit und Adrhar treffen wir wieder eine Sebcha, unſere Weiterreiſe führt uns abwechſend über Dünen, ſteinige Ebenen, aber oft durch Palmenpflanzungen und Oaſen, die in die eintönige Landſchaft angenehme Abwechslung bringen. In Adrhar wird beſtändig Markt gehalten und deshalb iſt der Ort nebſt Tamentit und Timmimun in Gurara ein Sammelpunkt aller möglichen Stämme der weſtlichen Sahara. Die Oaſe Sba durchwandernd, gelangen wir nach der Oaſe Tſabit, deren Hauptort Brinken, ſowohl der Größe ſeines Umfanges, als auch ſeiner Bevölkerungszahl nach den Namen einer Stadt verdient. Im Jahre 1848 hatte Brinken einen harten Strauß zu beſtehen, denn da kamen der Scheikh von In-Salah, Abd el Kader, und der Scheikh von Timmi mit ihrer ganzen Macht und belagerten die Stadt vierundzwanzig Tage lang, jedoch ohne anderen Erfolg, als daß ſehr viele Bewohner getödtet und die Hälfte der Palmen umgehauen wurden. Heute tragen die Palmen wieder Früchte und nichts würde mehr an dieſe in der Wüſte ſo häufige Epiſode erinnern, läge nicht ein Haufen Gerippe getödteter Pferde vor der neuen Kasbah der Stadt.

Eine unzählbare Menge Fogara bewäſſern die Gärten und Palmenpflanzungen, die aber nicht hinreichen, um die überbevölkerte Oaſe zu ernähren.

Mit Brinken und der Oase Tsabit verlassen wir die Oasengruppe von Tuat; einen breiten Dünenstreifen und eine baum- und strauchlose Hammada durchquerend, gelangen wir wieder an das Flußbett des Ued Ssaura. Es ist eine hervorstechende Eigenthümlichkeit Tuats, daß wir auf der ganzen Wanderung, mit Ausnahme der erhöhten Hammadaflächen, überall in geringer Tiefe auf Wasser stoßen, in vielen Fällen genügt es, den Sand ½—1 Meter tief aufzuscharren, um das Wasser reichlich aufquellen zu sehen; wir erhalten die Erklärung für diesen Wasserreichthum, wenn wir uns in Erinnerung rufen, daß sämmtliche Wässer des westlichen Abhanges des Tademayt-Plateau's unter dem Boden Tuats dem Ued Ssaura zuströmen und sich allseitig verästelnd ein ausgedehntes Netz von natürlichen Galeriebrunnen (Fogara) bilden. Diese Wohlthat wird leider durch die Unsicherheit des Weges problematisch, denn die ganze Gegend bis Igli am Ued Ghir, dem Oberlaufe des Ued Ssaura, ist ein beliebter Tummelplatz von Wegelagerern, die von den Caravanen starken Tribut erheben. Die Monotonie der Gegend wird auf der Hammada durch isolirte, sonderbar geformte (einzelne dem Königsstein in Sachsen ähnliche) Berge aus schlackenartigem Gestein unterbrochen, manche derselben fallen durch die Menge künstlicher Höhlen, die sie enthalten, besonders auf. Das Land zu beiden Seiten des Ued Ssaura, dem wir ununterbrochen bis Karsas, dem Hauptorte des Flußgebietes, folgen, ist der Wohnsitz des berüchtigten Stammes der Rlnema, die als Wegelagerer und Räuber in der ganzen marokkanischen Sahara verschrieen und denen das Leben ihrer Mitmenschen nicht viel mehr gilt als das einer Fliege. Wir müssen uns daher glücklich schätzen, die auch in landschaftlicher Hinsicht traurige Gegend (zu beiden Seiten des Ued Ssaura dehnen sich hinter einem schmalen Streifen Hammada die Dünen des Areg und Igidi bis an den Horizont aus) ungefährdet passirt zu haben, als wir in Karsas eintreffen. Die Rlnema, Berber von Abkunft, sich selbst aber gleich vielen anderen Stämmen zu dem Schellah rechnend, da die arabische und berberische Sprache bei ihnen gleich einheimisch, sind weiters als laue Gläubige verschrieen und fasten selbst im Rhamadan nicht, sondern stellen im Ganzen 30 Mann, welche dieses Geschäft für die übrige Bevölkerung übernehmen. In Marokko oder in anderen muselmänischen Staaten würde eine solche Uebertretung der Glaubensvorschriften den Tod jedes Individuums

zur Folge haben. Den Rlnema wie ihren Raubgenoſſen, den Ulad Atauna, welche ober ihnen am Ued Sſaura wohnen, werfen die Ulad Boanan, die doch auch nicht im beſten Rufe ſtehen, vor: „Wenn der Prophet in eigener Perſon käme, ihr würdet ihn ausplündern,“ indem ſie darauf hinſpielen, daß ſelbſt der Groß-Scherif von Ueſan vor ihnen nicht ſicher wäre und ſie an den Mord eines Scherifs von Ueſan erinnern, deſſen Grabmal in Igli ein ſichtbarer Zeuge ihrer Schandthaten iſt. Doch wie man in den Wald ſchreit, ſo klingt es zurück, die Rlnema erwidern den Ulad Boanan: „Und ihr würdet unſeren Herrgott ſelbſt tödten, falls er perſönlich unter euch erſchiene.“ Die Plünderungsſucht und Dieberei der Rlnema ſcheint indeß ein Gebot der Nothwendigkeit zu ſein, da der Ued Sſaura vom Beni Abbes abwärts nicht wie die anderen Flüſſe ein breites Bett hat, das viele Datteln erzeugen und Platz zu Ackerfeldern bieten könnte, nur ein geringer Saum längs des Fluſſes iſt mit Datteln beſtanden und dieſe ſind meiſt Eigenthum des Chefs der Sauya in Karſas. Die Leute ſehen daher auch entſetzlich abgemagert und ärmlich aus, der Hunger ſpricht aus ihren Augen.

Es nimmt uns Wunder, in Karſas eine Stadt zu finden, die ohne Mauern, während doch im ganzen von uns durchzogenen Gebiete ſeit El Golea der kleinſte Ort ein Kſor, d. h. ein befeſtigter Ort iſt. Wir erfahren indeß, daß Karſas eine heilige Sauya und daher ohne Mauern, die Häuſer ſind wie die aller Kſors aus Thon gebaut. Die etwa mit den Sclaven 2000 Einwohner zählende Stadt liegt am linken Ufer des Ued Sſaura, der hier nur nach den ſtärkſten Regengüſſen des Winters an der Oberfläche Waſſer führt; daß er unterirdiſch reichlich Waſſer enthalte, deutet uns ein feuchter Sandſtreifen im Flußbette an. Das ganze culturfähige Land beſchränkt ſich auf Dattelzucht, welche indeß vorzügliche Sorten liefert, eine außergewöhnliche Höhe erreicht hier die Baumwollenſtaude. Karſas iſt aber noch dadurch von Bedeutung, daß die Marabuts der Sauya daſelbſt die Hauptvermittler des Handels zwiſchen Tuat und dem algeriſchen Tell ſind; drei bis vier große Caravanen gehen alljährlich von hier nach Tlemſen und umgekehrt, dabei haben die Marabuts den Vortheil, daß ſie ſämmtlich unbewaffnet reiſen, da ſie von allen zu durchziehenden Stämmen als heilige Perſonen reſpectirt werden. Eine beſondere Eigenthümlichkeit der Marabuts

von Karſas iſt es, ſich äußerſt frühzeitig zu verheiraten. Rohlfs ſah ein junges Frauenzimmer, das, obwohl nur acht Jahre alt, bereits verheiratet war, ebenſo fand er einen vierzehnjährigen Marabut bereits ein Jahr im Eheſtande. Wie alle Berber nehmen auch die Marabuts von Karſas nur eine Frau. Polygamie iſt bei ihnen verſchrieen. In ihrer bequemen Kleidung, mit ihrem geſunden Ausſehen und ihrem lächelnden Geſicht, ihren weichen und angenehmen Formen und mit ihren ſchönen Maulthieren, neben welchen kräftige Neger aus dem Sudan einherlaufen, erinnern die Marabuts nicht wenig an unſere Mönche des Mittelalters. Als große Kaufleute und Unterhändler in den meiſten Handelsoperationen des Landes beſitzen ſie eine gewiſſe Gewandtheit im Verkehr, und obwohl Marabuts, iſt der religiöſe Fanatismus bei ihnen durch den Handelsgeiſt bedeutend abgekühlt.

Von Karſas aufbrechend, folgen wir dem Ued Sſaura aufwärts; die Landſchaft, die wir durchziehen, iſt eintönig, zu unſerer Rechten die endloſe Areg-Region, zur Linken einen felſigen Gebirgszug, der dem Fluſſe eine ſüdöſtliche Richtung aufdrängt und je weiter wir nach Nordweſten vordringen, an Höhe zunimmt, nur unmittelbar am Flußbett zieht ſich ein ſchmaler Palmenwald hin, der mit kleinen Beſtänden von Talhabäumen abwechſelt. Ohne uns im Kſor Beni Abbes aufzuhalten, deſſen Gärten und Palmwälder, dank einer beſtändig fließenden Quelle, im üppigſten Grün prangen, ſetzen wir in ſtarken Tagemärſchen unſere Reiſe fort und treffen in Igli ein, das allſeitig von hohen Sanddünen umgeben iſt. Einſt ſtärker bevölkert, beſitzt dieſer Kſor jetzt kaum 1500 Einwohner, denn der täglich vordringende Sand hat einen großen Theil der Gärten verwüſtet und die Unzulänglichkeit der Nahrung viele Bewohner zur Auswanderung gezwungen. Von vielen Palmenſtämmen gewahren wir nur mehr die Krone, der Stamm iſt vom gelben Wüſtenſande begraben. Dieſe Areg-Region, an deren Weſtgrenze wir in Igli ſtehen, reicht nach den Ausſagen der Eingebornen ununterbrochen bis zur Oaſe Kſur im Nordoſten und nach El Golea im Oſten. Bis hierher führt der Ued, an dem wir nordwärts zogen, den Namen Sſaura, wenige Kilometer nördlich von Igli treffen wir drei größere Flußthäler, die hier ſich vereinigend den Ued Sſaura bilden; es ſind dies der Ued Ghir, Ued Kenatſa und der Ued Zuſfana. Es ſind dies drei im Winter hochangeſchwollene

Flüſſe, welche ihren Urſprung im ſchneebedeckten Maſſiv des Atlasgebirges, wie der Ued Ghir, oder im Randgebirge des Steppenplateau's, wie die beiden letzteren, nehmen. Die Landſchaftsſcenerie iſt unweit von Igli wie mit einem Schlage verändert; die Ufer der Flußthäler ſind reichlich mit ſchattenſpendenden Telalibäumen (einer Mimoſenart) beſtanden, Getaff (Atriplex halimus) und Rrdomſtauden bedecken weite Flächen und geben ein vortreffliches Futter für unſere Kameele. Der Boden des Ued Ghir-Thales iſt äußerſt fruchtbar, je höher wir in's Thal aufwärts ziehen, deſto häufiger treffen wir ausgedehnte und wohlbewäſſerte Gerſten- und Kornfelder. Unterirdiſch fließt das Waſſer das ganze Jahr und deshalb fehlt es nirgends an

Wüſtenlandſchaft zwiſchen El Bahariat und Tumiat.

Brunnen, der Lauf des Waſſers iſt genau durch den feuchten Sand und durch die dichten Tamariskenbüſche bezeichnet. Zahlreiche Entenſchaaren, Tauben, Sperlinge, Lerchen und andere Vögel beleben das Flußthal, Gazellen und Antilopen tummeln ſich in Sehweite vor uns, unſeren Weg kreuzen oft ganze Schwärme von Springmäuſen, des Nachts hören wir, mehr als es für unſere Ruhe erträglich, das Geheul der Schakale und Hyänen. Dieſer fruchtbare Landſtrich am Ued Ghir erreicht etwa 100 Kilometer nördlich von Igli, im Gebiete der Tumiat ſeine größte Breite. Nördlich dieſer Stelle treffen wir einen Bahariat genannten Ort, deſſen Eroſionserſcheinungen uns als ſprechende Beweiſe des einſtigen Waſſerreichthums der Sahara in Erſtaunen ſetzen. Der Name Bahariat oder „die kleinen Meere“ rührt von der

ungeheuren Fläche her, welche die Gewäſſer des Fluſſes an dieſer Stelle einnehmen. Auf eine Breite von 10 Kilometer und eine Länge von wenigſtens 25 Kilometer bewäſſert ein ausgedehntes Netz von Canälen und Flüſſen große, mit Getreide bewachſene Flächen, die Tamarisken, welche, jeden anderen Baum ausſchließend, auf dieſem Gebiete in ſolcher Menge wachſen, daß ſie an einzelnen Stellen förmliche Wälder bilden, liefern mit ihrem Holze das Material zu den Bewäſſerungs-Canälen, welche ſich nach allen Richtungen hin erſtrecken; die in dieſer kräftigen Vegetation vorkommenden Lichtungen ſind alle bebaut, ausgenommen die Mitte des Thales, in welcher ſich eine Kette hoher Sanddünen hinzieht. Die Aufnahme und Erforſchung dieſes intereſſanten, am Nordſaume der eigentlichen Wüſte liegenden Gebietes iſt das Werk einer militäriſchen Expedition der Franzoſen, welche im März bis Mai 1870, unter der Leitung des General de Wimpffen, bis hierher vordrang, um den Stamm der Dui Menia, der das Thal des Ued Ghir bewohnt, für die Unterſtützung der von Frankreich abtrünnigen Stämme der algeriſchen Sahara und der unternommenen räuberiſchen Einfälle zu beſtrafen. Dieſe Dui Menia, auch von Rohlfs als ein wegen ſeiner Räubereien und ſeines Wortbruches bekannter Araberſtamm, ſind die mächtigſten und einflußreichſten, auch wohlhabendſten der ganzen öſtlichen marokkaniſchen Sahara. Mit ihren Familien, Heerden und allen Reichthümern um die Dünen des vorhergeſchilderten Ortes gruppirt, glaubten die Dui Menia, beſchützt durch den eben hochgehenden Fluß und die dadurch gefüllten Canäle, von den Tamarisken gedeckt, deren Undurchdringlichkeit noch durch hohe Büſche von Getaff vermehrt wird, voll Vertrauen auf ihre Zahl und ihre Poſition, welche jederzeit den Angriffen der eingebornen Armeen widerſtanden hatte, auch den Franzoſen trotzen zu können. Das ihnen von der Colonne gelieferte Gefecht brachte ſie aber bald in die vollſtändigſte Verwirrung und mußten ſie ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Den ſchärfſten Contraſt zu dieſer fruchtbaren und landſchaftlich charakteriſtiſchen Thalgegend bietet der Weg, den wir, um nach Tafilet zu gelangen, vom Ued Ghir aus einſchlagen müſſen. Faſt unmittelbar im Weſten des Flußthales, das wir etwa 50 Kilometer nördlich von Igli verlaſſen, ſteigen wir auf eine Hammadafläche, die ſich 80 Kilometer weit nach Weſten,

über fünf Tagereisen von Norden nach Süden erstreckt. Die Einförmigkeit der Gegend auf dieser Hammada, deren Tafilet zugekehrter Weststrand circa 800 Meter über dem Niveau der Oase liegt, sich aber nach Osten zum Ued Ghir allmälig abdacht, ist durch nichts unterbrochen, so weit das Auge auch schauen mag, nicht der geringste Höhenzug, nicht ein Baum oder Strauch ist zu erspähen. Der harte, feste Boden ist mit scharfen kleinen Steinen bedeckt, die das Gehen unerträglich machen und das beste Schuhwerk in kurzer Zeit zerstören. Ist es noch dazu Sommer, tritt die unerträgliche Hitze, die Mittags 40° Celsius im Schatten, 60° aber in der Sonne beträgt, der unersättliche Durst dazu, so läßt es sich begreifen, wenn Rohlfs erzählt, daß er mehr als 10 Liter Wasser im Tage consumirte und am Abende vor Erschöpfung, auf den spitzigen Steinen lagernd, trotzdem in tiefen Schlaf verfiel. Diese Hammada fordert so wie das Meer alljährlich ihre Opfer, und mehr als ein Reisender mußte hier Unachtsamkeit mit den Wasserschläuchen mit dem Leben bezahlen.

Nach dreitägiger mühseliger Wanderung steigen wir über den steilen Weststabfall der Hammada in eine vom Ued Schibbi durchzogene steinige Ebene hinab und erreichen endlich die Oase Tafilet, deren großer Palmenwald uns schon aus weiter Entfernung neuen Muth zur Ueberwindung des schwierigen Weges einflößt; je näher wir dem Hauptorte der Oase, Abuam kommen, desto deutlicher vernehmen wir das Getöse des Marktes. Als erster Europäer zog im Jahre 1828, von Timbuktu kommend, der französische Reisende René Caillié, als Maure verkleidet, in Tafilet ein, er erhielt erst in Gerhard Rohlfs einen Nachfolger, welcher 1862, nachdem er die südlichen Provinzen von Marokko und die Oasen des Ued Draa besucht, in Abuam eintraf. Zwei Jahre später, 1864, begrüßte er nach einer kühnen That, der Uebersteigung des großen Atlasgebirges im Tisint el Rint-Paß, in 2589 Meter Seehöhe gelegen, neuerdings die Oasen von Tafilet, diesmal aber als Scherif von Uesan reisend. Die Eingebornen Tafilets äußerten über die Kühnheit des Reisenden bewunderndes Entsetzen, denn sie selbst wagen es nur in Caravanen von 1000—2000 Personen den Atlas zu übersteigen. Seither hat wieder kein Europäer seinen Fuß in dieses interessante Randgebiet der großen Wüste gesetzt.

So wie Tuat hat auch Tafilet eine weitere und engere Bedeutung. Im weiteren Sinne bezeichnet man unter Tafilet alle jene Oaſen, die der Ued Sis von ſeinem Austritte aus dem Atlasgebirge an bis zur Daya el Daura im Süden der eigentlichen Oaſe Tafilet bildet, und unter welche Mdaghra, Ertib, Tiſſimi Uled Sahra und Tafilet ſelbſt gehören. Im engeren Sinne bezeichnen die Eingebornen aber nur die letztgenannte Oaſe. Südlich von Tiſſimi liegend, wird dieſelbe von mehreren Flüſſen genährt, deren hauptſächlichſter der oft genannte Sis iſt; der zweitwichtigſte iſt der vom weſtlichen Gebirge kommende Ued Chriß, der ſich ebenfalls in die Daya el Daura ergießt. Die Oaſe iſt faſt von allen Seiten von Gebirgen umgeben, im Nordweſten tritt der Dſchebel Bellgrüll dicht an ſie heran, indem er nach Süden zu einen nach der Oaſe hin concaven Bogen beſchreibt und ſich mit dem Dſchebel Adrar verbindet, der die Oaſe im Süden begrenzt. Im Südoſten iſt die Oaſe offen. Rohlfs ſchreibt über ſeinen Aufenthalt in der Oaſe und dieſe ſelbſt: „Eine meiner erſten Pflichten ſeit meinem Eintreffen in Tafilet, dieſer großen Wüſtenoaſe, die in jeder Beziehung die wichtigſte der Sahara iſt, war, um mich in den Augen der Eingebornen als frommer Muſelman zu zeigen, die Grabſtätte Muley Aly-Scherifs zu beſuchen. Dieſer Mann, Gründer der herrſchenden Dynaſtie in Marokko und einer Linie der Schürfa, wird hier als der größte Heilige verehrt. Sein Grab liegt eine kleine Stunde ſüdöſtlich von Abuam; ein ziemlich geräumiger Dom, rechtwinkelig und inwendig faſt ohne allen Schmuck, überdacht den wie immer mit rothem Tuch überhangenen Sarkophag. Nachdem ich üblicherweiſe das Grab geküßt und eine kleine Geldgabe in den vor dem Grabe aufgeſtellten Kaſten geworfen, entfernte ich mich. Merkwürdigerweiſe iſt keine Einrichtung getroffen, um die Fremden und Pilger zu beherbergen und zu beköſtigen, was dem Beſuch viel Abbruch thut.“

Abuam, der Hauptort der Oaſe Tafilet, iſt für die ganze Wüſte der Central-Handelspunkt. Nicht nur die Waaren Algeriens und Marokko's oder die Producte Tuats und des Ued Draa, ſondern auch die des Sudan kommen hier zuſammen. Ein bunteres und belebteres Bild als der große Markt, der dreimal wöchentlich in Abuam abgehalten wird, läßt ſich kaum denken. Da das Bauholz ſelten iſt, ſo ſind ſämmtliche Buden wie auch die Häuſer der Dörfer

aus Thon in der Form eines Maulwurfhaufens aufgeführt, und gleichwie in den anderen marokkanischen Städten bilden diese Buden Straßen und jede Straße hat ihren besonderen Verkaufszweig. Links beim Eingang hat man die Krämergasse, rechts davon mündet die lange Straße der Tuch-, Seidenwaaren- und Kattunhändler, fast ausschließlich aus Kaufleuten von Fes bestehend. An die Straße der Krämer schließt sich die der Oel-, Butter-, und Seifen-Verkäufer, dann kommen die Buden der Kifta-Verkäufer, unseren Restaurants ähnlich. Weiterhin treffen wir die Waffenhändler-, Trödler-, Wollenhändler-, Schreiner-, Schusterstraße u. s. w., kurz jedes Handwerk, jede Waare hat eine eigene Straße. Dann giebt es außerdem mehrere große Plätze, wo im Freien verkauft wird, der Gemüse- und Obstplatz, der Dattelplatz, der Salzplatz, der Matten- und Teppichplatz und der Viehmarkt. Der Dattelhandel ist natürlich sehr bedeutend, denn die Tafileter Datteln sind als die vorzüglichsten in der ganzen Wüste bekannt, zuweilen geschieht es jedoch, daß in Folge Regenmangels oder übergroßer Hitze die Palmen nicht tragen, dann brechen über die Oase schlechte Zeiten an, wenn nicht die Oasen des Ued Draa aushelfen können. Andere bedeutende Handelsartikel sind Felle, die hier gegerbt und nach Fes und Tlemsen versendet werden, dann Straußenfedern und Sclaven, die vom Sudan über Tuat hierher gebracht werden; von europäischen Producten findet man ziemlich Alles auf dem hiesigen Markte. Selbstverständlich hängt der Verkehr und Umsatz des Marktes viel von den politischen Verhältnissen und der größeren oder geringeren Sicherheit der Caravanenstraßen ab, in ungünstigen Zeiten hört zuweilen in Folge häufiger Plünderungen der Caravanen fast jeder Verkehr auf. Eigenthümlicherweise werden alle europäischen Producte nach französischem Gewicht, das Retal = 500 Gramme, verkauft, auch ist das 5 Francsstück die vorherrschende Münze.

Die Bevölkerung Tafilets ist sehr gemischt, vorwiegend sind Schürfa und Araber, im Laufe der Jahre haben sich zahlreiche Berber eingedrängt, welche die Araber verjagt und ihre Ksors in Besitz genommen haben. Ueber die Zahl der Ksors in der Oase Tafilet behaupten die Eingebornen, daß die Oase so viele Ksors als das Jahr Tage habe, Rohlfs nennt jedoch diese Angabe übertrieben und nimmt an, daß sich in Tafilet 150 Ksors mit einer

Bevölkerung von 100.000 Seelen befinden. In Tracht, Wohnung und Gebräuchen gleichen die Bewohner jenen der übrigen Wüstenoasen, die gesellschaftlichen Verhältnisse sind jedoch die traurigsten; die einzelnen Ksors sind in beständiger Feindschaft und immer auf dem Kriegsfuß. Der Sultan, dessen Regierung in Rissaui, einem Ksor, der einen Steinwurf nordöstlich von Abnam liegt, installirt ist, hat keine Macht, seine Autorität beschränkt sich eben nur auf den Ksor, in welchem er residirt. An den Thoren jedes Ksors befindet sich eine beständige Wache unter Gewehr und die zahlreichen zerstörten Dörfer sprechen laut genug von dem kriegerischen Geiste der Eingebornen. Im Westen von Rissaui stoßen wir auf ein großes Ruinenfeld, das den Namen Amra trägt. Rohlfs konnte nicht erfahren, zu welcher Zeit die Stadt, die einst diese Fläche bedeckte, zerstört wurde, mehr als 100 Jahre dürfte es jedoch kaum sein, denn der Reisende fand an der Moschee noch aufrechtstehende Wände und Bögen, ebenso das hohe Minaret erhalten. Dieser Kriegszustand wird einerseits durch die Berberstämme, welche noch immer aus der Wüste oder von den Abhängen des Atlas in die Oase einbrechen und sich der Sitze der Araber bemächtigen, andererseits durch den Neid und die Scheelsucht hervorgerufen, mit welcher ein Ksor den anderen seines Handels wegen betrachtet. In religiöser Hinsicht sind die Abuamer fanatische Mohamedaner, ein Beweis dafür mag es sein, daß sie Rohlfs auf seiner ersten Reise aufgriffen und ihn untersuchten, ob er den Vorschriften des Islam gemäß beschnitten sei, eine an ihm früher nothwendig gewordene Phimosis-Operation rettete ihn vor dem sicheren Tode. Selbst während seines zweiten Aufenthaltes, obwohl er als Scherif von Uesan reiste, mußte sich Rohlfs allerlei Verdächtigungen gefallen und sich sogar sagen lassen, daß die Medicin wohl Nebensache bei seinen Reisen sei und er wesentlich hierher gekommen, um das Land auszuforschen und es den Christen mitzutheilen.

Die Oase erzeugt vorwiegend Datteln, für die übrigen Früchte mangelt im Sommer das nöthige Wasser. Bei einer geregelten Regierung würde der Ued Sis auch im Sommer bis zur Oase seine Wasser führen, so aber schneiden die oberen Oasen das Wasser ab und nur im Frühjahre nach starkem Winterregen wird die ganze Oase, welche 372 Meter hoch über dem Meere liegt, unter Wasser gesetzt. Die Wasser sammeln sich in der schon

früher genannten Sebcha, welche im Süden Tafilets liegt, im Sommer jedoch austrocknet. In den Palmenwäldern und Ksors fällt uns in der Thierwelt der Oase ein reizender, der Canarien-Familie angehörender Vogel auf, der in allen Oasen südlich des großen Atlas heimisch sein soll. Er wird von den Eingebornen Bu-Schamm (Vater des Fettes) genannt, sein Gefieder ist braunroth, Kopf, Schwanz und Flügelspitzen blaugrau, der Gesang ist jener des Canarienvogels.

Wenden wir uns nun von Abuam nördlich und statten wir den anderen Ksors des Oasenarchipels unseren Besuch ab. Uns zunächst liegt inmitten reizender Gärten Uled Matala, ein Ksor der Oase Tissimi, durchaus von Arabern bewohnt, oberhalb der Oase stoßen wir auf zwei Schlösser, welche beständig mit Wachmannschaft versehen sind, die darüber zu wachen hat, daß der Feind das Wasser des Ued Sis nicht abschneide. Weiter finden wir Dueŕa, einen Ksor, der geographisch zur Oase Ertib gehört, sich aber politisch davon scheidet, die Eingebornen betrachten das umliegende Gebiet als ein Land für sich. Hier endet die Thalrinne, die der Sis bildet, und öffnet sich die Gegend zur weiten Tafileter Ebene, indem das Plateau, vor dem wir stehen, sich östlich in einem großen halbbogenförmigen Kreise zurückzieht. Die folgende Gegend von Dueŕa bis zur Oase Ertib hatte zur Zeit, als Rohlfs 1864 sie besuchte, ein trauriges Aussehen, die Felder waren verwüstet, die Wasserleitungen zerstört, die Ksors überall von außen stark verbarrikadirt, die Obstbäume umgehauen, nur die Palme, die respectirt wurde, erhob traurig ihr Haupt über diese öden Flächen, wo die Menschen seit zwei Monaten um ein Nichts sich täglich erwürgten. Zu beiden Seiten des Ued Sis stoßen wir auf der Weiterreise auf zwanzig Ksors, welche die Oase Ertib bilden. Der bedeutendste dieser Ksors ist Sregat, er stellt über 1200 bewaffnete Männer und dreimal wöchentlich wird hier ein ansehnlicher Markt gehalten. Die Bevölkerung der Oase besteht aus den berberischen Ait Atta, die vor etwa 100 Jahren vom Ued Draa hereinbrachen und sich der Oase bemächtigten. Unter ihnen wohnen 200 Juden-Familien, welche in den einzelnen Ksors in abgesonderten Quartieren, der sogenannten Judenmilha, wohnen, ihr Loos ist kein leichtes und freudiges, denn ohne Rechte und Schutz, sind sie allen Quälereien und Vergewaltigungen der Berber und Araber

preisgegeben. In Sitte und Tracht gleichen die Ait Atta den Arabern. Die Weiber kleiden ſich vorzugsweiſe in einen dunkelblauen Haïk aus grobem Kattun, der über Fes aus England eingeführt wird, ihr Haar durchflechten ſie mit vielen Silber- oder Kupferketten, an Armen wie an den Füßen tragen ſie große ſilberne oder kupferne Ringe. Alle, auch die vornehmen, gehen unverſchleiert und lieben es, ſich im Geſichte zu tätowiren. Die Männer ziehen auch hier die bunten Trachten vor, im rechten Ohre tragen die unverheirateten jungen Männer einen ſchweren ſilbernen Ring, der ihr Ohr oft bis auf die Schulter herabzieht. Sie ſind tapfer, ſtolz, jedoch diebiſch, habſüchtig und ohne Wort und Treue wie die Araber.

Dicht am Fuße des hohen Randgebirges, das zum Atlasgebirge parallel laufend, die Hochebene der Steppen-Region von der Wüſte ſcheidet, liegt endlich die Oaſe Mdaghra, eine der glücklichſten, bevölkertſten und reichſten Oaſen der Sahara. Ueber vierzig Kſors liegen längs des Fluſſes Ued Sis, theilweiſe in einem großen Palmenwalde verborgen. Die Oaſe bringt Alles hervor, was der Menſch wünſchen kann, vor Allem vorzügliche Datteln, Oel, Wein, Aprikoſen, Pfirſiche, Pflaumen und andere Früchte der Mittelmeer-Flora. Wir ſind in Mdaghra an der Nordgrenze Tafilets und zugleich auch der Wüſte angelangt und wollen nun, bevor wir definitiv nach Süden, nach der großen Wüſtenmetropole Timbuktu aufbrechen, noch jenem Theile der nördlichen Sahara einen Beſuch abſtatten, welcher ſich zwiſchen El Aruat und Mdaghra ausdehnt, und vorzüglich der Oaſen der Ulad Sidi Scheikh, des uns ſchon vielfach bekannten Stammes und religiöſen Ordens, und Figigs wegen unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Wir kehren zu dem Zwecke nach Abuam zurück und brechen mit einer nach Tlemſen rückkehrenden Caravane nach Nordoſten auf.

Nach zwei Tagereiſen erreichen wir die Oaſe Boanan. Auch Rohlfs beſuchte im Jahre 1862 auf ſeiner Reiſe von Tafilet nach Géryville die Oaſe und wurde vom Scheikh der Oaſe, Thaleb Mohamed ben Abd-Allah, ſehr gaſtfreundlich aufgenommen. Zehn Tage lang war er ſein Gaſt und aß mit ihm aus einer Schüſſel. Den Berichten ſolcher Reiſenden vertrauend, die nur einen oberflächlichen Blick in das Leben der Mohamedaner geworfen haben und erzählen, wer mit einem Muſelman aus einer Schüſſel gegeſſen habe, werde

für heilig und unverletzlich gehalten, vertrauend, beging er die Unvorsichtigkeit, eines Tages sein Geld sehen zu lassen. Von dem Augenblicke an war aber bei dem Scheikh der Ulad Boanan der Entschluß gefaßt, den Reisenden zu ermorden. Mit einem Führer, den der treulose Scheikh Rohlfs aufgedrungen, verließ der Reisende Abends die Oase, um nach der Oase Kenatsa zu ziehen.

Nach kurzem Marsche lagerte der kleine Zug und der Führer beeilte sich, ein helles und hochloderndes Feuer anzumachen, um seinem Herrn den Ort zu zeigen, wo der Christenhund lagere. Rohlfs und sein Diener waren bald eingeschlafen. Doch bald erwachte der Reisende unter der Detonation eines Schusses und sah den Scheikh der Oase Boanan dicht über sich gebeugt,

Oase Figig.

die rauchende Mündung seiner langen Steinschloßflinte auf seine Brust gerichtet. Rohlfs fühlte seinen linken Oberarm zerschmettert; im Begriffe, mit der Rechten seine Pistole zu ergreifen, hieb ihm der Scheikh mit dem Säbel die rechte Hand auseinander. Rohlfs sank darauf, durch den Blutverlust ohnmächtig, zusammen, sein Diener rettete sich durch die Flucht. Als Rohlfs den folgenden Morgen zu sich kam, fand er sich mit neun Wunden bedeckt allein, denn als er schon bewußtlos lag, hatten diese Unmenschen noch auf ihn geschossen und gehauen; sein Geld und seine Reisegeräthe waren verschwunden. In dieser hilflosen Lage blieb Rohlfs zwei Tage und zwei Nächte, eine gefährliche Situation, denn der Reisende konnte von Hyänen und Schakalen leicht angefallen und lebendig verzehrt werden. Endlich am dritten Tage kamen zwei Marabuts von der

nahen kleinen Sauya Hadschui. Sie hatten eiserne Haken auf den Schultern, um den Todtgeglaubten zu beerdigen, beeilten sich aber, als sie Rohlfs lebend fanden, ihn zu retten und brachten ihn nach der Sauya, woselbst er im Hause des Scheikhs der kleinen Oase die uneigennützigste und sorgsamste Pflege fand. Rohlfs kann nicht genug die großmüthige und gastfreundliche Art rühmen, mit der sowohl der Scheikh, Sidi Laschmy ist sein Name, sowie seine Frau ihn während des ganzen zweimonatlichen Aufenthaltes pflegten. Dabei waren die Leute so arm, daß sie nicht einmal Weizen und Butter hatten, beides aber auf Gemeindekosten von einer anderen Oase holen ließen, um dem Verwundeten eine angenehmere und leichtere Kost zu gewähren. Endlich nach langem Schmerzenslager war Rohlfs soweit hergestellt, um seine Weiterreise über Kenatsa und Figig nach Géryville antreten zu können, woselbst er im Hospital der Garnison bis zur gänzlichen Genesung auf das liebevollste gepflegt wurde.

Vollständig waren seine Wunden erst 1868 geheilt, nachdem Rohlfs stets mit offenen Wunden die Reise von Tripoli nach dem Tschadsee und Lagos, wie auch die Expedition nach Abessinien gemacht hatte. Auf der Strecke zwischen der Oase Boanan und Kenatsa finden wir Blei- und Antimon-Minen, welche die Beni Sithe bearbeiten. Kenatsa ist auf eine weite Entfernung hin von sandigem Boden umgeben, der jeglicher Vegetation entbehrt und an gewissen Punkten den Charakter einer mit einer weißlichen Decke überzogenen Sebcha annimmt; dieser Umstand verleiht der Oase das strenge Gepräge, welches diesem heiligen Orte entspricht, denn Kenatsa ist eine heilige, im ganzen Gebiete berühmte Sauya. Der Stifter des Ordens lebte im 11. Jahrhundert, und sein Name, das traditionelle Andenken an ihn, schützt den Ort, der weder Thore noch eine Mauer hat. Der Orden Sidi Mohamed Bu Sian steht in der ganzen Gegend im hohen Ansehen und seine Marabuts und Tholbas erhalten reichliche Geschenke.

Schon bald nachdem wir Tafilet verlassen haben, nimmt die Landschaft einen von der eigentlichen Wüste verschiedenen, abwechslungsreichen Charakter an, wir treffen alle Tage hinreichendes Wasser, Brunnen und Ortschaften, die anfänglich von den Dui Menia, von Kenatsa nordwärts von den Beni Gil und Dscherir bevölkert werden. Eine ganze Reihe von

fruchtbaren Oasen liegt zwischen dem Ued Ghir und dem Dschebel Lackhdar, dem nördlichen Randgebirge; so inmitten eines steinigen und von Wasserläufen durchsetzten Terrains die Oasen Bu Kaïs, Mughöl und Sefisifa, von den Beni Gil bewohnt, so die Oase Aïn Chaïr, welche den meisten Nomaden von Süd-Marokko als Hauptmagazin dient. Bewohnt von einer energischen und unruhigen Bevölkerung, bildet sie den Actionsherd des oberen Ghirthales, wie Figig es für den Ued Susfana ist, und steht gleich den anderen Oasen dieser Gegend unter der religiösen Herrschaft des Marabut von Kenatsa, welcher die Chefs der Ksors jährlich ernennt. Aïn Chaïr heißt Gerstenquelle, und diesen Namen führt die Oase mit Recht, denn sowohl in der Oase als auch in der Umgegend wird viel Gerste gebaut und geerntet. Die Dattelpflanzungen hüllen den Ksor fast ganz ein, zwei reichlich fließende Quellen gewähren der ganzen Cultur ein sicheres Gedeihen. Die hervorragende Rolle, welche die Oase in der ganzen, Dahar genannten Gegend spielt, legt dem Ksor die Verpflichtung auf, ernstlich an seine Vertheidigung zu denken, eine gut in Stand gehaltene Ringmauer, von Thürmen flankirt, beschützt die Unabhängigkeit seiner Bewohner. Im Jahre 1870 wurde die Bevölkerung indessen vom General de Wimpffen für ihre Wühlereien und räuberischen Einfälle auf algerisches Gebiet empfindlich gezüchtigt.

Je näher wir uns dem in seinen einzelnen Zügen im Allgemeinen von Südwesten nach Norden laufenden Gebirge nähern, desto eigenthümlicher, wilder durcheinander geworfen wird das Gepräge der Gegend. Hier stoßen wir auf mehrere aufeinander folgende felsige Höhenzüge, welche von Südwest nach Nordost parallel verlaufen und zwischen sich kleine Ebenen lassen, nur wenige und steile Uebergänge führen aus einer in die andere, auf welchen Schih und andere Wüstenpflanzen in großer Menge wachsen; dort blickt das Auge befremdet auf eine aus der einsamen Ebene aufsteigende Felsenmasse, welche in der Form einer ungeheuren Basilika ähnelt, deren Schiff und vorspringende Spitze sich vom Himmel abheben, anderwärts wieder glauben wir senkrecht aus der Ebene eine Kirche mit daneben stehendem Thurme aufsteigen zu sehen, es ist aber wie die erste Erscheinung eine Gara, der Rest eines mitten in der ausgedehnten Ebene stehen gebliebenen kleinen Plateau's, das durch den Zahn der Zeit und das

nahen kleinen Sauya Hadschui. Sie hatten eiserne Hak
um den Todtgeglaubten zu beerdigen, beeilten sich aber
fanden, ihn zu retten und brachten ihn nach der Sau
des Scheikhs der kleinen Oase die uneigennützigste
fand. Rohlfs kann nicht genug die großmüthige
rühmen, mit der sowohl der Scheikh, Sidi Lasch
seine Frau ihn während des ganzen zweimona
Dabei waren die Leute so arm, daß sie nicht
hatten, beides aber auf Gemeindekosten von
um dem Verwundeten eine angenehmere
Endlich nach langem Schmerzenslager war
seine Weiterreise über Kenatsa und Figig
woselbst er im Hospital der Garnison
das liebevollste gepflegt wurde.

Vollständig waren seine Wund
stets mit offenen Wunden die Reis
Lagos, wie auch die Expedition nach
zwischen der Oase Boanan und Ken
welche die Beni Sithe bearbeiten
von sandigem Boden umgeben, de
Punkten den Charakter einer
annimmt; dieser Umstand
diesem heiligen Orte entsp
Gebiete berühmte Sauya
hundert, und sein Name,
der weder Thore noch ei
steht in der ganzen
Tholbas erhalten
Schon bald
nen von
an,
dö
Butter, Oel, Felle, Wolle, Schafe, Ziegen und

hafür Pulver, das hier in besonderer Güte (nach
rzeugt wird, Kleidungsstücke, Datteln, Waffen und

gen, engen Schluchten, abwechselnd mit
en oder nackten, steinigen Hammada-
zu durchziehen haben, bis wir

Géryville. (Vom Verfasser nach der Natur aufgenommen.)

Géryville, den südlichsten französischen Posten in der Provinz Oran, erreichen. Dieses stark coupirte Terrain ist denn auch die Heimat der Hyänen, Schakale, Gazellen und Antilopen, auf unserer Wanderung huscht es alle Augenblicke wie ein grauer Nebel vor unseren Augen, es sind die hier in Unzahl lebenden Wüstenspringmäuse.

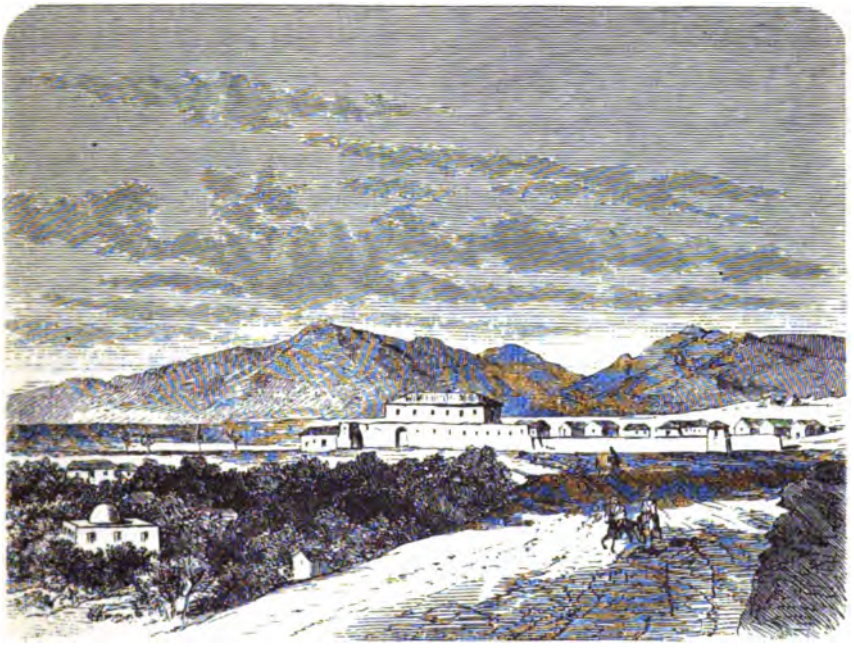
Trotz ihrer Häufigkeit gewahrt man die schmucken Geschöpfe ziemlich selten in Ruhe. Man kann nicht gerade sagen, daß sie sehr scheu wären;

Wetter die wunderbarsten Formen angenommen hat. Im Frühjahre unter dem Einflusse des Regens und der noch verhältnißmäßig milden Temperatur sind die Ebenen und Thäler dieser Gebirgsregion mit einer Flora bedeckt, von deren Mannigfaltigkeit und Farbenreichthum wir uns keine Vorstellung machen können, weit ausgebreitete Arten kleiden sich in die lebhaftesten Farben und hauchen die angenehmsten Wohlgerüche aus. Doch unter dem farbenreichen Teppich lauert ein gefährlicher Feind, die gehörnte Viper, deren Anblick schon den Arabern Schrecken einjagt. An sandigen Stellen wächst eine Art weißer Trüffel, die man Terfes nennt, sich im Geschmacke der Kartoffel nähert und in dieser Gegend die wichtigste Nahrungspflanze bildet, da sie im Frühlinge in großer Menge gedeiht.

Am vierten Tage nach unserem Aufbruche von Kenatsa taucht, von mächtigen Bergen umrahmt, vor uns die große Oase Figig auf, deren dichte Palmenwälder uns ein höchst malerischer und erfreulicher Anblick sind. Es ist die letzte Oase nach dem Norden zu, deren Datteln noch ihrer Güte wegen gesucht werden. Figig ist kein Ort oder Stadt, sondern eine drei bis vier Stunden im Umfange haltende, sehr fruchtbare Oase mit zehn Ksors, die alle befestigt sind, je von einem Marabut selbstständig verwaltet werden und fast fortwährend in Feindseligkeiten mit den auswärtigen Ortschaften oder unter sich selbst sind. Obwohl die Oase keinen regelmäßigen Tribut zahlt, erkennt sie doch die Oberhoheit des Kaisers von Marokko an, und obwohl nur einen Tagemarsch von der französischen Grenze gelegen, war es bisher noch keinem Franzosen möglich, die Oase selbst zu besuchen. Rohlfs durchzog sie auf seiner Reise im Jahre 1862. Diese zehn Ksors, von welchen Snaga der Hauptksor ist, und unter welchen zwei durch ihren Namen Hammam (heißes Bad) die Existenz heißer Heilquellen in der Oase verrathen, sind ebenso wie die Palmengärten von einer 2 Meter hohen crenelirten und von Thürmen flankirten Wallmauer umgeben. Außerhalb dieser Mauer liegen noch einige isolirte Ksors, welche indessen zur Oase zählen. Die Gesammtbevölkerung der Oase darf auf 12—15.000 Seelen geschätzt werden, welche 2500 Mann in's Feld stellen können. Die Oase producirt außer der Dattel sämmtliche Früchte der Mittelmeer-Zone und unterhält einen sehr lebhaften Handel; die algerischen Stämme bringen Butter, Oel, Felle, Wolle, Schafe, Ziegen und

Getreide, und holen dafür Pulver, das hier in beſonderer Güte (nach arabiſcher Werthſchätzung) erzeugt wird, Kleidungsſtücke, Datteln, Waffen und Sclaven.

Es iſt ein Labyrinth von Bergen, engen Schluchten, abwechſelnd mit leichtgewellten von Halfa überſäeten Ebenen oder nackten, ſteinigen Hammadaflächen, das wir, unſere Reiſe fortſetzend, zu durchziehen haben, bis wir



Géryville. (Vom Verfaſſer nach der Natur aufgenommen.)

Géryville, den ſüdlichſten franzöſiſchen Poſten in der Provinz Oran, erreichen. Dieſes ſtark coupirte Terrain iſt denn auch die Heimat der Hyänen, Schakale, Gazellen und Antilopen, auf unſerer Wanderung huſcht es alle Augenblicke wie ein grauer Nebel vor unſeren Augen, es ſind die hier in Unzahl lebenden Wüſtenſpringmäuſe.

Trotz ihrer Häufigkeit gewahrt man die ſchmucken Geſchöpfe ziemlich ſelten in Ruhe. Man kann nicht gerade ſagen, daß ſie ſehr ſcheu wären;

aber sie sind unruhig und furchtsam und eilen bei dem geringsten Geräusche und Sichtbarwerden eines fremden Gegenstandes schleunigst nach ihren Löchern. Auch fallen sie nur in geringer Entfernung in's Auge, weil ihre Färbung der des Sandes vollständig gleicht, und man ziemlich nahe herankommen muß, ehe man sie bemerkt, während ihre scharfen Sinne ihnen die Ankunft des Menschen schon auf große Entfernung hin wahrnehmen lassen. Wohl darf man sagen, daß es schwerlich ein anmuthigeres Geschöpf geben kann, als diese Springmäuse. So sonderbar und scheinbar mißgestaltet sie aussehen, wenn man sie todt in der Hand hat oder regungslos sitzen sieht, so zierlich nehmen sie sich aus, wenn sie in Bewegung kommen. Erst dann zeigen sie sich als echte Kinder der Wüste, lassen sie ihre herrlichen Fähigkeiten erkennen. Ihre Bewegungen erfolgen mit einer Schnelligkeit, welche geradezu an's Unglaubliche grenzt; sie scheinen zu Vögeln zu werden. Bei ruhigem Gange setzen sie ein Bein vor das andere und laufen sehr rasch dahin, bei großer Eile jagen sie in Sprungschritten davon, welche sie so schnell fördern, daß ihre Bewegung dann dem Fluge eines Vogels gleicht; denn ein Sprung folgt so rasch auf den anderen, daß man kaum den neuen Ansatz wahrnimmt. Dabei tragen die Springmäuse ihren Leib weniger nach vorn übergebeugt als sonst, die Hände mit den Krallen gegeneinander gelegt und nach vorn gestreckt, den Schwanz aber zur Erhaltung des Gleichgewichtes gerade nach hinten gerichtet. Wenn man das Thier aus einiger Entfernung laufen sieht, glaubt man einen pfeilartig durch die Luft schießenden Gegenstand zu gewahren. Kein Mensch ist im Stande, einer im vollen Laufe begriffenen Springmaus nachzukommen, und der sicherste Schütze muß sich zusammennehmen, will er sie im Laufe erlegen. Sogar in einem eingeschlossenen Raume bewegt sich das zierliche Thierchen noch so schnell, daß ein Jagdhund es kaum einholen kann.

Fühlt sich die Springmaus ungestört und sicher, so sitzt sie aufrecht auf dem Hintertheile wie ein Känguru, oft auf den Schwanz gestützt, die Vorderpfoten an die Brust gelegt, ganz wie Springbeutelthiere es auch zu thun pflegen. Sie weidet in ähnlicher Weise wie Kängurus, doch gräbt sie mehr als diese nach Knollen und Wurzeln, welche wohl ihre Hauptnahrung zu bilden scheinen. Außerdem verzehrt sie mancherlei Blätter, Früchte und

Halfa-Ebene.

Samen, ja sie soll selbst Aas angehen oder wenigstens den Kerbthieren gierig nachstellen.

Die Araber stellen ihnen, weil sie das Fleisch genießen und ziemlich hoch schätzen, eifrig nach und fangen sie ohne sonderliche Mühe lebendig, oder erschlagen sie beim Herauskommen aus den Bauen. Ihre Jagdweise ist sehr einfach. Sie begeben sich mit einem langen und starken Stocke nach einer Ansiedelung der Springmäuse, verstopfen den größten Theil der Röhren und graben nun einen Gang nach dem anderen auf, indem sie ihren starken Stock in den Gang stecken und die Decke aufbrechen. Die geängstigten Wüstenmäuse drängen sich nach dem innersten Kessel zurück oder fahren durch eine Fluchtröhre nach außen und dann in ein vorgestelltes Netz oder selbst einfach in den Aermel des Obergewandes, welches der Araber vorgelegt hat.

Im Jahre 1853 an der Stelle eines in Ruinen zerfallenen Ksors gegründet, erhielt Géryville seinen Namen nach dem Obersten Géry, welcher der Erste 1845 an der Spitze französischer Truppen in dieser Gegend erschienen war, um den Scheikh und Mokaddem der Ulad Sidi Scheikh, Sidi Hamsa, einen der mächtigsten Bundesgenossen Abd el Kader's, zu bekämpfen. Sidi Hamsa selbst wurde sieben Jahre später (1852) gefangen genommen und nahm die französische Investitur als Khalif der Ulad Sidi Scheikh an, ihm selbst wurde in den Gärten der neugegründeten Niederlassung ein im mauriſchen Style gehaltenes Haus gebaut. Inmitten einer allseitig von Bergen, im Süden von der durchschnittlich 1200 Meter über der Ebene erhobenen Kette des Dschebel Ksel umrahmten Arena liegt auf einer leichten Bodenwelle das Fort, um welches sich die wenigen Häuser der hier angesiedelten Europäer, die Lagerbaracken der Truppen und die Zelte der nomadisirenden Stämme gruppiren. Der Boden dieser Arena ist bis zu den Bergen im Süden nackte, leichtgewellte, mit kleinem Gerölle bedeckte Hammada, nur hie und da von spärlichen Halfabüschen unterbrochen. Im Westen des Forts durchschneidet eine enge, im Frühjahre von mächtigen Wassermassen angefüllte Schlucht, der Ued El Biod, die Ebene unmittelbar im Norden von Géryville, ein höchst romantisches, gewundenes Defilé bildend, das auf das Steppenplateau der Schottregion mündet. Wenige Schritte vom Fort entspringen zwei reiche Quellen, welche ein köstlich frisches und süßes Wasser liefern und zur

Bewässerung der Gartenanlagen verwendet werden. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit Géryville's sind die zahlreichen Lager conchylienführender marmorähnlicher Gesteine; in der ganzen Umgegend des Forts stößt man auf Steine, welche Muscheln umschließen, oder geschliffen die zartesten Zeichnungen von Pflanzenabdrücken zeigen.

In der Erforschungsgeschichte der algerischen Sahara spielt Géryville eine bedeutende Rolle, denn im Zeitraume vom Jahre 1853—70 gingen von hier nicht weniger als dreizehn größere militärische Expeditionen der Franzosen aus, welche auch der Wissenschaft fruchtbringend wurden, indem durch einzelne gebildete und verdienstvolle Officiere, wie Oberst Colonieu, General Colomb, General Daftugue, Capitän Burin und de la Ferronay und unter Mitwirkung eines für die Erforschung der algerischen Sahara überaus verdienten Geologen, Dr. Marès, ein Gebiet der Erdkunde erschlossen wurde, das bis weit über die marokkanische Grenze nach Westen und bis zum Oasengürtel Tuat nach Süden reichend, mehr als 150.000 Quadratkilometer Fläche bedeckt, einen großen Theil der Areg-Region umfaßt und in hydrographischer, orographischer und landschaftlicher Hinsicht zu den interessantesten der ganzen nördlichen Sahara gehört.

Wenn uns von Tafilet bis Figig die Vegetation der Gegend nur vereinzelt den Anblick des Halfa gestattete, da dieses südlich des äußersten Randgebirges und des ihm vorgelegenen Oasengürtels hauptsächlich durch Drin und Schih verdrängt wird, so sind wir jetzt hingegen in der eigentlichen Heimat des Halfa. Auf den leichtgewellten Ebenen des Hochplateau's, das bei Géryville 1307 Meter über dem Meere liegt, in allen Wadis und in allen Thalebenen, welche sich zwischen den wildzerklüfteten Bergen des Dschebel Ksel und Dschebel Ksan hinschlängeln, sprießt, so weit das Auge reicht, das schilfartig in die Höhe starrende Halfa, einem wogenden, gelbgrauen Meere gleich, wenn der Wind leicht darüber hinzieht. Wir könnten uns in eine Prairie versetzt glauben, denn unabsehbar reiht sich auf kleinen Erdhöckern ein Büschel an das andere (das Halfa bildet nie eine einheitliche, gleichmäßige Grasfläche) und wie Menschenhaar wehen die dichten Büschel unter dem Hauch des Luftzuges. Betrachten wir diese Flächen im Spiegel der Beleuchtung, so entfaltet die an und für sich einförmige Landschaft

einen seltenen Reiz. Der Flug der Wolken, die bald ihre Schatten über einen Theil der Ebene werfen, um gleich darauf weiter ziehend, die Fläche in einer Lichtfluth erscheinen zu lassen, bringt die phantastischesten Abwechslungen in den Tinten hervor, die sich auf der wogenden Steppe malen. Für die algerische Colonie sind die Halfaflächen ein wahrer Segen, eine reiche Einnahmsquelle, denn abgesehen davon, daß das Halfa auf dem Steppenplateau das einzige Brennmaterial und auf weite Strecken hin das einzige Viehfutter bildet, wird es in jährlich wachsenden Quantitäten (mehrere Millionen Kilo) zur Papier-Fabrikation nach England ausgeführt.

Wir haben mit Gérhville bereits den Nordrand der Wüste überschritten und kehren daher über das Randgebirge des Dschebel Kfel, in welchem uns der Dschebel Bu Derga als dominirender Punkt lange Zeit in Sicht bleibt, nach dem Süden, nach der Areg-Region zurück. Obwohl fast unter derselben geographischen Breite gelegen wie El Aruat, ist Gérhville in Folge der von Südwest nach Nordost verlaufenden Kammlinie der Randgebirge am inneren Rande, El Aruat aber am äußeren Fuße dieses Gebirges gelegen. Um in den mit El Aruat correspondirenden Oasengürtel zu gelangen, müssen wir eine mehr als 50 Kilometer breite Zone wilder Berglandschaften durchkreuzen und finden endlich am Südabhange dieses Berglandes eine Reihe von blühenden Oasen, wie El Maïa, Bresina, El Abiod Sidi Scheikh, Moghar u. s. w., und vor ihnen nach Süden die unendlichen sanftgewellten Weide- und Hammadaflächen der Sahara. In diesem zerklüfteten und kahlen Randgebirge haben eine Reihe von Flußbetten ihren Ursprung, welche in engen Schluchten und Einschnitten, reich an wildromantischem Reiz, das Gebirge durchbrechend, sich in die Hammada einen Weg bahnen, und nachdem sie dieselbe durchquert, am Nordrande der Areg-Region in einer Reihe von kesselförmigen Einsenkungen, Sebchas und Dayas ein plötzliches Ende nehmen, d. h. in ihrem sichtbaren Laufe nur, denn es ist gewiß, daß die Wässer unterirdisch unter der Areg-Region ihren Weg fortsetzen und die große Sebcha von Gurara wie die Fogara's in Tuat speisen. Dieser engen Schluchten, Ausfallsthore des Wassers, Kheneg genannt, giebt es auf der Linie zwischen El Aruat und Figig zahlreiche, wir wollen nur die Ued Sergun, Seggör, el Kebir, Namus nennen, stürmische und tosende

Wadis, zur Zeit der großen Regen im Winter und Frühjahre, lange und breite, mit Sand oder brennendheißen Kieseln erfüllte, trockene Rinnen, wenn die Wässer abgelaufen sind. Diese Flußrinnen gleichen aber Arterien, welche in die am Südrande des Gebirges liegende Oasenzone und selbst bis an den Nordsaum des Areg das Leben verpflanzen, denn mit dem Wasser, welches aus den Bergen herunter kommt, wird auch vegetabilische Erde heruntergeschwemmt, welche sich in den Dayas ablagert und hier eine Art wasserleiser Oasen schafft, während das Gerölle und Geschiebe schon im Oberlaufe der Flüsse abgelagert wurde. Im Bette dieser periodischen Flüsse hat die Natur glücklicherweise für die Anlage von kleinen Bassins gesorgt, deren felsiger oder thoniger Grund das Wasser nicht durchsickern läßt, sondern kürzer oder länger nach der Schwellzeit der Flüsse bewahrt, es sind die Rhedir, die Wasserreservoirs der Nomaden während des Frühjahres und bis in den Sommer hinein.

Die weiten Flächen und Ebenen zwischen diesen einzelnen Wasserläufen bedeckt bis auf 50 Kilometer südlich der Oasenzone zum großen Theile eine im Frühjahre üppige Krautvegetation, die das Eldorado des Saharahirten bildet. Im Bereiche der Oasenzone weidet sich das Auge nicht nur an den schönen Palmen, diesem echten Wüstenbaume, es freut sich des dunklen Grüns zahlreicher Terebinthen (Pistacia atlantica), an den üppig gedeihenden Begel-, Getaff- und Domransträuchen und an dem unübersehbaren grünen Teppich der Drin- und Schihpflanzen. Im Winter und Frühjahre werden diese Ebenen zum Zufluchtsorte der Heerden der algerischen Stämme, welche im Sommer auf dem hohen Schottplateau ihre Zelte aufgeschlagen haben, denn auf dem Plateau ist, wie Beobachtungen in Géryville gezeigt haben, der Winter ein rauher Geselle, der Schnee ist fast alljährlicher Gast und die Kälte erreicht 10—12 Grade. Dann eilen die Ulad Jagub, die Ulad Sidi Scheikh, die Trafi und Hamiyan in diese Gefilde und schlagen hier ihre Zelte auf, ihre Wanderungen bis zum fernen Süden, zum Saume der Areg-Region bis nach El Golea hin erstreckend.

Man muß mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Araber vertraut sein, um den mächtigen Reiz zu begreifen, welcher sie nach diesen stillen und ungastlichen Einöden zieht, die sie für uns Europäer scheinen. Der

arabiſche Nomade lebt in und von ſeiner Heerde, ſie iſt ſein ganzer Reichthum, ſeine ganze Freude, er kennt kein größeres Glück, kein größeres Vergnügen, als dieſe ſich vermehren und gedeihen ſehen. Die Wolle, die er von ihr gewinnt, wird er nicht dazu verwenden, die dürftigen Lumpen, die ihn und ſeine Familie kleiden, zu erſetzen, nein — er verkauft ſie, um neue Ziegen und Schafe zu erhandeln. So kommt es, daß er Beſitzer von ein- bis zweitauſend Schafen iſt und nur zweimal des Jahres an den durch die Religion gebotenen Feſten, wie z. B. am Feſte Aïd el Kebir, deſſen Feier wir in Tuggurt beigewohnt haben, eines ſeiner Thiere ſchlachten und verzehren wird. Ohne zwingende Nothwendigkeit eines ſeiner Thiere zu tödten, ſcheint ihm eine Monſtruoſität, und er gleicht in der Behütung ſeiner Heerden dem Geizhalſe, der über ſeinem Schatz brütet, der ſein Leben damit verbringt, die Geldſtücke zu bewundern, und vor dem Gedanken erzittert, ſich eines derſelben zu entäußern, um Hunger und Durſt zu ſtillen. Die Annehmlichkeiten des Lebens, das einfachſte Wohlleben laſſen ihn kalt, dort wo ſeine Schafe und Kameele ſich wohl fühlen, iſt er es auch, und wäre es in einem Backofen, wie es die Sahara im Sommer iſt.

Wenn zu Beginn des Winters der Weſtwind die erſten Regenwolken über das Randgebirge jagt, dann kann man den Inſtinct der Thiere bewundern, ſtundenlang ſtehen ſie mit weit vorgeſtrecktem Halſe unbeweglich nach Süden gewendet, wo ihnen ſaftige Weiden und die Wärme der Sahara winkt, und es bedarf keines Treibers, um ſie nach dem Süden zu führen, im Gegentheile, ſie würden dem abwehrenden Hirten entfliehen. Geht dann der Frühling zur Neige, potenzirt ſich die Wärme der Sonnenſtrahlen in dieſer vorhergeſchilderten Ebene, dann kehren die Thiere wieder inſtinctiv nach den kühleren Bergen und den Hochflächen im Norden derſelben. Der Menſch, die verſchiedenen Nomadenſtämme des Berglandes, des Steppenplateau's und des Oaſengürtels am Südfuße desſelben, ſie folgen demſelben Geſetze. Selbſt der reiche Scheikh verläßt mit den Seinen die Smala (ein befeſtigtes, von einer mit Schießſcharten verſehenen Mauer umgebenes Zeltlager der Araberchefs im Tell und auf den hohen Steppenplateaux) und zieht nach dem gelobten Lande der Weiden; das iſt auch die Zeit, die dem Hirten der Sahara ſo wohlgefällt, während das Leben, das er führt, uns ein ſchreckliches ſcheinen

mag. Mit einem Stocke, ſeinem Muß, einem Schlauche zur Erzeugung von Butter und Schafkäſe und zur Aufbewahrung der Milch verſehen, bricht er mit der Heerde eines Tages aus ſeinem Duar auf und zieht mutterſeelen-allein hundert und mehr Kilometer in die Einſamkeit jener Weidegründe, in welcher er drei Monate, auf's Gerathewohl ſeinen weidenden Thieren folgend, herumzieht. Seine Kameele und Schafe, die er hütet, entbehren gleich

Eine Smala.

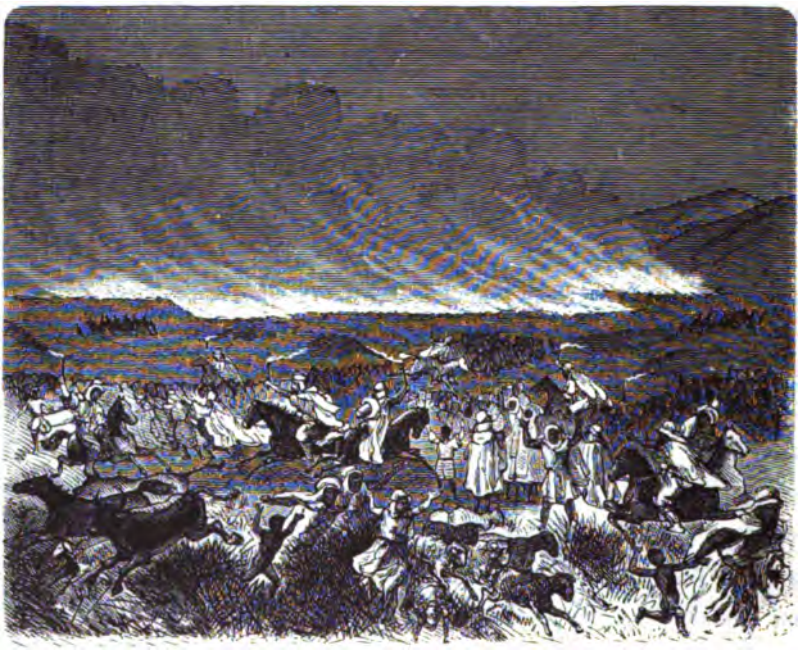
ihm während der ganzen Zeit des Waſſers, die ſaftigen Krautpflanzen dieſer Ebenen und der Dünenſtrecken machen den Thieren das Waſſer entbehrlich, der Hirt trinkt die Milch der Kameele und lebt vom Käſe, den er ſich allabendlich ohne Salz zubereitet, an Terfes iſt kein Mangel und ab und zu gelingt es ihm, mit ſeinem Stocke einen Haſen oder einen jungen Gazellen-bock zu erlegen. Er ſchläft, wo ihn die Nacht überraſcht, in ſeinen nur

nothdürftig mehr zusammenhaltenden, fetzigen Burnus gewickelt, auf den spitzen Kieseln oder auf dem Sande so gut wie im heimatlichen Duar, so gut wie in irgend einem weichen Flaumenbette, während sein Hund wacht und die Heerde bellend umkreist, um Schakale und Hyänen fernzuhalten. Während dieser drei Monate sieht er oft kein menschliches Wesen und doch behagt ihm dieses Leben, denn rufen ihn die Geschäfte in's Tell, so eilt er diese zu beenden und herauszukommen, er ist in den dumpfen Häusern der Städtebewohner unglücklich, erst in die unendliche offene Wüste zurückgekehrt, athmet er wieder auf, und es ist keine Uebertreibung, wollte man einen solchen Hirten plötzlich in das schönste Land der Erde versetzen, er würde vor Sehnsucht nach seiner theuren Sahara und aus Langweile dahinsiechen.

Ueber den Paß der Ulad Mumen, den Dschebel Bu Derga zur Rechten lassend, gewinnen wir, ein Chaos eigenthümlich geformter Berge durchwandernd, den Ksor Rasul. Die Landschaft ist im höchsten Grade pittoresk, und es dürfte schwer halten, ein gleich wildes, zerrissenes und nach allen Richtungen von engen schluchtenförmigen Spalten durchzogenes Bergland zu finden. Der Anblick der Berge wirkt um so überraschender, als die Vegetation, in deutliche Zonen gereiht, die mittleren Abhänge bedeckt, während der untere Theil des Abhanges gleich dem Gipfel nackt und felsig ist. Einem breiten Bande gleich zieht sich das Grün der immergrünen Eiche, der Terebinthen, des Wachholderbaumes und des Rosmarin, das weithin duftet, um den Berg, einzelne abgestorbene, die nackten grauen Aeste starr gegen Himmel streckende Terebinthen- und Telalibäume reichen noch über diese mittlere Zone hinaus, sie haben aber dabei das Leben eingebüßt. Eine weitere auffallende Erscheinung ist es, daß die Vegetation an der Nordseite (der dem Steppenplateau zugekehrten Seite) der Berge viel dichter und frischer als an der dem heißen Hauche des Gebli ausgesetzten Südseite ist. Im Thalgrunde oder auf den kleinen offenen Flächen begleitet uns unausgesetzt das Halfa und nach Süden zu immer häufiger als Genosse Schih, Harmel (Peganum **harmala**) und Senga (Ligeum spartum).

An der Quelle eines der zahlreichen Zuflüsse des Ued Seggör lagernd, bereiten uns unsere arabischen Begleiter bei Anbruch der Nacht das Schauspiel eines Halfabrandes. Da wir in Sicherheit sind, so können wir mit

Ruhe das herrliche Bild betrachten. Ein leichter Wind begünſtigt das Vorhaben, anfänglich ſind es nur einzelne Büſchel, die auf allen Seiten, an allen Berghängen hell auflodern, doch bald züngeln und lecken die Flammen nach allen Richtungen, in wenigen Minuten iſt das ganze Thal im Umkreiſe einer Stunde und die Abhänge der Berge, wo immer nur ein Büſchel des leichtentzündlichen ſteifen Graſes ſich eingeniſtet hat, ein wogendes Feuermeer, über



Brand einer Halfa-Ebene.

welches eine große dunkle Rauchwolke ſich ſchirmartig ausbreitet; allmälig zerreißt die bisher compacte Feuerlohe, es fehlt dem Elemente an Nahrung, denn das Halfa verglimmt ſehr ſchnell, auch ſetzen die felſigen Partien der Berge und die breiten Flußrinnen der Ausbreitung des Feuerherdes eine Schranke. In der Thierwelt des Thales hat der Brand, ſo kurz er auch gewährt und ſo gering deſſen Ausdehnung war, eine heilloſe Verwirrung erzeugt, an

unſeren Zelten zieht es wie eine verwegene Hetzjagd vorüber, Schakale, Hyänen, der Reineke der Wüſte, Gazellen und Aruis, dazwiſchen der Troß der blitzartig dahinſchießenden Springmäuſe, eilen bunt durcheinander und unaufhaltſam nach einem freien Auswege. Viel impoſanter als hier, wo das Terrain zu coupirt und zerriſſen, iſt das Schauſpiel auf den großen Ebenen des Steppenplateau's, auf welchen Flächen von 10—50 Quadratkilometer in ein Feuermeer verwandelt werden. Es geſchieht dies mit Abſicht, wenn die Wanderheuſchrecke ihren Zug aus dem Süden gegen das Tell nimmt, dann ſind dieſe wogenden Halfaflächen den Thieren eine willkommene Raſtſtation, aber auch ihr Verderben. Eine Kette von tauſend und mehr Arabern umzingelt ſofort das Invaſionsheer und ſteckt auf dem ganzen Umkreiſe das Halfa in Brand, den Heuſchrecken einen ſchnellen und ſicheren Untergang bereitend. Der Brand einer ſolchen großen mit Halfa bedeckten Fläche iſt wirklich impoſant und erinnert mehrfach an einen Prairiebrand, welchen es an phantaſtiſchen Scenerien noch übertrifft. Das immer weiter um ſich greifende flackernde und praſſelnde Feuer, das Gewieher der fliehenden Pferde, das Blöken der ziellos herumirrenden, von den Arabern getriebenen Schafheerden und Rinder, die geſpenſtig hin und her laufenden und wie toll ſchreienden Maſſen der Männer, deren Burnuſſe im Feuerſchein blenden, und die dicke Rauchdecke, welche den herrlichen Himmel verſchleiert, alles dies giebt ein großartiges Schauſpiel, deſſen Zweck indeſſen ein wohlthätiger iſt.

Unſere Reiſe fortſetzend, gelangen wir über mehrere zur Hauptkette des Dſchebel Kſel parallellaufende Bergzüge in das Thal des Ued Seggör und betreten, in's trockene Bett des Ued hinabſteigend, eine enge finſtere Schlucht, deren 50 Meter hohe ſenkrechte Felswände von der allmäligen Eroſion des Waſſers wie polirt erſcheinen. In mehreren Windungen durchbricht in dieſer Schlucht der Ued Seggör den letzten Wall der Berglandſchaft, am Ausgange angelangt, glauben wir, daß der Maſchiniſt den Vorhang vor uns aufgezogen hat, der uns ein herrliches Bild verdeckte, denn plötzlich treten die Berge zur Seite und vor uns liegen die unüberſehbaren leichtgewellten Ebenen dieſes Theiles der nördlichen Sahara. Am fernen Südhorizonte zeichnen ſich die Kämme einzelner iſolirter Bergzüge ab, während vor uns aus einem kleinen Palmenhaine, von Dünen umſäumt, der Kſor Breſina

hervorlugt. Dieſe enge Schlucht, von den Ulad Sidi Scheikh, Kheneg el Aruia genannt, iſt von den Franzoſen das Thor der Wüſte genannt worden, eine Bezeichnung, die ſie mit Recht verdient, denn keine größere Ueberraſchung kann dem Reiſenden werden, als wenn er, aus der engen und düſteren Schlucht heraustretend, die unendliche Sahara vor ſich hat. Breſina ſelbſt iſt ein kleiner Kſor inmitten eines Palmenhaines von 8—10.000 Stämmen und dient den Ulad Arſſa und den Ulad Sidi Scheikh als Kornſpeicher.

Etwa 15 Kilometer ſüdlich von Breſina feſſeln drei iſolirte, ſteil aus der Ebene herausragende, 60 Meter hohe Gurs unſer Intereſſe. In der Form gleichen ſie den Ruinen eines Rieſenpalaſtes, die untergehende Sonne verwandelt ihre rothe Farbe in flüſſiges Feuer, das uns blendet, unſere Gedanken verwirrt, ein bewunderungswürdiges geologiſches Phänomen! Wer vermöchte bei dieſem Anblicke ſich des Gedankens eines in einer früheren geologiſchen Periode exiſtirenden Binnenmeeres an der Stelle der heutigen Sahara erwehren können? Die Anzeichen ſind ſcheinbar ſo eindringlich, und doch iſt es bisher nicht gelungen, den zweifelloſen Beweis dafür zu erbringen. Auf einem dieſer Gurs treffen wir auf Spuren älterer Bauten und einer Ciſterne. Unſer Führer ermangelt nicht, die Sage, die ſich daran knüpft, uns zu erzählen. Ein Weib des einſt mächtigen, das ganze Gebiet der Oaſen zwiſchen El Aruat und Figig bewohnenden Stammes der Beni-Amer vertheidigte ſich hier lange Jahre hindurch gegen einen Sultan des Weſtens (Marokko), der ihr ſeine Liebe aufdringen wollte. Derſelbe hielt die Gara lange umzingelt und hoffte durch Durſt die Beſatzung und ihre Herrin zur Capitulation zu zwingen, doch anſtatt ſich zu ergeben, ließ ſie an den Mauern der Feſte naſſe Wäſche zum Trocknen aufhängen, eine Liſt, die zwar die letzten Tropfen Waſſer der Ciſterne in Anſpruch nahm, aber auch den Abzug des Feindes zur Folge hatte. Bent el Khas iſt der Name dieſes Weibes, das in der Poeſie der Saharaſtämme eine große Rolle ſpielt, eine bedeutende Anzahl der Brunnen, welche in den wenigſt beſuchten Theilen der algeriſchen Sahara und der Dünen-Region den Reiſenden vor den Qualen des Durſtes bewahren, werden von den Arabern als ihr Werk bezeichnet.

In der Erzählung ſolcher Traditionen und phantaſtiſcher Legenden ſind die Araber der Sahara glühende, naive Enthuſiaſten, mit Begeiſterung

ſprechen ſie von der blühenden Vegetation ihrer Wadis und der Weidegründe, von der Jagd in der unendlichen Einſamkeit des Wüſtenplans, ſie haben dabei ſo ausdrucksvolle Geſten und Worte, um den ſcheinbar bis in's Endloſe reichenden Wüſtenhorizont zu malen, und der Zug des Herzens, der ſich in allen dieſen Worten und Mienen für die Wüſte ausſpricht, iſt ſo lebendig, daß ihr Enthuſiasmus wie ein Contagium wirkt, wir fühlen uns unwillkürlich mitgeriſſen und in uns regt ſich auch der Wunſch nach der ſtillen, erhabenen Wüſte und dem beſchaulichen Leben, welches der Nomade in ihr führt. Auch unſer Führer ſtraft dieſe Schilderung nicht Lügen, die Luft in der Nähe der Palmen und Häuſer des Kſors, vor dem wir unſere Zelte aufgeſchlagen haben, ſcheint ihm zu ſchwer auf der Bruſt zu liegen, nur dort weit im Süden hinter der phantaſtiſch geformten Gara kann er aus vollen Lungen athmen, ſeine feuchten Augen glänzen feurig, ſein ganzes Geſicht ſtrahlt vor Enthuſiasmus, da er uns von den Jagden in ſeiner Jugend erzählt, als er, mit zwei oder drei Genoſſen ganze Monate in dem Chaos der Areg-Region oder auf den kieſeligen Hammadaflächen herumſtreifend, den Freuden der Jagd huldigte, vom Fleiſche der Trappe, der Gazelle und der Antilope ſich nährend, weich gebettet im warmen Sande unter dem immer ſternhellen, wolkenloſen Himmel der Sahara ſchlief. Uns verwöhnten Europäern erſcheinen freilich auf den erſten Anblick und ohne ſich dem Zauber ſolcher enthuſiaſtiſcher Schilderungen hingegeben zu haben, dieſe ausgezeichneten Weiden etwas dürftig, ein Alpenhirt würde allerdings in Verzweiflung gerathen und ſich in den unfruchtbarſten Theil der Welt verſetzt glauben.

Etwa 140—150 Kilometer ſüdlich unſeres Standpunktes in Breſina dehnt ſich am Rande der Areg-Region in einem 30—50 Kilometer breiten Streifen, theils ohne jeden Zuſammenhang mit den vom Norden herabkommenden Flußbetten, theils das Ende derſelben bezeichnend, vom Schebka-Plateau der Beni Mzab bis Igli am Ued Ghir eine Reihe trichterförmiger großer und kleiner Einſenkungen aus, welches Gebiet man uns als die Region der Dayas bezeichnet. Es iſt ein förmliches Labyrinth ſolcher Einſenkungen, auf deren Grunde der Boden entweder eben, ſchmutzigweiß und mit Salzauswitterungen bedeckt, ſebchaartigen Charakter trägt, oder in der Mehrzahl

mit einem dichten Teppiche ſucculenter Vegetation bedeckt iſt, die zuweilen ſelbſt förmlich waſſerloſe Oaſen bildet. Die Tradition der Araber hat einer dieſer Dayas, der Daya Habeſſa, eine beſondere Bedeutung in der Geſchichte der Saharaſtämme zuerkannt, ſie läßt in ihr die beiden feindlichen Stämme der Sebeïrat und Ubeïrat in Folge einer Verwünſchung eines heiligen Marabuts verſchwinden. General de Colomb, welcher ſie im Jahre 1857 in Geſellſchaft des Mokaddem Sidi Hamſa beſuchte, fand ſie circa 12 Quadratkilometer groß, durch eine große Düne in ihrer Mitte gewiſſermaßen in drei Theile getheilt. Der Glaube an die Tradition war damals bei den Hirten der Umgebung noch in voller Kraft, die Daya daher mit ängſtlicher Scheu gemieden, ſelbſt die Antilopen und Gazellen meiden die wüſte und völlig vegetationsloſe Fläche dieſer Daya.

De Colomb überſchritt aber den als unfehlbar nachgebend geſchilderten Boden ungefährdet und zerſtörte damit eine der vielen Legenden, die den Nomaden der Sahara ſo geläufig ſind. Sein Begleiter Dr. Marès fand die Oberfläche derſelben aus einer 25 Centimeter ſtarken Salzkruſte beſtehend, unter welcher Kruſte ein an Conchylien überaus reicher, dickflüſſiger Sand liegt. Unter den Conchylien konnte eine Art von Cardium edule, Melanopsis, Paludina acuta und Physa intorta conſtatirt werden, alles Arten, welche im lebenden Zuſtande noch heute in den braciſchen Küſtenſümpfen der Nordküſte Afrika's, im Guadalquivir in Spanien und in den Schotts des hohen Steppenplateau's Algeriens vorkommen. Dieſe Erſcheinungen ſprechen mehr oder minder beſtimmt für die Exiſtenz größerer Binnenſeen in einer geologiſch jungen Periode an der Stelle dieſer Dayas. Nach dem Zurückweichen des Waſſers blieben alle dieſe natürlichen Baſſins gefüllt, das Niveau des Waſſers ſank von Jahr zu Jahr, bis endlich nur mehr eine dickflüſſige Maſſe den Abgrund ausfüllte. Unter der Einwirkung der glühenden Sonne verhärtete ſich die oberſte Schichte dieſer Maſſe zu einer ſoliden Kruſte, die anfänglich ſtark genug war, um eine dünne Schichte Flugſandes, nicht aber Menſchen und Thiere zu tragen. So mochte es wohl möglich ſein, daß vor tauſend Jahren die beiden oberwähnten Stämme von dem dickflüſſigen Schlamme verſchlungen wurden, ſeither aber die Kruſte hinreichend an Feſtigkeit zunahm, um auch Menſchen und Thiere zu tragen.

Wir ſetzen nunmehr unſere Wanderung von Breſina nach den Kſors von El Abiod Sidi Scheikh fort. Das Landſchaftsbild iſt nun ein ganz verändertes, der Boden wird, je weiter wir nach Weſten kommen, immer felſiger, die Vegetation dürftiger und eine andere. An Stelle des Halfa tritt Schih, Neſſi (Arthratherum plumosum), Regig (Helianthemum sessiliflorum), Drin und Bubonia feii, auch der Schleier der Negerin genannt. Bald taucht zu unſerer Linken der wellenförmige Kamm des Dſchebel Tismert auf, bis tief am Weſthorizonte hinabreichend, vor uns heben ſich inmitten einiger Gruppen ſchlanker Palmen, überhöht von den glänzend im Sonnenlichte ſich ſpiegelnden Kuppeln der Kubas, die fünf Kſors von El Abiod Sidi Scheikh lebhaft vom vergoldeten Hintergrunde einiger großen Dünen ab, während gegen Süden das Auge über die endloſen Flächen der Sahara hinirrt. Wir ſchlagen vor einem Kſor unſere Zelte auf und ſtatten dieſen unſeren Beſuch ab. El Abiod-Sidi Scheikh und ſeine Sauya ſind die Reſidenz des Mokaddem eines der mächtigſten religiöſen Orden der nördlichen Sahara, und die Kſors verdanken eben ihren Namen einem Marabut Sidi Scheikh (der Verehrungswürdige), welcher im 17. Jahrhunderte lebte und durch ſein Wiſſen, ſeine Gerechtigkeitsliebe, ſeinen verſöhnenden Geiſt und ſeine Geſchicklichkeit ſich einen weitreichenden und mächtigen Einfluß und den Ruf eines Heiligen erwarb. Um ihn ſammelte ſich Alles, was der Raubſucht und Grauſamkeit der türkiſchen Regierung im Tell oder der Anarchie, welche im Lande an allen Ecken und Enden herrſchte, entfliehen konnte. Zu El Abiod fand Sidi Scheikh einige Häuſer vor, und der Platz war einladend genug, um eine Sauya zu gründen, welche bei dem großen Zufluß von Verehrern und Anhängern nothwendig geworden war. Zu ihrer Erhaltung trugen eben dieſe bei, welche alljährlich einen religiöſen Tribut entrichteten, der auch heutzutage noch von weit und breit in altgewohnter Weiſe den Marabuts dargebracht wird. Die Tugenden und das Anſehen des Gründers Sidi Scheikh waren nach arabiſcher Darſtellung ſo groß und ſelbſt über diejenigen anderer Marabuts erhaben, daß die ganze Bevölkerung der Gegend um die Ehre warb, ſeinen Namen zu tragen und ſich als ſeine Kinder nennen zu dürfen. Daher nennt ſich die Bevölkerung Ulad Sidi Scheikh. Wir beſuchen in El Abiod ſein Grab, an das ſich eine der vielen phantaſtiſchen Legenden

der Sahara knüpft und welches das Ziel der Wallfahrer der ganzen westlichen algerischen Sahara ist. Wie wenig Vertrauen der heilige Marabut in seine eigenen Nachkommen besaß, zeigen die letzten Verfügungen über seine Nachfolger in der Verwaltung der religiösen Fonds der Sauya. Er mußte es wohl wissen, daß seine Kinder den eingehenden Tribut zu ganz anderen Zwecken als den seinem Geiste und seiner Absicht entsprechenden frommer Werke und Almosen verwenden würden, und übertrug die Verwaltung der Sauya seinen freigelassenen Negersclaven. Damals waren die Neger das, was sie heute nicht mehr sind, ergebene Diener ihrer arabischen Herren, und zählten zu deren Familie, und es war nicht selten, daß ein Scheikh in seine Neger mehr Vertrauen als in seine eigenen Verwandten setzte. Lange Zeit hindurch rechtfertigten die schwarzen Nachfolger Sidi Scheikh's das in sie gesetzte Vertrauen ihres einstigen Herrn, aber heute thun sie dasselbe, was der Gründer bei seinen Stammesbrüdern befürchtete, sie verwenden den religiösen Tribut der Armen und Pilger zu ihrem eigenen Wohlergehen, und die schönen Pferde, reichen Sattelzeuge, die zahlreichen und fetten Heerden in ihrem Eigenthume sprechen deutlich genug, daß das Einkommen der Sauya nicht den Bestimmungen des Gründers gemäß angewendet wird. De Colomb schätzt das jährliche Einkommen der Sauya (lediglich aus dem dargebrachten Tribut bestehend) auf 80.000 Francs, und es dürfte keine Familie geben, welche die religiöse Oberhoheit der Marabuts von El Abiod anerkennt, die es nicht als Gesetz ansehen würde, jährlich ihr Schärflein dem Säckel der Sauya darzubringen; im Frühjahre ist es eine Ziege mit ihrem Zicklein, ein gewisses Maß Butter, Datteln, wenn die Caravanen von Tuat und Gurara, oder ein solches von Weizen und Gerste, wenn sie vom Tell kommen, in vielen Triben steuern ganze Familien zusammen, um ein Kameel opfern zu können, die Bewohner der Ksors von El Abiod entrichten überdies noch einen Zehent von den Producten ihrer Gärten. Ein solches Einkommen erlaubt allerdings den Herren der Sauya, ihre schwarze Haut mit reichen Gewändern zu decken und den großen Herrn zu spielen, es wird aber eben dadurch der Gastfreundschaft entzogen, welche die Sauya jedem Armen und Reisenden, Jedem, der zum Grabe Sidi Scheikh's pilgert, bieten sollte. Wir wollen an dieser Stelle uns näher mit dem Charakter einer Sauya bekannt machen. Eine Sauya ist eine

Anſtalt, die in den Ländern der Chriſtenheit kein Analogon findet. Sie iſt ſehr viel zu gleicher Zeit, eine Ruheſtätte der Familie des Gründers, eine

Araber-Frau und Mädchen (Mutter und Tochter).

Moſchee, in welcher ſich die Gläubigen der umwohnenden Stämme von Zeit zu Zeit zum gemeinſamen Gebete verſammeln, eine Schule, in welcher die

Jugend unterrichtet wird, die Tholbas über theologiſche Fragen discutiren, ein Aſyl, das jedem Verfolgten und Verbrecher Schutz gewährt, ein Hoſpital und eine Aufnahmsſtätte für Kranke, Reiſende, Pilger und Unheilbare, in welcher ſie Hilfe, Kleidung und Nahrung erhalten, ein Auskunftsbureau, eine Bibliothek u. ſ. w.

Mit den eigentlichen Marabuts ſind deren freiwillige Diener Khoddam nicht zu verwechſeln, welche, den gleichen Namen Ulad Sidi Scheikh tragend, einen der größten und bedeutendſten Nomadenſtämme der algeriſchen Sahara bilden und das ganze Territorium zwiſchen Géryville und der Areg-Region und zwiſchen dem Ued Sergun und der Oaſe Figig innehaben. Ihre Zelte von ſchwarzem Gewebe ſind zumeiſt von einem Büſchel Straußenfedern überragt, ſie ſelbſt ſind reich an vorzüglichen Pferden, Kameelen und Schafen, ihr Sinn für den Handel führt ſie häufig auf die Märkte der Beni Mzab nach Gurara und nach Figig.

Männer wie Frauen dieſes Stammes, die wie in der ganzen Wüſte ſo auch hier unverſchleiert gehen, ſind ihrer körperlichen Schönheit wegen unter den Arabern der Sahara bekannt, beide lieben ſchöne und reiche Gewänder, glänzende Waffen, reiches Sattelzeug und ſind als ausgezeichnete Reiter und Jäger bekannt. Ihre Bewegungen, ihre unnachahmliche Grandezza an Feſttagen haben einen gewiſſen ariſtokratiſchen Anſtrich, deſſen ſie ſich auch bewußt zeigen und über den ſie als nahe Verwandte des Ordens eiferſüchtig wachen.

Wir nehmen von El Abiod Abſchied und ziehen am Weſtfuße des Dſchebel Tismert im Ued el Gharbi durch das Land der Gewehre und der Furcht*) nach Süden. Soweit das Auge reicht, im Thale des mit Gerölle und kleinen Dünen erfüllten Flußbettes, an den Abhängen des Dſchebel Tismert wogt ein grünes Meer von Tamarisken, Gctaff, Begel, Alenda, Sfar, Drin, Neſſi und Schih, und wie ſie alle heißen mögen die Sträucher, Kräuter und Gräſer der Sahara. Wir durchwandern dieſe Weidegründe und laſſen bald den Dſchebel Tismert im Rücken, bei den Ruinen eines einſtigen, von einer anmuthigen Gruppe von Palmen umgebenen Kſors, Kſor

*) So werden in der nördlichen Sahara ſtreitige Grenzterritorien zwiſchen zwei Triben genannt, die im Frieden gemieden werden.

Benut, schlagen wir unser Nachtlager auf. Wir stehen am Rande der Areg-Region, die hier in der westlichen algerischen Sahara am weitesten nach Norden vorgedrungen ist, denn unmittelbar vor uns erheben sich schon einzelne hohe Dünen als isolirte Vorposten des großen Heeres. Vor weniger als 50 Jahren war der Ued el Gharbi bei Ksor Benut noch völlig frei von Dünenbildungen, heute stehen die Palmen schon metertief im Sande, ein sprechender Beweis des stetigen, wenn auch in einem Jahre unmerklichen Vorrückens der Dünen. Von Ksor Benut, der zugleich den südlichsten Punkt der Reise des Verfassers in der algerischen Sahara bildet, wenden wir uns wieder nach Westen, um über die Oase Figig nach Tafilet zurückzukehren und nunmehr die Vorbereitungen zu unserer Reise nach dem fernen Timbuktu zu treffen. Mit Tafilet verlassen wir für längere Zeit das Nomadenvolk der Araber und deshalb wollen wir hier noch Ueberschau halten über seine Geschichte in Nordafrika, seinen Charakter, seine Naturanlagen, über dessen Sitten, Gebräuche und sociale Verhältnisse, die nach jeder Richtung unser Interesse in Anspruch nehmen.

Aus ihrem Heimatlande, der Halbinsel Arabien, als Träger einer neuen religiösen Idee, des Islam, in Nordafrika eindringend, fanden die Araber das ganze Gebiet von Barka bis zum atlantischen Ocean von Berberstämmen bewohnt, von welchen die drei großen Familien der Lua, Sanhaga (Sanhadscha) und Senate die mächtigsten waren. Die Eroberung des großen Gebietes und die Unterwerfung dieser Stämme gelang nicht leicht, trotzdem die Araber ihrem neuen Glauben mit Feuer und Schwert Eingang zu verschaffen suchten, ja in der ersten Periode ihrer Invasion, 640—708 n. Chr., mußten sie zweimal nach Syrien zurückkehren. Ein Aufstand der Berber folgte dem anderen und wiederholt schlugen die Berber unter Kossila, ihrem ersten Kaiser, und unter Führung der tapferen Herrscherin la Kahena die Araber in die Flucht, doch schließlich war der Ansturm der fanatischen Araber stärker als der Widerstand der Berber und 708 vollendete Musa ben Nosseïr die Eroberung Nordafrika's. Es würde hier zu weit führen, alle die blutigen Aufstände und Kämpfe auch nur flüchtig anzuführen, welche zwischen den Eindringlingen und den alten Herren des Landes in ununterbrochener Reihe stattfanden, ebensowenig können wir uns näher

ſelbſtverſtändlich, daß das Schickſal der einzelnen Triben ein höchſt wechſelndes ſein mußte, einzelne ſind gänzlich verſchwunden, andere bedeutend gelichtet, andere erhielten ſich auf der Höhe ihrer einſtigen Macht; in den Legenden der Sahara begegnen wir ja vielen Stämmen, wie den Beni Amer, Ubeïrat und Sebeïrat u. ſ. w., welche heutzutage nur mehr in der Tradition fortbeſtehen.

Die Geſchichte dieſer Triben bietet nur ein Spiegelbild der großen politiſchen Kämpfe und Umwälzungen der vorhergenannten Dynaſtien, im Kleinen finden wir dieſelben anarchiſchen Zuſtände, den Kampf als perpetuum mobile, heute war es dieſer, morgen jener Tribu, welcher ſengend und mordend in das Gebiet des nächſten einfiel, und bei den herrſchenden Geſetzen der Blutrache war in Folge eines ſolchen Einfalles des Kämpfens kein Ende; noch gegenwärtig verſchwinden in Folge ſolcher ſocialer Gebräuche, man könnte faſt ſagen, unter den Augen der Mitlebenden ganze Triben, die einſt zu den mächtigſten zählten. Wer den Charakter des Arabers als Abkömmling jenes Volkes kennen lernen will, das im 7. Jahrhundert n. Chr. ſich Nordafrika und ſpäter Spanien unterwarf, darf nicht unter die Bewohner der Städte des Tell oder der Kſors in den Oaſen gehen, denn an beiden Orten hat ſich das arabiſche Blut vollſtändig theils mit berberiſchem, theils mit Negerblut vermiſcht, ſondern muß den echten Wüſtennomaden aufſuchen, der auf die Reinerhaltung ſeines Stammbaumes achtet, und ſolcher Triben giebt es eben nur wenige. Dem Einfluſſe der Blutsverwandtſchaft, die bei den Arabern noch ausgebreiteter iſt als nach chriſtlichen Begriffen, und der Abneigung des Arabers, ſich an die Scholle zu binden, verdankt der Tribu ſeine Entſtehung als Staatsform, als politiſche Einheit. Von der Macht des Familienoberhauptes iſt die ariſtokratiſche Regierungsform im Tribu abgeleitet, ſo daß es keinem Zweifel unterliegt, daß wir in der Familie den Urſprung des Tribu zu ſuchen haben. Die Entwicklung der Familie zum Tribu läßt ſich dabei ſo denken, daß einzelne Glieder der urſprünglichen Familie, mit ihren Kindern im Familienzelte nicht mehr Platz findend, ihre Zelte in der Nähe desſelben aufſchlugen und ſo den Duar (Zeltrunde) bildeten, über welchen das gemeinſchaftliche Oberhaupt der Familie unumſchränkt herrſcht. In der

Folge und nach dem Maße der Nachkommenſchaft entwickelte ſich aus jedem der einzelnen Zelte ein ſelbſtſtändiger Duar, die Entfernung der einzelnen Duars untereinander mußte mit Rückſicht auf die erforderlichen Weidegründe für die Heerden immer größer werden, die Geſammtheit der Duars, in welchen der jeweilige Aelteſte Chef wurde, bildete ſchließlich den Tribu, über welchen der älteſte Nachkomme des urſprünglichen Familienzeltes als Scheikh herrſchte. Die patriarchaliſche Regierungsform im Tribu iſt daher nur eine nothwendige Folge ſeines Urſprunges. Wurde ein und der andere Tribu von einer größeren Macht (Türkei, Frankreich, Marokko) unterworfen, ſo übertrug ſie einem von ihr Gewählten die ſtaatliche Inveſtitur, ernannte ihn zum Kaid und ſchuf ſomit neben der Autorität des Familienoberhauptes eine erbliche Ariſtokratie, welche jene in den Hintergrund drängte; die innere Organiſation der Triben blieb aber trotzdem unverändert, im Duar blieb nach wie vor der Familienälteſte das Haupt desſelben, weder der Staat noch der Chef des Tribu können ſeine von der Familie ſtillſchweigend angenommene Ernennung beeinfluſſen. Die einzelnen Chefs der Duars vereinigen ſich zur Dſchemaa (eine Art Municipalrath), um die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten und Maßregeln zu berathen und über die Intereſſen ihrer Familien zu wachen, in dieſer Rathsverſammlung, welche im gewiſſen Sinne ein ariſtokratiſches Gepräge hat, führt der von den Mitgliedern als würdigſt Gewählte den Vorſitz. In den von Frankreich unterworfenen Triben iſt der Kaid politiſcher und adminiſtrativer Chef und der Regierung für Alles, was im Tribu vorgeht, verantwortlich; indem ſie aber den Kaid aus der Mitte des Tribu wählte, ſchuf ſie ſich eine beſtimmte Garantie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit, denn für jeden auf dem Territorium des Tribu verübten Mord oder Raub wird der Kaid verantwortlich und ihm die Eruirung des Schuldigen zur Pflicht gemacht, welcher er, um ſeine Familie und ſeinen Beſitz zu ſchonen, auch nachkommen wird. Dem Kaid unterſtehen der Richter (Kadhi), der Mu-eddin und die Medderes (Lehrer). Zur Ausführung ſeiner Befehle verfügt er über einige Schauſch (Polizeiagenten), im Kriegsfalle befehligt er den Gum (das Reitercontingent des Tribu). In allen unabhängigen Triben entſpricht der Scheikh des Tribu der Stellung des Kaid und ſeinen Gewalten.

In socialer Hinsicht unterscheiden die Araber dreierlei Aristokratie, und zwar jene der Geburt, eine Militär- und eine religiöse Aristokratie. Edel von Geburt (Scherif) wird nur Jener erachtet, welcher seine directe Abstammung von Fatma-Zora, der Tochter des Propheten Mohamed, ableiten und nachweisen kann; die Zahl Derjenigen, welche dies können, ist immerhin zu groß, um zweifellos dafür gehalten zu werden, sie genießen aber trotzdem eine große Verehrung und ihnen gebührt der Titel Sidi (Herr). Die Mitglieder der Militär-Aristokratie, Dschuad genannt, sind Nachkommen im Lande und im Stamme bekannter Männer, welche sich durch Kriegsthaten und Tapferkeit hervorgethan haben, der Adel erlischt jedoch nach einer feigen That des jeweiligen Trägers, sie sind die Plage des gewöhnlichen Mannes im Tribu, der viel unter ihren Ungerechtigkeiten und Erpressungen zu leiden hat, spielen die großen Herren und sind als Streithähne verrufen. Im Kriegsfalle übernehmen sie die Führerstelle größerer Abtheilungen. Wenn der Einfluß dieser beiden Classen der arabischen Aristokratie ein verhältnißmäßig geringer ist, so potenzirt er sich in den Vertretern der dritten Classe, der religiösen Aristokratie, uns bereits als Marabuts bekannt. Im Uebrigen ist das Ansehen der einzelnen Edlen, welcher Gattung sie auch angehören mögen, vielfach von den persönlichen Eigenschaften und ihrem Reichthume abhängig. Die Gleichförmigkeit der Bedürfnisse, die nivellirende Macht des Nomadenlebens in Bezug auf die Beschäftigung hat unter der Masse des Volkes weitere Unterschiede ferngehalten. Den Vorschriften des Koran gemäß, halten die Araber Sclaven, deren Loos jedoch nicht mit jenem der Plantagen-Sclaven des Westens verwechselt werden darf, im Gegentheile, der Sclave wird im Hause des Oasenbewohners wie im Zelte des Nomaden oft als Glied der Familie betrachtet und nach wenigen Dienstjahren freigelassen, verbleibt aber aus eigenem Antriebe noch als freier Diener bei seinem früheren Herrn. Der Unterschied zwischen den Sclaven des Arabers und anderen liegt hauptsächlich in der Tendenz des Arabers, welcher seine Sclaven zum Islam bekehrt, um sich selbst nach dem Ausspruche des Propheten von den Leiden dieser Welt und den Qualen des ewigen Feuers zu befreien, sie deshalb auch zumeist gut hält und Kindern, welche er mit Negerinen erzeugt, die Legitimität nicht entzieht, im Gegentheile genießen Frau und Kind dieselben Rücksichten einer legitimen Frau.

So unbehaglich uns das Leben des nomadisirenden Arabers in der Sahara scheinen mag, so begeistert ist er selbst dafür, er schätzt sich wahrhaft glücklich in seiner Freiheit, denn Tyrannei hat er nie gekannt; ist der Scheikh tyrannisch, so sind seine Tage gezählt, oder eine Familie flüchtet um die andere aus dem Bereiche seiner Macht. Der unübersehbare Raum der ganzen nördlichen Sahara gehört ihnen, sind die Weiden an einem Orte erschöpft oder aber kommt ihm eine besondere Laune, so bricht er das Zelt ab, ladet sein Hab und Gut auf seine Kameele und zieht auf's Gerathewohl hinaus in die Wüste nach einem neuen, günstigen Weideplatze. Die Wüste, in der er lebt, ist gesund, ihm sind die epidemischen Krankheiten, welche unter der Oasenbevölkerung grassiren, fremd, und wenn er seine Augen und seinen Leib vor dem jähen Wechsel von Tag und Nacht, von Mittagshitze und Nachtkühle zu bewahren vermag, so stirbt er entweder im Kampfe oder aus Altersschwäche, die Luft, die er einathmet, sie ist rein und klar wie keine andere.

Sein Reichthum sind die Heerden, die Kameele liefern ihm die Haare, aus welchen seine Frauen das Zelttuch weben, die Schafe und Ziegen die Wolle, aus der er seine Kleider fertigt, alle drei versorgen ihn mit Milch und Käse, die nöthige Gerste und Datteln bezieht er aus den Oasen, in welchen er meistens einen Antheil an den Gärten besitzt, die er durch seine Khammes (Diener) bearbeiten läßt, oder tauscht gegen sie bei den Stämmen des Tell die Wolle seiner Schafe aus. Seine Bedürfnisse sind übrigens die denkbar geringsten, seine Genügsamkeit ist sprichwörtlich, ein- oder zweimal des Tages eine Handvoll Gerstenbrei und Datteln, ein Trunk Milch, ab und zu an religiösen Festtagen ein Hammelkuskus und er ist gesättigt; trotz dieser genügsamen, für uns an Hungersnoth mahnenden Lebensweise erreicht er häufig ein hohes Lebensalter (hundertjährige Greise sind keine Seltenheit).

Obwohl Muselman, ist der arabische Nomade der Sahara meistens tolerant, in der Einsamkeit, welche ihn umgiebt, bleibt er von den subtilen Gebräuchen fanatischer Eiferer verschont, außer den gewöhnlichsten Koransprüchen und Gebeten der Religion kennt er meistentheils, des Lesens nicht mächtig, nicht viel mehr vom Islam, die vorgeschriebenen Waschungen werden ihm häufig durch den Wassermangel unmöglich gemacht, überdies ist er

kein großer Freund derſelben, denn ſo wie hinſichtlich der Nahrung, iſt er auch in der Kleidung äußerſt genügſam. Sein Burnus und Haik drohen gewöhnlich jeden Augenblick in Faſern zu zerfallen, die Luft kann frei in die klaffenden Oeffnungen eindringen, die Farbe ſeiner Kleider mag in ſeiner Jugend weiß geweſen ſein, im Mannesalter iſt es ein undefinirbares Graubraun, das ſich bei näherer Unterſuchung als eine Schichte von Ungeziefer darſtellt, an welchem die Araber im Allgemeinen keinen Mangel leiden. Von dieſer Schwäche für Inſecten ſind ſelbſt die wohlhabenden Scheikhs, deren Burnus weiß erſcheint, und auch die Frauen nicht frei. Nach dem Maße des Verbrauches an Seife müßten die Araber überhaupt nicht als der Cultur geneigt angeſehen werden, denn dieſe iſt ein meiſt unbekannter Artikel, der nur in die Zelte der Reichen und hohen Würdenträger als eine Segnung der franzöſiſchen Civiliſation Eingang gefunden hat, der gewöhnliche Nomade benützt ein- oder zweimal im Jahre die Gelegenheit des Anſchwellens des ihm zunächſt gelegenen Ued, um ſich, zuweilen auch ſeine Kleidung zu reinigen, indem er ſie auf einen glatten Stein im Waſſer legt und darauf herumtanzt.

Der äußerlichen Erſcheinung wie dem Charakter nach ſteht der Nomade aber hoch über dem Araber der Städte und Kſors, ſeine meiſt ſchlanke, hohe, ſehnige und muskulöſe Geſtalt, ſein Bronzeteint verräth die ihm innewohnende Kraft, geſtählt im Kampfe mit den Unbillen des Wetters und auf dem Schlachtfelde; für den verweichlichten Kſorbewohner hat der Nomade nur ein mitleidiges Lächeln, eine tiefe Abneigung und Verachtung, wie wir dies ſchon am Beginne unſerer Wüſtenreiſe erfahren haben. Sein moraliſcher Charakter iſt ein ſeltſames Gemiſch großer und ſchöner Eigenſchaften und erbärmlicher Fehler und Schattenſeiten, woher auch die oft diametral entgegengeſetzten Urtheile der einzelnen Reiſenden über den Araber herrühren. Ohne in das geläufige ungerechte Urtheil zu verfallen oder ihn auf Koſten der Wahrheit im günſtigen Lichte darzuſtellen, können wir den arabiſchen Nomaden der Sahara als ein mit allen Schwächen, aber auch Vorzügen eines Naturmenſchen behaftetes Erdenkind bezeichnen. Im hohen Grade eigenſinnig, handelt er meiſt ohne Ueberlegung im erſten Aufwallen ſeiner Eingebung, ſo kommt es vor, daß er heute für ſeinen Genoſſen oder Herrn ſein Leben laſſen könnte, morgen aber mit ihm auf Tod und Leben um den

geringſten Betrag ſtreitet, der ihm entgehen würde. Im gewiſſen Grade von angeborner Habſucht, iſt er nach Geld und Geldeswerth ſehr begierig und ſcheut keine Anſtrengung, im Nothfalle keinen kühnen oder liſtigen Eingriff, um ſich in deſſen Beſitz zu ſetzen. Hand in Hand damit geht ein ausgeſprochener Hang zur Lüge, die größte Leichtfertigkeit im Ablegen von Schwüren, die bei ihm ſehr wohlfeil ſind; ein Urtheil, in welchem wir Rohlfs beiſtimmen müſſen, wenngleich andere Reiſende ihn als Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit darzuſtellen bemüht waren. Damit ſoll jedoch keineswegs geſagt ſein, daß Alle dieſer Fehler ſich ſchuldig machen, der Verfaſſer ſelbſt lernte zu Kſor Benut eine Fraction der Ulad Sidi Scheikh kennen, welche im Gegentheile frei von dem angeführten Fehler war.

Im hohen Grade abergläubiſch und Fataliſt von Geburt, iſt der Nomade ein blindes Werkzeug in den Händen ſinnloſer oder aber berechnender Eiferer, und dem iſt es zuzuſchreiben, wenn er ſich wiederholt zu Handlungen hinreißen ließ, die als Ausdruck eines unauslöſchlichen Fanatismus und Chriſtenhaſſes gelten. Seine Unkenntniß des Korans, der Hang zum Tragen von Amuletten als Schutz gegen die verſchiedenen Dſchins werden ihn noch lange in gänzlicher Abhängigkeit von den Marabuts und Tholbas erhalten, die eben darin nicht nur eine Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Herrſchergelüſte, ſondern auch hauptſächlich eine reiche Einnahmsquelle finden, denn ſie laſſen ſich die Amuletten mit ſchwerem Gelde bezahlen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Licht- und Schattenſeiten des Charakters bei den einzelnen Stämmen (Triben) der Nomaden vielfache Nuancen zeigen, bei einem Licht, bei anderen Schatten vorwaltet, und beide ſpeciellere Formen annehmen, doch läßt ſich das vorher Geſagte als ein ziemlich allgemeiner Charakterzug bei allen beobachten, ebenſo wie unter den Lichtſeiten des Charakters eine unbeſtechliche Freiheitsliebe und eine mehr oder minder umfaſſende Gaſtfreundſchaft überall anzutreffen ſind. Ohne den Werth dieſer von Arabern geübten Gaſtfreundſchaft herabwürdigen zu wollen, müſſen wir für die Beurtheilung derſelben als geſellſchaftliche und moraliſche Tugend bei dem Araber der Wüſte einen anderen Maßſtab als etwa in civiliſirten Ländern anlegen. In der Wüſte iſt die Gaſtfreundſchaft, abgeſehen von den Vorſchriften des Islam, welche in dem Ausſpruche des Propheten: „Wer

großmüthig und gastfreundlich sein wird, dem wird Gott zwanzig Gnaden verleihen", ihre beste Interpretation finden, ein Gebot des Selbsterhaltungstriebes. Wer heute dem müde und hungrig vor seinem Zelte anlangenden Reisenden das Lager und die Diffa verweigert, kann morgen schon seinen Geiz bereuen müssen und in noch schlimmere Lage kommen; einer ist auf die Gastfreundschaft des anderen direct angewiesen und wird sie schon aus Rücksicht auf sich selbst nicht verweigern. Der tiefgehende Causalnexus zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur ist auch in den Satzungen der Religion ausgesprochen. Der Prophet, in einem Lande geboren, das gleich der Sahara die Gastfreundschaft zur Pflicht macht, schrieb dieselbe auch so eindringlich seinen Anhängern vor. Andererseits, und dies darf hier nicht verschwiegen bleiben, involvirt die Uebung der Gastfreundschaft in einem Lande, wo Hab und Gut des Einzelnen verhältnißmäßig dürftig ist und der Boden kaum den Gastgeber und die Seinen zu ernähren vermag, um so mehr das Verdienst der Großmuth. Auch in dieser Hinsicht, obwohl an Reichthum dem Oasenbewohner nachstehend, überragt der Nomade weit den ersteren. Im engen Zusammenhange mit der Natur des Landes und der gebieterischen Nothwendigkeit der Gastfreundschaft steht daher auch das Gebot des Islam, Almosen zu spenden, ein Gebot, dessen Befolgung, für jede Sauya eine hauptsächliche Seite ihres Wirkungskreises bildet oder mindestens bilden sollte.

Wir haben schon zu Beginn unserer Wüstenwanderung es als eine der vielen Schwierigkeiten, welche sich dem Reisenden in der Sahara entgegenstellen, erkannt, der complicirten Etiquette im Verkehre mit den verschiedenen Stämmen, die sie bewohnen, gerecht zu werden, und ersehen, daß ein Verstoß gegen dieselbe manchmal die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen kann. Weit strenger gefordert und geübt als bei irgend einem anderen Wüstenstamme, sind gewisse Formen der Höflichkeit bei den Arabern. Niemand weiß besser als der Araber seine Annäherung mit einem Schwalle von höflichen Floskeln zu begleiten, welche so wenig kosten und so viel eintragen, welche eine freundliche Aufnahme auf das günstigste vorbereiten; Niemand weiß sich den Rücksichten, welche die sociale Stellung in der Behandlung des Menschen erheischt, besser anzubequemen, als der Araber. Diese

Höflichkeitsformen des Arabers ſind oft ſubtiler Art, er weiß in Haltung des Körpers, Verneigung, Anſprache u. ſ. w. den kleinſten Nuancen des ſocialen Ranges Rechnung zu tragen und darf ſich ungeſcheut an die Seite eines europäiſchen Salonmannes ſtellen. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es auch keine leichte Aufgabe des europäiſchen Reiſenden, einen Verſtoß gegen das arabiſche Geſetz der Höflichkeit zu vermeiden, ſein Anſehen hängt mehr als er ſelbſt glauben möchte, damit zuſammen. Es kann hier ſelbſtverſtändlich nicht unſere Abſicht ſein, uns mit dem ganzen Arſenal ſchwulſtiger Begrüßungs- und Abſchiedsformeln bekannt zu machen, wir wollen nur erwähnen, daß der Araber für jede Tageszeit, für jede Gelegenheit beſtimmte Anſprachen, die ſich wieder je nach dem Range des Angeſprochenen nuanciren, anwendet. Ein fundamentales Gebot der Höflichkeit bei den Arabern iſt es, ſich nie direct um das Befinden der Frau zu erkundigen, dieſe etwa bei dem Namen zu nennen, wäre eine ſchwere Beleidigung des Mannes und würde ſogleich Argwohn erwecken. Nur auf weitſchweifigen Umwegen, indem man ſich um das Wohlergehen des Zeltes, der Familie u. ſ. w. erkundigt, mag man Antwort erheiſchen.

In der Converſation unter ſich iſt der Name des Höchſten und des Propheten bis zum Ueberdruß eingeflochten, im Verkehre mit Andersgläubigen jedoch wo möglich vermieden. Die Form der Begrüßung ſelbſt unterliegt ebenfalls vielfachen Nuancen, ſo z. B. grüßt der Untergebene ſeinen Herrn, indem er ihm die Hand küßt, iſt dieſer zu Fuß, das Knie, falls dieſer zu Pferd ſitzt, iſt der Erſtere zu Pferde und begegnet ſeinen Herrn ebenfalls zu Pferde, ſo ſteigt er ab, um dieſem das Knie zu küſſen u. ſ. w. Haltung und Mienen müſſen ſtets im Einklange mit dem Sinne und dem Ernſte der Rede ſtehen. Selbſt in die ernſteſte Converſation wird ohne äußerlichen Anlaß von Zeit zu Zeit eine höfliche Phraſe, eine Frage nach dem Wohlbefinden u. ſ. w. eingeflochten. Mit der linken Hand zu eſſen oder zu trinken, wäre ein grober Verſtoß, denn nur der Teufel thut dies, ebenſo iſt es unſchicklich, ſtehend zu trinken oder ſich bei Tiſche eines Meſſers zu bedienen, ſowohl vor als nach dem Eſſen iſt es Vorſchrift, ſich die Hände und den Mund zu waſchen, beleidigend wäre es, bei Tiſch ſeinen Nachbar zu beobachten, oder ſich überhaupt über den Geſchmack der Speiſen zu äußern.

Das Lexikon der arabischen Convenienz zählt nicht weniger als vierundzwanzig besondere Vorschriften für das Verhalten bei Tische.

Selbst ihre Habsucht, ihre Begier nach fremdem Besitze wissen die Araber hinter einem Schwalle von höflichem Lobe und Schmeicheleien zu verbergen; erregt z. B. ein Pferd sein Wohlgefallen und den Wunsch, es zu besitzen, so wird er sich in endlosen Lobsprüchen auf das Pferd und seinen Reiter ergehen, um es möglicherweise zu erhalten, da die Höflichkeit schwer eine abschlägige Antwort zuläßt; diesem Wortschwalle in irgend einer Weise zuvorzukommen, oder durch eine geschickte Wendung das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken, muß in solchen Fällen das Bestreben des in dieser Weise Angefallenen sein. Als Fremder heißt es besonders auf seiner Hut sein und vor Allem darauf zu achten, sich in ihren Augen nicht lächerlich zu machen. Scharfes Beobachten des Mienenspiels, der Augen, des Augenblinzelns ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, denn nur eines solchen bedarf es, damit sich zwei Araber verständigen, um den Fremden in ihrer Mitte zu betrügen und zu verrathen. Mehr als ein Leben war in Folge eines Augenblinzelns verwirkt. In keinem Falle darf man eine Begrüßung oder ein Compliment unerwidert lassen. Wir haben schon früher die Leichtfertigkeit des Arabers mit dem Ablegen von Schwüren kennen gelernt, in der That schwört er bei dem Heiligsten, bei dem Kopfe, dem Barte des Propheten und Gottes, bei seiner Verdammniß u. s. w., ohne auch nur den mindesten Anstand zu nehmen, sich dabei das Gegentheil dessen vorzunehmen, was er beschwört.

Dieser Codex der Umgangsformen, der Höflichkeit, den wir hier nur in flüchtigen Zügen angeführt haben, ist nicht nur den Wohlhabenden, den Scheikhs und Edlen, sondern selbst dem einfachsten Manne in der untersten socialen Stellung mehr oder minder zur zweiten Natur geworden. Der social tiefstehende Araber wird dem Fremden immer mit erhobenem Kopfe und scharf auf ihn gerichteten Augen begegnen, einen Stolz zeigen, der nicht blos persönlicher Eitelkeit, sondern wesentlich auch dem Bewußtsein entspringt, Gläubiger zu sein und zu einem tief unter ihm Stehenden zu sprechen. Nie wird sich der Araber linkisch benehmen, nie Verwirrung zeigen, nie sich für geschlagen halten, selbst in der abhängigsten Stellung als Bettler wird er

ſeiner Verachtung nach erhaltener Gabe im Mienenſpiel Ausdruck verleihen. Hoch oder nieder im Range, ſind die Araber eingefleiſchte Egoiſten, die nur aus Egoismus ſtets mit dem Hintergedanken an eine Gegenleiſtung, die ihre überbietet, Gutes üben. Die Erklärung dieſes Charakterzuges darf in den anarchiſchen Zuſtänden, welche ſeit jeher in der Sahara beſtanden haben, geſucht werden, ferner aber auch in der religiöſen Ueberzeugung des Arabers, daß der Unglückliche und Arme auf Erden ein von Gott Enterbter ſei.

Ein Freund feſtlichen Schaugepränges, liebt er es, an den religiöſen Feſten ſeinen ganzen Reichthum in vollem Glanze zu entfalten und ſchmückt ſich mit dem Beſten, was er beſitzt; bei ſolchen Gelegenheiten läßt ſich auch am beſten der complicirte Apparat arabiſcher Höflichkeitsbezeigungen ſtudiren.

Ein rühmlicher und ſchöner Zug des Arabers iſt ſeine hohe Achtung und Verehrung für das Alter und die Familie; wehe Dem, der es an ſolcher für einen weißen Bart fehlen läßt (wir können nicht weißes Haupt ſagen, da die Araber ſich bis auf einen kleinen Schopf am Scheitel das Kopfhaar abraſiren und dieſen zuweilen zopfartig langen Schopf deshalb belaſſen, da ſie der Anſicht ſind, daß Mohamed ſie nach dem Tode an dieſem Schopfe in's Paradies hinaufziehe); er würde überall mit Verachtung behandelt und aus dem Tribu gejagt werden. Der Mann kann in der Wüſte ohne den mindeſten Vorwurf der Ueberflüſſigkeit oder eine Laſt zu ſein, alt werden, im Gegentheile, die Achtung, die er genießt, ſteigt mit jedem weißen Haare, das ſein Bart zeigt. Ebenſo genießt der Vater in der Familie dasſelbe Anſehen, der Sohn darf hier vor ſeinem Vater ſich weder ſetzen noch rauchen oder vor ihm das Wort ergreifen, ebenſowenig vor ſeinem älteren Bruder, das Recht der Anciennetät wird unter dem Zelte des Nomaden ſtrenge gewahrt.

Im ſchärfſten Gegenſatze zu den Tuareg iſt, wie wir bereits wiſſen, die Stellung der Frau bei den Arabern keine beneidenswerthe, und wenn auch manche Reiſende und in Folge deſſen die allgemeine Auffaſſung das Bild der arabiſchen Frau zu ſehr in Grau malen, ſie als einfache Sclavin des Mannes hinſtellen, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie eine ihrer Würde wenig entſprechende Stellung einnimmt. Weſentlich wird dies durch die leichte Löslichkeit der Ehe verſchuldet, und wenn der Wüſtennomade im

Allgemeinen ſelten mehr als eine oder zwei Frauen auf einmal hat, die Polygamie alſo eingeſchränkt iſt, ſo beruht dieſe Enthaltſamkeit in ſeiner Armuth, die ihm nicht geſtattet, ſich den Luxus eines Harems zu gönnen. Auch in dieſer Hinſicht, nämlich in der Behandlung des Weibes, unterſcheidet ſich der Wüſtennomade von dem Oaſenbewohner. In der Wüſte genießt die Frau immerhin eine gewiſſe Freiheit, ſie geht unverſchleiert und übt zuweilen eine merkliche Herrſchaft über ihren Ehegemal aus, Pantoffelhelden ſind auch in der Wüſte unter den Zelten zu finden. Geſtattet der Beſitz des Mannes den Ankauf einer oder mehrerer Sclavinen, ſo iſt ſelbſtverſtändlich das Loos der Frau inſoweit ein beſſeres und angenehmeres, als ſie ſich nicht den drückenden häuslichen Arbeiten unterziehen muß, die ihr im Gegenfalle obliegen, als da ſind das Herbeiſchleppen von Waſſer und Feuerungsmaterial, das Mahlen der Gerſte auf die primitivſte Weiſe (zwiſchen zwei Steinen), das Melken der Kameele und Schafe, die Zubereitung der Speiſen u. ſ. w., wozu noch das Weben von Stoffen in der übrigen Zeit hinzutritt, denn der Burnus und Haïk, den ihr Herr trägt, die Pferdedecke, die Teppiche, auf denen der Herr ſeine Glieder ſtreckt, ja das Zelttuch, unter welchem die Familie wohnt, ſind ihr Werk. Jung iſt ſie noch der Gegenſtand großer Aufmerkſamkeit, ſind ihre Reize verblüht, ſo ſinkt ſie zur Dienerin ihres Herrn und ſeiner Neuerwählten herab.

Die Zeit der Blüthe des arabiſchen Weibes iſt aber eben nur eine äußerſt kurze, nur in der zarteſten Jugend, etwa bis zum ſechzehnten Jahre, bleibt ihnen die Friſche erhalten, welche Frauen des Nordens noch im Spätfrühlinge ihres Lebens zeigen. Es iſt ein unendlich vergänglicher Frauentypus, der in den beiden extremen Polen, Hitze der Leidenſchaft und Zartheit der Formen, ſeinen Ausdruck findet. Mit dem tiefbrünetten Teint und der zarten, noch vollen und doch nicht zu ſtarken Formenrundung, mit den wie von einem roſigen Goldhauch durchſchimmerten, braunen Wangen, mit dem faſt allzu lebhaften Spiel ihrer flammenſprühenden ſchwarzen Augen und dem tiefen Dunkel ihres rabenſchwarzen Wellenhaares ſcheinen die jungen Mädchen der luftigen Zelte die Offenbarung eines unendlich reizenden Typus. Ein ſolches Weib, ein ſolches Gebilde aus Feuer und Dunkel kann, das fühlt man, inſtinctmäßig, nur wenige Wochen ſchön bleiben. Obwohl noch

jung, ſind viele Arabermädchen bereits verrunzelt, abgewelkt und abgemagert; die arabiſche Wüſtenſchönheit wird je älter, je hagerer, und mit dreißig Jahren geradezu abſchreckend häßlich, mit Ausnahme einiger Gegenden, wie Tuat, wo die Frauen ähnlich wie bei den Berbern der Küſtenſtädte in vorrückenden Jahren ſich oft üppiger Körperfülle erfreuen. Ein Arabermädchen iſt, wie Maltzan treffend bemerkt, nur wenige Augenblicke vollendet ſchön, aber in dieſen Augenblicken iſt ſie würdig, eine Braut für Götterſöhne zu ſein, iſt ein Stück Wüſtenpoeſie. Kein Wunder, daß ein ſo leicht erregbares, ſich dem Eindrucke der Außenwelt willig hingebendes Volk wie der arabiſche Nomade, die Schönheit ſeiner Erwählten mit Worten beſingt, welche ſich der glänzendſten Farben, der eigenthümlichſten Vergleiche bedienen, und für die ritterlichen Bewohner der Zelte in der Sahara immer neuen Reiz beſitzen. Auf ſtattlichem Pferde in den Kampf ziehend, in den auch die Frauen den ganzen Tribu begleiten, hebt mitten im Tumult der Fantaſia, die auf dieſe Töne aber gleich verſtummt, ein Reiter das Lied ſeiner Schönen an:

Mein Herz mit ſeinem Feuer glüht
Für ein Weib, dem Paradies entſtammt.
O Ihr, die Ihr Meryem *) nicht kennt,
Dies Wunder Gottes, des Alleinigen,
Ich will ihr Bild Euch malen.

Meryem, das iſt Bey Osman ſelbſt,
Wenn er erſcheint mit ſeinen Flaggen,
Den Trommeln, welche brüllen,
Und den Gums, die ihm folgen.

Meryem iſt eine Stute edler Art,
Die ein glückſelig Leben führt
In einem reich vergoldeten Palaſt.
Sie liebt der Blätter Schatten,
Sie ſchlürfet reines Waſſer
Und will gepflegt nur ſein von Schwarzen.

Meryem, das iſt der Mond der Sterne,
Der jeden Dieb verräth.
Noch eines iſt ſie, — iſt die Palme
Im Land der Beni-Mzab,
An der ſo hoch die Früchte hängen,
Daß man ſie nicht berühren kann.

*) Marie.

Meryem iſt die Gazell' vielmehr,
Wenn ſie dahineilt in der Wüſte,
Der Jäger zielet auf ihr Junges,
Sie ſieht den Zunder glühen,
Verſteht's, den Schlag ſelbſt zu empfangen,
Zu ſterben, um das Leben ihm zu retten.

Sie hatte mir ein Stelldichein gegeben
Für Montag Nacht.
Es ſchlug mein Herz — ſie kam
Ganz eingehüllt in Seide,
In meine Arme ſich zu ſtürzen.
In keinem Theile dieſer Erde
Hat Meryem eine Schweſter.

Sie wieget Tunis auf und Algier
Tlemſen und Mascara.
Ihre Kaufladen, ihre Händler
Und ihre Stoffe voll von Wohlgerüchen.
Sie wieget die Fahrzeuge auf,
Die Segler, die das Blau durchſchiffen,
Um jene Reichthümer zu holen,
Die Gott für uns erſchuf.
Sie wiegt fünfhundert Stuten auf,
Den Reichthum eines Stammes,
Wenn ſie dem Kampf entgegen eilen,
Ihre ſtolzen Reiter tragend.
Und der Kameele wiegt ſie auf fünfhundert,
Gefolgt von ihren Jungen,
Weit mehr als hundert Neger des Sudan,
Geraubt vom Stamm der Tuareg,
Um Muſelmanen zu bedienen, —
Wiegt die arabiſchen Nomaden auf, —
Sie alle glücklich, unabhängig
Und die in feſtem Wohnſitz weiden, —
Die unglückſel'gen Opfer
Der Launen der Sultane.
Es ſchmückt ihr Haupt die reinſte Seide,
In wallendem Gelock befreit ſich d'raus
Ihr ſchwarzes Haar, von Biſam duftend
Und von dem Ambra von Tunis.
Die Zähne, Perlen ſind ſie zu vergleichen,
In hochrothen Korallen eingerahmt;
Ihr Augenpaar, durchglüht von heißem Blut,
Verwundet, wie die Pfeile
Der Wilden, welche Bornu bewohnen.

Ihr Speichel — ich hab' ihn genoſſen —
Der Zucker iſt's der trock'nen Traube, —
Der Bienen Honig gleichet er,
Wenn rings der Frühling blüht; —
Ihr Hals, der Maſt iſt's eines Fahrzeugs,
Das mit den weißen Segeln,
Um mit dem Wind zu ſchiffen,
Das tiefe Meer durchfurcht.
Dem Pfirſich gleichet ihre Kehle,
Den auf dem Baum man reifen ſieht, —
Die Schultern glattem Elfenbein,
Und ihre Rippen, abgerundet,
Sie ſind die ſtolzen Säbel, die
Die Dſchuad aus der Scheide zieh'n,
Wenn ſie vom Pulverkampf ermüdet ſind.
Wie viele tapf're Reiter
Sind im Gefecht für ſie geſtorben!
Wie gern, ach, — möchte ich beſitzen
Das beſte Pferd der Erde,
Um einſam und gedankenvoll
Zu reiten neben dem Kameel, dem weißen, das ſie trägt.
Dies Pferd, es würde wohl in Wuth verſetzen
Die jungen Männer der Sahara!

Ich jage, bete, faſte
Und folge den Geboten des Propheten.
Doch, ſollt' ich bis nach Mekka gehen,
Ich werde nimmermehr Meryem vergeſſen,
Ja, Meryem mit Deinen ſchwarzen Wimpern.
Schön wirſt Du immer ſein
Und angenehm, wie ein Geſchenk.

Bei aller natürlichen Anmuth wenden die jungen Wüſtenſchönheiten, die Arabermädchen und Frauen, noch zahlreiche künſtliche Schönheitsmittel an, um den Glanz und das Dunkel ihrer feuerſprühenden Augen zu erhöhen, und färben ſich z. B. die Augenwimpern ſowie den Rand der Augenlider mit Kohel, ein Geſchenk Allah's, wie es die Araber nennen, in Wirklichkeit Schwefelantimon, das den Wimpern ein eigenthümliches Blauſchwarz verleiht. Bei dem Gebrauche desſelben walten aber außer der Eitelkeit noch hygieniſche Rückſichten vor und es wird deshalb auch von den Männern verwendet, es ſchützt nämlich in der Wüſte das Auge vor Ophthalmien, hemmt den Erguß der Thränen und giebt dem Blicke erhöhte Klarheit und Sicherheit.

Ebenso färben sich die Damen der Wüste die Fingernägel mit Henna orangeroth und kauen Suak (oder Irak), um den Athem wohlriechend, weiße Zähne und purpurrothe Lippen zu erhalten. Hat die Araberfrau alles dies gethan, so ist sie in den Augen Allah's wohlgefällig, denn sie ist von ihrem Manne mehr geliebt. Nach dem Tode des Mannes, oder wenn die Frau von demselben verstoßen wurde, hat sie sich als Zeichen der Trauer 4½ Monate des Gebrauches dieser Schönheitsmittel zu enthalten.

Im Gegensatze zu den Tuareg kauft sich der Araber seine Frau, d. h. er ist verpflichtet, dem Vater derselben einen nach seinen Vermögensverhältnissen oder aber nach den Ansprüchen des ersteren sich richtenden Kaufschilling, bestehend in einer bestimmten Anzahl von Kameelen, Pferden, Schafen u. s. w., zu erlegen. Im Zelte bewohnen die Frauen eine getrennte Abtheilung, die Fremden unzugänglich bleibt, und selbst dem Manne ist der Aufenthalt für längere Zeit verwehrt. Hier wachsen die Kinder auf, deren Pflege der Frau bis zu deren Mündigkeit zufällt. Meistens sehr jung verheiratet (Ehen zwischen vierzehnjährigen Männern und elfjährigen Mädchen sind nichts Seltenes), ist ihre Rolle meist nach fünf bis sechs Jahren ehelichen Zusammenlebens zu Ende, der Mann ihrer überdrüssig, verstoßt sie ohne zwingende Motive und sendet sie ihrer Familie zurück, besitzt sie keine solche mehr, so ergiebt sich in vielen Fällen die verstoßene Frau dem Laster der Prostitution und wird mit einigen Schicksalsgenossinen, abseits eines größeren Ksors der nächsten Oase ihr Zelt aufschlagend, eine Hadschila, auch die Wüste ist eben nicht frei von den Schattenseiten europäischer Civilisation.

Wir haben schon auf unserer Wanderung von Rhadames nach Biskra und El Aruat die Araber im gellenden Festestaumel der Fantasia und als Jäger in der Dünenregion und in den Bergen kennen gelernt, wir wollen uns noch zum Schlusse mit ihnen als Krieger, auf dem Schlachtfelde bekannt machen, um ihren persönlichen Muth, ihre Tapferkeit und ihre Kampfesweise beurtheilen zu können. An Gelegenheit, sich als Helden im Kampfe, als schlaue Freibeuter und schnelle Verfolger zu zeigen, fehlt es nicht in der Wüste, unter den einzelnen Triben, wie gegen äußere Feinde, namentlich gegen die Tuareg im Süden und Berbertriben des Westens ist der Krieg

kein Ausnahmsfall, ſondern ſehr oft in Permanenz erklärt, es müſſen ſchon ſehr dringliche Umſtände für die Aufrechterhaltung des Friedens ſprechen, wenn ein Jahr ohne Kampf und Fehde vergeht, wir haben hierbei nur politiſche Kämpfe im Auge, denn Razzien abzuwehren giebt es das ganze Jahr hindurch. Eine Caravane wurde geplündert, die Frauen des Tribu inſultirt, man macht dem Tribu die Brunnen und die Weide ſtreitig, alles Dinge, die ein himmelſchreiendes Unrecht involviren und durch keine einfache Razzia, wäre es auch eine Tehha (ein Ueberfall, bei welchem Alles, was man vom Feinde erhaſcht, erdroſſelt wird), gerächt werden kann, die Chefs der Duars vereinigen ſich und erklären den Krieg als unabwendbar. Allein auf ſich angewieſen, iſt der kleine Tribu zu ſchwach (die einzelnen Triben ſchwanken in ihrer Seelenzahl von 500—50.000), es werden daher Boten zu allen Freunden und alliirten Triben entſendet, welche durch perſönliche und Handelsintereſſen ſolidariſch mit dem beleidigten Tribu verbunden ſind und an dem Soff (der Conföderation) theilnehmen. Doch bis zu deren Ankunft können acht und mehr Tage vergehen, und die Zeit darf nicht nutzlos verſtreichen, die Chefs entflammen unterdeſſen die Geiſter durch emphatiſche Anſprachen und Proklamationen. „Beſchlagt eure Pferde," heißt es in ſolchen zündenden Anſprachen, „nehmt für fünfzehn Tage Proviant mit euch, vergeßt dies und jenes nicht, denn es gilt nicht nur für euch ſelbſt zu ſorgen, ſondern auch unſeren Verbündeten großmüthige Gaſtfreundſchaft zu gewähren. Befehlt euren ſchönſten Frauen, ſich reiſefertig zu machen, ſeht darauf, daß ſie ſich auf's beſte ſchmücken und auch für den Schmuck ihrer Kameele und Atatiſch (Palankins) ſorgen, ihr ſelbſt legt eure ſchönſten Gewänder an, nehmt eure ſchönſten Waffen und achtet, daß ſie in gutem Stande ſeien, verſammelt euch an dieſem Tage bei dieſem Brunnen. Wer immer wehrfähig und nicht erſcheint, wird eine Strafe von zehn bis zwanzig Schafen zu erlegen haben!" Der Tribu iſt endlich ausgerüſtet, die Zelte, die Heerden (deren Zahl bei den einzelnen Triben je nach deren Wohlhabenheit von 1000 bis 80.000 und 100.0000 ſchwankt, aus 20—300 Kameelen, 100—1000 Pferden, der Reſt Ziegen, Schafe und Eſel, beſtehend) ſind erfahrenen Alten anvertraut, welche auch die zurückgebliebenen Frauen, Kinder, Hirten und Kranken überwachen und in Ordnung halten.

Aber auch der Feind war nicht müßig, durch Reisende und Freunde (Verwandte) im Lager des anderen Tribu ist er von den Absichten seiner Gegner unterrichtet, auch er zieht von allen Seiten seine Alliirten an sich, bringt seine Heerden und Zelte an einen ihm sicher scheinenden Ort und wählt, um Ueberraschungen vorzubeugen, als Versammlungsort ein für die Vertheidigung günstig gelegenes Terrain, hier die Ereignisse abwartend. Der beleidigte Tribu hat sich in Bewegung gesetzt, nachdem Alle unter Assistenz des Marabuts bei allen Heiligen sich Beistand geschworen haben. Ein Edler besteigt sein Pferd und übernimmt die Führung der Kameele der Frauen, damit das Signal zum Aufbruche gebend, es ist ein bestechender Anblick, dieses malerische Treiben vor sich entfalten zu sehen. Hier ist es eine Gruppe von Fußsoldaten, welche die Kameele mit den Vorräthen und Zelten bewacht, dort umschwärmt eine Gruppe der kühnsten und gewandtesten Reiter die Damenpalankins, andere feurige Reiter sind zu ungeduldig, um mit dem Troß zu ziehen, sie eilen windschnell, von ihren Windhunden begleitet, voraus nach den beiden Flanken und versuchen ihr Glück in der Jagd auf die Gazelle, den Hasen, die Antilope und den Strauß, die, durch den lärmenden Zug aufgeschreckt, sich über den Wüstenplan flüchten. Die Chefs sind ruhiger, denn auf ihnen ruht die Verantwortlichkeit, wohl gehört ihnen nach glücklichem Ausgange des Zuges der Löwenantheil der Beute, doch fällt auch auf sie im Gegenfalle die Fluth der Vorwürfe, der Ruin und die Schande.

Von einem geordneten Marsche nach Abtheilungen ist nichts zu merken, dem Terrain sich anpassend, zieht der lärmende und fröhlich gestimmte Troß vorwärts, an die Abenteuer, nicht an die Strapazen, an den Sieg, nicht an die Gefahr denkend. Die Reiter zeigen ihre Künste und Gewandtheit, es ist eine continuirliche Fantasia, die wir sehen, dazwischen ertönt der Chor der Flöten und die Freudenrufe der Frauen, das bekannte Juhjuh, Alles aber wird alle Augenblicke durch die heftigen Detonationen ganzer Gewehrsalven übertönt, denn das Pulver führt das große Wort!

In den Pausen der Erschöpfung stimmt dazwischen ein oder der andere Reiter, dessen zärtlich Geliebte im Zuge weilt, eine jener sich an Epitheta überbietenden Lobeshymnen an, die wir schon kennen. Die empfindlich gesteigerte Sonnenhitze gegen Mittag nöthigt zur Rast, doch drei oder vier Stunden

ſpäter geht es wieder vorwärts, unter demſelben Lärmen und Jauchzen wie vorher. Aus den Vorhängen der Palankins taucht bald der eine, bald der andere Frauenkopf hervor, neugierig der Fantaſia folgend, und beobachtend, ob ſich auch der Geliebte hervorthue!

Der Tag neigt ſich zu Ende, die Wahl eines ſicheren Lagerortes beſchäftigt die Führer, dieſer iſt denn gefunden und nun löſt ſich der ganze Troß in einen undefinirbaren Knäuel von blökenden Kameelen, wiehernden Pferden, geſchäftigen Negerſclaven auf, welch Letztere eiligſt befliſſen ſind, die Zelte ihrer Herren und deren Frauen aufzuſchlagen, dort werden Vorbereitungen zur Herſtellung der Mahlzeit getroffen, bald umkreist ein lohender Feuerwall das ganze Lager, es iſt ein Anblick von eigenthümlichem Reiz und Originalität. Der verrätheriſche Mond bleibt heute ferne, die Feuer werden endlich verlöſcht, bei den Thieren und dem Gepäck die nöthigen Wachen aufgeſtellt, um Diebſtahl zu verhindern. Doch nicht allein die Diebe ſind es, welche die Nacht ſehnſüchtig erwarten, auch jener ſchmucke Reiter mit dem Blicke des Falken, der Held der heutigen Fantaſia, benützt in tiefer Nachtſtunde die Finſterniß, um unbemerkt in das Zelt ſeiner Geliebten zu ſchlüpfen, es erwächſt ihm keine Gefahr, daß ſie nicht allein, ſondern auch ihre Gefährtinen hier wachen, der Herr und Gemal, von den Anſtrengungen des Tages ermüdet, ſchläft, nur durch eine Zeltwand getrennt, hart an ihrer Seite den Schlaf des Gerechten, während ſein Weib Liebesſchwüre mit dem Geliebten wechſelt. Doch wehe, wenn das Paar überraſcht wird, ſelbſt der Prophet vermöchte ſie Beide nicht mehr dem Leben zu erhalten. Die Nacht erſehnt ſich auch der abgewieſene Liebhaber, um ſeine Rache an der Stolzen zu kühlen, ein Schuß ſchreckt das ganze Lager auf, Alles rennt und ſchreit und im Tumult entkommt der Mörder. Dieſe und andere Abenteuer ſind in der Sahara unter den arabiſchen Triben keine Seltenheit, wenn auch nicht Regel, wie von mancher Seite behauptet wurde.

Der Schleier hebt ſich, im Oſten färbt ſich der Himmel golden, es iſt der Moment des Aufbruches, der zweite Marſchtag. Man iſt dem Feinde ſchon näher gerückt, der Chef des Zuges entſendet Spione und Eclaireurs, um das Lager, Stärke und die moraliſche Kampfesbereitſchaft des Feindes zu erſpähen, die dies an äußeren Zeichen erkennen. Einer unter ihnen, der

kühnste und verwegenste, benützt die nächste Nacht, um, in erdfahle Lumpen gekleidet, sich hart an den Boden schmiegend und auf allen Vieren an das Lager anzuschleichen, und im günstigen Momente mit einem Satze im feindlichen Duar sich unter die Menge zu mischen, Alles zu beobachten, noch vor Tagesanbruch zu den Seinen zurückzukehren und Bericht zu erstatten. Unterdessen setzt der Zug seinen Marsch fort, bis er auf 30—40 Kilometer dem Feinde sich genähert hat. Man will offenbar nichts überstürzen und dem Gegner Zeit lassen, sich zu einem friedlichen Ausgleich zu entschließen. Fühlt sich der Gegner zu schwach, den Kampf mit dem zur Rache ausgezogenen Tribu und seinen Alliirten aufzunehmen, so versammelt er in seinem Lager die einflußreichsten Marabuts und versieht sie mit reichen Geschenken, für den Feind bestimmt. Diese Sendboten des Friedens suchen im Dunkel der Nacht das Lager des anziehenden Feindes und die Zelte der einzelnen einflußreichen Duarchefs auf, um sie durch Uebergabe dieser Geschenke zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Man weigert sich wohl anfänglich, fühlt sich aber schließlich doch Allah's wegen bewogen, darauf einzugehen, und stellt nun eine Reihe von Bedingungen, unter welchen die Rückgabe alles Geraubten, die Bezahlung der Dya (des Blutgeldes) für die bei dem Ueberfalle Getödteten die hauptsächlichsten sind. Die Marabuts nehmen diese Bedingungen an und garantiren für deren Erfüllung. Der Friede wird darauf beiderseitig beschworen, der den Frieden bewilligende Tribu schlägt den folgenden Tag in der Nähe des bishin feindlichen sein Lager auf, um das ihm Geraubte in Empfang zu nehmen. Ist dies geschehen und damit der Friede definitiv besiegelt, so bricht der vorher als Feind ausgezogene Tribu mit seinen Bundesgenossen wieder nach dem heimatlichen Zeltlager auf, die Abreise durch eine glänzende Fantasia bis zum Uebermaß ausgelassener Fröhlichkeit und Heiterkeit feiernd. Einige Chefs des früher angreifenden Tribu bleiben als Gäste bei den neuen Alliirten, werden mit den Gaben der Gastfreundschaft und selbst anderen Geschenken bedacht, bei ihrer Rückkehr sind es einige Chefs der Gastgeber, welche im heimatlichen Lager gastfreundlich bewirthet werden.

Daß die Friedens-Negociationen der Marabuts bei Nacht stattfinden, hat seine besonderen Gründe, bei hellem Tage müßten entweder Alle mit

Geſchenken bedacht werden, oder die Maſſe des in den Kampf gezogenen Tribu würde auf dem Kampf beſtehen.

Zum Kampfe kommt es auch, wenn ſich der verfolgte Tribu ſtark genug fühlt und im Laufe des erſten Tages, an welchem ſich beide Gegner auf einen Marſch Entfernung nahegerückt ſind, keine Abgeſandten des Friedens zur Unterhandlung geſendet hat. Die Vorpoſten beider Parteien beginnen damit, ſich gegenſeitig zu beſchimpfen und zu reizen und aus der Entfernung einige Schüſſe zu wechſeln. „Hunde! Hundeſöhne!“ tönt es hinüber und herüber, „wenn ihr Männer ſeid, werden wir uns morgen begegnen!“ Das iſt das Vorſpiel, nach welchem ſich die Vorpoſten auf ihre Haupttruppe zurückziehen; um einem Ueberfalle während der Nacht vorzubeugen, organiſirt der Anführer jeder Partei eine ſtarke Nachtwache, am folgenden Morgen ſoll der Kampf beginnen. Man beobachtet ſich gegenſeitig mit größter Aufmerkſamkeit, bricht eine Partei die Zelte ab, ſo thut es die andere auch, rückt dieſe aber mit der Reiterei, dem Fußvolke und den auf Kameelen hockenden Frauen vor, ſo folgt der Gegner dieſem Beiſpiele. Die Reiterei beider Gegner macht gegen einander Front, die Frauen ſtehen hinter ihnen bereit, die Kämpfenden durch ihren Beifall und ihr Schreien anzufeuern, ſie ſelbſt ſind durch das Fußvolk geſchützt, das, gleichzeitig im zweiten Treffen ſtehend, die Reſerve bildet. Das Gefecht beginnt nun damit, daß einzelne Trupps von zehn bis fünfzehn Reitern nach den Flanken des Gegners ausſchwärmen und die feindliche Stellung zu umgehen ſuchen. Der Anführer an der Spitze einer compacten Maſſe hält ſich im Centrum. Die Scene wird ſehr bald belebt und der Kampf ein heißer, einige der tapferſten und beſtberittenen Reiter ſprengen, von Kampfesluſt und Blutdurſt aufgeregt, gegen die Front des feindlichen Centrums, entblößen ihr Haupt, ſtimmen Kriegsgeſänge an und fordern den Feind zum Kampfe heraus: „Wo ſind Jene, die vor ihren Chefs ſich immer der Tapferkeit brüſteten? Heute iſt der Tag, wo die Zunge lang ſein muß und nicht im Geſchwätz! Wo ſind Jene, die nach Ruhm dürſten! Vorwärts, Kinder des Pulvers! Seht vor euch die Kinder der Juden, unſere Schwerter müſſen von ihrem Blute triefen, ihre Güter werden wir unſeren Frauen geben! In's Feuer, junge Männer, in's Feuer! Die Kugeln tödten nicht, nur das Schickſal tödtet!“ Dieſe und ähnliche Rufe entflammen die

jungen Reiter, welche unter den Augen ihrer Frauen und Geliebten fechten, zum höchſten Muthe, das Feuergefecht währt auch nur ſehr kurze Zeit, man greift ſich bald mit blanker Waffe an und das Gefecht artet in ein blutiges Handgemenge aus, in dem perſönliche Tapferkeit und Geſchicklichkeit als Reiter auf der einen Seite oft der numeriſchen Ueberlegenheit auf der anderen Seite die Wage hält.

Einige Zeit wogt der Kampf unentſchieden hin und her, doch endlich fängt eine Partei an zurückzuweichen und ſich auf die Kameele, welche die Frauen tragen, nach rückwärts zu concentriren; das iſt eben der entſcheidende Moment, denn hüben und drüben ertönt das ſchrille Geſchrei der Frauen, auf einer Seite Freudenſchreie, um die Sieger zu entflammen und ſich die Palme des Tages zu erringen, auf der anderen Seite halberſtickte Schreie des Zornes und eine Fluth von ſchauerlichen Flüchen, um den erſchütterten Muth ihrer Gatten und Brüder wieder aufzurichten. „Ha! alſo das ſind die prächtigen Krieger, welche mit blankem Steigbügel und im reichen Gewande bei den Feſten und Hochzeiten herumtänzeln, und jetzt bis zu ihren Frauen fliehen! O, Juden, Judenſöhne, ſteigt ab von den Pferden, wir werden eure Pferde beſteigen und von heute ab ſeid ihr keine Männer mehr! O dieſe Feiglinge, Gott verdamme ſie!“ Solche Beſchimpfungen wirken, die Kampfeswuth erwacht von Neuem bei den Beſiegten, ſie verſuchen einen kräftigen Choc, unterſtützt von dem Feuer des in Reſerve ſtehenden Fußvolkes, es glückt ihnen, Terrain zu gewinnen und den Feind bis auf ſeine Frauen zurückzuwerfen, die nun ihre Rolle zu wechſeln gezwungen ſind. Der numeriſche Verluſt an Pferden und Menſchen, beſonders aber der Tod eines oder mehrerer der tapferſten Chefs entſcheidet den Ausgang, und die ſchwächere Partei ergreift die Flucht, trotz der Beſchwörungen und flehentlichen Bitten einiger energiſcher Männer, welche von einem Flügel zum anderen eilen, um das Gefecht zum Stehen zu bringen. „Giebt es Männer hier oder nicht? Wenn ihr flieht, raubt man euch die Frauen und auf euch bleibt die Schande. Sterbet! aber man wird nicht ſagen, ſie ſind geflohen!“ rufen dieſe Wackeren, ſich ſelbſt in's dichteſte Handgemenge ſtürzend, um die Schande der Flucht nicht zu überleben. Die Demoraliſation der Kämpfenden iſt indeß ſchon zu weit vorgeſchritten, man ſucht das Theuerſte zu retten und flieht ſo ſchnell als möglich, während

einzelne Abtheilungen zeitweiſe Front machen, um den Verfolger aufzuhalten. Meiſtens kommt es indeſſen nicht dazu, daß der Sieger den unterlegenen Gegner verfolgt und bis zur Vernichtung ſchlägt, die Beuteluſt iſt mächtiger als alle ſtrategiſchen und taktiſchen Rückſichten. Alles ſtürzt ſich über das Lager, um reichliche Beute zu machen, dank der dabei herrſchenden Verwirrung ſind noch einige Tapfere des unterliegenden Gegners im Stande, ihre Frauen und ſelbſt ihre Zelte zu retten. Nach der Plünderung des gegneriſchen Lagers denkt auch die ſiegreiche Partei, ſich zurückzuziehen und die Beute in Sicherheit zu bringen, denn der Feind kann möglicherweiſe Verſtärkungen an ſich gezogen haben und den ſorglos auf dem Schlachtfelde lagernden Gegner in der nächſten Nacht überfallen. Man marſchirt deshalb die nächſten Tage immer bis in die ſinkende Nacht, bis die Entfernung eine gewiſſe Sicherheit gewährt.

Acte unmenſchlicher Grauſamkeit ſind bei ſolchen Kriegszügen verhältnißmäßig ſelten, das Kopfabſchneiden der Gefallenen iſt auch nicht ſo im Schwunge wie bei den Stämmen des Tell. Gefangene werden keine gemacht, die geraubten Neger werden nicht als Gefangene, ſondern als Beute betrachtet, die Frauen meiſtens glimpflich behandelt und zuweilen ihrem Tribu zurückgeſendet. Es läßt ſich leicht denken, daß der Einzug des Siegers in das heimatliche Lager das Signal zu einer Reihe nicht endenwollender Feſtlichkeiten iſt, die Heiterkeit iſt eine allgemeine, frenetiſche Juhjuh-Rufe und das Knattern der Gewehre begrüßen die heimkehrenden Tapferen, die Fantaſias ſind glänzender denn je. Den Schluß bildet die Vertheilung der Beute und namhafter Geſchenke an die Verbündeten, deren Mitwirkung der Sieg zu verdanken war.

Wir ſcheiden hiermit von der nördlichen Sahara, und nun auf nach Süden!

IX.

Von Tafilet nach Timbuktu.

Einer der großen Caravanen uns anſchließend, welche alljährlich mehrmals von Tafilet nach Timbuktu ziehen und zum größten Theile von den berberiſchen Handelsleuten Abuams ausgerüſtet werden, brechen wir von dieſem Hauptorte nach unſerem neuen, fernen Ziele auf. Die hammada-artige, von kleinen Höhenzügen durchzogene Wüſte, welche uns vom Ued Draa trennt, durchziehen wir in ſüdweſtlicher Richtung und erreichen am fünften Tage, die Oaſe Teſſarin zwei Tagereiſen zur Rechten liegen laſſend, die große und blühende Draa-Oaſe Ktana. Vom ewigen Schnee des Atlas geſpeiſt, hat der Ued Draa, der längſte der marokkaniſchen Ströme, Veranlaſſung zu einer der ſchönſten Oaſenbildungen gegeben, wie man ſie überhaupt nur in der Sahara findet. Denn nur wo überirdiſch immer rieſelndes Waſſer vorhanden iſt, bildet ſich eine ſo üppige Vegetation wie hier, wo wir die Fruchtbäume, die das glückliche Klima des Mittelmeer-Beckens hervorbringt, im ſchönſten Gedeihen antreffen.

Wir glauben eine der Inſeln der Glückſeligen erreicht zu haben, als wir nach fünftägigem Marſche durch die ſteinige, vegetationsarme, nur hie und da durch einige verkrüppelte Akazienbäume belebte, brennende Wüſte dieſes lachende Grün erblicken, wie es ſich friſch unter dem ſchirmenden Dache hochſtämmiger Palmen entwickelt, und vergeſſen all' die Mühen und Beſchwerden der Wüſtenreiſe.

Der bewohnteſte und fruchtbarſte Theil des Ued Draa iſt das vom ſahariſchen Randgebirge nach Süden (Südſüdoſten) zu laufende Flußthal

ſobald der Ued Draa nach Weſten umbiegt, was in circa 29° nördlicher Breite geſchieht, fängt er an, unbewohnt und unfruchtbar zu werden. Es hat dieſer plötzliche Wechſel darin ſeinen Grund, daß die vom Gebirge kommenden Gewäſſer nur bis zu dieſem Wendepunkte im Flußlaufe beſtändig fließen, den Atlantiſchen Ocean aber nur einmal im Jahre nach der großen Schneeſchmelze des Atlas erreichen. Es iſt ein ſonderbar geformtes Gebirgsland,

Berber-Caravane.

ähnlich jenem, das wir zwiſchen dem Ued Ghir und der Oaſe Figig durchwandert haben, das ſich ſüdlich vom Atlasgebirge und unabhängig von dieſem ausbreitet und vom Ued Draa durchſtrömt wird. Hat der Fluß dieſes Gebirgsland verlaſſen, dann ſtrömt er in einem mehr oder minder breiten Thale, welches er ſich ſelbſt geſchaffen hat. Auch hier ſind die Ufer und Bänke des urſprünglichen Flußthales manchmal ſo hoch, ſo eigenthümlich und

ſonderbar geformt, daß man, vom Flußbette aus geſehen, ſie für zwei nach Süden ſtreichende, parallel laufende Gebirge halten könnte. Am Weſtufer des Flußthales winkt uns ein wirklicher Berg, der Dſchebel Sagora herüber, an den ſich die Sage von hier in einer Höhle angehäuften Schätzen aus der Chriſtenzeit knüpft. Ungefähr zwei Tagereiſen weſtlich der ſcharfen Biegung des Fluſſes bildet der Fluß einen großen Salzſumpf, eine Sebcha, Debaya genannt, die den größten Theil des Jahres trocken, ſich aber zur Zeit der großen Hochwaſſer mit Waſſer füllt und dann auf einige Wochen einem wirklichen See gleicht.

Bevor Rohlfs die Oaſen des Draa-Thales im Jahre 1862 beſuchte, hatte man ſehr wenige ſichere Nachrichten über das ganze Gebiet, denn Caillié ſtreifte nur die ſüdöſtlichſte Umbugsecke des Thales, eine ausführliche Darſtellung der Gegend verdanken wir erſt Gerhard Rohlfs. Von Norden nach Süden zerfällt der fruchtbare und bewohnte Theil des Draa-Landes in fünf Provinzen, von welchen Ktaua die größte und ſüdlichſte iſt. Obwohl in der mittleren Provinz, Ternetta, ein Kaid des Kaiſers von Marokko reſidirt, ſo iſt die Herrſchaft desſelben nur eine nominelle, ſein Anſehen geht nicht über ſeinen Wohnort hinaus. Die ganze Gegend im Draa-Land iſt ſo verwaltet, daß jede einzelne Ortſchaft von der anderen unabhängig iſt und jede Gemeinde durch ihren Scheikh, dem die Dſchemaa zur Seite ſteht, regiert wird; ſelbſt die einzelnen Provinzen haben keine gemeinſame Regierung. Als Hauptort des Draa-Landes kann man Tamagrut bezeichnen, aber auch nur inſoferne, als hier eine berühmte religiöſe Genoſſenſchaft ihre Sauya hat, der Einwohnerzahl nach iſt Beni Sbih ſüdlich von Ktaua die größte Ortſchaft.

Wir finden ſämmtliche Ortſchaften, ſowie in Tuat und Tafilet, in der ganzen nördlichen Sahara überhaupt mit einer hohen Thonmauer umgeben, einzelne haben auch noch mehr oder minder breite und tiefe Gräben. Alle haben wenigſtens eine Moſchee, die größeren auch mehrere. Die Häuſer, von geſtampftem Thon erbaut, beſitzen im Inneren einen meiſt geräumigen Hofraum, haben alle ein flaches Dach und meiſtens ein Erdgeſchoß und ein Stockwerk. Im Erdgeſchoß verwahrt man das Vieh, im Stockwerke iſt die Wohnung der Menſchen. Die Straßen in den Ortſchaften ſind ſchmal, ſtaubig und voll Unrath, obwohl auch hier wie in Tafilet und Tuat

überall öffentliche Latrinen zahlreich vorhanden sind. Die Palmengärten, welche alle wohl durch hohe Thonmauern eingefriedigt sind, erhalten ihre Bewässerung durch den beständig strömenden Ued Draa, und da das Wasser sehr reichlich vorhanden ist, hat man keine Zeitbestimmung über die Vertheilung desselben zu treffen nöthig gehabt. Die Datteln, welche in den Draa-Oasen producirt werden, gehören zu den vorzüglichsten der ganzen Sahara, und da sie kein anderes Absatzgebiet haben als Marokko, das überdies noch von Tafilet, Tuat und anderen kleinen Oasen seinen Dattelbedarf bezieht, so sind sie äußerst billig, in guten Jahren hat die Kameelladung, circa 150 Kilo, nur einen Werth von 2 Francs. Der Getreidebedarf muß indessen von außen bezogen werden, denn das, was in den Oasen selbst angebaut wird, reicht nicht hin, um die einheimische Bevölkerung zu ernähren, obschon das ganze Jahr hindurch gepflanzt und geerntet wird; es kommt dies daher, weil ein großer Theil der Gärten nur zum Gemüsebau verwendet wird, und weil die größte und schönste Provinz, Ktaua, derart von Süßholz (Glycirrhiza) überwuchert ist, daß es fast den ganzen fruchtbaren Boden unter den Palmen einnimmt. Unter der Thierwelt entzückt uns ein reizender kleiner Vogel, zu den Sperlingen zählend, mit buntem Gefieder und lieblicher Stimme; die Eingebornen nennen ihn Marabut (der Heilige), und wir treffen ihn frei aber zahm in jedem Hause als Genossen des Menschen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bevölkerung, deren Zahl sich auf etwa 250.000 Seelen belaufen kann und die mit dem Collectivnamen Draui bezeichnet wird. Der Mehrzahl nach sind die Bewohner der Draa-Oasen Berber; die Araber, vornehmlich Schürfa, leben nur vereinzelt in Ksors, außer diesen giebt es noch Beni Mhammed, reine Araber von Abkunft, die durch das ganze Draa-Thal in kleinen Gemeinschaften von wenigen Familien unter Palmenhütten wohnen; diese Art zu wohnen, scheint manchen Reiz für sich zu haben, denn auch einige Berberstämme haben sie angenommen. Die hier wohnenden Berber gehören ausschließlich dem als räuberisch bekannten Stamm der Ait Atta an. Der Neger, natürlich auch hier zahlreich vertreten, hat auf die große Menge der Bevölkerung wenig Einfluß gehabt, aber der Draa-Berber, wenn er es auch nicht liebt, sich mit den Schwarzen zu vermischen, hat doch unmerklich Negerblut aufgenommen, dann haben Sonne und Staub das Ihrige dazu

beigetragen, der Hautfarbe eine dunkle Färbung zu geben. Die in einigen Ksors ansässigen Juden leben hier nicht in derselben unterdrückten und ausgestoßenen Weise wie im übrigen Marokko, obschon sie sich manche Vexationen gefallen lassen müssen. Sie sind hier weniger dem Handel zugethan, vertreten hingegen mehr den eigentlichen Handwerkerstand; Büchsenmacherei, Blechschlägerei, Tischler-, Schneider- und Schusterarbeit sind ihre hauptsächlichsten Beschäftigungen, eben darum, weil sie durch diese Handwerke den Bewohnern unentbehrlich geworden sind, werden sie weniger gequält. Nach dem heiligen Orte Tamagrut dürfen sie indeß nicht kommen, nicht einmal den dort außerhalb der Stadt abgehaltenen Wochenmarkt besuchen, damit sie aber die Strenge dieser Maßregel weniger fühlen, hat man doch die Rücksicht gehabt, den Markttag auf einen Samstag zu verlegen. Außer der Sprache bemerkt man, was das Aeußere betrifft, von den Negern abgesehen, zwischen den Drani keinen Unterschied, wäre dieser nicht, so könnte man glauben, das Land sei von einem Volke bewohnt. Die Lebensweise der Bewohner ist äußerst einfach; Morgens wird eine dünne, heiße und stark gepfefferte Mehlsuppe mit Datteln genossen, Mittags und Nachmittags Datteln, wozu die Reichen ungesalzene Butter nehmen, oder auch Buttermilch trinken, während der Arme blos Wasser zum Trunk hat, Abends ist Kuskus die allgemein übliche Kost!

Die Oase Ktaua, in der wir weilen, hat allein für sich gegen hundert Ksors, die von Berbern oder auch von Arabern, Schürfa und Beni Mhammed bewohnt sind. Von Aduafil, einem der größeren Orte der Oase, wird der hauptsächlichste Handel mit dem Sudan betrieben. Gold, Elfenbein, Leder und Sclaven sind die Haupt-Importartikel aus demselben, an eigenen Producten liefern die Drani den Negern nichts, sie können ihnen nur europäische Producte zuführen. Wir verlassen die Oase Ktaua und erwarten in dem größten Orte und Markte des Draa-Landes, in Beni Sbih, den Anschluß einiger Zuzüge, welche vereinigt eine große Kafla bilden, und den Verkehr zwischen der marokkanischen Sahara und Timbuktu vermitteln. Verfolgen wir nun, bevor wir mit der Kafla aufbrechen, noch den Ued Draa, bis zu seiner Mündung, und überblicken wir das Land zwischen diesem Flußthale und den Südhängen des Atlas. Nach seinem Austritte

aus der Sebcha el Debaya erhält das Draa-Thal zahlreiche Zuflüſſe aus dem Norden, welche alle ihren Urſprung im ſahariſchen Randgebirge, hier Dſchebel Saghora genannt, nehmen, den größten Theil des Jahres hindurch aber waſſerlos ſind. Wenn wir im Draa-Thale nach Weſten ziehend, den Blick nach Norden ſchweifen laſſen, nehmen wir ein Chaos ſich übereinander häufender Berge wahr, während nach Süden die Hammadaflächen

Wadi Nun (Ogilmim).

der marokkaniſchen Provinz El Haha den Horizont begrenzen. In ſeinem Unterlaufe faſt parallel zum Wadi Draa verläuft 60 Kilometer nördlicher das Wadi Nun (Wadi Aſſaka), dem ganzen Lande zu beiden Seiten des Flußbettes dieſen Namen verleihend. Etwa anderthalb Tagereiſen von der Küſte des Atlantiſchen Oceans, am Oſtrande einer großen von Bergen umſäumten und vegetationsarmen Ebene, die eben die Landſchaft Wadi Nun bildet, liegt der Hauptort derſelben, Ogilmim, mit 3000 Einwohnern, bedeutend als Markt

und wegen der in seiner Nähe im Gebirge existirenden Metall-Lagerstätten (Silber, Kupfer).

Panet fand 1850 die Stadt auf einem sehr unebenen, von Gräben durchzogenen Boden erbaut, gegen Osten von einer Kette ungleicher Hügel eingefaßt, ihr Grund besteht aus einer röthlichen, steinigen Erde, welche Sandsteinblöcke mit glanzlosem Bruch bedecken; in der Tiefe von 2 Meter ruht diese auf einem Thonlager, in das sich eine Menge Muscheln und Kalkstücke einmischen.

Nun ist von keiner eigentlichen Mauer umgeben, seine Häuser, ganz aus Thon oder Erde und isolirt oder in Reihen gebaut, bilden längliche, mehr oder weniger regelmäßige Vierecke. Gewöhnlich haben sie in der Mitte einen Hof, von dem die Zimmer ihr Licht erhalten, da nach der Straße zu keine Fenster angebracht sind; die neueren Gebäude zeigen marokkanischen Styl. Dank den häufigen Schiffbrüchen an der Küste, sind die Wohnungen der Reichen mit Holz ausgetäfelt, auch ihr Meublement ist ziemlich luxuriös. Die engen Straßen, in denen sich zwei Kameele nicht ausweichen können, überraschen durch eine gewisse Reinlichkeit, aber im Inneren der Höfe und besonders in der Judenmilha, die etwa hundert Familien zählt, findet man den größten Schmutz. Die Stadt gehört dem Araberstamm der Ait Hassan und die Regierung liegt in den Händen eines Scheikhs mit despotischer Gewalt.

Unter den Producten der Landschaft stehen Weizen und Gerste obenan, die in großer Menge Anfangs April geerntet werden. In besonderen, von Oleander eingefaßten Gärten zieht man Gemüse, wie Kohl, Möhren, Zwiebel, Pfeffer, Tomaten, und Obstbäume, wie Aepfel-, Aprikosen-, Feigen- und Olivenbäume, die jedoch weniger kräftig gedeihen als in den nördlicheren Gegenden. Zahlreiche Dattelpalmen schmücken einzelne Theile der Stadt, tragen aber keine Früchte. Tabakbau wird eifrig betrieben, auch zeigt er ein rasches kräftiges Wachsthum, aber seine Blätter sind wenig entwickelt. Der Scheikh hat in seinem Garten auch einige Weinstöcke, doch wiegen die größten Trauben kaum 200 Gramm. Die Pferde und Maulthiere des Landes sind von ausgezeichneter Race, die Esel sehr klein, aber kräftig; die einzige Sorte Schafe für den Unterhalt der Bewohner und den Handel mit Mogador von großer Bedeutung.

Nun verdankt hauptsächlich seine Wohlhabenheit und Bedeutung dem Handel. Die Kaufleute von Nun tauschen die europäischen Waaren, die ihnen aus Marokko zugehen, gegen das Gummi, die Ziegenfelle, die Kameel- und Schafwolle, die Straußenfedern u. s. w. ein, welche die Nomadenstämme aus Sagia und den übrigen Theilen der Westküste herbeibringen. Außerdem expediren sie Caravanen nach Timbuktu, die von dort Gold in großer Menge zurückbringen, außer Sclaven und 2—3000 Kameelladungen Gummi, Elfenbein und Wachs. Die Dörfer und Flecken der Umgegend liefern ebenfalls Wachs, und Gummi erhalten sie auch durch die Tadschakant, einen in der westlichen Sahara weitverbreiteten Berberstamm. Ferner haben sie Theil an dem Ertrag der Goldminen im Sudan, durch ihre Verbindungen mit der Oase Aderer und durch directe Expeditionen nach Tischit.

Zwischen dem saharischen Randgebirge und dem Südabfalle des eigentlichen Atlas endlich treffen wir ein drittes Flußthal, den Wadi Sus, das nach der Beschreibung, welche wir Rohlfs verdanken, und der das Thal seiner ganzen Länge nach von Agadir an der Küste bis zur Quelle 1862 bereiste, nicht mehr zur Wüste zu zählen ist. Der Weg zwischen Agadir und Tarudant, dem etwa zwei Tagereisen von der Küste und nahe dem Flusse gelegenen Hauptorte der gleichnamigen Landschaft Sus, gehört zu einem der schönsten, was die Reichhaltigkeit der Natur betrifft. Rohlfs vergleicht die Ebene am Wadi Sus mit der lombardisch-venetianischen Poebene, entzückend schlängelt sich der stets Wasser führende Sus durch die Oliven- und Orangengärten hin. Das Thal des Flusses ist ein wahrer Garten, ein Dorf, ein Haus neben dem anderen, Oel-, Feigen-, Granaten-, Pfirsich-, Mandel-, Aprikosen-, Orangenbäume und Weinreben bilden ein liebliches Durcheinander. Aber so entzückend die Gegend ist, so unheimlich fällt es auf, daß alle Welt nur bis zu den Zähnen bewaffnet ausgeht.

Als ersten Forschungsreisenden, welcher diese interessanten, aber unsicheren Gebiete bereiste, finden wir den englischen Arzt John Davidson. Von Tanger im December 1835 aufbrechend, durchzog dieser kühne Reisende das westliche Marokko und erreichte über Agadir am 22. April 1836 Wadi Nun oder Ogilmim. Vergeblich mußte er hier nahezu sieben Monate auf eine Gelegenheit warten, mit einer Caravane nach Timbuktu aufbrechen zu können,

da die politiſchen Zuſtände und die Sicherheit im Lande die allertraurigſten waren. Trotz der Abmahnungen des Scheikhs von Ogilmim brach indeſſen Davidſon, des Harrens müde, mit einer Caravane auf, um auf das erſehnte Ziel loszuſteuern. Schon bei Ueberſchreitung des Ued Draa wurde dieſelbe von Ait Atta angefallen und erſt nach Zahlung eines ſchweren Tributs freigelaſſen; die Landſchaft El Haha in der Folge durchziehend, ſtieß die

John Davidſon.

Caravane bei dem Lager Suekeya auf einige hundert Reiter vom mauriſchen Stamme der Harib, welche eben von einem Plünderungszuge, den ſie in die Landſchaft Aſauad im Nordoſten von Timbuktu unternommen hatten, zurückgekehrt waren. Einige Tafileter Kaufleute, welche in Davidſon einen Concurrenten und Spion erblickten, der das Land auskundſchaften und ſpäter den Engländern in die Hände ſpielen wollte (es war gerade die Nachricht von der Einnahme Tlemſens durch die Franzoſen in Algerien verbreitet),

ſtifteten die Harib zur Ermordung des Reiſenden an, ſo fand er auch am 18. December 1836 an dieſer Stelle ſeinen Tod. Wir verdanken ihm die vorſtehende Anſicht von Ogilmim. Vierzehn Jahre ſpäter, 1850, durchzog der franzöſiſche Reiſende Panet, vom Senegal kommend, die Landſchaft Wadi Nun und beſuchte Ogilmim; eine eingehende Beſchreibung des Landes jedoch gab erſt der Spanier Joachim Gatell, welcher 1864, nachdem er Rohlfs in Marokko angetroffen hatte, die Sus-Landſchaft und ſpäter das Wadi Nun und die ſüdlichere Landſchaft Tekna bereiſte. In den öſtlich vom Wadi Nun liegenden, von den Zuflüſſen des Ued Draa durchſtrömten Landſchaften iſt es eine kleine Oaſe, Akka, welche unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt, ſie iſt nämlich der Geburtsort eines Reiſenden, deſſen Schickſale erzählt zu werden verdienen, und welcher, was keinem Europäer außer dem unglücklichen Major Laing bisher gelang, von Norden aus Timbuktu erreichte. Hier wurde der Rabbiner Mardochaï Abi Serur als Glied einer armen iſraelitiſchen Familie geboren. Schon im neunten Lebensjahre erfaßte ihn der unwiderſtehliche Drang, die Welt zu ſehen und ſich zu unterrichten. Er verließ ſein armes Dorf und durchſtreifte ohne Mittel, ohne Unterſtützung Spanien, das ſüdliche Frankreich, Italien, Griechenland und kam ſo nach Jeruſalem, wo er mit Eifer den Studien oblag. Seine Anſtrengungen blieben nicht fruchtlos, denn er wurde von den Großwürdenträgern des iſraelitiſchen Cultus bemerkt und errang nach vierjähriger Arbeit den Grad eines Rabbiners. Der Gedanke an ſeinen darbenden Vater und ſeine armen Brüder veranlaßte ihn, den Rückweg nach Akka anzutreten. Nachdem er ganz Nordafrika durchreiſt hatte, kam er endlich in ſein Heimatsdorf und fand daſelbſt die Seinigen in noch größerer Dürftigkeit als bei ſeiner Abreiſe. Um ihnen einige Erleichterung zu verſchaffen, wollte er nun ſeine neuen Kenntniſſe benützen, und beſchloß, in der Stadt Timbuktu, die bis dahin ebenſo den Iſraeliten wie den Chriſten verſchloſſen war, Handelsgeſchäfte zu unternehmen. Er machte ſich denn auch mit ſeinem jüngeren Bruder auf den Weg und gelangte in vierundvierzig Tagen durch die Wüſte nach El Arauan, das nur ſieben Tagereiſen von Timbuktu entfernt iſt; dieſe Reiſe zu Kameel durch die nackte, öde Wüſte ohne Waſſer, ein wahrhaftes Sandmeer, von Räuberbanden durchzogen, war an ſich ſchon eine Zeit voll Aufregung und Gefahr. In El Arauan

wurden die beiden Brüder von dem arabiſchen Scheikh, der die Stadt regierte, verhaftet, er wollte ſie tödten laſſen, wie er ſchon 1826 mit einem chriſtlichen Reiſenden, dem Major Laing, verfahren war. Mardochaï bedurfte in dieſer kritiſchen Lage ſeiner ganzen Klugheit und aller ſeiner Erfahrungen in Bezug auf die Sitten und Geſetze des Islam. Er berief ſich auf den Text des Koran, bewies ſeinen Feinden, daß es ihnen unterſagt ſei, einen Geſchäftstreibenden, auch wenn er von anderer Religion iſt, umzubringen, und durch ſeine Schlauheit gelang es ihm, die Erlaubniß zum Aufenthalt in El Arauan gegen eine jährliche Abgabe an den arabiſchen Scheikh zu erwirken. Die Reiſe nach Timbuktu wurde ihn aber gleichwohl ausdrücklich unterſagt. Mardochaï verbrachte das Jahr 1861 in El Arauan, und es gelang ihm, durch Handel ſich etwas zu erwerben. Bei allen Völkern der Welt öffnet aber der Schlüſſel des Goldes alle Pforten. Mittelſt einer bedeutenden Summe, die er dem anfangs ſo übel gegen ihn geſinnten Scheikh gab, erhielt er von ihm die Erlaubniß, nach Timbuktu zu gehen, wo er jedoch nur mit Mühe und als Araber verkleidet, Einlaß fand. Einmal in der Stadt, hoffte er auf die Unterſtützung der marokkaniſchen Kaufleute, ſeiner Landsleute, dieſe aber ſahen in ihm nur einen gefährlichen Concurrenten und wurden ſeine eifrigſten Verfolger; ſie gingen ſo weit, ſeinen Tod zu fordern. Mardochaï wandte ſich in dieſer Gefahr an den mohamedaniſchen Gouverneur, erbot ſich, ihm ein hohes Jahresgeld zu zahlen, und erwirkte ſich trotz der Intriguen ſeiner Feinde das Recht, Handel zu treiben. In Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder arbeitete er nun eifrig während der Jahre 1861 und 1862, ſo daß er 1863 mit einem kleinen Vermögen nach Akka zurückkam. Das Unternehmen war zu glücklich ausgefallen, als daß er es nicht fortſetzen ſollte. Er trat mit einer bedeutenden Waarenladung eine neue Reiſe nach Timbuktu an, begleitet von einigen Verwandten und Glaubensgenoſſen, mit denen er eine iſraelitiſche Colonie gründen wollte. Die Geſchäfte der neuen Ankömmlinge proſperirten und am Ende eines Jahres reiſte der junge Bruder Mardochaï's mit einer reichen Ladung von Straußenfedern, Goldſtaub, Elfenbein ꝛc. im Werthe von ungefähr 50.000 Francs nach Marokko zurück. In der Wüſte beraubte ihn aber ein arabiſcher Räuberſtamm ſeiner ganzen Reichthümer, und er mußte ſich glücklich ſchätzen, mit dem Leben davon zu kommen. Dieſe

unſicheren Zuſtände bei Ausübung des Handels wurden für Mardochaï verhängnißvoll; jedesmal wenn er ſich etwas erworben hatte, beraubten ihn die Wegelagerer der großen Wüſte, ſo daß er ſchließlich eben ſo arm in ſeine Heimat zurückkehrte, wie er ſie verlaſſen hatte. Seit jener Zeit hat ſich Mardochaï unter den Schutz Frankreichs geſtellt, der verſtorbene franzöſiſche Conſul Beaumier in Mogador gewährte ihm Hilfe und ſandte ihn 1874 an die Pariſer geographiſche Geſellſchaft. Hier wurde er von Henri Duveyrier im Gebrauche des Compaſſes und anderer Inſtrumente unterrichtet und durchzog 1875 im Auftrage einiger Naturforſcher die Provinz Sus und die ſüdweſtlichen Theile des marokkaniſchen Gebietes bis zum Dſchebel Fabahudt, einem hohen Berge, der, aus der Ferne geſehen, den Anblick einer mitten in einer Ebene aufgerichteten Rieſenſäule gewährt und, auf ſechs Tagereiſen in der Runde ſichtbar, ein werthvoller Wegweiſer iſt. Die Entdeckung alter Bauten, Grabmäler und Felſeninſchriften in der Nähe dieſes Berges durch Mardochaï erregte ungewöhnliches Aufſehen.

Kehren wir nach dieſem Ausfluge gegen Weſten nach Beni Sbih, dem Sammelplatze unſerer Kafla, zurück. Einige Sicherheit für die Durchquerung der großen Wüſte zwiſchen dem Ued Draa und Timbuktu verbürgt uns die Größe der Caravane, wir zählen mehr als 1000 Kameele und 200 bewaffnete Begleiter; nicht anders als mit einem ſo großen Apparat läßt ſich, ohne die ärgſte Gefahr zu laufen, die Route nach Timbuktu für Handelsleute verfolgen. An Leben und bewegtem Treiben fehlt es unter ſolchen Umſtänden nicht, und ſo lange wir noch im Bereiche des Draa ſind, ſpricht das Pulver zum Vergnügen den ganzen Tag. Der Abgang einer großen Kafla iſt auch hier ein Moment allgemeiner Aufregung und Spannung. Wir folgen ſo ziemlich der Route, welche René Caillié im Jahre 1828, aber in entgegengeſetzter Richtung, nämlich von Timbuktu kommend, einſchlug. Unter drückenderen Verhältniſſen wird wohl noch ſelten ein Reiſender die Wüſte durchkreuzt haben, als René Caillié; ohne fachmänniſche Bildung zu beſitzen, nur dem Drange nach Kenntniß des Inneren Afrika's folgend, ſchiffte ſich Caillié, fünfzehn Jahre alt, 1814 von Frankreich nach dem Senegal ein, und trat 1827 von Sierra Leone aus, als Maure verkleidet, nur mit den dürftigſten Mitteln verſehen, eine Reiſe nach Timbuktu an. Nach vielen Mühſalen langte er am 20. April 1828

endlich in Timbuktu an, das er ſchon am 4. Mai verlaſſen mußte, und kehrte mit einer mauriſchen Caravane durch die Sahara gänzlich erſchöpft und entblößt über die Oaſe Tafilet und über Tanger nach Frankreich zurück. Verhöhnt und verſpottet, ſeiner Armuth wegen auf das empörendſte behandelt, war die Durchquerung der großen Wüſte vom 4. Mai bis 25. Juli 1828 eine ununterbrochene Kette von Qual und Noth, Durſt und Hungerspein, bei unerträglicher Hitze. Seinen Reiſeberichten wurde lange Zeit, insbe-

René Caillié.

ſondere von engliſchen Geographen, kein Glauben geſchenkt, ſchließlich aber, und beſonders nachdem ihm Dr. H. Barth ein glänzendes Zeugniß ſeiner Wahrhaftigkeit ausgeſtellt, kam der muthige Reiſende, der 1839 ſtarb, zu allgemeinen Ehren.

Ueber Mimſſina und Bunu, zwei kleine befeſtigte Kſors, von anmuthigen Dattelhainen umgeben, ziehen wir am linken Ufer des Ued Draa vorerſt nach Weſten; bis zu dem kleinen Kſor El Harib folgt ein Palmenwäldchen dem

anderen, unter deren Schatten die Draui Gerſte, Weizen und Gemüſe bauen. Der Boden der nächſten Umgebung dieſer kleinen Oaſe iſt echte Hammada, von verſchiedenfarbigen kleinen Kieſeln überſäet. Auf dem Wege fällt uns eine Kuba in die Augen, an deren Thüre eine Unzahl verſchiedenfarbiger Stoffſetzen hängen, zahlreiche kleine Steinpyramiden umgeben dies Mauſoleum, beides Zeichen der Verehrung und Huldigung, welche den Manen des hier begrabenen Scherifs dargebracht werden. Das Terrain wird, je weiter wir nach Weſten ziehen, immer ſchwieriger, kleine Sanddünen verzögern den Marſch der Caravane, ebenſo wie die Ueberſchreitung mehrerer tief eingeſchnittener Gräben, in denen einige Stauden von Ziziphus lotus wuchern. So erreichen wir am zweiten Tage El Harib, das im Süden zweier kleinen Bergzüge liegt, welche den Ort vom Draa-Lande trennen. Die Bewohner ſind in mehrere Nomadentriben getheilt, welche ſich mit Kameelzucht befaſſen, die ihnen, abgeſehen von der Milch zur Zeit der Regen, die nöthigen Thiere liefert, um die Handelscaravanen, welche von Tafilet und Ktaua nach Timbuktu gehen, mit dieſem wichtigen Transportmittel zu verſehen. Die Bewohner, Mauren, ſind ſelbſt rührige Handelsleute, die auf Rechnung der Tafileter Kaufleute deren Waaren nach Timbuktu, El Arauan und Sanſandig am oberen Niger führen. Bei den Bewohnern der Umgegend ſind die Mauren von El Harib verachtet und werden als Ketzer oder Ungetreue behandelt, und ſind deshalb auch von den Draui und den Tadſchakanten im Weſten häufig gebrandſchatzt. Nach Tafilet und den Oaſen des Ued Draa dürfen ſie nur mit einer Berber-Escorte und nach Erlag eines Geleitgeldes ziehen, ihre Frauen ſind, nach Caillié, ſehr böswillig und in ekelerregendem Grade ſchmutzig. Caillié mußte ſich von ihnen die gröbſten Vexationen und Quälereien gefallen laſſen.

Wir ſetzen unſere Reiſe über eine unabſehbare Hammada fort, anfänglich in einer Ebene, welche, von Tamariskenbüſchen und mit Schih beſtanden, den Kameelen ein reichliches Futter gewährt, in welcher wir aber eben deshalb in der Stunde kaum zwei Kilometer fortkommen, da die Thiere nach allen Richtungen auseinanderlaufen, ſo daß die Caravane ſich übermäßig in die Länge und Breite ausdehnt, ſpäter aber über feſten, mit grauem, grobkörnigem Sande bedeckten Boden. Die Caravanen der Mauren brauchen deshalb auch beinahe die doppelte Zeit zur Durchquerung der Wüſte, da ſie nicht wie

die Tuareg die Kameele eines hinter dem anderen ſchreiten laſſen, ſondern in aufgelöſten langgeſtreckten Reihen. Am folgenden Tage iſt der Marſch überdies durch einen Bergzug, welchen wir zu überſchreiten haben, weſentlich verlangſamt. Das Defilé durch dieſen granitiſchen Bergzug iſt von wild-romantiſcher Schönheit. Zwiſchen enormen Felsmaſſen, welche überhängend, die Caravane jeden Augenblick durch ihren Sturz zu zerſchmettern ſcheinen wollen, klimmen wir einen ſteilen, ſchmalen und gewundenen Pfad empor, der die größten Schwierigkeiten bietet, Alles ſteigt von den Kameelen ab, um die Thiere vor einem Falle zu bewahren, der hier leicht verhängnißvoll werden könnte. Die Thiere ſchreiten nur mit Widerwillen, alle Augenblicke ſtehen bleibend und den Kopf unruhig nach rechts und links wendend, vorwärts. Die Schlucht widerhallt von ihrem kläglichen Gebrüll, es bedarf aller Ermuthigung der Treiber durch Zurufe, um die Thiere ruhig zu erhalten. An manchen Stellen iſt der Pfad ſo ſchmal und ſo nahe dem Rande der Felſen, daß die Gefahr eines Abſturzes in die Abgründe der Schlucht zu unſeren Füßen eine imminente iſt. In dieſen Schluchten glänzt aus der Tiefe hie und da ein kleines Waſſerbecken herauf, gefüllt mit ſalzigem Waſſer. Endlich iſt der Paß überſchritten, und über einen ſteilen Abhang, ſchichtenweiſe von Granitfelſen durchſetzt, gewinnen wir wieder die ſteinige Fläche der Hammada. Die folgenden Tage führen uns vorerſt zum Brunnen Sibica, der ausgezeichnetes Waſſer beſitzt und von einigen Palmen umſtanden, zwiſchen zwei großen Blöcken von roſarothem Granit eine anmuthige Abwechslung in die traurige Wüſte bringt, und dann wiederholt durch kleine Defiléen, gebildet von großen Quarzblöcken und Granitfelſen; auf dem ſandigen Boden der Defiléen friſten einige verkrüppelte Mimoſen und dornige Salzpflanzen ein kümmerliches Daſein. In einem dieſer Defiléen ſtoßen wir am Nordrande der Dünenzone, hier Igidi genannt, auf die Brunnen von Majara, deren ſalziges Waſſer jedoch ungenießbar iſt. Seit El Harib, von welchem uns fünf-Tagereiſen trennen, ſind wir nur auf den Brunnen Sibica geſtoßen. Die Verſorgung einer Caravane von 200 Menſchen und 1000 Kameelen erforderte die größte Umſicht, umſomehr als bei der enormen Hitze die Verdunſtung in den Schläuchen große Mengen Waſſers abſorbirt. Die nächſten Tagereiſen verbringen wir mit der Durchquerung der Region der beweglichen Sandhügel,

die westliche Fortsetzung der Areg-Region, welche wir bereits vorher zweimal überschritten haben. Hier fehlt es, dank der eigenthümlichen Natur der Dünenzone, im Allgemeinen nicht an Brunnen, und auch die Vegetation ist eine verhältnißmäßig reichliche, so daß es den Kameelen nicht an Futter gebricht, nur die Hitze ist inmitten des Chaos der Dünen eine erdrückende und nöthigt uns sehr oft, zum Wasserschlauch Zuflucht zu nehmen. Wir kennen bereits das Landschaftsbild der Dünenregion und wollen daher hier nicht weiter darauf eingehen, es ist mit geringen Abweichungen dasselbe, wie wir es zwischen Rhadames und Tuggurt gefunden haben. Nach viertägiger Wanderung in diesem Dünenlabyrinth halten wir am Brunnen El Gedea, von reichlicher Krautvegetation umgeben, und füllen unsere Schläuche.

Weitere drei Tagereisen bringen uns zu den Brunnen Bir Marabuti am Südrande der Igidi, wir würden dieselben, abgesehen von einigen Tamariskenbüschen, leicht an der großen Menge von Kameelmist auffinden, welche die Brunnen umlagern. Hier werden die Thiere getränkt, was bei deren großer Zahl uns einen Rasttag aufnöthigt, auch wir füllen unsere Schläuche mit dem guten, süßen Wasser, da die nächsten Brunnen mit Ausnahme des Bir el Ekseif und Amul Taf meist salziges Wasser führen. Indem wir die Brunnen von Marabuti verlassen, betreten wir wieder eine eintönige, von kleinen, spitzigen oder glatten Kieseln übersäete, von zahlreichen schneidigen Felsrücken und tiefen Gräben und Einsenkungen durchzogene Hammada, zu deren Durchquerung wir zwölf Tage brauchen. Nach Osten hin wird der Charakter dieser Einöde noch trauriger und schreckensreicher, da ihr das Wasser fehlt und sie die in der ganzen Sahara verrufene, steinige und wasserlose Tanesruft bildet, welche zehn bis zwölf Tagereisen breit, sich zwischen den Brunnen Bir Wallen und Bir Amghannan, einem von Ost nach West streifenden Bande gleich, plateauartig ausdehnt. Von dem unglücklichen Major Laing durchquert, dessen Papiere indeß, wie bekannt, verloren gingen, wurde sie seither von keinem Europäer besucht, und unsere Kenntnisse über ihre Ausdehnung und Natur beschränken sich daher nur auf die von Tuareg und Arabern eingezogenen Erkundigungen, besonders erstere als Geleitsmänner der Caravanen von In-Salah und Akabli durchqueren sie alljährlich mehrere Male. Auf unserer Route findet die westliche Fortsetzung dieser Tanesruft ihr südliches

Ende durch einen Bergzug und durch den südlichen Arm der Dünenregion der Igidi, welche nach Westen die Tanesruft hufeisenförmig einschließt. Die Nähe dieser Dünenregion wird uns schon südlich des Brunnens Amul Taf durch häufiges Auftreten von einzelnen langgestreckten Sandhügeln angekündigt, nachdem wir an dem Brunnen Amul Gragim, dessen salziges Wasser uns zu keinem Aufenthalte einladet, vorbei und eine Reihe von rosarothen Granitfelsen übersteigen, sind wir herzlich froh, die Hammada und ihren schneidend scharfen Kieselteppich im Rücken zu haben und treten wieder in die Dünenregion ein. An dem Brunnen Trasas, dessen salziges Wasser auch die Kameele verschmähen, vorüber, erreichen wir nach sieben weiteren Tagereisen die Brunnen von Telig und eine halbe Tagreise westlich derselben die großen Salzminen von Taudeni. Wir befinden uns in der Landschaft El Dschuf oder im Leib der Wüste, d. h. nach der Auffassung der Araber und Mauren soll dieser Theil der Igidi-Region die tiefste Stelle der westlichen Sahara bilden, eine Bezeichnung, welche durch das meist salzige Wasser der Brunnen dieser Zone und das Vorkommen großer Steinsalzlager unterstützt, in jüngster Zeit einige unternehmungslustige Engländer, Skertchley und Mackenzie, zur Behauptung führte, El Dschuf sei eine absolute Depression, und ihnen das Project aufdrängte, diesen ganzen westlichen Theil der Wüste zwischen dem atlantischen Ocean bis gegen Timbuktu hin unter Wasser und in Verbindung mit dem Ocean zu setzen. Ein bloßer Blick auf die Karte zeigt aber die Existenz eines mindestens 100 Meter über den Ocean erhobenen 100—200 Kilometer breiten Landrückens im Westen der Landschaft El Dschuf und die Haltlosigkeit einer Annahme, der keinerlei positive Beobachtungen und Messungen zu Grunde liegen können, da leider seit Caillié's Reise kein Europäer einen Fuß in diese unübersehbaren Wüstenstrich gesetzt hat.

Seinen Salzminen, respective der Wichtigkeit des Salzes im Haushalte des Menschen und dem verhältnißmäßig seltenen Vorkommen des Salzes im ganzen Sudan verdankt Taudeni seine Bedeutung als Handelsstadt, denn hier wird alles Salz gewonnen, welches nach Timbuktu und Dschenne und weiter nach dem westlichen Sudan importirt wird. Die Salzlager von Taudeni finden sich $1^1/_2$ Meter unter der Oberfläche des Sandbodens in mächtigen Schichten, aus welchen es in großen Blöcken herausgebrochen wird, dann

ſägt man die Blöcke in dünne Platten, in welcher Form es verpackt und befördert wird.

Dieſe Salzminen ſind eine Quelle des Reichthums der mauriſchen Stämme von Taudeni, welche die Minen von Negerſclaven bearbeiten laſſen. Nicht nur in Taudeni, ſondern auch an vielen anderen Orten zeigt der Boden der El Dſchuf genannten Landſchaft Salzauswitterungen, welche unterirdiſche Salzlager vermuthen laſſen.

Nach einem Raſttage in Taudeni brechen wir neuerdings auf und verlaſſen nach drei Tagereiſen die troſtloſe Region der Igidi, überſchreiten hierauf eine einförmige, vegetations- und waſſerloſe Hammada-Ebene und erreichen am ſechsten Tage den Knotenpunkt der Caravanenſtraße, El Arauan, vor welcher Stadt wir unſere Zelte aufſchlagen. Die Stadt liegt in einer von hohen Dünen umrandeten Einſenkung und gleicht in Anlage und Bau Timbuktu, Alles nur in einfacheren Verhältniſſen genommen. Seine hauptſächlichſte Bedeutung liegt darin, daß ſich hier die Caravanenſtraßen von Tafilet, Mogador, Ued Draa, Tuat, Rhadames und Tripoli vereinigen und die Stadt das eigentliche Salzdepot oder beſſer geſagt, die Verfrachtungsſtelle des Salzes aus den Minen von Taudeni iſt. Zur Regenzeit erhält die Stadt den Beſuch der Tuareg, welche ihre Zelte hier aufſchlagen und den Tribut für die freie Paſſage der Waarencaravanen von den Bewohnern der Stadt einheben. Die Bewohner El Arauans ſind durchgängig Mauren und als fanatiſch verrufen. Wir brechen, nachdem die Thiere nochmals ausgiebig getränkt wurden, wieder auf und ziehen über eine flache, ſandige, troſtloſe Ebene nach Süden, gegen Abend desſelben Tages kommen wir an der Stelle vorüber, wo Major Laing am 24. September 1826 durch ſeinen Führer Ahmed Uld' Abeda Uld er Rahal, einem Chef der Berabiſch und unter verſchwiegener Mithilfe des Scheikhs von El Arauan meuchlings erdroſſelt wurde. Wir eilen an dieſer Unglücksſtätte vorüber und wandern die nächſten ſechs Tage ununterbrochen über eine ſtreckenweiſe völlig flache, von Flugſand überwehte, vegetationsloſe, ſonſt aber leicht gewellte und von Gräben durchzogene, aber brunnenreiche Ebene von troſtloſem Anblicke, die einzige Abwechslung, welche das Landſchaftsbild zeigt, ſind einzelne iſolirte Dünenzüge, ſonſt herrſcht die vollſte Oede und Eintönigkeit.

Timbuktu.

Wir sind glücklicherweise von feindlichen Ueberfällen der Tuareg oder anderer Wegelagerer der großen Caravanenstraßen verschont geblieben, ein Glück, das umsomehr in's Gewicht fällt, da wir trotz der großen Anzahl Bewaffneter, bei dem jeglichen Mangel einer einheitlichen Organisation der Caravane, kaum einem geschickt geleiteten und verwegenen Ueberfalle hätten erfolgreich Widerstand leisten können. Es giebt nämlich in solchen großen Caravanen kein absolutes Obercommando, jeder Kaufmann oder Kameelbesitzer ist Herr in der Führung seiner Thiere, und Zank und Streit auf dem Marsche, wie auf den Halteplätzen und an den Brunnen sind an der Tagesordnung, dabei ist die schon vorher geschilderte Marschordnung der Caravanen jeglicher Vertheidigung äußerst ungünstig. Nur so kann man es sich erklären, wenn ein Häuflein von zehn bis zwölf Tuareg von einer starken Caravane die unerhörtesten Passagezölle einfordern kann, die ihnen auch ohne Zögern erlegt werden.

Wir sind nunmehr eine halbe Tagereise von Timbuktu entfernt und senden Boten voraus, welche die Ankunft der Caravane in der Stadt ankündigen sollen. Mit ihnen kehrt ein ganzer Troß Timbuktiner zu Pferde und zu Fuß zu uns in's Lager zurück, um Bekannte zu treffen und über die Ladung der Kameele, Preise der Waaren u. s. w. zu unterhandeln. Die Leute sind meist in leichte blaue Toben, die vermittelst eines Shawls eng um den Leib gegürtet sind, und in kurze nur bis an die Knie reichende Hosen gekleidet, ihr Haupt ist mit einem Strohhute von der eigenthümlichen Gestalt einer kleinen Hütte mit regelmäßigem, an der Spitze in einen Büschel auslaufendem Strohdache bedeckt. In ihrer Begleitung ziehen wir durch den Schutt, der sich rund um den Erdwall der Stadt herum angehäuft hat, und durch eine Reihe schmutziger Rohrhütten, welche die ganze Stadt umgeben, in die Stadt Timbuktu ein. Die Straßen, die wir durchziehen, sind so enge, daß kaum zwei Reiter nebeneinander passiren können, großen Eindruck hingegen macht auf uns der gut bevölkerte und wohlhabende Charakter des Stadtviertels Ssane Gungu, das wir darauf betreten, manche Häuser erheben sich hier zu einer Höhe von zwei Stockwerken und zeigen in ihrer Façade einen deutlichen Versuch von architektonischer Verzierung. Von einer zahlreichen Schaar neugieriger Städter verfolgt, gewinnen wir endlich das Haus eines

Rhadamſer Handelsmannes, an den wir ein Empfehlungsſchreiben beſitzen, und können, gaſtlich aufgenommen, endlich wieder nach achtwöchentlicher Wüſtenreiſe die langerſehnte Ruhe genießen, deren wir gründlich bedürfen. Das heißerſehnte Ziel einer ganzen Reihe für die Erforſchung Afrika's begeiſterter Männer, das ſagenhafte Timbuktu iſt erreicht, nur drei Europäer aber haben bisher in ſeinen Mauern geweilt; zuerſt Major Alex. Gordon Laing, der am 18. Auguſt 1826 unter dem Namen Er Raïs (d. h. der Capitän) einzog, durch das unumwundene Bekenntniß ſeiner Eigenſchaft als Chriſt aber zugleich den religiöſen Fanatismus und die politiſche Eiferſucht der herrſchenden Partei der Stadt, der Fulbe, erregte und von dieſen aus der Stadt verjagt wurde. Dem früher genannten Chef der Berabiſch ſich anvertrauend, verließ er am 22. September desſelben Jahres Timbuktu, um einem ſo baldigen Tode entgegenzugehen. Glücklicher war René Caillié, welcher am 20. April 1828 die Stadt betrat und bis 4. Mai in ihr verweilte, ihm war es vergönnt, lebend noch die Heimat zu ſehen und über ſeinen Aufenthalt in der Wüſtenſtadt zu berichten, leider geben ſeine Berichte kein zutreffendes Bild der Stadt. Erſt Dr. Heinrich Barth, der am 7. September 1853 Timbuktu betrat und unter dem Schutze des mächtigen und einflußreichen Scheikhs und Chefs des religiöſen Ordens der Bakkay, Ahmed, bis 18. März 1854 in der Stadt verweilte, hat uns eine eingehende Schilderung derſelben gegeben, die zwar Timbuktu all ſeines angedichteten Zaubers entkleidet, aber der Wahrheit entſpricht. Unter ſeiner Führung wollen wir denn auch einen Rundgang durch die Stadt machen. Timbuktu, etwa 25 Kilometer vom linken Ufer des Nigerſtroms (hier Eghirrëu oder Iſſa genannt) entfernt, liegt nach den Berechnungen Dr. Petermann's unter 17° 37′ nördlicher Breite und 3° 5′ weſtlicher Länge von Greenwich, nach jenen Jomard's, welcher die Längenbeſtimmung des Schattens durch Caillié benützte, unter 17° 50′ nördlicher Breite und 3° 40′ weſtlicher Länge von Greenwich, weder Caillié noch Barth beſaßen indeß die Inſtrumente, um eine genaue aſtronomiſche Poſitionsbeſtimmung zu machen.

Die Stadt liegt nur wenige Fuß über dem mittleren Niveau des Nigerſtromes und bildete in ihrer Größe zur Zeit Barth's ein Dreieck, deſſen Baſis dem Fluſſe zugekehrt iſt, während ſein vorſpringender Winkel, an die

Moschee Sfan-Kore sich lehnend, nach Norden sieht. Dies war der Umfang im zerrissenen Zustande des Landes während Barth's Aufenthalt, aber während der Blüthe ihrer Macht erstreckte sich die Stadt wohl 2000 Schritte weiter nordwärts. Trotzdem ihr Umfang damit von der legendenhaften Ausdehnung früherer Zeiten auf circa 5 Kilometer zusammenschrumpft, verdient sie immerhin mit vollem Rechte eine „Medina" (Stadt) genannt zu werden, denn wenn man sie mit den hinfälligen Wohnstätten im ganzen Sudan vergleicht, so erkennt man den Charakter der Stadt auf's deutlichste. Timbuktu ist von keiner eigentlichen Mauer umgeben, die früher bestandene, welche in den letzten Jahren vor Barth's Ankunft mehr ein Erdwall als eine Mauer war, wurde 1826 von den Fulbe bei ihrem Einrücken in die Stadt zerstört. Die Stadt öffnet sich theils in regelmäßigen, theils in gewundenen Gassen, die nicht gepflastert sind, sondern zum größten Theile aus hartem Sand und Kies bestehen, einige haben eine Art Rinnsteine in der Mitte, um dem Wasser bei Regenwetter Abfluß zu gewähren, was besonders nöthig ist, da Dachrinnen das ganze auf den Terrassen der Häuser angesammelte Regenwasser in die Straßen ergießen. Die Stadt ist besonders im südlichen Theile dicht bewohnt, auffallend ist der Mangel an offenen Plätzen. Die Häuser sind meist in gutem Zustande und zum überwiegenden Theile Thonwohnungen, deren man zu Barth's Zeit circa 1000 zählte, außerdem gab es mehrere hundert Mattenhütten, die mit wenigen Ausnahmen die äußere Umschließung der Stadt auf der ganzen Nord- und Nordostseite bilden, wo sich dem Auge gewaltige Schutthaufen, die sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte angesammelt haben, darbieten.

Die einzigen öffentlichen Gebäude sind drei große Moscheen, von dem ehemaligen Palaste der Könige von Sonrhai ist ebensowenig, wie von der Kasbah zu sehen. Die Gesammtzahl der wirklich angesiedelten und dauernd in der Stadt wohnenden Leute beträgt circa 13.000 Seelen, während die flottante Bevölkerung der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs 5—10.000 Seelen erreicht, auf diese Zahlen schrumpfen die fabelhaften Angaben älterer Schriftsteller von 80—100.000 Einwohnern zusammen. Diese flottante Bevölkerung sind theils die Mauren der Wüste nebst den arabischen Handelsleuten vom Norden, theils und ganz besonders die im

Binnenhandel dieſer Gegenden ſo unendlich wichtigen Wangarana oder öſtlichen Mandingo (Negervölker). Timbuktu als Markt und Handelsſtadt unterſcheidet ſich hauptſächlich von den Märkten des Sudans dadurch, daß es kein producirender Platz iſt; faſt das ganze Leben der Stadt iſt auf fremden Handel baſirt, der in Folge der großen nördlichen Biegung des Nigerſtromes hier den günſtigſten Punkt zum Verkehre findet, während zugleich der herrliche Strom die Bewohner in den Stand ſetzt, ſich mit allen ihren Bedürfniſſen von außen zu verſehen. Faſt alle Lebensmittel werden zu Waſſer aus den ſüdlicheren Gegenden eingeführt.

Die einzigen Gewerke, welche in der Stadt blühen, erſtrecken ſich auf das Handwerk des Grobſchmiedes und auf Lederarbeit. Letztere Arbeiten ſind aber meiſt Erzeugniſſe der Tuareg-Frauen. Kleidungsſtücke werden ſämmtlich aus Kano und Sanſandig eingeführt, die Hemden aus letzterem Orte ſind im Allgemeinen durch ihren reichen Schmuck an Stickerei in gefärbter, beſonders grüner Seide ausgezeichnet und haben ein recht hübſches Ausſehen.

Der auswärtige Handel Timbuktu's hat vornehmlich drei große Straßen: erſtens den Handelsweg am Fluſſe entlang von Südweſten her, der die von verſchiedenen Punkten ausgehenden Radien zuſammenfaßt, und zwei Straßen von Norden her, diejenige von Marokko und jene von Rhadames. In dieſem geſammten Handel bildet Gold den Hauptartikel, obwohl der Betrag nach europäiſchen Begriffen gering iſt und nur die Höhe von 8—900.000 Francs erreicht. Der größte Theil des Goldes wird nach Barth in Ringen in die Stadt gebracht und nach Mithkal gewogen, welcher einem Werthe von 3000 bis 4000 Muſcheln (5 Francs) entſpricht. Einer der hauptſächlichſten Handelsartikel auf dem Markte Timbuktu's iſt das Salz und dieſes bildete zugleich mit Gold ſeit den älteſten Zeiten längs des ganzen Nigerlaufes den Hauptgegenſtand des Austauſches. Das Salz wird von Taudeni hierher gebracht, deſſen Minen ſchon ſeit dem Jahre 1596 bearbeitet werden. Der Preis einer Salzplatte (wir wiſſen, daß die ausgegrabenen Stücke in Platten zerſägt werden) ſchwankt zwiſchen 3—6000 Muſcheln, er ſteigt gegen das Frühjahr, wo in Folge der zahlloſen Blutfliegen, welche die Stadt ſowohl wie die Umgebung des Nigerſtromes heimſuchen, die Salzcaravanen ſelten werden. Natürlich kann es auch nicht fehlen, daß, wenn die große Handelsſtraße von Norden her in

Folge von Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen für eine längere Periode verschlossen ist, der Preis eine außerordentliche Höhe erreicht. Der Salzhandel im großen Maßstabe wird hier in Timbuktu mittelst der Turkedi betrieben (d. i. das in Kano verfertigte Baumwollenzeug für Frauenkleidung), die Kolanuß, welche im Lande der Schwarzen einen der größten Luxusartikel bildet, ist hier auch ein höchst wichtiger Handelsgegenstand; im Besitze dieser Nuß fühlen die Schwarzen den Mangel des Kaffee's nicht.

Die Hauptproducte, welche auf den Markt von Timbuktu kommen, bestehen in Reis, Negerkorn und vegetabilischer Butter; dieselbe wird außer ihrer Anwendung statt Brennöl, bei der ärmeren Classe der Einwohner als ein Surrogat für animalische Butter zum Kochen benützt. In Bezug auf europäische Manufacturen ist die Straße von Marokko noch immer die bedeutendste. Tabak und Datteln bilden die Hauptartikel der Einfuhr aus Tuat. Die Ausfuhr reducirt sich auf Gold, Wachs, Gummi, geringe Quantitäten Elfenbein und Sclaven.

Für die europäische Wirksamkeit liegt in Timbuktu ein ungeheures Feld offen, um den Handel dieser Gegenden wieder in großartiger Weise aufblühen zu lassen. Die Schwierigkeiten, welche Timbuktu einem freien Handelsverkehr mit den Europäern entgegensetzt, sind indessen sehr groß. Die eigenthümliche Lage der Stadt am Rande der Wüste und an der Grenzlinie verschiedener Racen macht eine energische Regierung fast unmöglich, eben den anarchischen Zuständen in der Stadt fiel Laing zum Opfer und auch Barth's Lage in der von vielen Herren beherrschten und doch herrenlosen Stadt war wiederholt eine eminent lebensgefährliche, jeder einzelne der vielen Machthaber wollte den verhaßten Christen todt oder lebendig in seine Hände bekommen, und ohne den mächtigen Schutz des Scheikhs Ahmed el Bakkay wäre es auch um Barth geschehen gewesen.

Als geistliches Oberhaupt eines religiösen Ordens, der in der ganzen westlichen Sahara und im westlichen Sudan zahlreiche Anhänger besitzt, ist die Familie Bakkay unabhängig von dem Kaiserreiche der Fellata und der anderen Negerstaaten, welche Timbuktu umschließen, und repräsentirt die größte moralische Macht Nordafrika's. Der Herrscherfamilie Marokko's alliirt, deren religiöse Oberhoheit der Orden anerkennt, mit den Königen von Sokoto

und Bornu befreundet, beſaßen die Chefs des Ordens nur die erbitterte Gegnerſchaft des Chefs von Hamd-Allahi, der Hauptſtadt des neuen Fellata-Kaiſerreichs. Ohne Armee, nur geſtützt auf den Einfluß, welchen die Familie als Marabuts auf die Arabertriben im Aſauad, über die Trarſa, Brakna und andere Maurenſtämme am Senegal, ebenſo wie über die Auelimmiden und Ahaggar-Tuareg ausübt, vermochte ſie den Fellata erfolgreich zu widerſtehen und wußte es zu verhindern, daß ganz Centralafrika den Geſetzen derſelben unterworfen wurde.

Nach dem genealogiſchen Stammbaum leitet die Familie ihre Abkunft von Sidi Okha, dem großen Eroberer des weſtlichen Nordafrika ab, ihre Ankunft in Timbuktu datirt aus der Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und geſchah zu einer Zeit, in welcher Timbuktu ein Sammelplatz aller gelehrten und weiſen Männer Nordafrika's war, ein Athen der Wüſte, wie dies aus den Werken eines hervorragenden arabiſchen Schriftſtellers hervorgeht. Aus einem kurzen Ueberblicke über die Geſchichte der Stadt werden wir auch ein Bild des Völkergemiſches erhalten, welches Timbuktu beherbergt. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde die Stadt von den Tuareg gegründet, nachdem ſie an dieſer Stelle lange Zeit vorher ſchon ihren Lagerplatz hatten; zu Anfang des 14. Jahrhunderts eroberte Manſſa Muſſa, der König des Reiches Melle im Weſten und Südweſten von Timbuktu, die Stadt und erbaute hier einen großen Palaſt. Wenn auch Timbuktu dadurch ſeine Unabhängigkeit eingebüßt hatte, erwarb es jedoch auf der anderen Seite bedeutende Vortheile, indem es ein Theil eines mächtigen Königreiches (Melle) wurde und gegen jede Gewaltthätigkeit der benachbarten Berber-Bevölkerung kräftig geſchützt ward. Die Folge davon war, daß die Stadt ſich ſchnell vergrößerte und bald ein Marktplatz erſten Ranges wurde. Die Herrlichkeit währte leider nicht lange, denn 1329 wurde die Stadt vom König Mo-ſſi geplündert, mit Feuer und Schwert zerſtört, unter den Bewohnern ein entſetzliches Blutbad angerichtet. Sieben Jahre ſpäter fällt die Stadt wieder an Melle und bleibt 100 Jahre in dieſem Abhängigkeits-Verhältniß, während welcher Zeit ſich neuerdings die Tuareg in ihr niederlaſſen, 1373 erſcheint Timbuktu zum erſten Male als Timbutſch auf einer Karte (Mappamondo Catalan). Im Jahre 1433 werden die Leute von Melle gänzlich aus Timbuktu vertrieben und die

Tuareg blieben Herren der Stadt, 1460 wird Timbuktu ein wichtiger Stapelplatz für den Salzhandel, 1468 richtet Sſonni Ali, der große Tyrann und berüchtigte Böſewicht, König von Sonrhai, bei der Eroberung der Stadt unter den Bewohnern ein entſetzliches Blutbad an, das jenes durch den Heidenkönig Mo-ſſi angeſtellte noch übertraf, die Stadt wurde ganz verwüſtet, ſie erholte ſich jedoch ſehr ſchnell, denn Ende des 15. Jahrhunderts war ſie dichter bevölkert als je zuvor. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts war Timbuktu und das einſt ſo mächtige Sonrhai-Reich von den Marokkanern erobert; der Herrſcher mußte, von Allen verlaſſen, zu ſeinen Feinden, den Heiden fliehen, wurde aber hier erſchlagen. Es kam für Timbuktu eine Zeit der Ruhe und gedeihlichen Entwicklung, doch ſchon Ende des 16. Jahrhunderts war auf die friedliche Ruhe ein Zuſtand ſteter Furcht gefolgt, Untergang und Mißgeſchick nahmen die Stelle des Wohlergehens ein; die Einwohner des Landes begannen überall den Kampf mit einander, Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieſer verderbliche Zuſtand, einmal in's Leben gerufen, griff um ſich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über das ganze große Land. 1640 wurde Timbuktu in Folge eines außerordentlich hohen Waſſerſtandes des Niger überſchwemmt; 1680 erobern die Mandingo-Neger die Stadt, werden jedoch von den Tuareg wieder vertrieben. Seitdem nun die Tuareg das Norduſer des Niger zwiſchen Timbuktu und Gogo wieder an ſich gebracht und die Fulbe zu Anfang unſeres Jahrhunderts ſich zu Herren des Reiches Maſſena gemacht haben, iſt das auch in früheren Zeiten oft ſchwer geprüfte Timbuktu in der üblen Lage, von zwei einander feindlich gegenüberſtehenden Völkerſchaften abhängig zu ſein. Zu Dr. Barth's Zeit war die Regierung der Stadt in den Händen zweier Sonrhai-Amtleute, mit dem Titel Emir, welche aber ſehr wenig Gewalt beſaßen, da ſie zwiſchen den Tuareg und Fulbe ſtanden, welch Letztere nach einem Uebereinkommen von 1846 einen Tribut von etwa 24.000 Francs aus der Stadt bezogen. Eine dritte Macht repräſentirte endlich der Scheikh El Bakkay, ſich auf die Tuareg ſtützend. Je nachdem nun augenblicklich der den Europäern wohlwollende Scheikh El Bakkay und die Tuareg oder die allem Verkehr mit jenen entſchieden abgeneigten Fulbe die Oberhand in der Stadt behaupten, ſind die Chancen für einen dort anlangenden europäiſchen Reiſenden ſehr

verſchieden, gut oder ſchlimm. 1826 beſetzten die Fulbe von Maſſena Timbuktu, wurden aber 1844 von den Tuareg vertrieben und ſchloſſen 1846 den erwähnten Vertrag, brachen denſelben jedoch 1855 und zogen neuerdings gegen Timbuktu zu Felde, mußten jedoch unverrichteter Sache abziehen. Unterdeſſen war der Stadt ein neuer gefährlicher Feind in El Hadſch Omar erwachſen, der 1862 Maſſena eroberte und den Scheikh des Reiches, Ahmedu-Lebbo und deſſen Bruder ermorden ließ. Als neuer Herrſcher von Maſſena hatte dieſer Uſurpator nach den Verträgen von 1846 das Recht, Tribut von Timbuktu einzufordern, ohne jedoch die Stadt militäriſch zu beſetzen. Er ſchickte aber ſeinen Beamten mit einer Escorte von 4000 Mann, welche trotz des Proteſtes El Bakkay's in die Stadt eindrang. El Bakkay verließ darauf Timbuktu, kehrte aber bald mit einer Armee von Tuareg zurück, ſchlug den Beamten Omar's vor der Stadt, zwang die Fulbe, dieſelbe zu verlaſſen, und ſtellte ſich, von Tuareg und Arabern verſtärkt, eine halbe Tagereiſe ſüdlich von Timbuktu auf, um die Stadt zu decken. Es währte auch nicht lange, bis Omar mit einer großen Armee heranrückte. Bei ſeiner Annäherung verließen die Tuareg und Araber ihr Lager, die feindliche Armee dringt in die Stadt und überläßt ſich der Plünderung; ſie war vollſtändig in die Falle gegangen, denn die Araber und Tuareg erwarteten nur dieſen Augenblick, um über ſie herzufallen; ein furchtbares Blutbad war das Ende des Kampfes, aus welchem ſich Omar nur mit wenigen Trümmern ſeiner Armee über den Niger retten konnte. Das geſchah zu Anfang des Jahres 1863, ſeither fiel Omar 1864 in ſeiner Hauptſtadt Hamd Allahi, von El Bakkay belagert, im Kampfe und blieb Timbuktu, ſoweit die Nachrichten reichen (1865), von neuen erſchütternden Kämpfen verſchont.

Ein Beſuch des Marktes bietet uns ein feſſelndes, reich bewegtes Bild, das um ſo mehr Intereſſe erregt, als wir hier nicht nur die Typen der Sahara, ſondern auch eine erkleckliche Anzahl des Sudan vereinigt finden. Es iſt ein buntes Gewühl aller möglichen Hautfarben und Trachten, aus welchem uns hie und da Bekanntes auffällt. Kaufleute aus Rhadames, In-Salah und Tafilet, Handelsleute aus Kano, Katſena und Sokoto des öſtlichen Sudan, aus Sanſandig und Segu des weſtlichen Sudan, Berber aus Mogador, Mauren aus Arauan, Walata, Wadan mengen ſich unter

die Maſſe der Leute aus Sonrhai und Fulbe, doch unter Allen ragen die ſtolzen Wüſtenſöhne, die Tuareg von der Conföderation der Auelimmiden hervor.

Wir haben mit Timbuktu ſchon den Südrand der eigentlichen Wüſte erreicht und müſſen, bevor wir unſere Wanderung nach der fernen Oaſe Air im Oſten fortſetzen, einen Blick auf die ausgedehnten, bisher wenig erforſchten Territorien der von mauriſchen Stämmen bewohnten weſtlichen Sahara werfen. Da wir ohnedies noch nach Timbuktu zurückkehren, beſchäftigen wir uns vorläufig nicht näher mit dem Landſchafts-Charakter der Umgebung Timbuktu's, ſondern verſetzen uns nach der franzöſiſchen Colonie am Senegal an der Weſtküſte Afrika's, um von hier an einem Zuge durch die Wüſte nach Norden, nach Marokko theilzunehmen.

Zur Zeit, als Karl Ritter ſeine Erdkunde von Afrika ſchrieb, d. h. im Jahre 1817, alſo vor nicht länger als 60 Jahren, galt der weſtliche Theil der Sahara für einen einförmigen Sandocean, unter allen Wüſtengegenden der Erde am verlaſſenſten von mannigfaltigen Producten der unorganiſchen Natur, wie unter allen am leerſten von Pflanzen, Thieren und Menſchen, deſſen furchtbares, unbelebtes Daſein nicht einmal mehr von grünenden Oaſengruppen unterbrochen werde und kaum noch zur feſten Geſtaltung der Erdrinde zu gehören ſcheine. Wie man aber ſchon früher in der öſtlichen und mittleren Sahara eine weit mannigfaltigere Gliederung des Bodens und eine weit größere Entwicklung des organiſchen Lebens gefunden hat, als man nach althergebrachten Vorſtellungen vermuthete, ſo hat auch eine nähere Kenntniß der weſtlichen Sahara gezeigt, daß die vermeintliche Einförmigkeit, jenes ununterbrochene Sandmeer in Wirklichkeit nicht exiſtirt, daß vielmehr auch hier begünſtigte Landſtriche zwiſchen die ſchrecklichen Hammaden ſich einſchieben, Berge mit Ebenen wechſeln, Waſſer und Pflanzenwuchs an vielen Stellen die Exiſtenz von Heerden und Nomadenvölkern ermöglichen und der Austauſch der einheimiſchen Producte gegen die Waaren Europa's und des Sudan ſogar einen ſehr lebhaften Handelsverkehr bedingt.

Das Verdienſt, dieſe richtige Kenntniß der weſtlichen Sahara errungen und verbreitet zu haben, gebührt vorzugsweiſe den Franzoſen, denn abgeſehen von den umfaſſenden und werthvollen Erkundigungen, die ſie von Algerien und Senegambien aus eingezogen haben, waren es zwei dieſer Nation

angehörige Männer, welche vom Niger und vom Senegal nach Marokko die Wüste selbst durchwanderten. Den ersten von diesen zwei muthigen Männern haben wir bereits kennen gelernt, es ist René Caillié, der zweite ist Leopold Panet.

Panet hatte 1849 von dem französischen Departement der Marine und der Colonien den Auftrag erhalten, von Saint-Louis durch die Wüste nach Algier zu reisen. Er verließ am 19. April 1849 Paris und schiffte sich zu Bordeaux am 1. Mai nach Saint-Louis ein, kam aber dort mit sehr geschwächter Gesundheit an, so daß er sich erst einige Zeit in Gorée erholen mußte. Am 17. October kehrte er nach Saint-Louis zurück, verlor aber auch jetzt noch einige Monate mit fruchtlosen Versuchen, sich zuverlässige Führer zu verschaffen, bis er endlich am 6. Jänner 1850, begleitet von einem mauriſchen Juden, Namens Yauda, mit einer nach Schinghit zurückkehrenden Handels-Caravane seine Reise antreten konnte. Wir schließen uns Panet auf seinem Zuge an. Anfangs dem Küstensaum in nördlicher Richtung folgend, wenden wir uns bald mehr nach dem Inneren. Das Land bleibt eben, statt aber wie bisher mit Mimosen und Asclepiadeen geschmückt zu sein, ist der Boden von Salzlagern incrustirt, und nur einige Gesträuche mit eßbaren Früchten, Euphorbien und Schlingpflanzen vertreten die Vegetation. Die Salzsümpfe sind auch jenseits des Brunnens Brâhim noch sehr häufig, obwohl der sandige Boden sehr uneben und die Vegetation weit reicher wird. Die nomadisirenden Araberstämme von Trarsa benützen das bald weiße, bald röthliche Salz und verlegen deshalb von Zeit zu Zeit ihr Lager dahin. Der Brunnen Brâhim ist auch ein Sammelplatz für die Caravanen, die aus dem Inneren nach dem Meeresufer bei Portendick gehen. Merkwürdigerweise reisen solche Handels-Caravanen hier in ziemlicher Sicherheit durch feindliche Gebiete, da sie von beiden Theilen respectirt werden.

So verfolgte auch die Caravane, welcher sich Panet angeschlossen hatte, unangefochten ihre Straße durch Trarsa, obgleich der König dieses Landes mit dem Fürsten von Aderer oder Adrâr in Krieg lag, und eben damals die Ulad Hamed, welche die Grenzgebiete zwischen Trarsa und Adrâr durchziehen, eine Razzia gegen den Trarsastamm der Tafilbit ausführten.

In dieſem Theile der Wüſte zeigen ſich Gazellen und Antilopen in großer Menge, obwohl Waſſer nur in tiefen Brunnen zu finden iſt. Der wellenförmige Boden beſteht aus Sand und Kieſeln, ohne alle Vegetation, und iſt an manchen Stellen mit dicken Lagern eigenthümlicher Steine bedeckt, die wie Glas zerbrechen, bald die Farbe des Feuerſteines, bald die eines weißen trüben Glaſes haben. Weiterhin werden die Kieſel häufiger und größer und bisweilen erheben ſich Sandſteinblöcke aus der ebenen Fläche, aber der Mangel an Sträuchern und Kräutern bleibt derſelbe, bis wir das Lager der El-Barek-Allah (Segen Gottes) erreichen.

Dieſer friedliche Stamm iſt reich an Heerden und beſitzt namentlich ſchöne ebenholzſchwarze Rinder, die einzigen dieſer Art, die wir auf der ganzen Reiſe vom Senegal bis Sueira (Mogador) zu Geſichte bekommen.

Am zwölften Tage kommen wir an dem hohen Berge Tamagut vorüber, den die Araber mit Freude begrüßen, da ſie von nun an nichts mehr von den Räuberhorden der durchzogenen Wüſte zu befürchten haben. Der Berg hat ein ſchönes majeſtätiſches Ausſehen; auf ſeinem abgeplatteten Gipfel erheben ſich ſäulenförmig mehrere Pics, die 12—15 Fuß Höhe zu haben und in Zwiſchenräumen von 2 Meter zu ſtehen ſcheinen. Nachdem unſere Caravane mehrere Hügel aus Sand und eiſenhaltigen Agglomeraten überſchritten oder umgangen hat, gelangen wir am folgenden Tage an den ſüdlichen Fuß der Sachfa-Berge, welche die Grenze von Aderer bilden. Der erſte dieſer Berge (den Panet erſtieg) beſteht aus einem Gemenge von ſchwarzem oder dunkelgrünem Kieſelſchiefer und weißem Quarz, während am Fuße Schichtgeſteine zu Tage treten; aber ein zweiter Berg, obwohl nahe dabei gelegen, iſt von einer ganz anderen Formation. Er hat keine abſchüſſigen Seiten wie der erſtere, ſondern treppenförmige Abhänge, die ſeine Erſteigung ſehr erleichtern, und beſteht (wie Panet glaubt) aus Baſalt. Dieſelbe Bildung zeigen auch die übrigen Berge mit Ausnahme von zweien, die ſich in ſtufenförmigen Plateaux erheben und ganz aus gewöhnlichem Sandſtein zuſammengeſetzt ſind. In dieſem Ocean von Bergen, wenn man dieſe Vereinigung von Höhen ſo nennen kann, laſſen ſich zwei Hauptketten unterſcheiden: eine, welche von Oſtſüdoſt ausgehend über einen Kilometer weit nach Nordweſt und dann weiterhin nach Nord zieht, und eine andere, höher und

ausgedehnter, welche, von West kommend, die erstere nach mehreren Biegungen durchsetzt und in östlicher Richtung weiter streicht. Mehrere Berge lehnen sich gegen diese letztere Kette und lassen zwischen sich Thäler, in denen Lianen, Portulak und einige andere Kräuter im Glanz ihres Grün wetteifern.

Beide Höhenzüge müssen überschritten werden, und nachdem der gefährliche Abstieg glücklich überwunden ist, führt der Weg weiter zwischen kleinen isolirten Bergen oder Reihen von Sandhügeln hin, und enorme Felsenblöcke von granitähnlichem Gestein, deren Oberfläche bedeutend verwittert ist, zeigen sich von Zeit zu Zeit. Gräser unterbrechen hie und da die Einförmigkeit des Bodens und häufig sieht man auch den Hegnîn genannten Baum. Von hier aus können wir den Iridschi deutlich erkennen, einen Berg, an dem sich nach der Aussage der Araber mehrere kalte und warme Quellen befinden sollen, die in Cascaden herabfallend ein Bett füllen, das sich am Fuße gebildet hat. Die Bergkette scheint von West nach Ost zu streichen.

Nach weiteren drei Tagereisen gelangen wir zu den Brunnen von Ichref. Ichref ist der Name eines Berges, der von grünen, futterreichen Thälern umgeben ist, so daß man hier fast das ganze Jahr hindurch Zeltlager findet. Den folgenden Tag führt der Weg bald über Flächen weichen Sandsteines, bald über Flugsand, nur einmal unterbrochen von einem angenehmen Halteplatz, den verschiedene Blumen, Hegnîn und Mimosen schmücken. Am Abend lagern wir zwischen den Sachfa-Bergen und einer anderen Bergkette, die von West nach Ost streicht und nach den Versicherungen der Araber eine Länge von fünfzehn Tagereisen mit unbeladenen Kameelen, d. i. von 600 Kilometer haben soll. Ein Fürst von Aderer, der uns hier einen Besuch abstattet, fordert im gebieterischen Tone ein Geschenk, und verläßt die Caravane nicht eher, bis er einige Stücke Baumwollzeug erhalten. Auch an den folgenden Tagen kommen mehrere Arabertrupps herangeritten, um mit bewaffneter Hand Pulver und Baumwollzeug zu verlangen, zum Theile unter dem Vorwande, von Uld-Aïda, dem Häuptling von Aderer, hierzu abgeschickt zu sein.

Die Straße führt indessen zwischen den beiden Bergketten, einem regelmäßigen, sich allmälig erweiternden Thale entlang, überschreitet sodann eine Reihe sandiger und steiniger Hügel, die bisweilen schwierig zu passiren

ſind, und einen letzten bedeutenderen Berg, um ſich in ein ſchönes, mit Dattelpalmen bepflanztes Thal hinabzuſenken.

Der Berg bildet eine ausgedehnte Terraſſe, an die ſich eine Menge Hügel anlehnen, in denen das eiſenhaltige Agglomerat eine große Rolle ſpielt, während der Berg ſelbſt ganz aus hartem Sandſtein beſteht, deſſen rieſige Blöcke an Größe mit dem Invalidendom wetteifern. Quarz- und Trachyt-Fragmente zeigen ſich ebenfalls, aber in ſehr geringer Menge. Jenſeits des ſchönen Thales ſind nur noch einzelne kleine, aber ſehr felſige Anhöhen zu ſehen, ſonſt bildet der Boden eine gleichförmige Sandſteinfläche, die einem Steinpflaſter gleicht und nur mit großen, meiſt von dornigen Gebüſchen umgebenen Blöcken beſetzt iſt.

Nachdem wir noch in einiger Entfernung von dieſer eigenthümlichen Landſchaft unſer Nachtlager aufſchlagen, gelangen wir am nächſten Tage, zweiundzwanzig Tage nach unſerem Aufbruche aus Saint-Louis am Senegal, in die Stadt Schinghit.

Wie groß iſt unſere Enttäuſchung, als wir ſtatt einer regelmäßig gebauten Ortſchaft einen Haufen kunſtloſer, ohne Ordnung und Dauerhaftigkeit errichteter Baracken vor uns ſehen! Die neueſten Gebäude, die noch nicht einmal vollendet, fallen ſchon wieder in ſich zuſammen, und wehe Dem, der ſich an eine Mauer gelehnt hätte, denn die Bewegung eines Kindes, einer Ziege oder ſelbſt einer Ratte hätte ihm eine Ladung Steine von der Höhe der Mauer zugeſchickt. Die Wohnungen haben ſehr verſchiedene Formen: es ſind viereckige, ovale oder anders geſtaltete Gehege, in denen Hütten errichtet ſind, bald in Form eines Parallelepipedes, bald ähnlich einer bedeckten Straße. Das Licht fällt durch kleine, in der Mauer angebrachte Dachfenſter und durch eine einzige ſehr niedrige Thüre hinein, meiſt aber durch die letztere allein. Doch entſchädigt die Lage des Ortes reichlich für dieſe Enttäuſchung.

Schinghit ſteht in einem ſandigen Thale zwiſchen zwei Sandhügeln, die mit ſchönen Dattelpalmen bepflanzt ſind. Dieſe Palmen umgeben herrliche Getreidefelder, die mit außerordentlicher Sorgfalt cultivirt und durch große, in ihrer Mitte gegrabene Brunnen bewäſſert werden. Man braucht nur das Waſſer zu ſchöpfen und neben den Brunnen auszugießen, ſo

verbreitet es ſich mittelſt der angelegten Canäle über das ganze Feld. So angenehm aber der Anblick dieſer Dattelpflanzungen und Felder iſt, ſo haben doch die Sandhügel den Nachtheil für die Stadt, daß der Wind, von welcher Seite er auch kommen mag, eine Maſſe Sand in die Luft erhebt und auf die Gebäude und Einwohner hinabweht. Zu den natürlichen Vortheilen, welche Schinghit auszeichnen, kommt ſein Handel mit Tiſchit, Nun und dem Senegal, welch' letzterer erſt ſeit kurzer Zeit begonnen hat. Die Stadt wird von 250—300 Seelen bewohnt und iſt das Eigenthum der Idáu-Ali, obwohl dieſe nur etwa den dritten Theil der Bewohner ausmachen. Die übrigen ſind Araber verſchiedener Stämme, welche durch den Handel der Stadt herbeigezogen wurden. Jedes Jahr gehen von hier Caravanen nach Nun und nach Saint-Louis am Senegal, um europäiſche Waaren, hauptſächlich aber das blaue indiſche Baumwollzeug zu kaufen.

Sind dieſe Artikel in Schinghit angekommen, ſo werden ſie größtentheils gegen Steinſalz vertauſcht, das verſchiedene Stämme von der großen Sebcha herbeibringen, und das Salz wird dann den Caravanen von Tiſchit gegen das Gold des Sudan ausgeliefert. Große Sebcha iſt der Name, den man einem weit ausgedehnten Landſtrich beilegt. Er befindet ſich in der Nähe eines Berges von beträchtlicher Länge, der ihn nach Oſten hin begrenzt und unter dem Namen Idſchil bekannt iſt. Zwiſchen Afra und Dumus gelegen, von denen das erſtere den El-Baba-Hamed, das letztere den Ulad Delim gehört, iſt die Sebcha dreizehn Tagereiſen von den Ufern des Oceans, ſechs Tagereiſen von Schinghit und acht von Wadan entfernt. Das Salz kommt dort in Schichten vor und geht bis $1^1/_2$ Meter in die Tiefe. Lager von grauem, bisweilen rothem Thon wechſeln mit dem Salz, deſſen dickſte Schichten höchſtens 8 Centimeter meſſen. Zwiſchen dieſen Schichten findet man Reſte organiſcher Körper und eine Maſſe zerbrochener Muſcheln. An der Oberfläche iſt das Salz von ſchlechter Beſchaffenheit, aber nach der Tiefe zu wird es allmälig ſehr gut und in den letzten Schichten findet man gelbe kryſtalliſirte Maſſen. Werkzeuge, die in Wadan gefertigt werden, dienen zur Bearbeitung der Salzlager, die keine Schwierigkeiten bieten kann, da ein Arbeiter als Lohn nur eine Platte von je ſieben erhält. Eine Abgabe für die Ausbeutung einer Sebcha wird nicht gezahlt. Dieſes Steinſalz, das man

in Platten von je 1 Meter Länge und 25 Centimeter Breite ſchneidet, iſt die Münzeinheit des Landes, bei jedem Geſchäft dient es zur Baſis. In gewöhnlichen Jahren gelten 4 Platten 1 Quentchen Gold, oft auch 3 Platten; zu Tiſchit gilt 1 Platte 1—2½ Quentchen. Die Caravane, in deren Begleitung Panet gereiſt war, verkaufte innerhalb 24 Stunden 800 Stück Baumwollzeug für 1600 Quentchen Gold (20.000 Francs). Er rühmt die Ehrlichkeit und das Vertrauen in allen Handelsbeziehungen zwiſchen den Bewohnern von Schinghit und Tiſchit; jedes Jahr, ſobald die Regengüſſe aufhören, die Straßen der Wüſte zu überſchwemmen, eilen die Araber von Tiſchit nach Schinghit und Wadan, um bedeutende Quantitäten von Salz und Baumwollſtoffen einzuhandeln, aber niemals ſei ein Beiſpiel von Wortbrüchigkeit vorgekommen. Panet meint, daß der Handel von Schinghit einer beträchtlichen Entwicklung fähig ſei, von der auch der Senegal Nutzen ziehen könnte, denn die Kaufleute, die leichter nach Saint-Louis als nach Nun gelangen, wohin der Weg durch Räuber ſehr gefährdet iſt, fangen ſchon jetzt an, ſich häufiger nach Saint-Louis zu wenden.

Die Regierung der Stadt iſt in die Hände eines alten Marabut gelegt, der unumſchränkte Gewalt hat, aber trotz ſeines hohen Alters in ſeinen Amtshandlungen große Gerechtigkeitsliebe und Urtheilsſchärfe zeigt, weshalb er auch bei allen Einwohnern in hoher Achtung ſteht. Die Sitten der Stadt laſſen viel zu wünſchen übrig, mit wenig Ausnahmen ſind die Frauen von einer Verderbtheit ohne Grenzen, auch ſchließt hier der Handelsgeiſt jede Spur von Wohlthätigkeitsſinn und Gaſtlichkeit aus.

Schinghit bildet einen Theil der Oaſe Aderer, deren Hauptſtadt Wadan iſt. Es liegt 150 Kilometer weſtlich von Wadan, 72 Kilometer nördlich von Atar, 92 Kilometer von El-Modoch und 110 Kilometer von Odſchuft, anderen Dörfern von Aderer; Atar, weit wichtiger als Schinghit, beſitzt zahlreiche Felder und trägt im Allgemeinen zur Verproviantirung der ganzen Oaſe bei. Der Hauptmann der Oaſe, der ſeinen Sitz zu Wadan hat, iſt unter dem Namen Idáu-el-Hadſch bekannt. Aus ihm gingen die Marabuts hervor, welche am Senegal Darmako genannt werden. Die Producte des Landes beſtehen in Weizen, Gerſte, Hirſe, Datteln, Schafen, Kameelen und Rindern. Man kauft hier viel Straußenfedern, die nach Nun ausgeführt werden.

Europäiſche Waaren, blaues Baumwollzeug von Indien, Calico u. ſ. w., und das Steinſalz bilden die Haupthandelsartikel. Es würde für den Handel des Senegal von Bedeutung ſein, wenn man ein bleibendes Etabliſſement in Schinghit oder an einem anderen Orte von Aderer gründen könnte, aber das Mißtrauen der fanatiſchen Bevölkerung muß ein ſolches Unternehmen ſehr erſchweren oder ganz unmöglich machen. Panet war daher der Meinung, die franzöſiſche Regierung ſollte vorher erſt nur einen Handelsvertrag mit Uld-Aïda ſchließen, indem ſie jährlich 100—200 Stück Baumwollzeug (1200—2400 Francs) verſpräche und dafür Sicherheit und Schutz für die reiſenden Handelsleute des Senegal verlangte. So könnten dieſe nicht nur das Gold einhandeln, das über Tiſchit nach Aderer kommt, ſondern auch Straußenfedern, Gummi, welches leicht von Sfakiet-el-Hamra und deſſen Umgegend durch die Ulad Bu-Sba und andere Stämme herbeigeſchafft werden könnte, Ziegenfelle und ganz beſonders auch Wolle, denn alle Stämme der Küſte beſitzen zahlreiche Heerden wolltragender Schafe, von den Ulad Tidrarin an bis zu den Ait-el-Haſſan. Zur Vervollſtändigung dieſer Angaben ſind die Erkundigungen Dr. Barth's von großem Werthe, die wir deshalb hier kurz zuſammenſtellen wollen.

Aderer, ſagt Dr. Barth, iſt ein ziemlich hoch gelegener Landſtrich, gebildet von Sandhügeln, die ſich um einen anſehnlichen Höhenzug gruppiren. Eine ſolche Natur wird ſchon vom Namen ſelbſt angezeigt, denn er bedeutet „Bergland“ und iſt ganz identiſch mit dem Namen der zwiſchen Aſauad und Aïr liegenden Landſchaft; allein die Verſchiedenheit der Ausſprache des Vocallautes in der Endſilbe unterſcheidet beide, indem man die letztere Landſchaft allgemein Aderar nennt.

Aderer wird im Norden von dem ſchrecklichen Gürtel von Sandhügeln umſäumt, die den Namen Maghter führen, und im Süden von einer ähnlichen, aber nicht ganz ſo unfruchtbaren Zone, die Waran heißt. Dieſe beiden Landſchaften vereinigen ſich öſtlich von Aderer an einem El Gedam genannten Punkte, ſechs Tagereiſen von Wadan, wenn man von Oſt nach Weſt geht.

Man paſſirt auf dieſem Wege eine große Menge Quellen. Zwiſchen Aderer und El Hodh und von jener Landſchaft El Hodhs, die den beſonderen

Namen „El Batu“ führt, durch eine Hügelreihe getrennt, im Norden von Taganet, liegt eine sehr ausgedehnte Thalebene, Namens Chat e'demm. Sie läuft, wie es scheint, von West nach Ost am nördlichen Fuße des Höhenzuges von Aderer entlang, an dessen südlichem Fuß El Hodh liegt. Die Thalebene von Chat ist reich an Brunnen und enthält selbst ein paar dauernd bewohnte Dörfer (Ksors). Die Thalebene ist so fruchtbar und wasserreich, daß der wandernde Araber über ihre Vorzüge gerade ebenso begeistert ist wie der Europäer über die romantischen Gegenden der Schweiz und Italiens.

Aderer zerfällt nach der verschiedenen Beschaffenheit seiner besonderen Theile in die Landschaften „Aderer e'temar“ und Aderer ssuttuf; die Dattelcultur beschränkt sich auf die erstere. Im eigentlichen Aderer giebt es vier Städte (Ksors), deren bedeutendste das fast einzig in Europa bekannte Wadan ist, ein Städtchen, das allerdings von Tischit an Umfang übertroffen wird, aber doch bis in die neuere Zeit, wo es gleichfalls von inneren Unruhen gelitten hat, besser bewohnt war als letzteres. Es besaß jedenfalls eine gewisse Bedeutung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo die Portugiesen hier eine Factorei anlegten. Da hätte es eine ewig denkwürdige Rolle spielen können, aber die Entfernung von der Küste war zu groß und die umliegenden Landschaften zu kahl und öde, so daß die Portugiesen schon nach wenigen Jahren diesen schwer zu vertheidigenden Posten aufgaben. So weiß der Deutsche Ferdinand, dessen interessante Nachrichten über die afrikanische Westküste uns in neuerer Zeit bekannt geworden sind, schon nichts mehr davon. Wadan war ursprünglich ein Platz der Aser und das Asérie ist noch jetzt die Sprache der einheimischen Bevölkerung. Außerdem hat es aber auch noch eine ansehnliche arabische Bevölkerung. Es besitzt eine hübsche Pflanzung von Dattelpalmen verschiedener Gattungen und von besserer Art als die von Tischit.

Die Stadt, die aus Stein- und Thonwohnungen besteht, liegt auf der Ostseite des Thales, auf steinigem ansteigenden Boden. Die Bevölkerung übersteigt sicherlich nicht 5000 Seelen, bleibt vielleicht sogar bedeutend hinter dieser Zahl zurück. Sie versorgen sich mit dem, was sie bedürfen, aus Tischit, und es scheint, als besuchten sie nicht persönlich den Markt von

Nyámina (am Dſcholiba oberhalb Segu) oder anderen Plätzen. Schinghit iſt ein altes Städtchen, das ſich in allen öſtlichen Ländern dadurch einen großen Namen erworben hat, daß nach ihm alle Araber des Weſtens benannt worden ſind. Der Grund hiervon ſoll darin liegen, daß ein ausgezeichneter Mann Namens Abd e' Rahman, aus dieſem Orte gebürtig, den Hof Harun e' Raſchid's beſuchte. Es iſt aus Stein gebaut und liegt zwei Tagereiſen weſtſüdweſtlich von Wadan.

Atar, zwei Tagereiſen ſüdöſtlich von Schinghit, von welchem der Weg in den Landſtrich El Oß herabſteigt, iſt ein wohlbevölkertes kleines Städtchen, das nach den Angaben Einiger größer ſein ſoll als Schinghit. Es liegt am Fuße einer Kodia, wo ſich das Waſſer anſammelt und eine kleine Pflanzung von Dattelbäumen nährt.

Odſchuft, einen Tagemarſch von Atar, iſt nicht ſo gut bevölkert wie die beiden vorhergehenden, hat aber gleichfalls ein Palmenhain. Seine Hauptbewohner ſind E' Sſmeſſid oder Sſmaſſida, ein Stamm von Suaie, und nur dieſe unternehmen Handelsreiſen, aber nicht die übrigen Bewohner; im Allgemeinen erhalten nämlich die Bewohner Alles über Kasr el Barka, wo einiger Handel getrieben wird.

Nach einem dreißigtägigen, durch Unannehmlichkeiten aller Art verbitterten Aufenthalte zu Schinghit gelingt es uns endlich, unſere Reiſe in Begleitung einer Familie aus dem Stamme der Ulad Bu-Sba fortzuſetzen. Gleich nördlich von der Stadt führt der Weg über eine ſandige, nach Oſten hin unabſehbare Ebene, die mit Steinblöcken von granitiſcher Structur (wie Panet glaubt, Amphibolen), beſäet iſt, aber bald erreicht man eine Menge Hügel, deren Hauptkette den Namen El Ak'Sabi von Aderer trägt und eine weite Terraſſe bildet, welche die Route rechtwinklig ſchneidet. Von der Höhe dieſer Terraſſe überblickt man eine ausgedehnte Gruppe von Hügeln, alle mit runden Gipfeln, nur zwei von oval verlängerter Form; in ihren Zwiſchenräumen bemerkt man verſchiedenartige Kieſel auf dem Boden, die das während der Regenzeit von den Hügeln herabſtrömende Waſſer geglättet hat, der ſchwierige Abſtieg von der Höhe des El Ak'Sabi von Aderer nach einem, Sdeida genannten Platze beträgt etwa 400—500 Meter. Auf den Bergabhängen gewahren wir die Gebeine von Kameelen, die hier mit ihrer

Salzladung von der großen Sebcha umgekommen waren, und ihre große Anzahl läßt vermuthen, daß solche Unglücksfälle sehr häufig sind. Dieser Berg ist der einzige auf unserer Route, der ganz aus geschichtetem und in Blöcke zersprengtem Sandstein besteht. Von Sbeiba kommen wir nach El Mufga, wo Wasser eingenommen wird, und gehen dann längs des Höhenzuges El Ak'Sabi über meist sandigen, bisweilen mit Hegnîn bewachsenen Boden nach den Brunnen von Aussis. Hier findet sich eine Anhöhe aus Schiefergestein, das in Blättern übereinander gelagert und an der Oberfläche verwittert ist. Die Vegetation in der Umgebung ist schön, dem Brunnen gegenüber endet die Bergkette El Ak'Sabi von Aderer und läßt zwischen sich und einem regelmäßigen Plateau einen Zwischenraum von etwa 60 Meter, in welchem mehrere Brunnen liegen, und der die Nordgrenze von Aderer bildet.

Endlich haben wir die Brunnen und somit Aderer im Rücken, und befinden uns zwischen einer Menge von Sandhügeln, die den Kameelen reichliches grünes Futter bieten. Am zweiten Tage darauf erreichen wir die Brunnen von Turin, einen angenehmen Lagerplatz zwischen Sanddünen, der mit Mimosen und anderen Pflanzen geschmückt ist. Hier nehmen wir einen größeren Wasservorrath mit, weil von da bis zu dem Lager der El Hadsch-el-Mokhtar kein Brunnen anzutreffen ist. Diese einförmige Wüstenstrecke, wo der Boden abwechselnd aus Sandstein und lockerem Sand besteht und nur anfangs in der Nähe von Turin die längs des Weges sich hinziehende niedrige Hügelkette Tiserghef einige Abwechslung gewährt, durchwandern wir in vier Tagen und äußerst erschöpft gelangen wir nach El Genater, einer Localität, wo der Boden ringsum mit Salzablagerungen bedeckt ist, die in ihren stärksten Theilen 2 Centimeter, meist aber nur 5—6 Millimeter messen.

El Genater bedeutet „die Brücken" oder Arcaden, und in der That könnte man glauben, hier die Ruinen alter, majestätischer Monumente vor sich zu haben. Zwischen Hügeln aus Basaltgestein von colossalen Dimensionen, die in verticalen Linien übereinander gethürmt sind und deren Gipfel in Kegelform ausgehen, lagern enorme Felsblöcke von granitischer Structur, welche die Zeit respectirt zu haben scheint. Eine Terrasse, die sich etwa 2 Meter über den Boden erhebt, zeigt eine Schichtung von rothem Sandstein gleich einer Backsteinmauer. Nicht weit davon treten blätterige

eingeſchloſſen iſt. Oeſtlich ſtößt daran eine regelmäßige Hammada. Durch ein Gebüſch gelangen wir zu einem dritten Lager der Laroſin, das auf einem ſandigen, ganz von Mimoſen bedeckten Terrain errichtet iſt, und von da führt uns ein beſchwerlicher, ſich durch dichte Gummiwälder (Mimoſen) und zwiſchen ſteilen Berggehängen hinwindender Weg an das Flußbett des Erni, der ſeinen Namen von einer Bergkette erhält, die ihn in der Regenzeit ſpeiſt. Rothe und ſchwarze Erde mit Trachytfragmenten bedeckt den Boden des Bettes, in dem man bei 50 Centimeter Tiefe klares ſüßes Waſſer findet. Nachdem die Erni-Berge überſchritten ſind, kommen wir in ein Lager der Scherguin, die ſich durch ein kurzes, rundes Geſicht, kleine Naſe, aufgerichtete Ohren, eine ſehr entwickelte Stirn, eine meiſt kleine Geſtalt und einen intelligenten Ausdruck vor den meiſten übrigen Maurenſtämmen auszeichnen, und über einen abermaligen Höhenzug an das Flußbett des Terni, der hier ungefähr 150 Meter breit iſt. Das Waſſer iſt hier ebenſo vortrefflich und der Boden von derſelben Beſchaffenheit wie im Erni, aber der Terui bietet noch mehr Annehmlichkeiten. Seine Ufer ſind mit Mimoſen und anderen verkrüppelten Bäumen eingefaßt, unter deren Schatten ſich ein friſcher Teppich gelber und blauer Blumen ausbreitet. Ziegen, Gazellen und Sultanhühner gehen hier ſchweigend umher, die Schwalbe, die Freundin der Reiſenden, flattert von Zweig zu Zweig und die Nachtigall ſingt ihr ewiges Klagelied. Nicht weit von dem Bache treffen wir ein Lager der Tekna, einer kleinen Abtheilung des Stammes der Ait Haſſan. Da dieſe Leute gerade im Begriffe ſtehen, ihren Lagerplatz zu wechſeln, ſchließen wir uns ihnen mit unſeren Begleitern an, um nach Sagia (Sfakiet), einer ungeheuren mit Mimoſen umſäumten Ebene, zu gehen. Gummi giebt es dort in Menge und in ihrem weſtlichen Theile baut man mit Erfolg Gerſte von vorzüglichſter Qualität. Auf dem Wege dahin drängen ſich Männer und Weiber mit ihren Heerden, die ſich vor einer allgemeinen, von Rgueibi gegen die ſchwächeren Stämme unternommenen Razzia flüchten. Die Rgueibi, ein kriegeriſcher Stamm, begnügen ſich nicht mit den Einkünften, die der Handel mit Nun und Aderer abwirft, ſondern berauben auch noch die kleinen Stämme.

Nach mehrtägigem Aufenthalte zu Sagia verſuchen wir, die im Norden ſich erhebenden Gebirge zu paſſiren, aber mehrmals iſt alle Anſtrengung,

die steilen Abhänge zu erklimmen, erfolglos, bis endlich auf Umwegen der Uebergang gelingt. Die höchsten dieser Berge bestehen ausschließlich aus kalkigem, bald rothem, bald buntem Sandstein, die übrigen sind aus Quarz oder Schiefer gebildet. An den Abhängen und in den Thälern findet man Thon von schmutzig-weißer, bisweilen gelber Farbe, der sehr fettig anzufühlen ist, und darauf folgen Lager von compactem Kalkmergel. Die Nacht bringen wir auf einer felsigen, ganz entwaldeten Ebene zu, wo auf der einen Seite Berge von erdfarbenem Sandstein mit rundlichen und eckigen Körnern, auf der anderen Seite einige Hügel aus weißer Thonerde sich erheben.

Am folgenden Tage erreichen wir nach oftmaligem Auf- und Abklimmen den höchsten Berg der Gruppe, den Salcha, an dessen Fuß sich mehrere Brunnen von 30 Centimeter Tiefe befinden. Mehr als 2000 Schafe und eben so viel Kameele bedecken das ungeheure Thal, welches den Salcha von einem gegen Norden gelegenen, unregelmäßig gebildeten Plateau trennt. Während die einen sich an den Kräutern ergötzten, mit denen das Thal bedeckt ist, liefen die anderen auf den Ruf ihres Herrn herbei, um an den nie versiegenden Brunnen ihren Durst zu löschen, deren rasch aufquellendes Wasser die Oberfläche erreicht und sich in dem ganzen Thale ausbreitet.

Wir wenden uns von den Salcha-Brunnen westwärts und passiren ein Lager der Ait-Mussa-u-Ali, bei welchem der Argan genannte Oelbaum sich häufiger zu zeigen beginnt, kreuzen dann ein hügeliges Terrain, das in eine nordsüdlich ausgestreckte Hammada übergeht und liebliche Schluchten und Thäler mit Gummi-Mimosen und anderen verkrüppelten Bäumen einschließt, und gelangen auf einer von harter, dürrer Erde bedeckten sterilen Ebene an den Fluß Akel (Schpika), der sich südlich vom Ued Draa in den Ocean ergießt. Er wird in einer Ausdehnung von mehr als 200 Meter von zwei Mimosenhecken eingebettet, deren herabhängende Zweige dem ermüdeten Wanderer einen angenehmen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewähren.

Durch eine Anzahl Araber verstärkt und so vor den räuberischen Horden gesichert, die sich in diesen Gegenden herumtreiben, gelangen wir über eine Reihe nordsüdlich verlaufender, mit Arganbäumen bewachsener Hügel nach

Termaſſon, einer ehemaligen kleinen Stadt, die gegenwärtig zu Niederlagen von Getreide und anderen Waaren benützt wird. Sie war einſt von einer Thonmauer umgeben, die aber ganz verfallen iſt. Noch jetzt hat dieſe Stätte eine gewiſſe Celebrität wegen des hier befindlichen Grabes eines Rgueibi-Scherifs, der bei ſeinen Mitbürgern außerordentlich beliebt war. Ein zu ſeinem Andenken errichtetes Monument, ein viereckiges, von einer Kuppel mit Säulen überragtes Gebäude, wird mit frommer Sorgfalt unterhalten; ſtets weiß übertüncht, ſieht es wie ein neues Gebäude aus. Hinter Termaſſon ſteigt eine Bergkette in drei terraſſenförmigen Abſätzen auf, der erſte mit einem ſehr ſanften Gehänge, der zweite mit einem etwas ſteileren und der dritte, der in einem Kegel endet, mit einem nach Süden zu äußerſt jähen Abhang.

Von Termaſſon verläuft der Weg zwiſchen zwei Hügelreihen, die beide den Namen Termatakur tragen. Die öſtliche wird jedoch zum Unterſchied die große genannt. Das zwiſchenliegende Thal, im Anfang ſehr eng und von Strecke zu Strecke cascadenartig abfallend, erweitert ſich allmälig und bildet in der Regenzeit einen Fluß mit knietiefem Waſſer. In das mit Kieſeln bedeckte Bett hat ſich der Argan gleich einem Baobab des Sudan eingepflanzt. Von Termatakur gelangt man in einigen Stunden in den Ued Draa. An der Stelle, wo wir ihn überſchritten, ſteht das Waſſer 60 bis 70 Centimeter hoch, in der Breite kommt er der Seine in Paris (ungefähr 150 Meter) gleich. Die Ufer ſind theils waldlos, theils mit Bäumen beſetzt, unter denen ſich mannigfaltige Blumen und Oleander-Gebüſche entwickeln.

Wir gelangen auf der Weiterreiſe nach El Cheng, einer unabſehbaren Ebene mit röthlicher Erde und zum großen Theil von blühenden Kräutern und Schlingpflanzen überwachſen, und den anderen Morgen durch eine ſehr fruchtbare Gegend, wo Kornblumen und Tauſendſchönchen, wilder Portulak, Lianen und andere Pflanzen in dem üppigſten Grün glänzen. Nirgends auf unſerer ganzen Route von St. Louis her hatte ſich die Natur ſo reich und lachend gezeigt wie hier, aber ſchon am Nachmittag folgt auf dieſe ſchöne Vegetation ein ſteriles Land mit zahlreichen Hügeln, die dem Auge nichts als Gerölle bieten können. Erſt ſpät Abends zeigen ſich wieder Grasbüſchel auf einem Terrain, das der Fluß Nun überſchwemmt, und bald erreichen

wir auch El-Ak'ſabi, einen großen Marktflecken, der Nun an Größe nicht nachſteht.

Der Ort wird von Arabern aus dem Stamme der Ait Haſſan bewohnt. Mit Ausnahme einiger Häuſer, wahrer Paläſte für Leute, die ſonſt nur ein Zelt kannten, befinden ſich alle Wohnungen im Inneren einer Feſtung mit Erdwerken, aber ohne Armirung. Schlecht gebaut und noch ſchlechter vertheilt, ſtehen die beſten dieſer Erdhütten den elendeſten Dorfwohnungen Europa's nach. Man denke ſich einen Berg, in den Jeder ein Loch gräbt, um darin zu wohnen, nachdem er es mit Unflath bedeckt hat, und man wird ſich eine richtige Vorſtellung von den Infectionsherden bilden, die man hierzulande Häuſer nennt. Die Unreinlichkeit wird noch dadurch ſehr vermehrt, daß die Einwohner genöthigt ſind, des Nachts die Pferde, Kameele u. ſ. w. in die Höfe einzuſchließen, um ſie vor den räuberiſchen Schellenh zu ſchützen, einem Berberſtamm, der die Gegenden zwiſchen Nun und Marokko bewohnt. Nur die Negerſclaven wohnen zum großen Theil außerhalb der Feſtung in Zelten, die ſie mit Dornenhecken umgeben und von Hunden bewachen laſſen. Man baut hier mehrere Gemüſe und Aepfel, Oliven, Feigen und Aprikoſen gedeihen hier ebenſo wie bei Nun.

Wir ſind wieder auf uns bekanntem Terrain und wollen, bevor wir nach Timbuktu zurückkehren, um unſeren Zug nach Oſten fortzuſetzen, noch einiger Reiſen gedenken, welche uns die Natur weiterer Gebiete der weſtlichen Sahara erſchloſſen haben. Eine, wenn auch weniger umfangreiche als die vorhergehende, aber gleich erfolgreiche Wanderung führte vom März bis Juni 1860 der franzöſiſche Generalſtabs-Capitän H. Vincent nach dem uns ſchon bekannten Berglande Aderer aus. Auch er brach von Saint Louis am Senegal auf, von wo ihn ein Dampfer nach dem landeinwärts gelegenen franzöſiſchen Handelspoſten Dagana brachte, in ſeiner Begleitung befanden ſich blos zwei Spahis (eingeborne Cavalleriſten) und ein ſchwarzer Dolmetſcher Namens Bu el Moghdad, der in den arabiſchen Religionsſchriften ſehr bewandert war und im Rufe eines Marabuts ſtand. So lange die Wanderung den Senegal aufwärts ging, fand man dasſelbe reiche und mannigfaltige Thier- und Pflanzenleben wie am linken Ufer des Fluſſes, kaum hatte ſich aber die Expedition nach Norden gewendet, als das landſchaftliche

Bild ſich völlig veränderte. Die Waſſerbecken verſchwanden und wurden durch kleine, grasbedeckte Sandhügel erſetzt, die Reiſenden hatten eben den Südrand der Sahara überſchritten. Von Zeit zu Zeit erſchienen anfänglich Einſenkungen, deren friſches üppiges Grün das vom rothen Sande und dem trockenen Gebliwinde erſchlaffte und angegriffene Auge erfriſchten. Hier in dieſen Einſenkungen ſtoßen wir auch auf zahlreiche Lager mauriſcher Hirtenſtämme, welche das ganze ſüdliche Randgebiet der Sahara mit ihren Heerden durchziehen. Hier fehlt es nicht an Waſſer und vortrefflichen Weideplätzen. Hinter Tamariskenbüſchen verborgen, lugen die Zelte dieſer Nomaden hervor. Die Ankunft Fremder erregt im ganzen Lager Senſation. Die Männer dieſer Nomadenſtämme laſſen den Oberleib unbekleidet, ihre Hautfarbe iſt roth, das Auge voll Verſtand, die Naſe gebogen, die Haare eher kraus als lockig, die Frauen verſchleiern das Geſicht nicht, tragen ein langes Gewand, welches von den Schultern bis zu den Ferſen herabfällt, laſſen aber Arme und Füße nackt. Die Männer ſind von ſanfter Gemüthsart, ſie tragen keine Waffen, ſondern betrachten ſich als Marabuts. Die größte Verwunderung erregte die Ankunft Vincent's und ſeiner Begleiter bei den Trarſa, einem kriegeriſchen Stamme, welcher die vorerwähnten Hirtenſtämme unterjocht hatte. Eine große Anzahl Neugieriger folgte dem Reiſenden auf Schritt und Tritt, beſonders die Frauen zeichneten ſich in dieſer Richtung aus. Alle trugen an den Armen und Fußgelenken Kupfer- und Silberringe, die Töchter der Chefs trugen überdies ſchwere und maſſive Ohrgehänge, in den Haaren und um den Hals trugen die Mädchen und Frauen Korallen und Glasperlen, das Haar in feinen und herabhängenden Flechten. Die Trarſa verlegen ſich dabei ganz beſonders auf die Cultur der Fettleibigkeit der Frauen, die Mädchen müſſen freiwillig oder gezwungen unerhörte Maſſen von Milch und Butter zu ſich nehmen, ſo daß ſie zuletzt eine Feiſtigkeit erzielen, die bei der Magerkeit der Männer doppelt auffällt. Auffallend genug, traf Vincent bei allen mauriſchen Stämmen der weſtlichen Sahara nicht einen Mann, der mehrere Frauen beſeſſen hätte. Dieſe dulden nämlich keine Theilung der Ehe und ſcheinen über die Männer einen gewichtigen Einfluß zu beſitzen, denn dieſe geben ſich die größte Mühe, ihnen zu huldigen; als Entſchädigung für die Vielweiberei iſt indeß die Eheſcheidung

außerordentlich leicht. Die Stellung der Frau, obwohl sie vom Manne der Familie abgekauft wird, ist eine weit günstigere als bei den Arabern. Die freie Frau verrichtet keinerlei Arbeit und geht nie zu Fuß, wechselt der Stamm sein Lager, seine Weideplätze, so nimmt sie im Palankin Platz.

Die Männer sind von der Sonne tief gebräunt, die Frauen würden dagegen völlig weiß erscheinen, wenn nicht eine dicke Schmutzrinde die Hautfarbe verdecken würde, dabei hüten sie sich vor jedem Wasser, und eine Frau, die Vincent befragte, hatte ihre Vorsicht so weit getrieben, sich seit sieben Jahren nicht zu waschen. Die ganze Bevölkerung lebt vom Ertrage der Heerden, die Kameelmilch ist äußerst nahrhaft und die Schafe vermehren sich außerordentlich, haben aber keine Wolle, sondern, wie wir auch anderwärts dies gefunden, Haare. Als Hüter der Heerden fungiren Neger, welche die Trarsa aus dem Sudan und vom oberen Senegal rauben. Die freien Männer und tributären Krieger besitzen einige kleine Pferde von vorzüglichen Eigenschaften, und tragen sämmtlich doppelläufige Steinschloßgewehre, welche sie mit seltener Geschicklichkeit zu handhaben wissen.

Vincent sprach dann die Gastfreundschaft der Tiyab, eines ehemaligen, später Marabuts gewordenen Kriegerstammes an. Als die Begleiter Vincent's Wein zu trinken begannen, zogen sich die Zeltinsassen mit Ausnahme des Herrn voll Abscheu aus dem Zelte zurück. Auf die Frage Vincent's, ob er ihn und seine Angehörigen damit beleidigt habe, sprach der gastliche Wüstensohn die schönen Worte: „Und kämest Du mit Nattern, vom Augenblicke, wo Du mein Zelt betrittst, bist Du gern gesehen". Das Gebiet, das dieser Stamm der Tiyab bewohnt, ist einer Masse von Gummibäumen wegen bemerkenswerth, deren Erträgniß an Gummiharz nach Dagana am Senegal exportirt wird, das Einsammeln des Gummi besorgen die Negersclaven; im Uebrigen ist die Gegend arm an Weide, und durch den Ausspruch eines Trarsa-Marabuts am besten charakterisirt: Die einzige Krankheit im Lande ist der Hunger, der Schakal, der Löwe des Landes. Durch ein mit zahlreichen kleinen Sebchas bedecktes Terrain, das streifenartig von Dünen unterbrochen wird, welche reichlich mit Gräsern und natürlichen Hecken von Euphorbien bewachsen sind, erreichte die Expedition das Gestade des atlantischen Oceans. an der Bank von Arguin und traf hier die mauriſchen Stämme der Imragen und

Ulad Bu Sba in vollſter Thätigkeit des Fiſchfanges. Ihr Handwerk iſt ein äußerſt gefährliches, da die Arguinbank als einer der fiſchreichſten Winkel der Erde von Haifiſchen umſchwärmt wird und die Imragen den Fang mit Schleppnetzen betreiben, welche ſie in Ermanglung von Booten ſchwimmend im Meere ausbreiten. Die Ausbeute an Fiſchen iſt enorm und würde die Anlage einer Fiſchereiſtation am benachbarten Cap Blanco, in deſſen Nähe auch ausgedehnte natürliche Salzlager ſich vorfinden, ungewöhnliche Vortheile bieten. Die Fiſche werden hier von den Imragen an der Sonne getrocknet, nur ſelten in Oel conſervirt und an die mauriſchen Stämme des Innern verkauft, welche in ganzen Caravanen hierher ziehen. Außer dem ſehr ergiebigen Fiſchfange betreiben die Ulad Bu Sba auch die Straußenjagd auf eine höchſt eigenthümliche und originelle Art, indem ſie die am Strande des Meeres in der naſſen Fluth Kühlung ſuchenden Thiere überfallen und in's Meer jagen. Die Thiere werden in dem ihnen nicht heimiſchen Elemente bald müde, und dieſer Moment wird benützt, um ſie zu fangen.

Dieſer ganze Theil der atlantiſchen Küſte Afrika's von Portendick bis Cap Bojador, mit dem Feſtlande zugleich auch den Dünenzügen der Wüſte eine Grenze vorzeichnend, iſt für die Schifffahrt ein verrufenes Geſtade, insbeſondere aber die Bank von Arguin, welche durch den Schiffbruch der franzöſiſchen Fregatte Méduſe eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Zahlreiche Schiffbrüche von Schiffen aller ſeefahrenden Nationen haben von jeher den mauriſchen Stämmen der Küſte Gelegenheit geboten, die Wracks auszubeuten und die gerettete Mannſchaft in's Innere als Sclaven zu entführen und ſie nur gegen entſprechendes Löſegeld herauszugeben. So ſcheiterte auch im October 1810, nördlich des Cap Blanco, die amerikaniſche Brigg Charles, die Mannſchaft wurde von den Mauren in Gefangenſchaft geſchleppt und einige von den Seeleuten ſollen nach dem ſeinerzeit Aufſehen erregenden Berichte des Matroſen Robert Adams ſogar bis nach Timbuktu gebracht worden ſein.

Im Verfolgen ſeiner Route nach Nordoſt gelangte Vincent in die Landſchaft Tiris, die Brunnen wurden immer ſeltener und tiefer, und die kleine Caravane mußte ſtets den Waſſervorrath ängſtlich behüten; die Gegend ſelbſt iſt ein unüberſehbares horizontales Plateau aus Granitfels, der meiſt nackt zu Tage tritt oder nur ſchwach mit Flugſand überdeckt iſt. Nach Oſten

begrenzen die zerriſſenen und zerklüfteten Berge von Aderer den Horizont. Die Bevölkerung des Landes ſind die Uled Delim, ein Nomadenſtamm, berühmt als ſchnelle Reiter und gefürchtet als verwegene Räuber, die den Caravanen ſchweren Durchgangszoll abpreſſen, berühmt auch durch die Schönheit ihrer Frauen und Mädchen. Dieſe verdienen auch thatſächlich die Bewunderung, die ihnen gezollt wird, wegen ihres glatten Haares, der großen, ſchattig bewimperten Augen, der griechiſchen Naſe, der blendenden Zähne, ihrer ſchlankeren Formen als bei den Trarſa und der außerordentlichen Zartheit der Füße und Hände, an welchen die Nägel mit Henna roſig gefärbt werden. Die Familienbande ſind aber bei dieſen Mauren möglichſt locker und werden die Ehen ſämmtlich nur auf kürzeſte Kündigung geſchloſſen. Nach Oſten weiterziehend, überſchritt die Expedition einen breiten Streifen hoher Dünen (Magther) und betrat Aderer, das wir bereits kennen. Auf der Rückreiſe nach dem Senegal kam Vincent häufig in die Nähe mauriſcher Städte, deren Bevölkerung ziemlich zahlreich und ſich von Ertrage ihrer Dattelgärten, ſowie ihrer Hirſe-, Mais-, Gerſten- und Weizenfelder ernährt, die aus ſeichten, aber höchſt ergiebigen Brunnen bewäſſert werden.

Wenige Monate nach Vincent's Rückkehr trat der früher erwähnte Begleiter und Dolmetſch Vincent's, Bu el Moghdad, Beamter beim mohamedaniſchen Gerichtshof in Saint Louis, eine Pilgerfahrt nach Mekka an, und nahm ſeinen Weg durch die weſtliche Sahara, über Marokko, Algier und Frankreich. Mit einer nach Aderer zurückkehrenden Caravane brach er im December 1860 von Saint Louis auf und zog bis zum 18. Breitegrade in der Nähe der Küſte hin, in Folge eines in Aderer ausgebrochenen Erbfolgeſtreites mußte er jedoch das Land meiden und durch Tiris gehen. An einer großen Gruppe hellweißer Dünenberge J'Mullen vorüber, erreichte er den Berg Tamagut, den auch wir ſchon auf unſerem Zuge durch Aderer als einen getreuen Wegweiſer begrüßt haben. Er berührte ferner die Landſchaften Akchar und Inchiri, erſteres ein ſandiges Land, während der Boden in letzterem feſt und eiſenhaltig und mit kärglicher Vegetation bekleidet iſt. Die völlig vegetationsloſe Wüſtenlandſchaft Ragg durchquerend, erreichte der Reiſende mit genauer Noth einen Brunnen, an dem ſich Menſch und Thier laben konnten, und nach Durchwanderung der pittoresken Päſſe durch den

Dſchebel el aſuad (Timſirdade), die Thalſchlucht Sakiet el Hamra, welche die Tributärſtaaten Marokko's (Nun und Tekna) von Tiris trennt; damit hatte die Wüſtenwanderung ihr Ende gefunden und der Reiſende betrat das bewohnte und angebaute Plateau El Gada.

Gleichfalls vom Senegal aus, unternahm der Laptot-Lieutenant*) Alium Sal im Jahre 1860 eine Forſchungsreiſe, welche ihn bis nach El Arauan führte und uns werthvolle Aufſchlüſſe über die Landſchaft El Hodh und die Oaſe Walata verſchaffte. Alium Sal verließ die franzöſiſche Station Podor am Senegal in Geſellſchaft des Schiffsfähnrichs Bourrel, wandte ſich zuerſt zu dem Stamm der Brakena und ſpäter zu den Duaiſch, deren Chef ihn ſchlecht behandelte und gewaltſam zurückhielt, ſo daß er erſt nach monatelangem Warten ſeine Reiſe fortſetzen konnte. Bourrel war ſchon vorher umgekehrt; Alium Sal hingegen ſetzte ſeine Reiſe nach Oſten fort und zog in der Entfernung eines Tagemarſches von der Nordgrenze Tagants (aus Vorſicht vor den Ueberfällen der räuberiſchen Ulad el Naſer), eines von Thälern und Thalebenen durchſchnittenen, waldigen Gebirgslandes, das 1861 auch von dem franzöſiſchen Schiffslieutenant Mage berührt wurde, auf das Hochplateau Aſaba. Das Terrain wurde, je weiter die Caravane Alium Sal's vordrang, immer unebener und vegetationsärmer, man näherte ſich ſehr ſchnell der eigentlichen Wüſte. Durch eine Reihe von Berglandſchaften der großen Einſenkung El Hodh und unter mannigfachen Abenteuern (er mußte ſich ſelbſt unter den Schutz eines berüchtigten Räuberhäuptlings ſtellen) erreichte er endlich Walata. Alium Sal ſchildert Walata als eine ziemlich große Stadt von 1500 Meter Länge und 600 Meter Breite, die Häuſer ſind aus Thon und Stein mit Sorgfalt gebaut und mit buntfärbigem, in Gummi aufgelöſtem Gyps ſchmuckreich bekleidet. Die Umgebung der Stadt iſt trocken und wenig zum Anbau geeignet, es wird daher Alles von außen eingeführt, weshalb auch die Bevölkerung vorzugsweiſe Handel treibt und Walata nebſt El Arauan einen der größten Märkte der weſtlichen Sahara bildet, auf denen die Producte Marokko's und des Negerlandes ausgetauſcht werden. Alium's Reiſeziel war eigentlich Timbuktu, um von hier wo möglich

*) Officier der eingebornen Truppen Senegambiens in franzöſiſchen Dienſten.

nach Algerien zu reiſen, indeſſen ſcheiterte ſein Plan an den Fehden, welche zwiſchen den Tuareg von Timbuktu (Ighelad) und einem mauriſchen Stamme ausgebrochen waren und die Straßen gänzlich unſicher machten, er mußte ſich zufrieden geben, nach El Arauan gelangen zu können. Er ſchloß ſich einer ſehr zahlreichen, aus wenigſtens 2000 Kameelen beſtehenden Caravane der Tadſchakant an, durchzog das wüſte und waſſerloſe Land des Dahr, ſpäter eine mit den Ruinen vieler alter Ortſchaften angefüllte Landſchaft, welche die frühere große Bedeutung der Umgebung Walata's bezeugen, weiter über eine breite Zone von Sanddünen (A'kela), zu deren Durchquerung die Caravane drei Tage benöthigte, und endlich über die nackte, ohne eine einzige Terrainwelle „ſpiegelartig" ſich ausbreitende Wüſte der Mraya, um nach acht gefährlichen Marſchtagen über dieſelbe die Stadt El Arauan zu erreichen. Da der Weg nach Timbuktu der erwähnten Fehden halber verſperrt war, zog Aliun Sal nach Süden und brach mit einer Caravane von Tadſchakant nach Baſikunnu auf, hier wurde er als im Dienſte der Franzoſen ſtehend erkannt, und von El Hadſch Seïdu, einem Häſcher Hadſch Omar's und fanatiſchen Chriſtenfeind, gefangen und ſeiner ganzen Habe beraubt. Es gelang dem Gefangenen jedoch, durch den Chef der El Thaleb Muſtaf, einem alten Bekannten, mit Liſt befreit zu werden, und von dieſem barmherzig mit Kameel und Führer verſehen, zu fliehen. Nach einer an Mühen und Drangſalen überreichen Flucht erreichte Aliun Sal endlich den franzöſiſchen Poſten Bakel am Senegal, ſtarb aber bald darauf in Folge der überſtandenen Strapazen.

X.

Von Timbuktu nach Aïr (Asben).

Wir kehren nunmehr nach dieſer großen Rundtour durch die weſtliche Sahara nach Timbuktu zurück und rüſten uns zur Abreiſe nach dem fernen Alpenlande der Wüſte, Aïr. In Geſellſchaft einer kleinen Schaar Tuareg vom Stamme der Tademekket, einer Fraction der ſüdweſtlichen Conföderation des Tuareg-Volkes, brechen wir auf, um vorläufig das Norduſer des Niger zu gewinnen und an ihm entlang oſtwärts zu ziehen. Wir ſind im Winter und die Wüſte um Timbuktu bietet eben ein ſehr intereſſantes Schauſpiel dar, Alles ſcheint mit einem Male ganz verändert; ein anſehnlicher Waſſerſtrom, von der Ueberfluthung des Niger gebildet, ergießt ſein Waſſer mit großer Gewalt in die Thäler und Einſenkungen der Sandzone und verleiht der fabelhaften Angabe von 36 Flüſſen, welche die Wüſte bei Timbuktu durchziehen ſollen, einen Schein von Wahrheit. Der Eindruck dieſer eigenthümlichen Erſcheinung wird noch durch die Jahreszeit, in der ſie ſtattfindet, erhöht, denn während die übrigen Flüſſe des nördlichen Centralafrika im Auguſt ihren höchſten Stand erreichen, geſchieht dies beim Niger hier Ende Jänner. Der Charakter der Umgebung Timbuktu's ſchwankt zwiſchen dem der Wüſte und einem weniger begünſtigten Weideland, indem ſeine gewellte Oberfläche einen ſandigen Boden zeigt, der mit mittelgroßen Acacien und Dumgebüſch ziemlich dicht bekleidet iſt und Ziegen hinreichend Futter gewährt. In ſeinem jetzigen Gewande bietet aber das Land ein höchſt wunderbares und eigenthümliches Schauſpiel, indem die Ströme fließenden Waſſers, welche mit ihren Silberfäden die nackten Wüſten und Weideflächen belebten, auf

ansehnliche Ferne in's Land eindringen, es ist dies eine Erscheinung, die ohne Zweifel aus der nackten nördlichen Wüste kommende Reisende, die Timbuktu zu dieser Jahreszeit besuchen, in Erstaunen setzen muß. So kam es auch, daß fremde (maurische) Handelsleute bei ihrer Heimkehr von den Ufern dieses großen Stromes am Südrande der Wüste in übertriebenen Farben die Kunde von den zahllosen Strömen verbreiteten, welche sich mit dem Hauptstrome an jener denkwürdigen Stätte vereinigen sollten, während doch im Gegentheil diese Ströme vom Flusse ihren Ausgang nehmen und ihm ihr Entstehen verdanken. Denn sie kehren, nachdem sie eine kurze Strecke ihren Lauf landeinwärts verfolgt haben, beim Sinken des Hauptstromes in ihre frühere Richtung wieder zurück, wenn auch mit verringerter Wassermasse in Folge der Einsaugung des Bodens und der Verdunstung durch die Sonne. In mehreren Jahren geschieht es auf diese Weise, daß das Inundationsgebiet des Niger bis über Timbuktu hinaus reicht, ein Umstand, der das Project entstehen ließ, Timbuktu selbst durch einen Canal mit dem bis Kabara, dem Hafen der Stadt, reichenden Seitenarm des Nigerstromes zu verbinden.

Unsere Route führt uns durch ein Gewirre von Sümpfen und Sanddünen, welche die zahlreichen Hinterwasser und todten Arme des Nigerstromes am Nordufer einsäumen, die vielen Umwege und das stellenweise schwierige sumpfige Terrain lassen uns nur langsam fortschreiten, ab und zu erklimmen wir den Grat einer der vielen Sanddünen, welche den majestätischen Strom zu unserer Rechten begrenzen, derselbe ist hier fast zwei Kilometer breit und flößt uns vermöge seiner Größe und feierlichen Pracht Bewunderung ein. Daß wir bereits an der Südgrenze der eigentlichen Wüste reisen, beweisen uns die vielen kleinen Wäldchen, welche den Hintergrund und die Ufer der zahllosen Seiten- und Hinterarme des Stromes umranden, auch die Dünen sind mit dichtem Gebüsch bedeckt und immer zahlreicher steigen die herrlichen Dumpalmen aus der Landschaft empor, je weiter wir nach Osten dem Strome folgen, desto mannigfaltiger wird das Vegetationsbild, hier und da stoßen wir auf ausgedehnte Reisfelder und Tabakbau, kleine Bestände von Feigenbäumen und mächtigen giftigen Euphorbien (Fernan), auf den kaum bewegten Flächen der vielen stehenden Hinterwasser entdecken wir einen Flor von Wasserlilien. Auch die Fauna ist eine wesentlich andere geworden, des Nachts

hält uns das dröhnende, tiefe Gebrüll der Löwen, welche hier in den Uferwäldern in großer Zahl hausen, wach, während des Marsches belustigen wir uns an der schnellen Flucht ganzer Giraffenrudel, aus dem Röhricht der Sümpfe fliegen Schwärme von Gänsen auf, im Dumgebüsch der Dünen flattern ganze Schwärme von Perlhühnern und vernehmen wir das Grunzen wilder Schweine. Die Landschaft, die wir durchziehen, ist Aussa, d. h. die Nordseite des Flusses, während die Südseite Aribinda genannt wird. Im Verlaufe unseres Marsches kommen wir an mehreren Zeltlagern der Tuareg vorüber und halten gewöhnlich in solchen unser Nachtlager. Hier in den Uferlandschaften des Niger hat sich die Lebensweise der „Verhüllten", jener Freibeuter und Herren der Wüste, gewaltig verändert. Durch den Einfluß des Charakters der neuen Landschaften, die sie auf ihrem Eroberungszuge gegen Süden in Besitz genommen haben, sind sie ganz umgewandelt. Nomaden sind sie geblieben, nur verlegen sie ihre Lagerstätten von einer Insel zur anderen, von einem Ufer des Stromes zum anderen, indem sie ihr Vieh (sie besitzen hier stattliche Hornviehheerden) durch den Fluß schwimmen lassen. In Folge dieser Lebensweise haben sie auch den Gebrauch des Kameels beinahe ganz aufgegeben, in ihrer Undankbarkeit vergessend, daß dieses geduldige Thier in jenen wüsten Landschaften, die in früheren Zeiten ihre Heimat gewesen waren, ihnen das einzige Mittel ihrer Existenz gewährte.

Fassen wir in kurzen Zügen die Geschichte dieser Gruppe von Tuareg zusammen, so ersehen wir, daß die ganze Gruppe der südwestlichen Tuareg allgemein mit dem Namen Auelimmiden nach dem Namen des herrschenden Stammes, dessen Oberhoheit die übrigen in einer oder der anderen Weise anerkennen, bezeichnet wird. Die ursprüngliche Gruppe der Auelimmiden wohnte in früheren Zeiten in Igidi, nahe dem mauriſchen Stamme der Uled Delim, die sehr viele Berber-Elemente in sich aufgenommen haben, bis sie nach Aderer, der Landschaft östlich von Timbuktu und nördlich von Gogo, auswanderten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte die Conföderation ihr Gebiet bis weit über den Niger nach Süden ausgedehnt, so daß Tuareg-Sämme gegenwärtig im Reiche Massena leben und das einst mächtige Sſonrhaireich gänzlich unterjocht haben, dem ganzen Nigerlaufe entlang von Sſaraiyamo bis Sinder wohnen Tuareg mit Sſonrhai und Fulbe gemiſcht. Unter den hervorragendſten Stämmen, welche durch

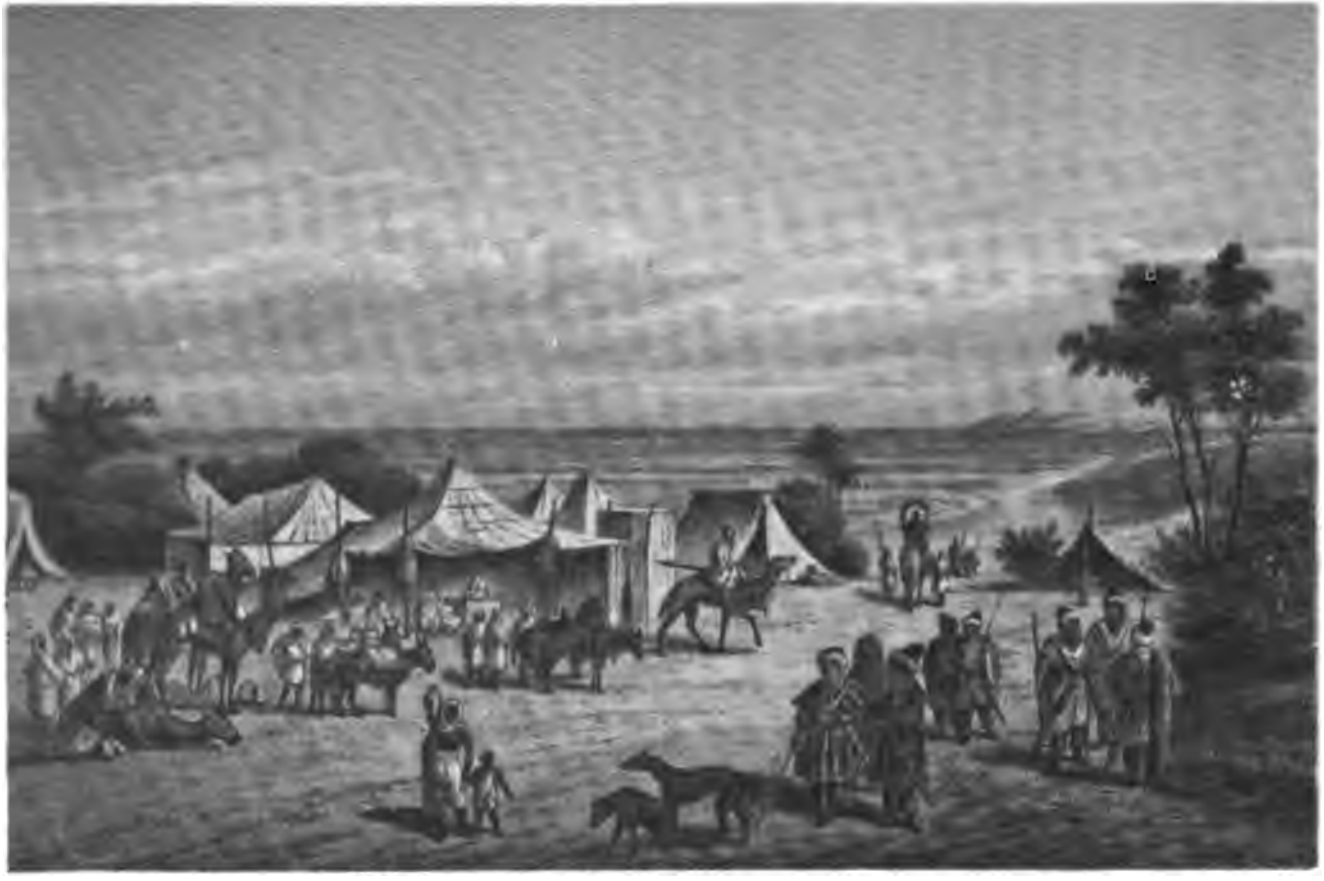
Macht und kriegerischen Ruhm sich hervorthun, finden wir auf unserem Zuge längs des Niger zuerst südlich von Timbuktu die Tademekket, zu denen auch unsere Reisebegleiter zählen. Sie waren ursprünglich in Aderer angesiedelt, in der Nachbarschaft der nach ihnen von den arabischen Geographen Tademekka benannten Stadt Sſuk, der alten Metropole der nördlichen Tuareg, wurden aber von dort in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Auelimmiden vertrieben und sind seitdem auf beiden Ufern des Niger südlich von Timbuktu seßhaft. Oestlich von ihnen kommen wir durch das Gebiet der Iguadaren, einst als sie noch in der Landschaft Asauad im Norden von Timbuktu, in der Nähe des Caravanen-Knotenpunktes Mabruk angesiedelt waren, ein mächtiger und völlig unabhängiger Stamm, gegenwärtig aber bedeutend an Macht und Ansehen heruntergekommen, endlich im Osten der Iguadaren, die eigentlichen Auelimmiden, unter deren zahlreichen Fractionen die Kel e Sſuk hervorragen. Unter den ihrer freien und edlen Stellung verlustigen Stämmen, den Imrhad der Auelimmiden-Conföderation, dürfen die Imedidderen und Kel-Gossi nicht unerwähnt bleiben. Die ersteren sind ein noch jetzt zahlreicher Stamm und nicht so weit herabgesunken als andere Stämme, obgleich sie beiweitem nicht mehr die Macht besitzen, auch nicht die Gelehrsamkeit, durch die sie sich in früheren Zeiten auszeichneten. Es war eben dieser Stamm, zu dem Kossila, der Bezwinger Okba's, gehörte, auch war es dieser Stamm, der, aus der nördlichen Sahara zurückgedrängt, zusammen mit den Idenan an eben der Stätte, wo sich im Laufe der Zeit Timbuktu erhob, die erste Ansiedlung gründete. Die Kel-Gossi sind die kriegerischeste Abtheilung und hielten zu Barth's Zeiten den Kampf gegen den Fulbe-Statthalter von Hombori hartnäckig aufrecht. Es würde uns hier zu weit führen, auf all' die einzelnen Fractionen näher einzugehen, der physische und moralische Charakter der Auelimmiden-Conföderation ist mit geringfügigen Abweichungen derselbe ihrer nördlichen Brüder, nur die Lebensweise hat dem veränderten Landschaftscharakter sich accommodiren müssen, auch hat sich bei vielen Stämmen in Folge häufiger Mischung mit den Sſonrhai und Fulbe (Negern) der ursprüngliche Berbertypus einigermaßen verwischt.

Manche der am Norduser des Niger wohnenden Tuareg konnten sich, als Barth 1854 dem Flusse abwärts folgte, noch Mungo Park's, jenes kühn

unternehmenden und geheimnißvollen Christen erinnern, der vor 50 Jahren diesen Fluß von Sansandig aus auf 2000 Kilometer Länge befahren hatte. Selbst nach so vielen Jahren, schreibt Barth, war Mungo Park diesen Leuten ein mysteriöses, unlösbares Räthsel geblieben, und auch die Gegend, aus der er so plötzlich an's Licht trat.

Dank unserer Begleitung, werden wir auf unserem Marsche in den Zeltlagern der Iguadaren und nachdem wir das Gebiet derselben durchwandert haben, in jenem der eigentlichen Auelimmiden überall gastfreundlich aufgenommen. In einem dieser Lager herrscht besonders reges Treiben, indem eben einige befreundete Iguadaren zu Besuche sind, der Anblick des am Fuße der Dünen aufgeschlagenen Lagers ist äußerst malerisch. Die großen und kleinen Lederzelte, von denen einige offen sind und das Innere dieser leichten, beweglichen Behausungen den Blicken frei enthüllen, heben sich wirksam ab von dem grünen Hintergrunde, aus Sswakbäumen (Capparis sodata) und dem hier zu Baumhöhe gedeihenden Pfriemenkraute bestehend. Die Landschaft rings umher ist überaus charakteristisch für das Labyrinth von todten Hinterwassern und seichten Armen jenseits des Stromes. (Siehe das Farbendruckbild VI: Lager der Auelimmiden.)

Von der Muskelkraft und körperlichen Gewandtheit der Zeltinsassen erhalten wir gleich bei unserem Empfange den besten Eindruck, denn als wir uns dem Zelte des Häuptlings nähern, der darin auf seinem Ruhelager sitzt, springt er mit einem Satze heraus und steht plötzlich aufrecht vor uns. Zwar ist das Zelt vorne offen, dennoch muß es eine große gymnastische Leistung genannt werden, besonders wenn man die Niedrigkeit des Einganges in Betracht zieht, da der Chef beim Sprunge sich zu gleicher Zeit niederbücken mußte. Die Zelte (Ehe) der hiesigen Tuareg weichen wenig von jenen der Asdscher und Ahaggar ab, und bestehen aus einem großen runden Stück Leder, aus einer Menge kleiner, in viereckige Stücke geschnittener Schaffelle zusammengenäht, während die Ränder des Ganzen absichtlich im rohen, unbeschnittenen Zustande gelassen sind, um die Stangen oder Aeste, welche den äußeren Kreis des Zeltes beschreiben, durch die vortretenden Enden durchgehen zu lassen. In einem solchen Zelte befinden sich gewöhnlich zwei Ruhestätten, aus einer feinen Art Rohr gemacht und etwa



LAGER DER AUELIMMIDEN.

0·3 Meter vom Boden erhaben, da derselbe sehr oft sumpfig ist und nicht selten nach einem Unwetter das ganze Lager mitten in einer großen Lache angetroffen wird. Auf jeder Ruhestätte liegt das bekannte runde Lederkissen. Der ganze Hausrath dieser einfachen Leute besteht außer wenigen hölzernen Schüsseln und Schalen zum Essen und Trinken aus Lederschläuchen von ausgezeichneter Arbeit und zuweilen sehr geschmackvoll verziert, in welchen sämmtliche Kleidung und Mundvorräthe aufbewahrt werden. Die äußere Erscheinung der hiesigen Tuareg ist gleich jener der Asdscher eine einnehmende, alle sind von breitschulterigem Wuchse, untersetzt und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und weißer Hautfarbe.

Dem Nigerstrom immer abwärts folgend, erreichen wir, nachdem der Strom im Meridian von Greenwich scharf nach Südosten umbiegt, und an den Umbugstellen wiederholt von Riffen und mächtigen Felsen durchzogen wird, welche die schiffbare Passage stellenweise auf 50 Meter einengen, während die Ufer sich plateauförmig 100 Meter über den Flußspiegel erheben und in steilen, höhlenreichen Klippen zum Flusse abfallen, Gogo, die ehemalige Hauptstadt des Sonrhai-Reiches, gegenwärtig ein armseliges Dorf von etwa 400 Hütten, in welchem nur eine alte Moschee mit dem Grabe des gefürchteten Herrschers Mohamed A'skia an die einstige Herrlichkeit und Größe (es überragte zur Blüthezeit im 16. Jahrhundert Timbuktu in jeder Hinsicht und hatte einen Umfang von 12 Kilometer) erinnert. Einst muß hier ein sehr reges Leben geherrscht haben, da Gogo den Charakter der Hauptstadt eines weit ausgedehnten Reiches mit dem einer höchst blühenden Handelsstadt vereinigte. Der Goldhandel hatte hier im Anfange des 16. Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Umfang erreicht und der Caravanenverkehr zwischen Gogo und Egypten scheint damals ein höchst großartiges Bild eines mächtigen Völkerverkehrs gewährt zu haben.

Wenn wir den Landschaftscharakter am Flusse und weiterhin in's leichtgewellte Land hinein betrachten, so sagt uns das Auftreten schöner Tamarinden, Sykomoren und Dattelpalmen, das Aufhören der Sanddünen an beiden Seiten des Flusses, an deren Stelle immer häufiger ausgedehntes, anbaufähiges Land, Reis-, Sorgho- und Tabakfelder treten, die immer zahlreicher werdenden Rinderheerden, daß wir die Südgrenze der großen Wüste

ſchon überſchritten und uns in den von der Natur überſchwenglich bedachten Gebieten des Sudan befinden, auch der Fluß, ſo einladend ſeine Fluthen zum Bade winken, iſt von zahlreichen Crocodilen bevölkert, welche mitunter 5 Meter Länge und mehr erreichen und alle Gedanken an ein Bad verſcheuchen müſſen.

Wollten wir dem Programm unſerer Wüſtenwanderung treu bleiben, ſo müßten wir jetzt von Gogo aus quer durch die gebirgige Aderer- und Kidal-Landſchaft der großen Wüſte nach Agades zu gelangen ſuchen, doch hier müſſen wir der Nothwendigkeit weichen und auf einem Umwege durch die Hauſſa-Länder des Sudan dem fernen Alpenlande der Wüſte, der Oaſe Air zuſteuern. Wohl führt eine Caravanenſtraße direct von Mabruk in der Landſchaft Aſauad nach Agades, mit welcher ſich eine zweite von Gogo nach Inſiſa im Lande der Ahaggar ſchneidet, ſo daß wir allerdings von Gogo quer durch die Wüſte nach Agades gelangen könnten und auf dieſem Wege den Unterlauf des Wadi Tafaſaſſet bei Iſakkeriyen kreuzen würden (nach Duveyrier's Erkundigungen ſoll der Tafaſaſſet als Ballul Baſſo in den Niger münden), allein erſtlich iſt das ganze weite Gebiet zwiſchen dem Niger bis In-Salah nach Norden und bis Asben nach Oſten eine vollkommene terra incognita, in welche noch kein Europäer bisher ſeinen Fuß ſetzen konnte, weiters iſt die obenerwähnte Caravanenſtraße in Folge der continuirlichen Fehden zwiſchen den Kelgereß und den Auelimmiden ſeit Jahrzehnten verödet und gemieden, die politiſchen Zuſtände im Lande haben ſich aber im gegenwärtigen Zeitpunkte eher verſchlimmert als gebeſſert. Für künftige Forſchungsreiſende eröffnet ſich in dieſer Richtung ein weites Feld epochemachender Entdeckungen, denn eben nördlich von Aderar erhebt ſich das Plateau von Adghagh, das dritte natürliche Reduit des targiſchen Volkes, ein Hochlandsmaſſiv, ähnlich jenem des nördlichen Taſili- und Ahaggar-Plateau, das Centrum der Machtſphäre der Auelimmiden-Conföderation.

Der Route H. Barth's folgend, durchmeſſen wir in Eilmärſchen die Strecke zwiſchen Gogo und Taghelel in Damerghu, indem wir dem Niger bis Sſay flußabwärts folgen, das Gebiet der Sſonrhai verlaſſen und durch die Landſchaft Kebbi über Tamkala und Gando Sokoto, die Hauptſtadt des großen Fellata-Reiches gleichen Namens, erreichen. Nach kurzem Aufenthalte brechen wir wieder auf und gelangen über Gundi, Syrmi, den großen Marktplatz des centralen

Sudan, Katsena und endlich über Gasaua, den Hauptort von Damerghu, Taghelel, wo wir uns für den Eintritt nach Air, dem Alpenland der Wüste, vorbereiten. Hier in Taghelel mußten sich im Jänner 1851 Barth, Overweg und Richardson von einander trennen, wie Barth schreibt, in Folge des schlechten Zustandes der Finanzen der Expedition.

Das Land, das wir nach unserem Aufbruche von Taghelel, in nördlicher Richtung für die nächsten Tage durchziehen, ist ein offenes, welliges, fruchtbares und anmuthiges Hügelland, die Kornkammer von Air und diesem auch tributpflichtig. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß er selbst die dichteste Bevölkerung ernähren könnte; in früheren Zeiten war die Bevölkerung gewiß weit zahlreicher, die langjährigen Fehden, welche zwischen dem Könige von Bornu, dem Sultan von Agades und den Kelowi von Air wütheten, mußten jedoch diese Grenzgebiete in hohem Grade entvölkern.

Wir passiren auf unserem Marsche mehrere einzelne Meiereien, die einen höchst erfreulichen Eindruck von Sicherheit und Frieden in uns erregen und einige Abwechslung in die sonst baumarme Gegend bringen; eine angenehme Unterbrechung in die Stoppelfelder bringen weiterhin einzelne Weidegründe, auf denen ansehnliche Rinderheerden weiden, darauf folgt wieder ein Landstrich, der ausschließlich mit der einförmigen Asclepias gigantea bedeckt ist. Diese Pflanze, ein Unkraut der Tropen Afrika's und Asiens, liefert das Sparrenwerk zu den Strohdächern und wird zur Einzäunung der Weiler verwendet, zur Feuerung ist das Holz zu schlecht, das Mark wird jedoch als Zunder benützt, der Milchsaft dient hie und da, um das Hirsebier in Gährung zu setzen. So wechseln für die nächsten Tage Dörfer, Stoppelfelder, mit Asclepiaden bedecktes, brachliegendes Land, einzelne Meiereien, Rinderheerden und Pferde, die in Ruhe auf dem reichen Krautteppiche weiden, mit einander ab. Hie und da wird die Landschaft von einem ausgetrockneten Wasserbette durchschnitten. Es fehlt jedoch in dieser afrikanischen Idylle nicht an Plagen, denn eine solche ist für uns die massenhaft auftauchende weiße Ameise (Termes fatalis), ein ungemein lästiges Insekt und ein arger Feind des Hirsekorns. Der Charakter der Landschaft ändert sich etwas am dritten Tage, indem wir in einem Hügellande abwärts steigen, dessen Gipfel kahl, theils von schwarzem, theils von graulichem,

unheimlichem Aussehen sind, während sich in den Einsenkungen ein grünes Band von dichtem Unterholz hinschlängelt.

Erfreulich wirkt der Anblick eines kleinen Sees (Gamrek), den wir auf unserer Route passiren, rings umher mit den dichtesten Gruppen üppiger Acacien umsäumt, welche ein überaus schönes Laubdach bilden; neu ist uns in dieser Vegetation das Auftreten einer circa 1 Meter hohen, sehr giftigen Euphorbie, von den Arabern das Löwengift genannt; sie liefert vorzugsweise das Pfeilgift der hiesigen und anderer Bewohner central-afrikanischer Landschaften.

Wir durchziehen weiterhin die an Rindern, Schafen und Kameelen reichen Weidegründe der Tagama, eines kleinen Stammes, dessen Hauptbeschäftigung neben der Rindviehzucht die Jagd ist; mit ihren kleinen, schnellen Pferden wissen sie sowohl die große Antilope als die Giraffe zu erjagen und selbst dem mähnenlosen Löwen, der hier ziemlich häufig auftritt, sich entgegenzustellen. Nebenbei nehmen sie auch am Salzhandel theil und begleiten die Kelgereß nach Bilma. Je weiter wir nordwärts vordringen, desto deutlicher wird die Erhebung des Bodens bemerkbar; am fünften Tage erklimmen wir bereits ein 650 Meter über dem Meere erhabenes Plateau, dessen wellenförmiger, kahler, stellenweise felsiger, von tiefen Rinnen durchfurchter Boden nur selten mit einigen kleinen Bäumen besetzt, dafür öfter von Sandhügeln durchzogen wird, unbewohnt und wasserarm, die Heimat der Giraffe, des wilden Ochsen, des Straußes und der langgehörnten Antilopen ist. Wir sind in der Uebergangszone von den fruchtbaren Ebenen des Sudan und der felsigen Wildniß der Wüste, die sich als unübersehbare, aber keineswegs völlig vegetationslose Hochfläche oder als Flachland quer durch ganz Afrika hinzieht und deren Südgrenze eine den 16. Grad nördlicher Breite wiederholt wellenförmig schneidende Linie bildet.

In drei Tagen durchmessen wir dieses Wüstenplateau, auf welchem der Brunnen Tergulauen ein beliebter Hinterhalt der Auelimmiden und Kelgereß ist, und steigen über den nördlichen Abfall des Plateau's in eine kiesige, von zahlreichen niedrigen, gneißigen Felsriffen durchsetzte Ebene hinab, die spärlich mit Gräsern und einer blauen Conifere (A'lluot genannt) bewachsen ist, später in ein krautreiches, enges Thal und haben nunmehr die Südgrenze des Landes Air überschritten.

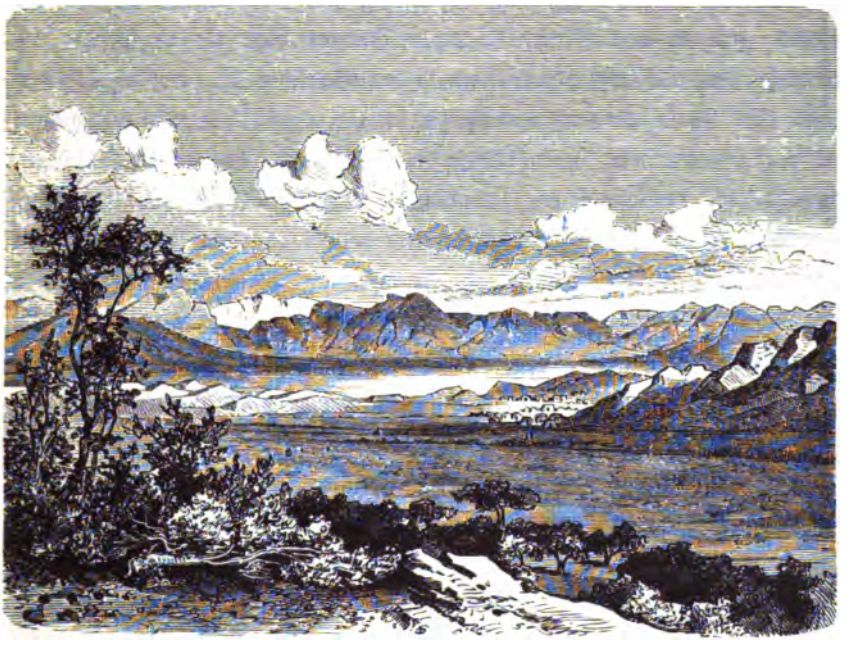
Eine imposante, dunkle Bergwand, die vor uns zur Linken zu gewaltiger Höhe emporsteigt, das Baghsen-Gebirge, kündigt uns unzweideutig an, daß wir ein neues Gebiet der großen Wüste betreten haben; die Ueberraschung wird aber um so größer, da wir, noch vom Anblick der kahlen, grotesken Felsmassen des Baghsen und der tiefen, kahlen Schluchten, welche die Bergmasse in einzelne Gruppen zu theilen scheinen, befangen, eine Reihe vielfach gewundener Thäler am Ostfuße der Bergmasse durchwandern, welche uns durch ihre üppige Vegetation eher an das Nilthal als an die Sahara mahnen. Ein dichter Wald von Fächerpalmen, zu beiden Seiten von aufsteigenden Höhen begrenzt, beschattet unseren Weg. Ueber uns wölbt sich die warm lebendige, dunkelblaue Himmelsdecke, das Thal zur Seite eines Strombettes, das gelegentlich — man erkennt die Spuren an den Acacien, welche seinen Rand umsäumen — von mächtig geschwellter Fluth erfüllt ist und dieser Fülle wildkräftiger Vegetation das Leben verleiht, ist dicht mit wilden Melonen bewachsen; zahlreiche Schwärme wilder Tauben beleben dieses Bild. Die Thäler sind aber nicht allein mit dem reichsten Pflanzenwuchs geschmückt, sie werden auch immer belebter, ab und zu begegnen wir kleine Trupps von Kelowi-Tuareg hoch zu Kameel und zu Fuß, ihre Kameele, Rinder und Ziegen zur Tränke führend; auch sehen wir die ersten Steinhäuser, welche diese Gegend, zu welcher das Thal (Unan ist sein Name) gleichsam die Eintrittshalle bildet, eigenthümlich auszeichnen. Je weiter wir in diesem Thale vorwärts kommen, desto mehr gewinnt es an Schönheit; mit seiner reichen Vegetation, das ganze Thal bildet einen dichten Wald von Dumpalmen, und von zahlreichen Ziegenheerden belebt, gewährt es einen anmuthenden und erheiternden Anblick. Die Reste von Steinhäusern werden immer zahlreicher, endlich stoßen wir auf ein ganzes aus solchen Häusern bestehendes, aber verlassenes Dorf. Die Bergmasse des Baghsen tritt uns immer näher, wir können die engen zahlreichen Schluchten und Thäler mit Muße betrachten, in denen nach der Aussage unserer Begleiter zahlreiche Löwen hausen sollen.

Abwechselnd über basaltische, dicht mit hohen Gräsern bewachsene Hochflächen und durch enge, von hohen, steilen Bergmassen eingeschlossene, vielfach gewundene Thäler, dann wieder über felsige kahle Ebenen, den Tummelplatz lustiger Gazellen- und Hasenrudel, zu denen sich Rebhühner gesellen,

gelangen wir zur mächtigen Bergmasse des Eghellal-Gebirges und, die Bundeiberge zur Linken lassend, in das Thal von Tintelust. In die Vegetation der Thäler bringen prachtvolle, sich weit ausbreitende A'bdua, Taborakbäume eine angenehme Abwechslung; ihre Laubkronen reichen oft bis auf den Boden herab und bilden ein dichtes Dach des frischesten Grüns, unter welchem wir die schwebenden Nester des Webervogels überaus künstlich ans trockenem Grase gewunden und mit einem langen einzelnen Grashalm an einen Baumzweig aufgehängt, entdecken. Wüstenei und fruchtbarer Boden kämpfen in dieser ganzen Landschaft mit wechselndem Erfolge; in Folge der meilenweit defiléartigen Thäler, deren Sohle noch überdies mit einem Labyrinth von Felsblöcken bedeckt ist, zieht sich unsere Caravane sehr in die Länge, ein Thier nach dem anderen, geht es langsam vorwärts auf unendlich geschlungenem Pfade, zu dessen beiden Seiten die Berge und Felsen uns durch ihre phantastische und groteske Form in Erstaunen setzen, einzelne hohe und stark markirte Kegel charakterisiren besonders diese eigenthümliche, vulcanische Gegend. Eine dieser zuckerhutähnlichen Kuppen, Namens Teleschera, im Osten unseres Weges und des Eghellal-Gebirges gelegen, wurde von H. Barth 1850 unter den größten Mühsalen bestiegen. Den höchsten Gipfel fand Barth aus perpendikulären viereckigen trachytischen Säulen bestehend, von nahezu ein Meter Durchmesser, von größter Regelmäßigkeit wie von Menschenhand gearbeitet, einige bis über 30 Meter hoch, andere in halber Höhe abgebrochen.

Ungewöhnliches Leben herrscht in allen diesen Thälern, wenn, wie Barth es erlebte, die großen Salz-Caravanen (Aïri) nach Bilma ziehen oder mit der theuren Fracht beladen hierher zurückkehren, dann widerhallen die Thäler von dem betäubenden Lärm allgemeiner, festlicher Heiterkeit, von Spiel und Tanz. Die vielen lebhaften und munteren Scenen, welche sich bei dieser Gelegenheit über eine weite, malerische, von wild aus Blöcken aufgethürmten Felsmassen unterbrochene Landschaft abspielen und des Abends von großen Feuern beleuchtet werden, geben ein heiteres Bild eines regen Volkslebens ab, über welchem der Reisende, schreibt Barth, leicht die schwachen Seiten, welche das Wüstenleben hat, vergessen kann. Eine ganze Nation ist dabei in Bewegung, ihrem großartigen Berufe nachzugehen, die Bedürfnisse anderer Stämme zu befriedigen, und dagegen dasjenige einzutauschen, dessen sie selbst bedarf.

Das Bild des Aufbruches einer ſolchen großen, 2—3000 Laſtkameele zählenden Caravane iſt großartig und von eigenthümlichem Reiz, die Männer zu Fuß oder zu Kameel, die Frauen auf Rindern oder Eſeln, mit allem Hausbedarf, ja ſelbſt den leichten Wohnungen, Matten und Stangen, Töpfen und Mörſern, Schüſſeln und Trinkſchalen — Alles im bunten Gewirre umherhängend, ordnen ſich in kriegeriſcher Ordnung zu einem großen Zuge



Tintelluſt.

unter der Führung der erfahrenſten und zuverläſſigſten Diener und Anhänger der einzelnen Häuptlinge.

Fünfundzwanzig Tage nach unſerem Aufbruche von Taghelel öffnet ſich vor uns das Thal von Tintelluſt, ein breites, ſandiges Rinnſal ohne Krautwuchs, nur am Rande mit dichtem Buſchwerk eingefaßt, auf einer niedrigen, felſigen Vorhöhe liegt ein kleines, kaum von den Felſen zu unterſcheidendes Dorf — es iſt Tintelluſt, zur Zeit, als H. Barth Air beſuchte, die

Reſidenz des Kelowi-Häuptlings Annur. Dieſer empfing die engliſch-deutſche Expedition (Richardſon, Barth und Overweg) in einer ungeſchminkten und barbariſch wohlwolleuden Weiſe. Mit größter Einfachheit, die nicht eben wie ein Compliment ausſah, bemerkte er, daß ſie, obwohl als Chriſten ſchuldbefleckt in ſei: Land gekommen, doch durch die vielen Gefahren und Mühſeligkeiten die ſie bisher erduldet hätten, reingewaſchen ſeien, ſie hätten nun nichts weiter als das Klima und die Diebe zu fürchten. Es war eben (September 1850) die Regenzeit angebrochen, und regelmäßig jeden Nachmittag begann der Regen, zuweilen von einem gewaltigen Sturme begleitet (es ſpricht dies deutlich dafür, daß Aïr ſchon innerhalb des Bereiches der tropiſchen Regen liegt und ſtreng genommen nicht mehr zur eigentlichen Sahara gehört, ſondern als ein weit in die Wüſte vorgeſchobener Sporn des Sudan zu betrachten iſt, wenn auch der Landſchaftscharakter in einzelnen Theilen, insbeſondere aber das Gebirge Wüſtencharakter trägt), zu dieſer Zeit nimmt die ganze Natur in wenigen Tagen einen friſchen und üppigen Charakter an und rege Lebensluſt verbreitet ſich im ganzen Reiche des Organiſchen. Dann hat der Anblick des maleriſch gruppirten Dorfes, von wild aufeinandergethürmten Granitmaſſen in weitem Umkreiſe umſpannt, im engeren von weitſpannigen Sſiwakbüſchen und großen üppigen Mimoſen, die hier dichte Laubmaſſen tragen und reichen Schatten ſpenden, Alles in wilder, höchſt maleriſcher Verwirrung, beſonderen Reiz. Auch die Thierwelt entwickelt dann ihre geſelligen Eigenſchaften in der ganzen Kraft neu erwachender Triebe. Die dichtkronigen Bäume ſchwirren von dem fröhlichen Gezwitſcher der Ammern und Finken und dem Gegirre der Turtel- und der kleinen egyptiſchen Taube, während der Wiedehopf in fröhlichen Sprüngen auf dem Boden umherſpielt. Affen ſteigen, ſo oft ſie unbemerkt zu ſein glauben, in das Thal hinunter, um einen Trunk Waſſer zu erhaſchen, Hyänen und Schakale umkreiſen des Nachts die Zelte des Reiſenden, während dann und wann das ferne Gebrüll des Löwen durch die ſtille Nacht erſchallt.

Vor die Wahl geſtellt, den bisher eingeſchlagenen Weg weiter nach Norden zu verfolgen, und durch die nördliche Berglandſchaft von Aïr, am Timgegebirge vorüber und durch die Berglandſchaft Fadeangh, dem Brunnen Aſin zuzuſteuern, oder nach der etwa 170 Kilometer ſüdweſtlich von Tintelluſt

gelegenen Hauptstadt Airs, nach Agades aufzubrechen, können wir wohl nicht lange zögern und entscheiden uns für den Besuch von Agades. Auf kräftigen und schnellfüßigen Meheri brechen wir, der Route Barth's folgend, nach Südwesten auf, unser Marsch führt uns anfänglich durch eine malerische Wildniß — felsiges Terrain, jeden Augenblick von schlängelnden Thälern und trockenen Rinnsalen, die reich mit Kräutern und Mimosen bewachsen sind, durchschnitten, und von Berggruppen und isolirten Bergkegeln überragt.

Unser Interesse fesselt vorzüglich der Berg Tschereka zur Rechten unserer Route, mit seiner merkwürdigen Doppelform, anfänglich erscheint der Berg wie ein einziger Kegel, nur ein wenig an seiner Spitze gespalten, dann aber, als wir fast auf der gleichen Linie der Route angelangt sind, zeigen sich zwei fast von der Basis an getrennte Hörner, mit breitem Untersatz und schmaler Kuppe fast zu gleicher Höhe ansteigend; zu unserer Linken grüßen uns die wilden Zacken und Pics des majestätischen Bundei- und Eghellalgebirges. Im selben Maße als wir während der nächsten Tagereisen vorwärts kommen, weicht das Eghellalgebirge zurück und tritt das Baghsengebirge, anfänglich in matten Umrissen, später immer deutlicher vor uns empor, auch die Landschaft wird abwechslungsreicher, die Gräser reicher und frischer, eine Fülle von Sfiwak und Mimosen schmückt die Gegend. Unser Staunen erreicht aber seinen Höhepunkt, als wir nach Durchwanderung einiger gras- und baumreicher Thäler durch ein von den Bergen von Auderaß eingerahmtes Paßdefilé in das malerische Thal Erasar n' Auderaß hinabsteigen. Die Kuppe des Dogem, des zweithöchsten Berges im ganzen Berglande Air, verschwindet hinter den gezackten Thalwänden, an der Sohle angelangt, gewahren wir einen wahrhaft tropischen Ueberfluß an Pflanzenwuchs, der kaum einen engen niedrigen Durchgang für die Kameele freiläßt. Die Reiter sind jeden Augenblick genöthigt, sich niederzubeugen, um nicht vom Sitze gehoben zu werden. Ein dichter Hain von Dumpalmen (Cucifera thebaica), untermengt mit einer Menge Arten aus der Familie der Acacien, alle in höchst üppigem Wuchse und von Schlingpflanzen in den schönsten Gewinden umschlungen und durchflochten, so daß die ganze Masse der Vegetation zu einer dichten Decke verbunden wird, zieht sich längs des ganzen zu beiden Seiten von steil abschüssigen, in wilder Unregelmäßigkeit unterbrochenen Felswänden ein-

geſchloſſenen Thales, deſſen Ruf ſchon vor Barth nach Europa gedrungen war. Der Wald widerhallt von dem Gegirre ganzer Taubencolonien, und am Boden entdecken wir neben den zierlichen Fußſpuren der Gazelle auch diejenigen des Löwen, welcher dieſe romantiſche Wildniß bevorzugt. (Siehe das Farbendruckbild VII: Thal Eraſar n' Auderaß.)

Unmittelbar nachdem wir dieſe prächtige Pflanzenoaſe verlaſſen, vertiefen wir uns wieder in eine düſtere, wildzerriſſene Thalebene, welche mit Baſaltſtücken von der Größe eines Kinderkopfes bedeckt iſt und einen ungemein öden Anblick gewährt, an einigen Stellen entdecken wir eine dünne Natronkruſte, welche von einigen Kelowi-Leuten eingeſammelt wird. Abwechſelnd durch blühende, von dichter Vegetation (Fächerpalmen, Dumpalmen, Sſiwak- und Taborakbäume, durchſetzt von üppig wuchernden Asclepias- und anderen Büſchen) erfüllte Thäler, wie das Thal Budde [in dem wir zum erſten Male mit einer neuen, dem Reiſenden ſehr läſtigen Pflanze, der Karengia (Pennisetum distichum), bekannt werden, deren kleine klettenähnliche Samenkapſel ſich an alle Kleider hängen und deren Stacheln wenn im Körper gelaſſen. Wunden und Eiterung zur Folge haben, daher ſelbſt von den Eingebornen mit einer Zange entfernt werden], und öde, düſtere, felſige Schluchten oder Hammadaflächen wandernd, erblicken wir am ſechſten Tage in weiter Ferne am Südhorizonte die hohen Me-ſſalladje (Thürme), den Ruhm von Agades, wie ſie uns von den Begleitern mit einem gewiſſen Gefühle nationalen Stolzes gezeigt werden. In nächſter Nähe der Hauptſtadt Airs angekommen, machen wir Toilette, wählen die prächtigſten Toben und Burnuſſe und halten ſo unſeren Einzug in Agades, deſſen verödeter Marktplatz und Straßen, die zahlreich in Ruinen verfallenen Häuſer uns in Erinnerung rufen, daß die Blüthezeit der Stadt ſchon längſt entſchwunden iſt. Agades iſt am Rande einer ebenen Hochfläche erbaut, welche nur von kleinen Hügeln unterbrochen wird, die durch Schutt und Gerümpel, welchen die Leute in ihrer Nachläſſigkeit aufgeworfen haben, entſtanden ſind. Die Linie, welche durch die flachen Terraſſen der Häuſer gebildet wird, iſt nur von den Me-ſſalladje und etwa 50—60 Häuſern mit zwei Stockwerken, endlich von einigen Fächerpalmen und Talhabäumen unterbrochen. Der ganze Boden, auf welchem die Stadt gebaut iſt, ſcheint in einer gewiſſen Tiefe ſtark mit Salz geſchwängert zu ſein,

THAL ERAASAR-N-AUDERAZ.

wovon nicht nur die Teiche der Umgebung, sondern auch die innerhalb der Stadt gegrabenen Brunnen Zeugniß geben; das zum Trinken benützte Wasser wird aus der Umgebung der Stadt, durch schöne bewachsene Thäler gebildet, geholt. Ein Rundgang durch die ziemlich ausgebreitete Stadt, sie zählte zur Zeit Barth's 6—700 bewohnte Häuser mit einer Bevölkerung von über 7000 Seelen, führt uns auf die einzelnen Märkte, unter welchen der Fleischmarkt uns durch die auf den Zinnen der verfallenen Thonmauern in großer Menge sitzenden hungrigen Geier gleich seine Bestimmung als Schlachtplatz verräth, zur „Fada" oder zum Palast des Sultans, der ein kleines, abgetrenntes Quartier in westlichen Theile der Stadt bildet und 20—25 kleine zerfallene Wohnhäuser innerhalb eines unregelmäßigen Hofraumes umschließt, nur das Wohnhaus des Sultans selbst erwies sich, wie Barth schreibt, als vor kurzem ausgebessert und hatte ein zierliches, ordentliches Aussehen.

Unser Interesse fesselt jedoch der Ruhm von Agades, die Me-ssalladje, welche an der Hauptmoschee der Stadt angebaut ist. Der Thurm steigt nämlich von der niedrigen Plattform, die das Dach der Moschee bildet, zu kühner Höhe empor und könnte für sich bestehen, denn die Moschee ist nur so daran gelehnt, daß der Untertheil des Thurmes, der auf vier massenhaften Pfeilern ruht, einen integrirenden Theil der Hallen bildet, aus denen die Moschee besteht. Diese Hallen sind aber ungemein niedrig und haben ein überaus düsteres Aussehen. Der Thurm selbst mißt an seiner Basis 6½ Meter im Gevierte und hat an der Ostseite einen kleinen Anbau. Von hier aus steigt der Thurm auf, sich allmälig verjüngend, hat aber in der Mitte der ganzen Höhe eine Anschwellung, ähnlich wie das schöne Meisterwerk der Natur, die großen Fächerpalmen Centralafrika's. Der ganze Bau erhebt sich bis zu 32 Meter Höhe, sein Inneres wird durch sieben Oeffnungen an jeder Seite erhellt. Wie die meisten Häuser in Agades, ist der Thurm ganz aus Lehm erbaut, und um einem so hohen Baue aus solchem Material hinreichende Stärke zu verleihen, hat man die vier Wände desselben durch dreizehn Schichten kreuzweis gelegter Bretter aus Dumstämmen verbunden; diese ragen an jeder Seite noch 1 Meter hervor und bieten zu gleicher Zeit ein, wenn auch sehr rohes Mittel, um den Thurm zu besteigen. Der Thurm wird jedoch nicht vom Mu-eddin benützt, um zum Gebete zu rufen,

was von der Terraſſe der Moſchee aus geſchieht, ſeine Beſtimmung iſt vielmehr, als Wachtthurm zu dienen; das war wenigſtens ſein Zweck zur Zeit, als die Stadt, von einer ſtarken Mauer umgeben und mit Waſſervorrath verſehen, noch im Stande war, einem Angriffe von außen her Widerſtand zu leiſten. Jetzt wird der hohe zum allgemeinen Verfalle der Stadt augenſcheinlich in gar keinem Verhältniß ſtehende Thurm mehr der Ehre halber, als ein berühmtes Wahrzeichen, in Stand gehalten. Etwa 50 Schritte von dieſem Thurme ſieht man noch den Stumpf eines älteren Thurmes, welcher noch immer anſehnlich hoch, aber eine ſo ſchräge Lage hat, daß der berühmte Thurm von Bologna dagegen zurücktritt.

Ueber die Bewohner, ihre Tracht, Sitten und das ſociale Leben in Agades, der Reſidenz des Sultans von Air, verdanken wir Barth die intereſſanteſten Aufſchlüſſe. Während ſeines Aufenthaltes daſelbſt im October 1850 wurde eben ein neuer Sultan eingeſetzt und das große religiöſe Feſt Aid el Kebir gefeiert, zu welchem auch der Titular-Sultan der Kelowi-Tuareg, Aſtafidet, ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt. „Schon am Abende des vorhergehenden Tages," ſchreibt Barth, „war Geſang und Tanz in der ganzen Stadt, alle Welt überließ ſich der Freude. Früh am Morgen des nächſten Tages betrat Aſtafidet mit dem kleineren Theile ſeiner Heerſchaar die Stadt. Hierauf hatte die Einſetzung des neuen Sultans ohne viel Gepränge und Aufſchub ſtatt, worauf der ganze Zug der Hofleute und Krieger nach einer außerhalb der Stadt liegenden Kuba eines heiligen Marabuts ſich in Bewegung ſetzte, da nach altem Herkommen der Sultan mit ſeinem ganzen Gefolge an dieſem Tage hier ſein Gebet zu verrichten hat. An der Spitze, von Muſikanten begleitet, ritt der Sultan auf einem ſehr ſtattlichen Pferde Tuater Zucht. Er trug über einem ſchönen Sudan-Hemde von feinſtem Gewebe aus Baumwolle und Seide den blauen Burnus, welchen ich ihm als Geſchenk der Königin von England überreicht hatte; an der Seite trug er einen ſtattlichen krummen Säbel mit goldenem Griff. Ihm zunächſt ritten zwei Hauptleute ſeiner Bewaffneten und zugleich Staatsräthe, ihnen folgten ſämmtliche Häuptlinge der Kelgereß und anderer Tuareg-Stämme des Landes. Dieſe waren ſämmtlich zu Pferde und in voller Kleidung und Bewaffnung, mit Schwert, Dolch, langem Speer und ungeheurem Schilde. Darauf kam der längere

Zug der Kelowi, meist zu Meheri mit Astasidet, ihrem titulären Sultan an der Spitze; ganz zuletzt folgten endlich die Bewohner der Stadt, theils zu Pferde, theils zu Fuß, Alle bewaffnet. Da Alle zu dieser Feierlichkeit ihren höchsten Schmuck angelegt hatten, so gewährte der ganze Aufzug ein außerordentliches Interesse.

Während der Zug durch die Stadtquartiere zog, eilten Weiber und Kinder, die nicht am Zuge selbst theilnahmen, die Schutthügel vor der Stadt hinan, um einen besseren Ueberblick über das Ganze zu gewinnen, das vielfach an die ritterlichen Processionen des Mittelalters erinnerte; umsomehr, als die hohen rothen Mützen der Tuareg von einem Ueberfluß an Quasten und kleinen an Schnüren befestigten, Zauberformeln umschließenden Ledertäschchen rings umgeben und mit dem schwarzen Litham umwunden sind, welcher das ganze Gesicht bedeckt und nur die Augen sehen läßt. Da hierüber nochmals ein roth- und weißgestreifter egyptischer Shawl in phantastischer Weise geschlungen wird, so nehmen sie fast gänzlich die Gestalt hoher, schwerer Helme an. Außerdem haben besonders die dunkelblauen, fast schwarzen Toben, wenn sie neu sind, in ihrer schönen Glasur von Weitem ganz das Aussehen von Metall und vergegenwärtigen sehr wohl die schwerere Kleidung der Ritter des Mittelalters. An solchen Festtagen jedoch trägt der Targi, wenn er es haben kann, zu gerne seine Perlhuhntobe, die fast denselben Eindruck macht, und über diese weite Tobe wirft er in schönem Faltenwurf einen feuerrothen Burnus, indem er wohl darauf achtet, daß der die Ecken im Inneren verzierende bunte Seidenschmuck in die Augen fällt. Die Thatsache, daß der Sultan den ihm von mir, also von einem Christen geschenkten Burnus an solch festlichem Tage trug, übte einen mächtigen Einfluß auf die hier versammelten Stämme und verbreitete einen vortheilhaften Bericht weit nach Westen über die Wüste."

Ueber die Sitten der Damen von Agades kann Barth nicht viel Rühmliches berichten; von Natur leidlich hübsch und gut gebaut, mit schwarzem in Flechten herabhängendem Haar, ohne Ueberfluß von Fett, mit lebhaften Augen, heller Gesichtsfarbe und angenehmen Zügen, sind sie sich dieser Eigenschaften bewußt und in den Künsten der Coquetterie bewandert, in ein volles, aus Baumwolle und Seide bestehendes Gewand gekleidet, je nach dem Reichthume

mit mehr oder weniger Silberſchmuck verſehen, gehen ſie unverſchleiert umher, ziehen aber gelegentlich, mehr aus Coquetterie als aus Schamhaftigkeit, ein Obergewand über den Kopf. Merkwürdig genug, ſind die Frauen hier die bedeutendſten Handwerker in Lederartikeln mit Ausnahme von Schuhen und Sätteln, auch iſt den Frauen ein eigener Markt eingeräumt, auf welchem in einer Art Halle, von Dumpalmenſtämmen getragen, dieſelben Arm- und Halsbänder, Sandalen, kleine oblonge Blechbüchſen, welche von den Kelowi zur Aufbewahrung von Talismanen benützt werden, kleine Lederdoſen von hübſcher Form und mit zierlichen, durch Färbung ausgezeichneten Schnörkeln verſehen, feilbieten. Die Art des Kaufes und Verkaufes iſt eigenthümlich und anziehend; der Preis der Waare wird nämlich weder in Gold, Silber noch in Muſcheln beſtimmt, ſondern in Waaren verſchiedener Art, wie Calico, Shawls, Toben oder in Negerkorn; dies letztere iſt der eigentliche gegenwärtige Münzfuß in Agades, während zur Blüthezeit der Stadt das Gold von Gogo dieſe Stelle vertrat.

Ueber die Geſchichte der Stadt erfuhr Barth, daß ſie von Berbern um das Jahr 1460 gegründet, 1515 aber ſchon von dem großen Sſonrhai-Herrſcher Hadſch Mohamed A'ſkia erobert wurde, woher auch die auffällige Erſcheinung zu erklären iſt, daß das Idiom von Agades der Sſonrhai-Sprache angehört. Die einſtige Wichtigkeit des Handels von Agades und der Reichthum des Platzes im Allgemeinen giebt ſich deutlich durch die Höhe des Tributs von 150.000 Ducaten zu erkennen, welchen ehemals der König von Agades ſeinem Lehensherrn, dem König von Sſonrhai, zu zahlen im Stande war. Gegenwärtig beträgt die Geſammteinnahme des Sultans von Agades, der eigentlich mehr Häuptling der Tuareg-Stämme als Oberhaupt der Stadt iſt, kaum 40.000 Gulden und beſteht hauptſächlich in den Geſchenken, welche er empfängt, wenn er ſeine Würde antritt, außerdem im Tribut einer Ochſenhaut von jeder Familie, in einem bedeutenderen, aber auch minder ſicheren Tribut, der den Unfreien (Imrhad) auferlegt iſt, ferner in der Steuer von zehn Mithkal (oder acht Gulden) von jeder Kameelladung Waare, die nach Agades hineingebracht wird, während Lebensmittel ſteuerfrei ſind; in einem kleinen, auf das von Bilma in ungeheurer Menge durchgeführte Salz, ſowie auf alle das Land paſſirenden Waaren geſetzten Tranſitzoll; endlich in den Geldſtrafen, welche von Raubzüglern

und Ruheſtörern, oft ſogar von ganzen Stämmen eingetrieben werden. Der Titel des Sultans iſt Amenokal wie bei den nördlichen Tuareg. Der Nächſte an Autorität in der Stadt und in gewiſſer Beziehung Miniſter iſt der „Scheikh el Arab“, ihm fällt es zu, die Steuern von den aus dem Norden in die Stadt eingeführten Waaren zu erheben, ein Amt, das in früheren Zeiten, als ein beträchtlicher Handel getrieben wurde — wir wiſſen, daß Agades einſt durch eine directe und ſtark frequentirte Straße mit Wargla in Verbindung ſtand — natürlicherweiſe von großer Bedeutung war, jetzt iſt es zu einem kleinen Poſten herabgeſunken. Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen beſteht ſein hauptſächlichſtes Amt darin, jährlich die Salz-Caravanen der Kelgereß, welche den weſtlichen Theil des mittleren Sudan mit dem Salze von Bilma verſehen, von Agades nach Sokoto zu begleiten, und ſie ſowohl auf der Straße zu beſchützen, als auch gegen übertriebene Erpreſſungen der Bewohner jener Reſidenz zu ſichern. Für dieſe Bemühung erhält er im Durchſchnitt den achten Theil jeder Kameelladung.

Mit Ausnahme des Salzhandels, der auch nur Tranſithandel für Agades bleibt, iſt der Verkehr in der Stadt gegenwärtig ein unbedeutender, und weder mit Gogo noch Timbuktu, noch mit Tuat wird Handel getrieben, wie dies Dr. Erwin v. Bary, welcher jüngſt, im October 1877, die Landſchaft Aïr beſuchte, beſtätigen konnte. Dieſer gänzliche Niedergang der einſt ſo blühenden Handelsverhältniſſe iſt weſentlich Folge der wirren politiſchen Verhältniſſe und geſetzloſen Zuſtände, wie ſie gegenwärtig in der centralen Sahara herrſchen. Mit den Ahaggar leben die Kelowi auf geſpanntem Fuße, und ſeit acht Jahren, ſchreibt v. Bary, war kein Ahaggar nach Aïr gekommen, ja in jüngſter Zeit (Jänner 1877) überfielen die Ahaggar eine Caravane der Ihadanaren, die von Rhat nach Aïr zog, und plünderten ſie; unter der Beute waren an tauſend Thaler baares Geld und viele Kameele, die den Kelowi gehörten, alle Reclamationen dieſer blieben aber fruchtlos, ſo daß der Marabut von Tintelluſt und der Sultan von Agades das Land Aïr den Ahaggar gänzlich zu verſchließen drohten. Mit den Auelimmiden und Kelfadai ſtehen die Kelowi in fortwährendem Kriege, ſo daß ſchon ſeit langen Jahren keine Caravane mehr von Agades nach Weſten zieht. Kelgereß und Kelowi leben einige Zeit in Frieden, doch bricht oft aus geringfügigen

Anläſſen heftige Fehde zwiſchen ihnen aus. Der Weg zwiſchen Agades und Sokoto wird durch verbündete Banditen von den Stämmen der Kelgereß, Auelimmiden und Kelfadai unſicher gemacht, ſo daß nur ſehr große Caravanen es wagen können, dieſe Route einzuſchlagen.

Und nun, da unſer Aufenthalt in Air zu Ende geht und wir ſorgen müſſen, mit einer Caravane nach Kauar zu den berühmten Salzlagern von Bilma und weiter nach dem dritten großen Berglande der Sahara, nach Tibeſti zu gelangen, wollen wir, bevor wir Air verlaſſen, noch einen Ueberblick halten über das Land und ſein Volk im Allgemeinen. Vom Nordfuße des Timgegebirges an erſtreckt ſich das eigentliche Land Air vom 19. bis zum 17. Grade nördlicher Breite, in einer durchſchnittlichen Breite von 70—100 Kilometer. Sein eigentlicher Kern wird von einer Maſſenerhebung gebildet, die, in verſchiedenen höheren Berggruppen aufſteigend, zu beiden Seiten tiefe und langgedehnte Furchen bildet, in denen das auf den Berghöhen bei den tropiſchen Regen, beſonders im Herbſte ſich ſammelnde Waſſer ſeinen Abfluß findet, und durch die in dieſen engen Thälern lagernde Hitze einen großen Reichthum an Pflanzenwuchs erzeugt. Die Fruchtbarkeit wird dadurch bedeutend erhöht, daß Baſalt in ſtarkem Verhältniß mit Granit gemiſcht iſt; wo Sandſtein vorwaltet, iſt die Natur am ärmſten. Die durchſchnittliche Erhebung der Thäler kann man (genaue Meſſungeu liegen nicht vor) mit 600 Meter, die der bedeutenderen Berggruppen, wie die Baghſen-, Timge-, Eghellal- und Dogemberge mit 12—1600 Meter annehmen; die höchſten Gipfel, beſonders der Timgeberge, werden jedenfalls über 1800 Meter emporſteigen. Der noch unausgebildete Charakter des Landes zeigt ſich darin am deutlichſten, daß die zahlloſen kleinen und größeren Thäler kein gemeinſames Flußbett bilden, und es Wunder nehmen muß, wo die zur Regenzeit in den breiten Strombetten (bis 1 Kilometer) hinabgewälzte Waſſermaſſe bleibt.

Im Ganzen ſenkt ſich der Boden des Landes auf der weſtlichen Seite der höchſten Berggruppe nach Weſten, aber nicht ausnahmslos, denn viele der nach Weſten abziehenden Thäler erweitern ſich, ſobald ſie aus dem höheren Bergmaſſiv heraustreten, und verlaufen, ohne ſich zu vereinigen. Sehr nahe liegende Thäler ziehen oft in ganz entgegengeſetzten Richtungen, da ihr

Gefälle im Allgemeinen gering ist, so daß das Ganze für den aufmerksamen Wanderer, der diese Landschaft durchzieht, ohne jedoch Anfang und Ende jeder Thalrinne zu kennen, als ein wunderbar wildes Labyrinth erscheint. Viele dieser Thäler sind so reich, daß sie nicht allein die ausgedehnteste Kameel-, sondern auch Rindviehzucht erlauben, Ziegen findet man in großer Menge, aber keine Schafe, ebenso werden Pferde nur in sehr geringer Anzahl gehalten.

Außer mannigfaltigen Species der Mimosen erzeugen die meisten Thäler dieses Berglandes dichte Waldungen der Fächerpalmen und eine Fülle von Sfiwakbäumen, ja manche sind sogar des Kornbaues fähig, und wo die pflegende Hand des Menschen thätig ist, finden wir selbst Dattelpalmen. Die Fauna treffen wir in den unzugänglicheren Thälern des Landes durch den mähnenlosen Löwen überaus zahlreich vertreten, seltener sind der Leopard und die Hyäne, hingegen finden sich Schakale in großer Menge. Die niederen Ausläufer der Gebirge scheinen vornehmlich von Affen bewohnt zu sein. Antilopen sind in allen Thälern häufig, desgleichen Hasen, und in den offenen Thälern stoßen wir auf große Schaaren Strauße, Perlhühner und Schwärme verschiedener Taubenarten. Schon aus dieser kurzen skizzenhaften Darstellung können wir entnehmen, daß dieses landschaftlich hochinteressante Bergland der großen Wüste dem Menschen eine keineswegs ungünstige Wohnstätte bietet und dem Reisenden einen angenehmen Ruhepunkt auf der öden Straße von Nord- nach Centralafrika gewähren würde, wenn die politischen und socialen Zustände des Landes nur einigermaßen geordnet wären.

Die Bewohner des Landes bilden die vierte (südöstliche) große Conföderation des Tuareg-Volkes und werden mit dem Sammelnamen Kelowi bezeichnet, ihr Name bedeutet das Volk von Owi und scheint mit besonderer Rücksicht die angesessenen Stämme von den nomadischen zu unterscheiden; denn es ist im Allgemeinen der charakteristische Zug der Kelowi und ihrer Blutsverwandten, daß sie in Dörfern leben, welche aus festen unbeweglichen Hütten bestehen, nicht wie die Stämme der Ahaggar, Asdscher und Auelimmiden, in Zelten von Fellen oder Matten. Der Name Kelowi hat aber einen engeren und weiteren Sinn, ebenso wie dies bei den drei übrigen Conföderationen der targischen Nation der Fall ist. Im weiteren Sinne umfaßt der Stamm eine Anzahl Stämme, welche die Oberhoheit des den eigentlichen Namen tragenden Stammes in gewisser Art anerkennen.

Gleich den übrigen Tuareg von berberiſcher Abkunft, haben die Kelowi jedoch ihren urſprünglichen Charakter beeinträchtigt, indem ſie bei der Eroberung des Landes von der vorgefundenen ſubäthiopiſchen Race nur die Männer, nicht aber die Frauen ausrotteten, ſondern ſich vielmehr mit dieſen verehelichten. Dadurch haben ſich bei den Kelowi die ſtrengen Sitten der alten Berber mit dem heiter ſpielenden Charakter des Nigritiers gemengt; auch ihre ſchöne edle und hohe Geſtalt haben ſie zum großen Theile ganz eingebüßt und ihre helle Farbe mit der dunkleren der Hauſſa-Neger vermiſcht, wie ihnen auch die Sprache derſelben ebenſo geläufig geworden iſt, als das Temahak. Die Folge dieſer Vermiſchung iſt es, daß die nördlichen Tuareg mit einer Art von Verachtung auf die Kelowi herabſehen und ſie ſelbſt oft als Ikelan (Sclaven) bezeichnen. Die edelſte Unterabtheilung der Kelowi ſind die Irholang, die Amenokalenfamilie, welche in der Umgegend von Tintelluſt ihren Sitz hat, ſie und ihre verwandten Stämme tragen in ihren ſchönen männlichen Geſtalten und ihrer feinen Geſichtsfarbe noch unverkennbare Spuren reinen Berberblutes, einige der naheverwandten Stämme jedoch ſind Räuber von Profeſſion und beunruhigen ſämmtliche Landſchaften zwiſchen Air und dem Bornu-Reiche mit ihren Raubzügen. Die Mehrzahl der das Bergland bewohnenden Stämme der Kelowi unterſteht dem Amenokal von Aſſodi, einem Orte ſüdweſtlich von Tintelluſt und weſtlich von den Bundeibergen, ihr Oberhaupt iſt gegenwärtig der uns bereits bekannte Aſtafidet; während die Minderzahl der Kelowi in Gemeinſchaft mit den Kelgereß die Oberhoheit des Sultans von Agades anerkennt.

Wir nehmen hiermit von dem Tuareg-Volke und den von ihm bewohnten aus dem allgemeinen Charakter der großen Wüſte ſo eigenthümlich hervorragenden vier Berglandſchaften (dem Plateau von Taſili, Ahaggar, Adghagh und dem Maſſiv von Air) Abſchied; in ſeiner Geſammtheit haben wir das Volk, ſowohl ſeinem phyſiſchen als auch moraliſchen Charakter nach, als das hervorragendſte der ganzen Sahara kennen gelernt, ſo zahlreich auch neben den vielen Lichtſeiten ſeine Schattenſeiten ſind. Möge es künftigen Reiſenden gelingen, dieſes intereſſante Volk und ſein noch manches Geheimniß bergendes Land bald gänzlich der Kenntniß zu erſchließen!

XI.

Von Aïr nach Tibeſti (Tu).

Das rege und bewegte, maleriſche Treiben einer Salz-Caravane, wie wir es vorher kennen gelernt haben, umgiebt uns, da wir von Agades aufbrechen, um hoch zu Meheri nach der auf der großen Bornuſtraße gelegenen Oaſe Kauar zu gelangen. Wir verfolgen dabei eine Straße, welche wohl Barth von den Kelowi erkundigt, die aber bisher von keinem Europäer betreten wurde.

In den erſten vier Tagen iſt das Wüſtenplateau, das wir auf unſerer oſtnordöſtlichen Route durchſchneiden, von mehreren Thälern durchſetzt, in denen wir Waſſer finden, und von welchen einige mit ſchönen Dumpalmen geſchmückt ſind; am fünften Tage jedoch ſteigen wir über einen felſigen Abhang am nördlichen Abfall des Wüſtenplateau's in eine tiefe Einſenkung, aus der wir erſt den folgenden Tag herauskommen, und über ſteile Felshänge den weſtlichen Rand einer Hammada erklimmen müſſen, welche ſich nach Oſten bis zur Oaſe Kauar ausdehnt; bevor wir jedoch in dieſe Einſenkung hinabſteigen, verweilen wir noch eine Zeit am Plateaurande, durch den Anblick der in bläulicher Ferne ſich dunkelſchwarz am Nordweſt-Horizonte abhebenden Baghſenberge gefeſſelt, um von ihnen Abſchied zu nehmen.

Die nächſten Tage führt uns der Weg über eine nackte, öde, felſige Hammada, auf welcher wiederholt die Felſenmaſſen Keſſelthäler bilden, die von uns, weil vorzügliche Verſtecke, als Lagerplätze aufgeſucht werden. Die Hammada hat hier wieder einen eigenthümlichen Charakter, wir vermiſſen den gewohnten Kieſel- oder Steinteppich, es iſt nackter felſiger Boden, hie

und da in kleinen Einſenkungen von äußerſt ſpärlichem Graswuchs unterbrochen. Wir reiſen Tag und Nacht, nur zur heißeſten Tagesſtunde uns einige Erholung und Ruhe gönnend, und trotzdem brauchen wir vier Tage, um aus dieſer entſetzlichen Einöde herauszukommen; in kleiner Reiſegeſellſchaft iſt die Durchmeſſung ſolcher Strecken eine harte Aufgabe, und der Reiſenden bemächtigt ſich dann eine unabweisliche Apathie, diesmal fehlt es nicht an belebenden Intermezzos, ſo daß wir die unbeſchreibliche Eintönigkeit des Marſches nicht gewahren. Unſere Geduld iſt am fünfzehnten Tage dafür herrlich belohnt, denn völlig unerwartet öffnet ſich vor uns ein breites, langgeſtrecktes Keſſelthal, aus dem uns die Kronen hochſtämmiger Dattelpalmen mit ihrem friſchen dunklen Grün entgegenwinken, wir ſind in der Oaſe Faſchi und ſtehen hier an der Grenze zweier großer Völkerfamilien der Sahara, der Tuareg, deren Gebiet wir hiermit verlaſſen, und der Teda oder Tibbu, die wir als neuen Volkstypus kennen lernen, deren weſtlichſte Oaſe eben Faſchi iſt. Etwa fünf Tagereiſen nördlich von Faſchi liegt, gleichfalls an der Grenze beider Völker, eine zweite, mitten auf der unüberſehbaren Hammadafläche, wie ein verlorener Außenpoſten des Culturlandes, die von Tibbu bewohnte Oaſe Dſchebabo, welche v. Beurmann im Jahre 1862 als erſter Europäer beſucht hatte. Daß die Oaſe Faſchi in früheren Zeiten, als die Tuareg noch häufigere Raubzüge nach Tibeſti unternahmen, als Grenzſtation einige Bedeutung hatte, beweiſen uns zwei Caſtelle, von welchen wir eines in Ruinen zerfallen antreffen. Von Faſchi unſeren Weg fortſetzend, ziehen wir wiedet drei Tage über die Hammada gegen Oſten an einem kleinen Salzſee Agram vorüber, laſſen die ſteilen Felsberge des Foſſogebirges, die faſt iſolirt aus der ebenen Fläche emporragen, zur Linken und erblicken endlich, achtzehn Tage nach unſerem Aufbruche von Agades, die Palmenhaine von Bilma, der ſüdlichſten Provinz der großen Oaſe Kauar, und lagern uns vor Garu, dem Hauptorte Bilma's und der ganzen Oaſe Kauar.

Unter den Salzhändlern beginnt alsbald die regſte Thätigkeit, die Anſammlung der Salzformen und das Verladen auf die Kameele. Wir benützen dieſe Gelegenheit, um Ort und Gegend zu beſichtigen und den Salzgruben einen Beſuch abzuſtatten. Garu, die Reſidenz des Sultans von Kauar, ſelbſt macht uns, da wir eben von Agades mit ſeinen netten Häuſern kommen,

einen sehr ungünstigen Eindruck, die Stadt, welche etwa 1000 Einwohner zählen mag, ist mit einer Mauer umgeben, im Inneren aber einer der schmutzigsten Orte der Sahara, namentlich aber bieten die niedrigen unregelmäßigen, aus kothigen Salzklumpen erbauten Häuser einen widerwärtigen Anblick.

Der Ort ist aber wegen seiner in der Nähe befindlichen Salzlager der Sammelplatz der größten Caravanen, welche die Sahara durchziehen. Diese Salzlager bestehen aus weiten, von 7—10 Meter hohem Salz- und Erdschutt eingefaßten Gruben, in deren Tiefe Wasser hindurchfließt, das über die unterirdischen Steinsalzlager streicht. Dieses Wasser ist so salzhaltig, daß sich, begünstigt durch die außerordentlich starke Verdunstung, binnen wenigen Tagen eine 10—12 Centimeter dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die durchgestoßen und abgefischt wird. Das Salz überzieht hier das Wasser wie eine Eisdecke, und vermöge der schnellen Krystallisation erzeugen diese sonst nicht besonders umfangreichen Gruben solche Quantitäten Salz, daß sie einen großen Theil Centralafrika's (den ganzen mittleren Sudan) damit versorgen. Es ist wohl eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im Handelsverkehre der Wüste, daß ein einziger Artikel, das Salz, der Motor einer so großen Handelsbewegung ist, und wunderbar genug, daß gerade in den nacktesten und unfruchtbarsten Theilen der Wüste die schöpferische Natur unerschöpfliche Salzlager ausgebreitet hat, während sie den herrlichen tropischen Gauen des fruchtbaren Inneren Afrika's dieses dem Menschen zum nothwendigen Bedarf gewordene Mineral gänzlich versagt hat, so daß einzelne Negerstämme in Gebieten, wohin der Salzhandel seine Wege noch nicht sich zu bahnen vermochte, durch Auslaugung gewisser Pflanzen sich ein Salz-Surrogat erzeugen, um die Nahrung einigermaßen zu würzen. So tief eingegraben in den Gesetzen der Natur, schreibt Barth, liegt das Princip des Völkerverkehres, des Austausches der Bedürnisse, daß der Bewohner der ungastlichen Wüste zu den Salzlagern aus weiter Ferne zieht, Hunderte und Tausende von Kameelen und Lastthieren beladet, und in monatelangen, beschwerlichen und gefährlichen Märschen in andere fruchtbare Gebiete zieht, deren Bewohner ihm gern sein Salz mit ihrem Korn und den Producten ihrer Industrie abkaufen. — Gegenwärtig ist es den Kelowi-Tuareg durch ihre numerische Uebermacht nach und nach

gelungen, die Bewohner der Oaſe Kauar in völlige Abhängigkeit von ſich zu bringen, ſie erlauben ihnen weder Ackerbau, noch ſonſt eine einträgliche Beſchäftigung, mit Ausnahme des Sclavenhandels, zu treiben, damit ſie zur Bearbeitung der Salzgruben gezwungen ſind. Zum Transport wird das Salz entweder zu Pulver zerrieben, oder in Formen von Tellern oder Säulencapitälen gegoſſen; nach den weſtlichen Theilen des mittleren Sudan, nach den Hauſſaſtaaten führen es nur die Kelowi und ihre Stammesbrüder, die Kelgereß, nach Bornu und Baghirmi die Tibbu und Araber.

Von weiterer Bedeutung iſt Bilma nur dadurch, daß die Hauptcaravanenſtraße vom Mittelmeere (Tripoli) über Murſuk nach Bornu (Kuka) durch Kauar führt. Um an unſer nächſtes Ziel, Tibeſti, zu gelangen, müßten wir von Bilma oſtnordöſtlich durch unbekannte, bisher unerforſchte Gebiete ziehen, und könnten dazu eine Caravanenſtraße benützen, welche uns von Schimmedru in der Oaſe Kauar in zwölf kleinen Tagereiſen nach Tao im Lande Tibeſti führen würde; wir müſſen aber ſelbſtverſtändlich darauf verzichten, durch unerforſchte Gebiete unſeren Weg zu nehmen, und ſchließen uns einer aus Kuka nach Tripoli rückkehrenden Caravane an, um das Tümmogebirge, den Ausgangspunkt der kühnen Erforſchungsreiſe Dr. G. Nachtigal's nach Tibeſti, von der durch eine Reihe von Forſchungsreiſenden hinlänglich bekannten Bornu-Caravanenſtraße zu erreichen. Bevor wir aber unſeren Zug nach Norden antreten, wollen wir in Eilmärſchen einen Ausflug zur Südgrenze der Sahara, zur Tintümma-Steppe machen, und überlaſſen uns der Führung G. Rohlfs', der 1865 auf ſeinem epochemachenden Zug von Tripoli nach Lagos dieſe Straße zog, und dem wir die intereſſanteſte Schilderung derſelben verdanken. Es ſind überhaupt klangvolle Namen, die an dieſe Straße durch die Wüſte gebunden ſind, eine Phalanx kühner, hochverdienter Pionniere der Erdkunde: Clapperton, Denham, Oudney, Vogel, Barth, v. Beurmann, Rohlfs und Nachtigal.

Schon unmittelbar, nachdem wir die grüne Einſenkung Kauars verlaſſen haben, dringen wir in eine von ungeheuren Sandmaſſen bedeckte Region ein, ſteile, oft 30 Meter hohe Dünen (Ade-Dünen), meiſt von Oſt nach Weſt ſtreichend, erſchweren unſeren Kameelen das Weiterkommen, eine Unmaſſe geſchwärzter glaſiger Steine von der Größe einer Erbſe bis zu Fauſtgröße,

inwendig hohl, theils leer, theils mit feinem weißen Sand gefüllt, obgleich keine Oeffnung wahrzunehmen iſt, bedeckt weithin den Boden, an den Sandſteinfelſen zur Seite unſeres Weges entdecken wir zahlreiche Foſſilien. Auf einer flachen Ebene angelangt, finden wir den Boden ganz in regelmäßige Fünf- und Sechsecke zerklüftet, eine Erſcheinung, die auch v. Bary auf ſeinem Zuge von Wadi e Schati nach Rhat antraf, und deren Erklärung wir bereits kennen.

Die Zeichen, daß wir uns der Grenzregion der Sahara nähern, mehren ſich von Tag zu Tag, Flora und Fauna werden belebter, vor Allem tritt der Sſiwakbaum auf und erfreut das Auge des von Norden durch die öde, vegetationsarme Wüſte kommenden Reiſenden mit ſeiner grünen ſaftigen Blattfülle; ſeine Früchte haben einen angenehmen ſäuerlich-ſüßen Geſchmack. Auch der Boden erſcheint von weitem wie mit grünem Raſen bedeckt, ein Beweis, daß die tropiſchen Regen zuweilen ihre Schauer ſo weit nach Norden fallen laſſen. Der ganz oder faſt ganz vegetationsloſe Theil der Wüſte liegt eben zwiſchen Sokna, reſpective zwiſchen den ſchwarzen Bergen und dem Südende der Oaſe Kauar, hier zeigt der Boden mit Ausnahme der Oaſen nur die dürftigſten Spuren von Vegetation.

Am vierten Tage endlich hören die Dünen auf, und wir durchziehen ſandige, aber nicht vegetationsloſe Ebenen, laſſen die Geiſiggerberge zur Rechten und lagern bei den Waſſerlöchern der kleinen Oaſe Dibbela. Der Boden, bald leicht, bald ſtark gewellt, wird immer dichter mit Gras bedeckt, die Kameele finden ihre Lieblingskräuter in großer Menge. Häufige Spuren von Gazellen, Antilopen, Hyänen am Boden, Aasgeier, Raben und kleine Singvögel in den Lüften verkünden die Nähe des Sudan. So erreichen wir die Brunnen der Oaſe Agadem und laben uns an dem ſüßen, wenn auch trüben Waſſer, das dieſe in 4 Meter Tiefe führen. Nach Oſten und Nordoſten begrenzen die ſteil anſteigenden, wildzerklüfteten Agademberge unſeren Horizont. Wegen ſeiner reichen Vegetation — aus dichtem Sſiwakgebüſch heben ſich zahlreiche maleriſche Gruppen von Dumpalmen ab, den Boden bedeckt ein grüner Teppich von Had und Sbith, die ausgezeichnetſte Kameelweide — iſt Agadem ein anziehender Ruhepunkt für Caravanen, aber zugleich ein gefährlicher Aufenthalt wegen der herumſchweifenden Tibbu- und

Tuareg-Freibeuter. Da die Caravanen seit Jahrhunderten immer auf denselben Plätzen zu lagern pflegen, haben sich in der Nähe der Brunnen Massen von Thierüberresten und von Kameelmist angehäuft, in Folge dessen wimmelt es hier von Insecten aller Art, die dem europäischen Reisenden äußerst lästig sind.

Vor uns unübersehbar nach allen Himmelsrichtungen liegt, nachdem wir die Berge von Agadem aus dem Auge verloren haben, am nächsten Tage die Tintümma-Steppe. Von einem Wege nichts zu entdecken, nur Kameelmist, Skelete gefallener Thiere, zerbrochene Gefäße u. s. w. bezeichnen die einzuschlagende Richtung auf der Steppe, denn kein Berg, kein Baum bietet sich als Wegmarke dar. Als Bedeutung des Wortes „Tintümma" giebt Nachtigal an: „Wer in ihr zurückbleibt (von der Caravane), sieht seine Mutter nicht wieder". Ihr Charakter wird von den einzelnen Reisenden, welche sie durchzogen, verschieden dargestellt; Barth nennt sie eine ausgedehnte leblose, und schreckhafte Wüste, ebenso Vogel; Rohlfs und Nachtigal hingegen schildern sie als eine leichtgewellte unabsehbar weite Ebene, hier mehr, dort weniger mit Gras und Kräutern bewachsen, doch fast nirgends ganz ohne Vegetation. Sie bildet den nördlichen Uebergang von der Sahara zu den fruchtbaren Gefilden Centralafrika's. Antilopen, Gazellen und Strauße durchstreifen die Steppe in großen Mengen, hoch in den Lüften wiegen sich die Aasgeier, an Beute fehlt es ihnen nicht. Südlich vom Brunnen Belkaschifari endlich beginnt eine lichte, luftige Parkanlage mit ausgedehnten Grasflächen zwischen den Gebüschen und Baumgruppen, der große Mimosenwald, die Eintrittshalle zum fruchtbaren Sudan.

Wir kehren nun nach Bilma zurück und treten unseren Zug nach Norden an, indem wir die nächsten zwei Tage zur Durchquerung der Oase Kauar oder Henderi-Tege, wie sie von den Tibbu genannt wird, brauchen. Wir passiren Aschenumma und Anay. Alle Wohnungen, sowohl die steinernen, als die Palmhütten, finden wir viel sauberer gehalten als die der Araber und selbst der Tuareg. Die Bauart dieser Häuser ist eine eigenthümliche; sie bestehen aus einer niedrigen runden Steinmauer von 3—7 Meter im Durchmesser, über die ein großes, deckelförmiges Dach gestülpt ist, so daß sie aus der Ferne den ledernen Dosen gleichen, welche die Tuareg erzeugen.

Anay, der nördlichste Ort der Oase, liegt theils am Fuße, theils auf der Höhe eines Berges, von dem durch eine tiefe Kluft sich ein Felsen abgetrennt hat, derselbe dient in Zeiten der Noth als Zufluchtsort und ist oben mit einer Mauer umgeben, die eine Anzahl bedeckter Kammern, sowie Raum zur Unterkunft des Viehes einschließt und nur mittelst einer Leiter zu ersteigen ist. Die Oase hat vortreffliches Wasser, das sich an vielen Stellen dicht unter der Oberfläche des Bodens findet. Dattelpalmen giebt es in großer Menge, doch erreichen sie hier nicht mehr die Höhe der Entwicklung wie in den Oasen Fessans, auch ihre Früchte sind von geringer Qualität.

Aus der Oase Kanar, welche in einer großen Einsenkung liegt, ersteigen wir die Hammada, welche nach Osten zu in's Endlose sich zu erstrecken scheint, während nach Westen der Blick über eine ausgedehnte, mit niedrigen Dünen besetzte Sandebene schweift, und ziehen über eine kiesige, fast ganz ebene Fläche nach Norden. Die kleine Oase Igjeba passirend, an deren süßem Wasser wir uns gütlich thun, setzen wir unseren Weg über völlig ebenes Terrain durch tiefen Sand fort, die einzige Abwechslung bieten einige zu unserer Linken auftauchende Berge, die uns gleichzeitig als Wegweiser dienen; am folgenden Tage erreichen wir nach Durchschreitung einer großsteinigen, hügeligen Hochebene die Oase Jat, die, von West nach Ost sich erstreckend, uns mit ihren Dum- und Talhabäumen und dem reichen Graswuchs einen höchst willkommenen Ruhepunkt gewährt. Durch einige Engpässe, welche die Route in dem stark hügeligen Terrain nördlich von der Oase Jat passirt, setzen wir unseren Marsch über die Hammada fort, betreten in der Folge ein mit Had und einigen Talhabäumen bewachsenes Thal, das uns am Ostrande der Tji-Gruntogebirge wieder auf eine kiesige und steinige, starkgewellte Hammada bringt, und erreichen durch einen grünen, kräuterreichen Strich Landes, auf dem wir unsere Thiere weiden lassen, den Brunnen Bir Ahmer es Schergi. Obgleich nicht tief, ist dieser, sowie alle anderen südlich von der Oase Tedscherri liegenden, immer versandet, die Umgebung des Brunnens erregt in uns Entsetzen, denn sie ist mit Menschengerippen wie besäet. Es kommt wohl diese traurige Erscheinung daher, daß die Sclaven-Caravanen, wenn sie mit ihren durch Strapazen und Entbehrungen erschöpften Sclaven nach weiter Wanderung endlich an einen Brunnen kommen, ihn meist mit Sand gefüllt finden, und es

muß oft erſt tagelang gegraben werden, ehe man auf Waſſer ſtößt, unterdeſſen ſind aber viele der vom Durſt Gepeinigten ihren Leiden ſchon erlegen. Auch auf der weiten Strecke unſerer Route bis zum Tümmogebirge bezeichnen zahlreiche Menſchengerippe den Weg und ſind haarſträubende Zeugen für die unmenſchliche Behandlung der Sclaven.

Vor uns thürmt ſich die Maſſe des Tümmogebirges als ſtarre, ſteil aufſteigende Wand auf, das wegen ſeiner Zerklüftung von den Arabern War genannt wird. Es beſteht ganz aus an der Oberfläche geſchwärztem nubiſchen Sandſtein, wie die ſchwarzen Berge zwiſchen Sokna und Murſuk, und umſchließt mehrere keſſelartige Thäler, in deren ſüdöſtlichſtem die Brunnen von Tümmo liegen. Die ſchwarze Färbung erhält das Geſtein theils unter dem Einfluß der Witterung, insbeſondere des grellen Sonnenlichtes, theils von den beigemengten Eiſentheilen. Im Ganzen hat dies Gebirge die Form eines Quadrates, ſo daß es wie eine rieſige vom Regen oder Wind ausgefurchte Gara (Zeuge) erſcheint. Oben ſind die Berge abgeplattet, und alle haben ziemlich gleiche Höhe; woraus ſich ſchließen läßt, daß ſie früher ein einziges Hochplateau bildeten.

Wir ſcheiden hier von G. Rohlfs und unternehmen unter der Führung von G. Nachtigal, des erſten Europäers, dem es bisher gelungen, in Tibeſti einzudringen, unſeren Zug in dieſes dritte Alpenland der Wüſte. Mit vier wohlbeladenen Kameelen und eben ſo viel Dienern verließ Nachtigal am 6. Juni 1869 Murſuk mit der Abſicht, vom Brunnen Meſchru (etwa zwei Drittel des Weges zwiſchen Murſuk und dem Tümmogebirge) in ſüdöſtlicher Richtung zu den Bergen und Flüſſen von Afafi und von hier nach Tao vorzudringen, aber ſchon in Tedſcherri, der ſüdlichſten Oaſe Feſſans (zwiſchen Murſuk und Tedſcherri liegen noch die Oaſen Gatron und Medruſa, letztere von Tibbu bewohnt), erfuhr der Reiſende, daß eine Bande Tibbu die Abſicht hatte, ihn auf dem Wege nach Afafi zu überfallen und auszuplündern. Es wurde daher beſchloſſen, die Bornuſtraße bis zum Tümmogebirge zu verfolgen und von dort den Verſuch zu unternehmen, in das Alpenland Tu einzudringen. — Oeſtlich vom Tümmogebirge hörte jede Spur von Weg auf, und die Hoffnung, die Brunnen von Afafi zu erreichen, ſtützte ſich weſentlich auf die Wegekenntniß der Führer. Das Terrain, das die kleine Caravane

durchzog. Es eine steinige Wüste, zum Theil harter Kiesboden, mit Steinen dicht besäet oder von Kalkgestein durchbrochen, zum Theil mit Sandsteinfelsen auf der Kalksteingrundlage gesiert, zum großen Theile wie gepflastert mit großen schiefergrauen, unregelmäßig geformten Platten, zum Theile aber auch unterbrochen von Thälern, halb mit Sand ausgefüllt, zahlreiche Zeugen und mehre Kalk- und Gypslager bergend, mit einer spärlichen Vegetation

Dr. Gustav Nachtigal.

von Had und Sobat, die aber gerade zur Zeit verbrannt und vertrocknet war, so daß die Kameele bedenklich an Futter litten. Ueber die unendlichen Mühseligkeiten der Reise schreibt Nachtigal: „Am zweiten Tage, nachdem wir Tümmo verlassen, fiel mir eine große Hast und Unruhe Kolokomi's (des Führers) auf, der leider zu spät die Warnung erließ, sparsam mit dem Wasservorrathe umzugehen. Abends stießen wir auf eine Gebirgsmasse, welche wir während der Dunkelheit zu passiren suchten, denn der Chabir erlaubte keinerlei

Rast. Alle unsere Anstrengungen waren indeß vergeblich und wir mußten davon abstehen, bis wir in der Morgendämmerung die Unmöglichkeit der Uebersteigung einsahen und uns zur Umgehung entschließen mußten. Menschen und Thiere hatten aber grausam gelitten. Vor uns lag nun in der ungefähren Entfernung eines langen Tagmarsches die hoffentlich Wasser bergende Berggruppe, sicher war der Führer jedoch nicht. Die Brunnen in diesen Bergen sind nämlich natürliche Cisternen in den Sandsteinfelsen, und wenn lange kein Regen fällt, so findet man sie nur zu oft leer. Unser Wasservorrath, für zwei Tage berechnet, war am dritten Tage Morgens erschöpft. Der Tag war ein heißer, 45° Celsius, so daß wir bei unserem Wassermangel schon um 9 Uhr Morgens in den Schatten einiger Sandsteinfelsen krochen und erst um 4 Uhr Nachmittags durstig und erschöpft wieder aufbrachen. Die Anstrengung der Passage über die von ausgedehnten Sandsteinbildungen zahlreich durchsetzte Wüstenfläche war entsetzlich für die Menschen, aber noch unglaublich größer für die arabischen Kameele, die beladen, nahrungs- und wasserlos und der Felsen ungewohnt waren, während die Tibbu-Kameele mit Leichtigkeit das schwierige Terrain passirten. Mit der Hast und Kraft der Verzweiflung marschirten wir nach Aufgang des Mondes weiter, wir waren schon zwei Tage ohne Nahrung geblieben, und schon begann dieser und jener meiner Begleiter, von Müdigkeit und Schwäche übermannt, zurückzubleiben. Endlich am nächsten Tage wurde unsere Hoffnung und Kraft momentan lebhaft angefacht durch die Erscheinung eines breiten, mit zahlreichen Talhabäumen gezierten Flußbettes (Enneri in der Sprache der Tibbu), doch es dauerte noch lange, bis die auf ihren Meheri vorausgesandten Tibbu den halb Verschmachteten Wasser brachten, das sie in einem halbversiegten Brunnen gefunden hatten."

Das ganze System von Bergen und Flüssen, welches zwei bis drei Tagereisen südöstlich vom Tümmogebirge liegt, wird unter dem Namen Afafi zusammengefaßt. Die Berge schließen die Flußbette, deren Breite und Tiefe von der gelegentlichen Macht des Wassers und der Menge des Regens zeugen, eng ein, begleiten sie ohne Unterbrechung und bilden zwischen ihnen Ketten und Felsgruppen mit Thälern und Abgründen, die an wilder Ursprünglichkeit und schroffen, zerrissenen Formen, aber doch auch wieder an pittoresken

Gruppen ihres Gleichen suchen. Die Grundlage, der Kern der Berge ist Kalkgestein, auf dem sich Sandsteinfelsen der imponirendsten Form und Massenhaftigkeit erheben, und das oft von riesigen Basaltblöcken bedeckt ist. Der Kalkstein spielt in allen möglichen Farben, der Sandstein ist schwarz, das Ganze finster, unheimlich, Furcht erregend, nur zuweilen wird dieser Eindruck in den Flußbetten durch das seltsam mit der traurigen Umgebung contrastirende frische Grün der Talhabäume unterbrochen. Haben wir die Afafiberge hinter uns, so gelangen wir auf eine Sandebene, die stellenweise kiesig wird, und aus welcher isolirte steile Sandsteinfelsen auftauchen, nach oben hin die wunderbarsten Formen entwickelnd. Bald sind sie gezackt, wie mit langen Zähnen versehen, bald scheinen sie, von weitem gesehen, mit ihren perpendiculären Wänden festen Schlössern oder riesigen Kirchen, 30—50 Meter hoch, alle schwarz und in auffälligem Contraste mit der gelben vegetationslosen Ebene. Eine Reihe von ausgetrockneten, hingegen mit reichlichem Kameelfutter (Had und Sobat) bewachsenen Flußthälern (Enneri), darunter das breite Enneri Abo, kreuzend, nähern wir uns in der Folge immer mehr dem centralen Gebirgszuge. Bevor wir noch das Enneri Durso, eines der größten Flußthäler des Landes, erreichen, tritt im Terrain ein bemerkenswerther Wechsel auf; Kiesboden, Hammada und der gewöhnliche Kalksteinboden verschwinden, um einem Felsboden Platz zu machen, der in breiten Wellen die ganze Ebene bedeckt. Das Felsgestein ist von überraschender Leichtigkeit, porös, fühlt sich wie Thon an und existirt in verschiedenen Färbungen, gewöhnlich ist es jedoch grauweiß oder graugelb. Im Tuareg-Lande haben sowohl Duveyrier als v. Bary ähnliche Bildungen gefunden, so daß es keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß man es mit eruptiven Gesteinen zu thun hat und vulcanische Gebirgsformationen in der centralen Sahara existiren.

Im Enneri Tao stoßen wir endlich auf ein Populations-Centrum, unter welcher Bezeichnung wir keineswegs ein stadt- oder dorfähnliches Gebilde, sondern einige zerstreute Hütten uns vorstellen dürfen. Alle Ortschaften der Tibbu am Westabhange des centralen Gebirges stellen keine Dörfer oder Städte dar, sondern sind nur nothdürftig durch bekannte, schwer erschöpfbare Wasserstätten zusammengehalten. Die einzigen geschlossenen Ortschaften finden sich in Enneri Bardai, im Osten der Hauptkette des Gebirges, das

den Namen Tarso führt. Da sich aber die natürlichen Wasserreservoirs im Inneren der Gebirgslandschaft befinden, so sieht man in den Flußthälern, sobald sie die Ebene erreicht haben, keinerlei menschliche Spuren. In den Bergen, nahe dem Ursprunge der Flüsse herumkletternd, stößt man hie und da auf einige Hütten.

Nachtigal erreichte am 13. Juli 1869 Tao und fand den Ort so wie alle anderen am Westabhange des Gebirges verlassen, denn Nahrungsmangel hatte die Einwohner genöthigt, sich in die Gebirge zurückzuziehen oder nach Bardaï zu wandern, wo man den baldigen Beginn der Dattelernte erwartete. Ein Bote, den Nachtigal nach Zuarkai, einem weiteren Populations-Centrum des Landes im Enneri Zuar sandte, brachte die Erlaubniß der Edlen, nach dem Orte vorzudringen. Noch am Abend der Ankunft, schreibt Nachtigal, erschienen ein Dutzend zerlumpte, schmutzige und ausgehungerte Individuen, unter ihnen vier hochstehende Edle, um mich zu begrüßen, und machten noch keinerlei Anspruch als den auf eine ordentliche Abendmahlzeit, deren sie seit lange nicht theilhaftig geworden wären. Trotz ihrer großen Anzahl mußte ich ihre Bitte gewähren und mit schmerzvollen Blicken sahen meine Diener unseren Mehamsa-Vorrath verschwinden. Doch so leicht sollte ich ihrer nicht quitt werden. Am nächsten Morgen kamen sie, um das Recht ihres Flusses zu erheben, und erklärten uns weder nach Bardaï zum Sultan, noch vorwärts nach Zuar, noch rückwärts nach Fessan gehen zu lassen, bevor wir nicht den Flußzoll entrichtet hätten.

Schließlich mußte Nachtigal sich auch dazu verstehen, obwohl der Betrag des geforderten Flußzolles einer halben Plünderung gleichkam. Im Bette des Enneri Zuar, das hier zwischen 30—50 Meter hohen, senkrecht-wandigen Sandsteinfelsen eingeengt ist, zog Nachtigal aufwärts. Das Gebirge nimmt nach allen Richtungen einen wilden, wirren Charakter an, Ketten verlaufen nach allen Himmelsrichtungen und isolirte Gruppen steigen überall dazwischen auf. Nach einer kurzen Strecke erweitert sich das Flußthal des Zuar und stellt durch seine Breite, seine üppige Vegetation, seine Belebtheit und seine wildromantischen Ufer eine herrliche Vereinigung von Kraft und Schönheit dar. Zur Regenzeit muß der Fluß ein Bild von wilder Kraft und imponirender Majestät bieten. Enneri Zuar ist ohne Zweifel das schönste aller

Flußthäler Tibesti's, kein anderes kommt ihm gleich an romantischer Schönheit seiner Ufer, an Reichthum der Vegetation, an Fülle des Wassers, kein anderes ist so belebt durch Affen, Gazellen und Vögel. Zu dem frischen kräftigen Grün des Talha kommt das saftige des Sswak, der in zahllosen Büschen und ganzen Beständen das Thal bedeckt, neben dem holzigen und blätterarmen Arkeno mit seinen engverschlungenen Aesten steht die schlanke Tintafia u. s. w. In den Talhabäumen hängt ein kleiner niedlicher Vogel seine kunstvollen Nester auf, und tummelt sich der große schwarze Affe, der unverfolgt von den Eingebornen, furchtlos die Felsen des südlichen Tibesti bewohnt, dazwischen geben zahlreiche Trupps beweglicher Gazellen und Antilopen der Scenerie den Reiz von friedlicher Lebendigkeit, Anmuth und Grazie.

Dem weiteren beabsichtigten Vordringen Nachtigal's nach Südosten stellten sich aber schon bald, nachdem er Enneri Zuar verlassen, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, die Weigerung seiner Tibbu-Begleiter nöthigte ihn zur Umkehr nach Tao, auf welcher er glücklich einem Hinterhalte entging, der ihm in Zuarkai gelegt worden war. Jetzt hieß es nach Bardaï gehen, schreibt Nachtigal, oder nach Fessan umkehren; die Schwäche meiner Kameele, die schon gebrachten Opfer und der bis jetzt doch allzu negative Erfolg entschieden mich für den Plan, nach Bardaï zu gehen, der leider nicht sogleich und einfach auszuführen war. Die Einwohner von Bardaï sind Fremden so feindselig, so gewaltthätig und so grausam, daß es nach Ansicht Aller eine tollkühne Thorheit gewesen wäre, ohne vorläufige Schritte sich dorthin zu wenden. Es wurde daher beschlossen, zumal unsere Mundvorräthe fast erschöpft waren und nur dort erneuert werden konnten, einen Boten mit Briefen und Geschenken für den Sultan und zur Sondirung der Disposition der Mainoat und des Volkes vorauszuschicken.

Endlich nach zwei Wochen bangen Harrens und größter Widerwärtigkeiten kam die Erlaubniß des Sultans. Zugleich hatte sich ein Mann eingefunden, dessen Gegenwart uns von der Furcht vor Dieben, Räubern und Meuchelmördern befreite, dessen habsüchtige Augen jedoch mich täglich irgend einen nothwendigen Gegenstand verlieren ließen, und jetzt auf meine Kameele gerichtet waren. Es war dies Arami, der angesehenste Edle des Landes, von dem man

ſagte, er habe mehr Macht als der Sultan. Wir brachen endlich am 5. Auguſt auf, überſchritten zahlreiche Flüſſe, welche mit lautem Getöſe beträchtliche Waſſermaſſen dahinwälzten, und ſtiegen immer höher in's Gebirge, aus welchem uns der höchſte Gipfel des Tuſidde und andere ſchroffgeformte Kegel entgegenwinkten, immer auf dem bereits geſchilderten poröſen Felsboden wandernd. Der Weg führt uns an den Rand der berühmten gigantiſchen Natrongrube, welche ſich am ſüdöſtlichen Abhange des Tuſidde ausdehnt. Sie iſt in ihrer Art das Außerordentlichſte, das man ſehen kann. Ihre obere, faſt kreisrunde Circumferenz beträgt drei bis vier Stunden, ihre Tiefe reicht an 50 Meter. Der obere Theil der Wände iſt ſteil abfallend, während der untere Theil der Grube eine regelmäßige Mulde darſtellt. Von allen Seiten convergiren die weißen Natronzuflüſſe gegen das tiefſte Centrum hin, in dem ſich ein regelmäßig geformter, coniſcher Hügel erhebt; derſelbe hat einen Krater an ſeiner Spitze, welcher faſt ganz mit Natron ausgefüllt iſt, und ſticht durch ſeine tiefſchwarze Farbe ſcharf gegen ſeine Umgebung ab. Nach langem ermüdenden Marſche über den Hauptkamm, auf dem Nachts empfindliche Kälte herrſchte, ſtiegen wir den jenſeitigen Abhang zwiſchen grauſigen Felſen hinab, die durch ſchmale Waſſerläufchen in tauſendjähriger Arbeit mit tiefen Einſchnitten verſehen worden ſind. Ueber zahlloſe kleine Waſſerläufe und durch enge, ſchluchtartige Thäler fortziehend, erreichten die Reiſenden endlich den Eingang des Thales Bardaï und die Stadt gleichen Namens. Arami ſandte ſofort einen Boten an den Sultan und an ſeinen Vetter mit der Bitte, uns entgegenzukommen, ſchreibt Nachtigal weiter, Beide ließen ſich verleugnen, was mich nebſt einem fernen dumpfen Gemurmel, das näher und näher kam, über unſere gefährliche, äußerſt bedrohte Lage aufklärte. Einen Augenblick ſchien ſelbſt Arami (die Uebrigen hatten uns ſchon lange im Stich gelaſſen) geneigt, uns unſerem Schickſale zu überlaſſen, ſeine Eitelkeit, ſein Ehrgeiz rettete uns, als die Urſache des dumpfen Gemurmels, das fanatiſche, wüthende Volk von Bardaï, die Männer mit ihren Waffen, die Frauen, Kinder und Sclaven mit Steinen und Knütteln bewaffnet, uns unmittelbar bedrohte. Einige Betrunkene feuerten durch Reden der glühendſten Art den Eifer der Maſſe an, dieſen Chriſten zu tödten, dadurch Unheil von ihrem Thale abzuwenden und ſich einen Platz im Paradieſe zu erwerben. Ein ſtets

zwischen den eigentlichen Tibbu Reschade und den Leuten von Bardaï bestehender Antagonismus, die Sucht Arami's, seinen Anhängern und mir gegenüber seinen Muth und sein Ansehen zu entfalten, und endlich der Wunsch, mich für seinen eigene Habsucht zu retten, stellten wohl die Motive des genannten Chefs dar. Zu derselben Zeit kamen auch Schwärme seiner Anhänger, nicht wenige unter ihnen ebenfalls mit künstlich angefeuertem Muthe, und schwuren, Jeden umzubringen, der mir nur ein Haar krümmen wolle. Arami hatte sich indessen der andrängenden Menge entgegengeworfen, ihre gezückten Messer zurückgedrängt und sie durch sein Erscheinen deconcertirt. Unterdessen führte uns ein Theil seiner Anhänger, die durch ihr wildes Gebahren mir Muth einzuflößen bestrebt waren, unter dem Schutze der Dunkelheit seiner Wohnung zu, vor deren Thüre wir deponirt wurden. Um dorthin zu gelangen, mußten wir den ganzen Ort durchwandern. Er hatte sehr wenig das Aussehen einer Stadt, bestand in zerstreuten Hütten aus Palmenzweigen, mit Gärten und Dattelhainen. Die Hütten, mit Sorgfalt geflochten, mit großer Sauberkeit innen und außen gehalten, in der Mitte reizender Gruppen von Dum- und Dattelpalmen, je mit einem kleinen Gärtchen umgeben, waren ein Bild des Friedens und der Anmuth, ein schreiender Contrast zu den tobenden, betrunkenen, streit- und mordsüchtigen Bewohnern.

Einen vollen Monat dauerte diese Gefangenschaft (denn ich konnte mich keine 50 Schritte von der Thüre entfernen, ohne mich dem Märtyrertode der Steinigung auszusetzen), während welcher wir täglicher Gegenstand der Berathungen des Sultans und der Edlen waren, und wir von jenem und den meisten dieser im Stiche gelassen, den bösen Intentionen der eigentlichen Bardaïer ausgesetzt waren, und nur allein von Arami, vor der Thüre seines Hauses gehalten, geschützt und durch tägliche Darreichung einiger Datteln vor dem Hungertode bewahrt wurden. Endlich nachdem die Lage in jeder Hinsicht eine kritische war, gab Arami gegen das Versprechen einiger meiner Kameele seine Zustimmung zur Flucht. Wir entwichen dem ungastlichen Thale in der Nacht vom 3. auf den 4. September, ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden. Zwei Kameele Arami's trugen den Rest meiner Habe, und er selbst mit seinem Neffen begleitete uns. Wir erstiegen wieder das Gebirge und gewannen die Ebene an der Mündung eines

Flußthales, wo wir raſten und unſere Kameele abwarten mußten; nach zwei Tagen kam der Führer, indeß mit einem äußerſt mageren Wüſtenrenner, den ich an meinen Retter Arami abgeben mußte, ein anderes Kameel war geſtohlen, die beiden übrigen geſtorben. So ſaß ich wieder ohne Transportmittel da und à la merci den mich begleitenden Tibbu, ihren Erpreſſungen anheimgegeben; denn was nützten alle Waffen, wenn es kein Mittel gab, nach einem vielleicht blutigen Widerſtande das Weite zu ſuchen? Endlich gelang es mir, für ſchweres Geld ein Kameel aufzutreiben, und Bu Zid, einer meiner Begleiter, ſtellte das ſeinige unter denſelben oneröſen Bedingungen zu meiner Diſpoſition. Am 11. September brachen wir definitiv auf und erreichten ohne Unfall die Afafiberge, täglich 10—13 Stunden zu Fuß, bei ungenügender Nahrung, durch enge Thäler und über ſchwierige Päſſe marſchirend. In Enneri Lolemmo fanden wir glücklicherweiſe Waſſer. Ein Ruhetag ſollte uns hier zum ſchwierigſten Theile unſerer Rückreiſe ſtärken. Der Führer Kolokomi weigerte ſich aber hier entſchieden, uns weiter zu begleiten, obgleich er zu Murſuk vor dem verſammelten großen Rathe gelobt hatte, mich mit Gottes Hilfe ungeſchädigt zurückzuführen, wir verloren dadurch nicht allein einen Führer in dieſer wüſten Gegend ohne Weg und Steg, ſondern auch durch den Ausfall ſeines Kameels eine beträchtliche Menge Waſſers. Dazu konnten wir nicht mehr denjenigen Weg zum Tümmogebirge benützen, der auf der Hinreiſe uns faſt das Leben gekoſtet hätte, ſondern mußten verſuchen, einen gangbareren zu wählen. In forcirten Märſchen, 12—13 Stunden täglich, den Waſſervorrath auf den Schultern tragend, drangen wir raſtlos weiter gegen Nordweſten, bis wir in nebelgrauer Ferne den Tümmo entdeckten. Das Kameel, welches ich vorher zum Transporte meiner geretteten Inſtrumente, Bücher und Medicamente gemiethet hatte, war functionsunfähig geworden, augenblicklich wog der Verluſt des Kameels als Waſſerträger ſchwerer als alle Wiſſenſchaft, denn ich fühlte meine Beine zuweilen ſonderbar unter mir ſchwanken und zittern, und es war zum erſten Male, daß ich befürchtete, meine Kräfte würden nicht mehr bis Feſſan ausreichen. Es waren unſer ſieben Perſonen und wir hatten zwei Schläuche Waſſer, die weder ſehr groß, noch ſehr gefüllt waren, für eine Entfernung, die wir nicht genau kannten. Für jeden Fall beſchloſſen wir, um großen Durſt zu vermeiden, des Nachts

zu marschiren, und zogen, nachdem wir meine Bagage zwischen den Sandsteinblöcken eines Zeugen versteckt hatten, dem Ziele entgegen. Der Marsch durch die zahllosen Zeugenthäler und über die kiesigen Flächen war äußerst mühselig. Endlich war der Tümmo in nächste Nähe gerückt, doch leider waren wir auf die Mitte seiner Längenausdehnung losgerückt und mußten die südliche, steile und unübersteigbare Wand umgehen, um den Paß aufzusuchen. Die Schwierigkeit des Terrains hier in der Nähe des Tümmo, die hohen, steilen Hügel, welche ihn umgeben, erschöpften die letzten Kräfte der Kameele und wir mußten sie und das Gepäck hier zurücklassen.

Wir nahmen einen Rest von Mehl und das Kochgeschirr mit und schwankten unserem Ziele zu. Während der Aufsuchung des Passes und der Ersteigung desselben glaubte ich oft vor Schwäche umkommen zu müssen. Selbst die Gewißheit, in unmittelbarer Nähe des augenblicklich rettenden Hafens angekommen zu sein, erneuerte weder Hoffnung, noch Kraftgefühl. Bald kraftlos forttaumelnd, bald durch eine Kraftanstrengung den Rest meiner Energie zusammenraffend, erreichte ich am 20. September die Tümmo-Brunnen. Wenn wir von den Kameelen noch den geringsten Dienst erwarten wollten, mußten wir versuchen, sie hier durch Nahrung, Wassergenuß und Ruhe wieder aufzumuntern. Wir selbst bedurften außerdem so sehr der Ruhe, daß wir es vorzogen, hier den Rest unseres Vorrathes an Mehl und Datteln aufzuzehren, und dann gestärkt die fünf Tage bis zur Oase Tedscherri ohne Nahrung zurückzulegen, als uns der Gefahr auszusetzen, schon in den nächsten Tagen unterwegs liegen zu bleiben. Man sammelte Kräuter für die Thiere, trug ihnen Wasser zu und bewog sie am Abend des zweiten Tages, den Paß zu ersteigen. Unsere Hauptsorge war, ob ihre Kräfte hinreichen würden, unseren Wasservorrath für einige Tage zu tragen. So verbrachten wir die drei nächsten Tage essend, trinkend und schlafend. Am 23. gegen Abend versteckten wir die Gegenstände, welche die Kameele bisher getragen hatten, zwischen den Felsen, nahmen unseren Reiseproviant von je 50 Datteln in Empfang und zogen, drei Diener als Wasserkameele, einer als Gepäckträger, ich selbst als Waffenträger functionirend, mit Resignation den letzten fünf Tagen entgegen. Schon am folgenden Morgen mußten wir die Thiere, die unfähig waren, weiter zu schreiten, ihrem Schicksale überlassen und unsere

Schulterlast mit Wasserschläuchen vermehren. Um Durst und Kräfteerschöpfung zu vermeiden, ließ ich nur von 4 Uhr Nachmittags mit einigen Unterbrechungen bis 9 Uhr Vormittags marschiren. In den Schatten einiger Felsblöcke gekrochen, tranken wir dann unsere halbe Ration Wasser, suchten durch Schlaf oder im Halbschlaf den Mangel an Nahrung zu vergessen und tranken endlich vor neuem Beginn unseres Marsches die andere Hälfte unserer Wasserration. So erreichten wir am 27. den Meschrubrunnen und ich machte hier den Vorschlag, den einen restirenden Hund zu schlachten. Doch muselmanische Bedenken retteten das arme Gerippe. Nach einer letzten übermenschlichen Anstrengung und einem forcirten Marsche erblickten wir die grüne Palmenlinie von Tedscherri, die uns mit denkbarem Entzücken erfüllte. Um Mittag des 28. hatten wir die letzte Schwierigkeit, die Dünen, welche die Oase im Süden umlagern, besiegt, stürzten auf den ersten Dattelbaum zu, um unseren Hunger zu stillen, schlichen zum Brunnen, genossen einen wohlthätigen Schlaf und zogen gegen Abend in den Ort Tedscherri ein, wo man uns schon verloren gegeben hatte und unsere Rückreise die Ver- und Bewunderung Aller erregte. Hier kaufte sich Nachtigal einen Esel auf Borg und zog am 8. October wieder in Mursuk ein, halb nackt und ausgehungert, völlig erschöpft von den fast übermenschlichen Anstrengungen dieser Rückreise, aber ungebrochenen Muthes, gekräftigt vielmehr durch das Bewußtsein seiner physischen Elasticität seiner noch harrenden Aufgabe entgegenblickend.

Diese Schilderung läßt uns neuerdings ermessen, mit wie vielen, enormen Schwierigkeiten, unabsehbaren Zwischenfällen und gefährlichen Situationen die Erforschung der Sahara verbunden ist, welch hohes Maß von physischer Zähigkeit, Ausdauer, Muth, Energie und Klugheit sie vom Forschungsreisenden erfordert, um selbst unter glücklichem Stern Erfolge zu erzielen.

Und nun halten wir Rundschau über das Land Tibesti, dessen Erforschung so glänzend durch Nachtigal angebahnt wurde, und fassen wir seinen geographischen Charakter in's Auge.

Die Landschaft Tu, Land der Teda, oder Tubu, oder Tibbu Reschade, Felsen-Tibbu, ist ein wildes Gebirgsland mit einer Längenausdehnung von ungefähr 5 Breitengraden (18—22° nördlicher Breite). Das centrale

Gebirge erstreckt sich in seiner nördlichen Hälfte als einfache Kette mit kurzen Ausläufern, welche die Ursprünge der Flußthäler begleiten, mehr oder weniger von Nord nach Süd; in seiner südlichen Hälfte stellt es ein wildes Gewirre von Ketten und Gruppen dar, welche eine ausgedehnte Gebirgslandschaft erzeugen, deren höchste Erhebung aber als Fortsetzung der nördlichen Hälfte mit starker Abdachung nach Osten angesehen werden kann. Die Breitenausdehnung Tibesti's ist schwer zu bestimmen, denn wenn auch das ganze Gebiet, welches Nordwest, West, Südwest von der Bornustraße begrenzt wird, den Tibbu Reschade gehört, so finden sich doch die dauernden Wohnsitze derselben nur in den Anfängen der zahlreichen Flußthäler, denen das Gebirge Ursprung giebt, und am Fuße oder im Innern des letzteren. Entfernter von ihm findet man nur sehr sporadische und vorübergehende Bewohner behufs der Kameelweide oder der Taberka-Ernte (Coloquinten-Kerne). Nach Osten, gegen Wadjanga hin, ist die Gegend bewohnter und nähert sich jener Landschaft mehr, als man bisher annahm.

Die Masse des Gebirges besteht aus Dolomit und verschiedenartigem Kalkgestein, darauf erheben sich steile, massenhafte, wildgeformte, unheimliche schwarze Berge und Felsen aus dünklem Sandstein. Die Ausläufer, welche die Flußthäler begleiten, sind fast ausschließlich Sandsteinfelsen. Der Knotenpunkt und die höchste Erhebung des Gebirges scheint da zu sein, wo die nördliche Kette sich theils auflöst, theils nach Südost abgelenkt wird. Der Gebirgsrücken hat hier eine Breite von drei Tagereisen und besitzt eine Höhe von circa 2042 Meter. Auf dieser Höhe erhebt sich der höchste Berg Tibesti's, Emi Tusidde, ein Kegel mit riesenhafter Basis, der aus der Ebene bei transparenter Atmosphäre aus einer Entfernung von mehreren Tagereisen gesehen wird, und der sich noch 359 Meter über die angegebene Höhe seiner Basis erhebt.

Aus dem Gebirge entspringen zahlreiche Flußthäler, welche die einzigen Träger der Vegetation sind. Die bedeutendsten sind vom Norden beginnend am Westabfalle des Gebirges: Enneri Abo, Enneri Tao, Enneri Zuar, Enneri Marmar, Enneri Krema und Enneri Dumor. Sie alle ersterben, obwohl sie aus zahllosen kleinen Nebenflüßchen im Gebirge in der Regenzeit Wasser zugeführt erhalten, in der Hammada, welche nach Westen dem Berglande

vorgelagert ist. Zwischen diesen Thälern liegt dürrer, steiniger Felsboden, von keinem Grashalm bedeckt. Wasser zum Gebrauch für Menschen findet sich in den großen Höhlungen der Sandsteinfelsen, welche natürliche Cisternen darstellen, oft geräumig genug, um für viele Jahre den Bedarf der Bevölkerung sicherzustellen. Sonst existirt in der westlichen Hälfte des Landes kein künstlicher Brunnen, keine Quelle. Oestlich vom Gebirge sind die Boden-, Vegetations- und Wasserverhältnisse dem Menschen günstiger. Wir finden daselbst das bedeutendste Flußthal Tibesti's, Enneri Bardaï, welches von Südost nach Nordwest verläuft und nach vier Tagereisen Länge gegen das nördliche Ende der centralen Gebirgskette allmälig erstirbt. Hier findet sich reichliches und süßes Wasser in sehr geringer Tiefe (oft nur 0·7 Meter). Der Wasserreichthum des Hauptthales hat eine seßhafte Bevölkerung hervorgerufen, die sich der Dattelzucht und Gartencultur widmet. Eine starke Tagereise südlich von Bardaï finden wir die Quelle Yerike, deren Thermen-Natur unzweifelhaft ist, und deren Wasser so heiß sein soll, daß man sich dem Sprudel bei seiner Dampfentwicklung nicht ganz nähern kann. Nachtigal konnte leider die Quelle nicht besuchen, der bloße Versuch, sie zu erreichen, wäre sein sicherer Tod gewesen, da sie mit Argusaugen vor fremden Besuchern gehütet wird.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Fauna Tibesti's, soweit sie Bezug auf die Einwohner hat. — Die Hausthiere beschränken sich auf Kameele, Ziegen, Schafe und Esel und sehr wenige Katzen und Hunde. Der Reichthum an Kameelen der Teda Tu's ist viel unbedeutender, als man früher vermuthete. Wo die Araber nach Hunderten zählen, zählen sie höchstens nach Zehnern. Die Einwohner Abo's scheinen die meisten zu besitzen; die Bardaï's haben fast gar keine, denn ihr sonst verhältnißmäßig so reich ausgestattetes Thal versagt ihnen alle Kameelnahrung außer den Datteln. Doch was ihnen an Zahl abgeht, ersetzt zum Theil die Qualität. Die Tibbu Reschade haben die schönsten Kameele, wenn von Schönheit bei diesen Thieren die Rede sein kann. Höher, schlanker, schneller, gelenker als ihre arabischen Brüder, sind sie zum Reiten und zum schnellen Reisen ungleich geeigneter als diese. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit sie in ihren heimischen Bergen herumklettern, und nicht übertrieben, wenn der Scheikh Mohamed el Tunsi sagt, daß die Tibbu

auf ihnen wie auf Pferden manövrirten. Sie werden nicht durch einen Zügel gelenkt, der ihren schlaffen Nasenflügel einerseits durchbohrt, sondern tragen eine eiserne Klammer, welche jedoch nicht preßt, auf der Nase. Wenn es unmöglich ist, ihnen mit arabischen Kameelen zu folgen, so haben diese jedoch den Vortheil, stärker, vierschrötiger, zum Lasttragen geeigneter und bei gleicher Nahrung ausdauernder zu sein. Außer den Kameelen haben sie zur Arbeit noch schöne, starke Esel, welche bei der beschränkten Anzahl der ersteren sehr nothwendig, für die Bardaïer aber ganz unentbehrlich sind.

Ihr Hauptreichthum besteht in großen Ziegenheerden, die, zwischen den Felsen herumkletternd, stets Nahrung genug für ihre bescheidene Existenz finden und bei günstigen Nahrungsverhältnissen, d. i. bei häufigem Regenfall, sogar sich zu dauernder Milchsecretion aufschwingen. Sie sind klein, doch kräftig, ganz glatthaarig und meist dunkelfarbig.

Seltener und viel geschätzter sind die Schafe, die sich sehr wesentlich von ihren Mitschafen anderer Länder unterscheiden. Sie haben einen langgestreckten Ziegenkopf, sind sehr hochbeinig, haben einen langen dünnen Schwanz, der fast bis auf den Boden reicht, und den besonderen Schmuck eines langen, schwarzen, glänzenden Haares anstatt Wolle. Ein Fell dieser schönen Thiere genügt zu einem Wintermantel oder Kleide für den Menschen. Leider sind sie in Tibesti selten (die meisten finden sich noch in Bardaï), während die Magatna, die nordöstlichen Nachbarn der Tibbu Reschade, Ueberfluß daran haben sollen.

Pferde und Rinder, welche beide in früheren Zeiten in dieser Gegend nicht gewesen zu sein scheinen, finden sich nur noch bei den Dirkomauïa, welche die Gegend des Enneri Dumor bewohnen, und die, wenn sie auch politisch zu den Tibbu Tibesti's gezählt werden, doch besonders betrachtet werden müssen, und zwar auch hier nur in sehr beschränkter Anzahl.

Was die Rinder betrifft, die früher in diesen Breitengraden die Kameele vertreten zu haben scheinen, so ähneln die Zeichnungen derselben jenen, die Barth in der Nähe von Rhat fand. Sie bestehen aus einer großen Anzahl von auf gigantischen Sandsteinblöcken eingegrabenen Zeichnungen, die fast alle Darstellungen der genannten Thiere sind. Einige tragen Reitsättel, doch fast alle Stricke um die Hörner gewunden, an denen, der widerstrebenden

Stellung der Thiere nach zu urtheilen, eine unſichtbare Hand kräftig zog. Bei allen war, wie bei Barth's Funde, die Darſtellung der Füße vernachläſſigt, während die Zeichnungen der Thiere im Uebrigen, wenn auch nicht künſtleriſch befriedigend, doch mit ſicherer Hand und ziemlich lebenstreu in den Stein gekratzt waren. Neben ihnen figurirt auf einem der Blöcke die lebensgroße Geſtalt eines Kriegers, welcher in der linken Hand eine Lanze führt, wie ſie noch jetzt in Gebrauch ſind, aber in der rechten einen Schild trägt, der durch ein breites Kreuz in vier Felder getheilt iſt, wie man es jetzt, bei den nördlichen Tibbu wenigſtens, keineswegs findet.

Von Hunden giebt es Wachthunde und Jagdhunde. Jene erfüllen ausgezeichnet ihren Beruf und ſind von der Art derjenigen, wie man ſie außerordentlich verbreitet bei den Arabern findet. Dieſe ſind ausſchließlich Windhunde, doch durch mangelhafte Race oder durch Hunger entſprechen ſie ſehr wenig ihrer Beſtimmung, Gazellen und Antilopen zu erhaſchen. Beide Vertreter der Hundewelt ſind übrigens ſelten.

Von wilden Thieren bevölkert ein ſchwarzer Affe, der faſt menſchliche Größe erreicht, die ſüdlichen Flußthäler. Antilopenarten und Gazellen ſind ſehr häufig, wilde Büffel ſehr ſelten, und wegen ihrer widerſtandsfähigen Haut, die ſich ſehr gut zu Sandalen eignet, beſonders geſchätzt; der Wadan kommt ebenfalls in ziemlicher Menge vor. Der Schakal iſt im öſtlichen Theile ſo zahlreich vertreten wie nur irgendwo; die Hyäne iſt nicht ſelten, und oft genug ſtößt man auf die Spuren des kleinen Fenek. Die Vogelwelt iſt zunächſt durch einzelne Exemplare des Strauß vertreten. Der Aasgeier und der Steppenrabe ſind dagegen deſto häufiger.

Das Land „Tu“ iſt, wie aus dem Vorhergehenden erhellt und wie Nachtigal berichtet, von kläglicher Armuth. Der ganze Weſten iſt aller und jeder Bodencultur bar; Alles concentrirt ſich auf das eine Thal Bardaï. So führen natürlich die Bewohner der weſtlichen Thäler eine äußerſt kümmerliche Exiſtenz, ein Leben voller Sorgen um das tägliche Brot (natürlich figürlich gebraucht, denn dem Brote ähnliche Erzeugniſſe kennen ſie nicht), ja ein Leben voller Hunger. Faſt ihre ganzen eigenen Subſiſtenzmittel beſtehen in ihren großen Ziegenheerden, die ihnen nach den Regengüſſen, die meiſt im Herbſt ſtatthaben und in keinem Jahre gänzlich fehlen,

durch ihre Milch in Folge des frischen Kräutergenusses für lange Zeit das Leben garantiren; in dem Samen der Coloquinten, die sorgfältig eßbar gemacht werden, in den Schalen der Dumfrucht, in den Beeren des Sfiwakstrauches und endlich in den Samen des hohen Knotengrases (Burekkeba im Arabischen, Gumosi in der Tedasprache), der als Getreide behandelt wird. Man sieht, Alles muß herhalten. Trotzdem erlauben sie sich keinerlei Fleischgenuß, es müßte denn das Fleisch eines unbrauchbaren Kameels oder das einer Antilope oder Gazelle sein, wenn es einmal ausnahmsweise ihren halbverhungerten Bastard-Windhunden gelungen ist, eine zu ergreifen, oder es müßte eine Hochzeit oder öffentliche Opferfeier zur Erflehung von Regen oder eine andere Familien-Feierlichkeit ihnen die Verpflichtung auferlegen, eine Ziege zu schlachten.

Sind sie einmal genöthigt, eigene Ziegen zu opfern, oder gezwungen, ein Kameel zu schlachten, oder gelingt es ihnen, an fremdem Fleische zu participiren, so nützen sie diese Gelegenheit mit anerkennenswerther Sorgfalt aus. Ist das kaubare Muskelfleisch verzehrt, attakiren sie die fibrösen und sehnigen Gebilde durch Steinklopfen mit der Ausdauer, die sie die Schale der Dumfrucht gelehrt hat, und scheuen sich nicht, zuletzt die Knochen derselben Behandlung zu unterwerfen und ihrem Organismus einzuverleiben.

Noch während des Sommers werden die Coloquintensamen geerntet und durch einen complicirten Proceß genießbar gemacht. Zuerst thut man sie in starke Säcke und befreit sie durch Treten von einem Theile ihrer Schalen, sodann sondert man die Spreu durch Worfeln; darauf mischt man sie mit Asche von Kameelmist und bearbeitet das Gemisch auf glatter Steingrundlage mit einem glatten abgerundeten Stein, was ihnen einen Theil ihrer Bitterkeit und ihrer drastischen Elemente nimmt und den Rest der Schalen entfernt. Nachdem man sie nun wieder geworfelt hat, kocht man sie mit dem frischen Laube des Ethelbusches und wässert sie im kalten Wasser aus, diese Procedur wiederholend, bis jede Spur von Bitterkeit verschwunden ist. Zuletzt trocknet man sie an der Sonne. Sie stellen ein angenehmes und in Pulverform mit Datteln in demselben Zustande auf Reisen sehr geeignetes Nahrungsmittel vor.

Gegen Ende des Sommers kommt endlich die ſehnlichſt erwartete Periode der reifenden Datteln herbei, und mit ihr entvölkert ſich der hungrige Weſten. Ein Theil wandert nach Feſſan aus, ein anderer wendet ſich nach Kauar, Wenige ſuchen Hilfe in Borgu, der zahlreiche Reſt nimmt ſeine Zuflucht zu Bardaï. Wenn ſie ſelbſt Dattelbäume in Feſſan beſitzen, oder doch ſeßhafte Verwandte dort haben, ſo ziehen ſie dieſe Zuflucht wegen der Güte und Maſſenhaftigkeit der Datteln vor. Wenigſtens beſitzen die angeſeheneren Tibbu Reſchade der weſtlichen Theile eine Wohnung und kleine Dattelpflanzungen zu Bardaï, welche ſie für alle Fälle ſicher ſtellt. Der Sommer 1869 war ihnen ſehr ungünſtig, indem ihnen drei der vielen Auswege verſchloſſen waren. Die Relationen mit Feſſan waren der geſpannteſten Art, dank der räuberiſchen Initiative der Araber des Nordoſtens (Barka u. ſ. w.), die Repreſſalien von Seiten der Tibbu zur Folge hatte, ſo geſpannt, ja feindſelig, daß zuletzt ſogar die in Feſſan wohnenden Tibbu Haus und Garten im Stiche gelaſſen hatten und in ihr Vaterland zurückgeflüchtet waren, Kauar war in Folge verſchiedentlicher Razzien der Uelad Sliman in Verbindung mit den Tibbu Goraan und Daſa faſt ganz ſeiner Einwohner beraubt und öde und leer, und auf dem Wege nach Borgu lauerten die Bulgeda, um ſie bis auf die nackte Haut auszuplündern, wenn ſie wagen ſollten, ſich dorthin zu wenden. So blieb ihnen nur Bardaï, denn nach Wadjanga, obgleich ihnen ebenfalls nahe und reich an Datteln, gehen ſie ſonderbarerweiſe nicht. Haben ſie in Bardaï oder einem anderen der genannten Länder einen kleinen Wintervorrath von Datteln eingelegt und gegen Geld oder Cham, oder Ziegen oder Schafe, wenn es ihre Mittel erlauben, einen kleinen Vorrath von Getreide (Weizen oder Kſob) eingetauſcht, ſo gehen ſie wieder nach Hauſe und leben von dieſen Vorräthen, ſo lange keine Regengüſſe die Milchſecretion ihrer Ziegen begünſtigen und Samen der Bureckeba erzeugen. Gegen den Sommer hin ſind ihre beſcheidenen Vorräthe aufgezehrt und ſie wenden ſich im traurigen Kreislauf wieder der Dumfrucht und dem Hunger zu.

Was einen anderen Factor in der Modificirung der menſchlichen Natur betrifft, das Klima, ſo iſt dies offenbar ein äußerſt geſundes. Die den Breitengraden entſprechende Hitze wird durch die Nähe des Gebirges,

durch die Erhebung über den Meeresspiegel gemildert. Der Boden ist trocken, und wenn er durchaus nicht fruchtbar genannt werden kann, so ist er dafür um so freier von allen in heißen Ländern Krankheit erzeugenden Elementen, speciell der Malaria. Es ist einleuchtend, daß ein so continentales Land wie Tibesti, mit so spärlichem jährlichen Regenfalle auch ein excessives Klima haben, d. h. einen sehr bedeutenden Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur haben muß; am nächsten kommt das Klima des Landes jenem der nördlichen Tuareg-Plateaulandschaften, daß auf der Höhe des Gebirges im Winter oft Temperaturen unter dem Nullpunkt und auch Schneefall vorkommen müssen, ist zweifellos, schon Vogel fand im Jänner 1854 auf der Reise von Mursuk nach Kuka den Wind aus Nordost bitter kalt und vermuthete die Existenz hoher Gebirge in dieser Richtung.

Betrachten wir jetzt den Menschen, welcher dies Land und dies Klima bewohnt und wahrscheinlich seit außerordentlich langer Zeit bewohnt hat, so wird von selbst erhellen, inwieweit seine eigenthümliche Natur von diesen Factoren abhängt und wie weit sie auf Rechnung seines Ursprungs kommt.

Der Erforscher des Landes Tibesti, der also unter dem Volk gelebt und es am genauesten kennen gelernt, schildert es in folgender Weise:

„Wir rechnen als zur Familie der Tibbu gehörig, außer den Einwohnern von Tu, Wanja und Borgu noch die Terrawia in Enneḍi; die Zorhaua (Zoghaua) nördlich von Darfur; die Goraan nördlich von Wadaï und Kanem; die Dasa nördlich vom Tsad-See; die Gemeinden in Fessan, die jedoch kaum seßhaft genannt werden können, und die Bewohner Kauars, welche beide den Tibbu Reschade angehören; endlich die zahlreichen Stämme und Stämmchen, welche im Norden von Bornu, Kanem und Wadaï und in diesen Ländern selbst wohnen und die theilweise in den Collectivbezeichnungen Goraan und Dasa zusammengefaßt zu werden pflegen.

Wie bedeutend die Unterschiede zwischen diesen einzelnen Abtheilungen sind, können wir vorläufig noch nicht sagen. Genug, um sie in die nordafrikanischen Völkerfamilien einzureihen, hat man sie bis in die neueste Zeit fast allgemein als berberischen Ursprungs bezeichnet, oder sie wenigstens den Berbern näher stehend geglaubt, als irgend einer anderen Völkerfamilie.

Unterſuchen wir die geringen Anhaltspunkte, welche uns die Geſchichte bietet, ſo finden wir die Tibbu der Stammländer ſelten auf der weltgeſchichtlichen Bühne. Es ſind vielmehr ihre Brüder und Vettern, welche Kauar, Kanem und die nördlichen nachbarlichen Diſtricte von Darfor und Wadaï (Zoghaua) und von Wadaï und Kanem (Goraan) bewohnten, die in der kampfreichen, ſtürmiſchen, wechſelvollen Entwicklung Bornu's zu thätigen und oft blutigen Rollen gezwungen wurden. Diejenigen Stämme der Tibbu, welche am meiſten in der Entwicklung Bornu's und Kanems verflochten waren, konnten ſich natürlich der Einwirkung jahrhundertelangen, bewegten Zuſammenlebens mit den übrigen Volkselementen der genannten Länder nicht entziehen. Am meiſten ſchienen die Tibbu Kanems ſich den Bornu- oder Sudan-Elementen zu aſſimiliren; doch auch die Einwohner Kauars erfuhren einen bedeutenden Einfluß. Kauar beherrſcht den Weg nach der Nordküſte Afrika's und beſitzt die reichen Salzminen von Bilma; wichtige Gründe für die Bornu-Könige, ſich den Beſitz dieſes Landes zu ſichern. Schon im 11. Jahrhundert finden wir daher Kauar dem Kanemreiche unterworfen, und erfahren, daß ein Bornu-König Arki zahlreiche Sclaven dort anſiedelte, um durch Aufpfropfung anderer Elemente den nationalen Charakter der Tibbu zu modificiren und ſich das Land zu ſichern.

Die Bewohner Tibeſti's ſind meiſt von mittlerer Größe, doch findet man unter ihnen mehr kleine Individuen, als ſolche, welche die Mittelgröße überragen.

Vor Allem fällt an ihnen eine große Magerkeit auf, die in Verbindung mit ihren kleinen Händen und Füßen ihnen etwas Zartes, Bewegliches, Elaſtiſches verleiht. Waden- und Armmuskeln ſind von ſo miſerabler Entwicklung, daß der Fremdling ſtaunt, wenn er trotz dieſer anſcheinenden Schwäche ihre Gewandtheit und Ausdauer in körperlichen Uebungen zu beobachten Gelegenheit hat. Uebrigens iſt ihr Körper in ſeinen Theilen wohlproportionirt und wohlgebildet. Ihre Magerkeit iſt zunächſt erſt das Reſultat ihres Klima's und ihrer Lebensweiſe, wie ſie dieſelbe eben mit ihren weſtlichen Nachbarn, den Tuareg, die unter ähnlichen Einflüſſen leben, gemein haben. Die trockene Wüſtenluft mit ihrer lebhaften Evaporation und die energiſche Bergluft, welche einen lebhaften Stoffwechſel bedingt, legen den

Grund zu dieser körperlichen Eigenthümlichkeit, welche durch Lebensweise und Nahrung noch gefördert wird. Die Tibbu selbst suchen den Grund dafür ausschließlich in der mangelhaften, unzureichenden Nahrung, und in der That ist der Hunger, dem sie während eines großen Theils des Jahres ausgesetzt sind, die Früchte, von denen sie sich ernähren, die geringe Zufuhr farinöser Speisen nicht eben günstig für die Fettbildung. Ebensowenig wird dieser durch die Rastlosigkeit, mit der sie stets unterwegs sind, und die meisten Länder, welche ihre Heimat umgürten, durchziehen, Vorschub geleistet.

Ihre Hautfarbe ist keineswegs im Allgemeinen dunkler, als die der Bewohner von Bornu, sondern die Mehrheit zeigt jene mäßige Bronzefärbung, welche sich ebenfalls häufig bei den Tuareg findet und oft hell genug ist, um das Abfärben der schwarz-blauen Sudan-Toben deutlich auf der Haut erscheinen zu lassen. Man muß aber nicht die ganze Nation nach den Tibbu Kauars beurtheilen, die allerdings den ursprünglichen nationalen Charakter längst eingebüßt haben.*)

In Tibesti ist die eigentlich schwarze Hautfärbung in der Minderzahl, und es scheint dies auch für andere Teda-Stämme zu gelten, wenn wir dem Scheikh Mohamed-Ibn-Omar-el-Tunsi und seinen Zeugnissen über die Goraan Glauben schenken sollen.

Noch mehr als durch die Hautfarbe weichen sie durch Gesicht- und Kopfbildung von den Einwohnern Bornu's ab. Da ist nichts von dem runden Gesichte der Bornani, ihrer Stumpfnase mit den platt gedrückten Nasenbeinen und den aufwärts oder nach vorn gekehrten weiten Nasenlöchern, keine Spur von den vorspringenden Jochbeinen, dem unförmlichen Munde mit den wulstigen Lippen und dem massigen, quadratischen Unterkiefer, der gegen den

*) Ueber die Abstammung und den Racencharakter der Tibbu gehen die Ansichten der Fachgelehrten, insbesondere aber der Reisenden, welche Vertreter des Volkes gesehen, sehr auseinander. Barth hält die Tibbu vorzüglich aus linguistischen Gründen, wegen der Uebereinstimmung ihrer Sprache mit der Kanurisprache der Neger Bornu's für Neger, Rohlfs desgleichen wegen physischer und psychischer Merkmale für Neger, und Duveyrier, der gewiegte Kenner der echten Nachkommen der Berber, der Tuareg, spricht sich entschieden gegen die Abstammung der Tibbu von den Berbern aus, auch er ist geneigt, sie als Neger zu bezeichnen. Mannert und Waitz erklären die Tibbu für ein Mischlingsvolk. Rohlfs glaubt, daß die Tibbu Nachkommen der alten Garamanten sind, von denen man nicht weiß, ob sie der weißen oder schwarzen Race angehörten.

Oberkiefer zurückweicht. Kopfform und Gesichtsbildung im Allgemeinen sind entschieden kaukasisch. Wie bei den Negern Bornu's Alles plump, rund und massig ist, so ist bei den Teda Tu's Alles schlank, länglich, gefällig. Die Nasen sind wohlgebildet, meist gerade, von mäßiger Länge, und wenn sich Stumpfnasen finden, so giebt es auf der anderen Seite ebensoviel Adlernasen, die man zumal bei den Frauen nicht selten sieht. Durch die mäßige Größe des Mundes und der Lippenform, welche die Zähne bedeckt, sieht man diese selten, auch haben sie keinerlei Veranlassung, mit ihnen zu kokettiren, da sie wohl in Folge des unausgesetzten Tabakkauens nicht eben von blendender Weiße sind.

Der Bartwuchs ist auch bei ihnen spärlich, doch immerhin häufiger entwickelt, als man ihn bei den Negern findet. Das Haar wird länger und ist weniger wollig und hart als bei diesen, doch immer noch weit entfernt von der kaukasischen Weichheit. Ihre Züge im Allgemeinen sind unregelmäßig und würden, wenn auch natürlich nicht alle hübsche Leute sind, einnehmend und gefällig sein, wenn ihr Ausdruck nur etwas Freundliches, Lachendes, Vertrauliches, Offenes an sich hätte. Doch ihr verschlossener, argwöhnischer, falscher Blick verdirbt den empfangenen Eindruck.

Die Tätowirung der Tibbu tritt so sehr in den Hintergrund, daß man stets behauptet hat, sie wären ohne eine solche. Doch das ist ein Irrthum; die Männer haben alle 10—15 Centimeter lange Schnittnarben, welche jederseits von der Schläfe auf den arcus zygomaticus herabsteigen und „Beriberi" heißen, nur sind sie wenig in die Augen fallend. Die Frauen und Mädchen genießen dieselben Vortheile eines schlanken, zierlichen Wuchses, kleiner Hände und Füße, regelmäßiger Gesichtsbildung, gefälliger Züge und kaukasischer Kopfbildung. Sie sind ausgezeichnet durch stolze, selbstbewußte, ja elegante Haltung und einen gelassenen, determinirten, fast männlichen Schritt.

Bei dem gesunden Klima, der abgeschlossenen Lage des Landes und ihrer mäßigen Lebensweise unterliegen die Organismen der Tibbu nur unbedeutenden Störungen. Es giebt wenig Krankheiten und Kranke. Chronische Rheumatismen der Muskeln und Gelenke sind, wie es sich aus den meteorologischen und Bodengestaltungs-Verhältnissen erklärt, die häufigste

Affection; dann kommen katarrhalische Entzündungen der Bindehaut des Auges, sodann Hautkrankheiten und endlich Krankheiten der Respirationsorgane vor. Vor Importation von Pocken-, Cholera- und anderen Epidemien schützt sie ebenfalls mehr oder weniger die isolirte Lage ihres Landes.

Ihre Hauptmedication, welche größeren Vertrauens genießt als alle Droguen und Eingriffe, ist der Gebrauch der Amulette, die sie überall am Körper anbringen, oder frisch geschriebener heiliger Sprüche, deren Wasserabguß sie nicht selten trinken.

Entsprechend ihrer ursprünglichen physischen Natur, ihrer Lebensweise und der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes, sind die Tibbu von bemerkenswerther körperlicher Energie, Elasticität und Gewandtheit. Ihre körperliche Gewandtheit im Laufen und Springen ist sprichwörtlich geblieben, wie sie schon im Alterthum als die schnellsten Läufer der Welt berühmt waren.

Ihre Widerstandsfähigkeit gegen Ermüdung, Hunger und Durst ist unübertroffen, vielleicht nahezu erreicht von der Ausdauer und Enthaltsamkeit der Tuareg, welche ja in ähnlichen klimatischen und Bodenverhältnissen leben. Die Erzählungen und Berichte über die Enthaltsamkeit der Tibbu, wenn durch Umstände gezwungen, könnten wunderbar und übertrieben erscheinen. Ein Tibbu Reschade kann ohne sonderliche Unbequemlichkeit fünf bis sechs Tage ohne Nahrung zubringen. Mangel an Mundvorrath auf seinen Reisen beunruhigt ihn also nicht wesentlich. Er findet schon gebleichte Kameelknochen und einige Steine, um sie zu Pulver zu zermalmen, und hat er sein Kameel, um ihm durch einen Aderlaß am Auge etwas Blut zu entziehen, so genügt ihm diese Paste aus Knochenmehl und Blut vollständig.

Auch das Schmorren von Sandalen und des ledernen Ringes, welcher den Dolch am Handgelenke befestigt, und dergleichen Abnormitäten scheinen wirklich vorzukommen und den nahrungslosen Reisenden Tage lang hinzuhalten. Bei aller Entbehrung marschirt er noch 10—12 Stunden neben seinem schnellschreitenden Kameele mit einer schwebenden Leichtigkeit, die ihm allen Anschein des Peniblen, der Ermüdung nimmt. Auch für den Durst ist er weniger empfindlich als die meisten der ihm nahewohnenden Völkerschaften.

Ein Tibbu Reschade auf der Reise im Sommer und ohne Kameel mag zwei Tage ohne Wasser rüstig bleiben können, während der Besitz eines

Kameels ihn befähigt, die doppelte Anzahl von Tagen auszuharren. Es iſt dies immerhin enorm, wenn man die ſommerliche Evaporation der Wüſtenluft gehörig in Betracht zieht, die Gerhard Rohlfs zwang, an einem Tage zehn Liter Waſſer zu abſorbiren. Doch hängt ja überhaupt viel davon ab, wie man ſich dem Durſte ausſetzt oder entzieht.

Es iſt merkwürdig, wie die Tibbu bei dieſer Enthaltſamkeit und bei ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit, die ihnen zur zweiten Natur geworden ſein ſollte, ſich bei einer günſtigen Gelegenheit, zu ſchmarotzen, der größten Voracität ohne Unbequemlichkeit für ihren Körper hingeben können, und ſcheinen ſie hierin ebenfalls den Tuareg zu ähneln, von denen wir Gleiches kennen.

Die Frauen Tibeſti's ſind weniger hübſch als die Männer. Die Magerkeit, welche ſie mit dieſen gemein haben, entfernt ihre Formen zu ſehr von plaſtiſcher Rundung. Mangel an Fettbildung läßt nur zu früh den kurze Zeit hindurch hübſch geformten Buſen als eine leere Hautfalte erſcheinen, die glücklicherweiſe, da jener nie voluminös war, nicht tief herabhängt.

Die Tracht der Männer iſt jetzt faſt allgemein eine Tobe oder ein Hemd, die weite bequeme Seidenhoſe, eine Takia (Torbuſch) für den Kopf oder ein Turban, oder beide zuſammen. Nur Sclaven, arme junge Leute, oder fern von den Centren ihrer Civiliſation Wohnende begnügen ſich damit, ein Fell um die Hüften zu ſchlingen. In der Winterkälte ihrer Berge fügen ſie eines der ſchönen, obenerwähnten Schaffelle — Dreï — hinzu. Die Tobe iſt bei den Bemittelteren aus dem Sudan (es iſt hier die ſchwarzblau gefärbte Sudan-Tobe, welche im höchſten Anſehen ſteht) oder aus Bornu, ſeltener aus Nyſe. Die Uebrigen begnügen ſich mit Hemden aus dem weißen Baumwollenſtoffe, Cham, der ihr Hauptverkehrsmittel darſtellt und in Maſſe im ſüdlichen Feſſan gegen Ziegen, Schafe und Kameele eingetauſcht wird. Die Hoſen und die einfachſten Kopfbedeckungen ſind ebenfalls aus dieſem Stoffe. Die eleganteſte Kopfbedeckung beſteht in einer rothen Takia, die zwar nicht aus Tunis ſtammt, wo bekanntlich die einzigen in der Farbe echten fabricirt werden, ſondern aus Egypten oder Europa durch Feſſan eingeführt wird. Wichtiger als die Takien ſind die Turbane, die entweder aus weißer

Baumwolle, bessere Qualität als Cham, sind oder aus eigens dazu gewebtem, lockerem, mehr oder weniger durchsichtigem Stoffe — Sas — oder aus indigogefärbtem Seidenstoffe bestehen. Der letztere wird der Farbe wegen allen anderen vorgezogen, obgleich er das Unangenehme hat, die Haut eines Jeden, der einigermaßen hellfarbig ist, dunkel zu färben. Sie umwickeln den Kopf mit einigen Touren, führen dann die Masse über Kinn, Mund und Nase, gehen dann wieder auf den Kopf über und bringen so bis zu zwölf Draa (allgemein übliches Maß für Stoffe, das vom Ellbogen bis zur Zeigefingerspitze reicht) unter. Es bleibt sozusagen nur ein Spalt für die Augen. Es ist diese Gewohnheit des Lithamtragens nicht ohne ethnographische Bedeutung, indem sie ganz speciell den Berberstämmen angehört — daher Molathemin.

Auf ihren Turbanen und Takieu tragen die Tibbu Reschade massenhaft Amulette, heilige Sprüche in verschieden geformten und gefärbten Ledersäcken oder Futteralen gegen Krankheit, Verwundung, böses Auge u. s. w., und wenn an ihnen kein Platz mehr ist, so hängen sie dieselben an einer Schnur um den Hals. Den Bart tragen sie vollständig, soweit sie von der in dieser Beziehung etwas kargen Natur begünstigt sind. Das Haupt rasiren sie gänzlich, selten einen Seitenbüschel lassend. Bei den barhäuptig gehenden Knaben sieht man sehr häufig anstatt der letzteren einen Haarkamm, der sich vom Vorderhaupte bis zum Hinterkopfe erstreckt.

Bei den Frauen findet man sehr häufig Ziegen- und Schaffelle als einzige Kleidung. Von den letzteren genügt ein einziges, doch von den ersteren nähen sie je nach Bedürfniß mehrere zusammen. Sie bekleiden sich damit von der Seite her, indem der obere Rand des Gewandes unter die Achselhöhle geschoben wird, während man die beiden Enden desselben über der anderen Schulter vereinigt und befestigt; eine andere Vereinigung und Befestigung findet ungefähr in der Mitte dieses Ledergewandes über der entgegengesetzten Hüfte statt. Es ist bewunderungswürdig, wie sie mit oft sehr beschränktem Material so gut ihre Blößen bedecken. Die eine Schulter und ein Theil des Busens auf derselben Seite bleiben unbedeckt. Doch auch eine civilisirtere Kleidung ist nicht selten. Häufig tragen sie ein blaues Bornu-Hemd, das bis zum Knie reicht. Ueber diesem Hemde sowohl als auch über

dem Fellgewande tragen ſie mit Vorliebe jenes große, blaue, roth oder roth und weiß geſtreifte oblonge Stück Kattun, das ſo weit über Nordafrika und den Sudan verbreitet iſt und hier Futa heißt. In dieſes hüllen ſie Kopf und Körper ein. Für die Kälte beſitzen ſie ebenfalls jenes große, weich- und langhaarige Schaffell, das übrigens keineswegs im Sommer ohne ſeinen Haarſchmuck getragen wird. Die Füße der Frauen und Männer ſind nackt oder mit Sandalen bekleidet, die ſich durch nichts auszeichnen.

Trotz dieſer einfachen Kleidung, welche weder große Mannigfaltigkeit noch Luxus zuläßt, entbehren doch die Tibbu-Frauen der Schmuckſachen ebenſowenig wie ihre Schweſtern anderer Länder.

Zunächſt durchbohren alle den rechten Naſenflügel und tragen zur Zierde in dieſem Loche am liebſten ein Stück echter Korallen von cylindriſcher Form. Können ſie eines ſolchen nicht habhaft werden, ſo nehmen ſie anſtatt deſſen ein Stück Elfenbein oder begnügen ſich mit einem Stück Knochen. Ja, die Gemalin, welche der jetzige Sultan Tibeſti's, Tafertemi, in Feſſan hat, entblödete ſich nicht, durch einen einfachen Dattelkern die Oeffnung auszufüllen.

Ihre Arme ſind überladen mit Bracelets; ich ſah deren bis zu zwölf, die aus Elfenbein oder aus Horn verfertigt, die Breite von 1—3 Centimeter haben. Gewöhnlich beſitzen ſie deren zwei aus Elfenbein, während die übrigen aus Horn ſind. Ueber dem Ellbogen pflegen ſie dann noch ein ſchmales Armband aus Achatſtücken, Perlen und Kaurimuſcheln hinzuzufügen. Ueber den Fußknöcheln tragen ſie einen oder zwei Ringe aus Kupfer oder von Silber, meiſt von erſterem Metall, die beiweitem nicht ſo ſchwer und unförmlich ſind als die der Araber- und Feſſauer-Frauen. — Um den Hals endlich hängt eine Schnur von Perlen oder Muſcheln mit Achat- und Korallenſtücken untermiſcht, oder allein aus Korallen beſtehend. Wie die Frauen aller Länder, verwenden auch die Tibbu-Frauen eine beſondere Sorgfalt auf ihr Haar. Ueber der Mitte der Stirn wird der ſchuppenartig vorſpringende Theil des Haupthaares abraſirt und der Reſt in unzähligen kleinen Flechten und Flechtchen geordnet, die in verſchiedener Geſammtlänge über die Ohren herabhängen; Lyon ſagt, in Geſtalt eines großen Hundeohrs. Es bleibt übrigens in der Dicke und Länge und Anordnung der Flechten

dem Schönheitssinn und der Erfindungsgabe der einzelnen Schönen ein weiter Spielraum überlassen. Doch worin man dem Gebrauch gehorchen muß, das ist die Mittelflechte, welche in respectabler Dicke vom Hinterhaupte bis zur Stirn geführt wird. Die unverheirateten Mädchen tragen dann eine, die verheirateten Frauen zwei.

Sie werden gehalten durch in den Haaren befestigte Silberringe, welche einfach oder concentrisch vervielfältigt, einer hinter dem anderen liegen, auch mit Ringen aus Elfenbein untermischt sind und hinten in einem größeren oder einem Gehänge aus Korallen und Elfenbein endigen, während vorn gewöhnlich zwei bis drei concentrische Silberringe auf der freirasirten Stirnpartie liegen. Auch auf den Seitenflechten bringen sie Silberringe oder Korallengehänge an, je nach dem Geschmack und Reichthum der Trägerin. Daß die ganze Coiffure gehörig eingebuttert (Oel ist sehr selten) und reichlich mit Zimmt-, Benzoë-, Nelken- und anderem Pulver bestreut ist, versteht sich von selbst. In den Ohren tragen sie Ringe aus Silber, von mäßiger Größe, oder irgend ein anderes kleines Gehänge. Kleine Kinder sind ganz nackt und barhäuptig, später bekleidet man sie mit Ziegenfellen und nur in civilisirten Familien haben sie Hemden aus Cham.

Alle Männer tragen in vollständigem Waffenschmucke eine lange Lanze, welche den Träger niemals verläßt, zwei bis vier Wurfspeere, ein Wurfeisen, einen langen Handdolch, einen Schild aus Büffelfell und oft noch ein Schwert.

Daß sich die Tibbu ihrer Waffen gut zu bedienen wissen, haben alle Reisenden, welche Proben davon gesehen haben, berichtet. In der That schleudern sie ihre Wurfspeere mit Kraft und Sicherheit. Sie erheben die Hand mit dem Speere ein wenig über die rechte Schulter, geben demselben eine stark vibrirende und zugleich rotirende Bewegung und dahin fliegt der Speer mit ziemlicher Sicherheit auf sein Ziel zu, circa 50 Meter weit. — Das Wurfeisen wird horizontal geworfen und muß unzweifelhaft schwere Verwundungen der unteren Extremitäten hervorbringen. Wenn es nicht geschickt horizontal geworfen wird, fliegt es natürlich nicht weit und kann wohl kaum ernstlich verletzen. Sie halten außerordentlich auf den Glanz und die Schneidefähigkeit ihrer Waffen.

Die Knaben werden schon früh an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Schon im zarten Alter giebt man ihnen eine Lanze mittlerer Länge, Lanze und Wurfspeer zugleich, und ein Wurfeisen in die Hand, beide ganz aus Holz bestehend, und wenn auch das letztere nicht verwunden kann, so ist das scharf zugespitzte Talhaholz des ersteren wohl im Stande, zu verletzen. — Später vertraut man ihnen dieselben Waffen mit Eisen, doch im kleineren Formate an, und so kommen sie mit dem frühesten Jünglingsalter in den Besitz des vollständigen Waffenschmuckes. So wird der Gebrauch des Waffentragens zu einer zwingenden Gewohnheit. Wegen der großen Gefahr, welche dies in den geschlossenen Ortschaften, wo es stets Dattelbäume und folglich auch Palmenwein giebt, dem sie mit Leidenschaft ergeben sind (ihre einzige Unmäßigkeit), mit sich bringen würde, verbietet die Sitte den Einwohnern, im heimatlichen Dorf mit den Waffen zu circuliren. Um trotzdem ihrer Gewohnheit zu huldigen, greifen sie auf die Sitte der Knaben zurück und tragen eine lange, spitze Lanze aus Holz und ein gekrümmtes Stück Holz, das durch seine Form an ein Wurfeisen erinnert.

Die Frauen gehen ebenfalls niemals unbewaffnet. Sie führen unter ihrer Kleidung einen etwa handlangen Dolch, den sie auch in ihrem heimatlichen Dorfe nicht ablegen. Doch ist Richardson's Erklärung, der diesen Dolch ihren Liebesintriguen zuschreibt, nicht richtig. Die Tibbu-Frauen Tibesti's sind im Gegentheile die pflichttreuesten Ehefrauen der Welt. Doch sind sie wie die Männer streitsüchtig und zornmuthig und bei ihrem fast männlichen Charakter entscheiden sie ihre Zwistigkeiten sofort durch Rauferei, die zuweilen blutig endet.

Doch zuerst spielt der Dolch noch keine Rolle, sondern sie begnügen sich mit dicken Knütteln, ohne welche Waffe keine Tibbu-Frau ihr Haus verläßt. Sie tragen den Knüttel über der Schulter, von dessen hinterem Ende ein ledergeflochtener Gürtel herabhängt. Sobald die wüthenden Weiber in handgreiflichen Streit gerathen, lösen sie den Gürtel vom Knüttel, schürzen damit ihre Kleidung zusammen, sofern dieselbe nicht blos aus Ziegenfellen besteht, um nicht im Gebrauche ihrer Gliedmaßen behindert zu sein, und bedienen sich dann der Knüttel mit männlicher Gewandtheit und Kraft.

In der That haben alle ihre Bewegungen einen männlichen Charakter, wie ihre Art zu sprechen und zu denken ebenfalls unseren Begriffen von weiblichen Wesen durchaus nicht entspricht.

Die Behausungen der westlichen Einwohner Tibesti's, welche keine festen Sitze haben, sind dreifacher Art. Die einfachste ist die Benützung der natürlichen Höhlungen der Sandsteinfelsen, welche häufig genug comfortabler, geräumiger und jedenfalls licht- und luftreicher sind als ihre eigentlichen Hütten, und die ihnen schon im Alterthume die Bezeichnung der „Höhlenbewohner" eintrug.

Nahezu ebenso kunstlos ist die kreisförmige, lose Aufschichtung von Steinen, welche sie dann lose mit Zweigen der vorkommenden Mimosenarten bedachen. Häufig lehnen sie diese Steinbehausung an eine überhängende Felswand, wo dann die aufgeschichteten Steine nur eine Art Einfriedung von circa 1 Meter Höhe darstellen und der überhangende Felsen die Bedachung überflüssig macht.

Ihre Constructionskunst culminirt in der „Kabei" genannten Art von Hütten, welche aus einem Gerüst von Talhastämmen bestehen, die mit Matten aus den Blättern der Dumpalme behängt sind. Die Stäbe, welche an ihrem oberen Ende durch Querstäbe verbunden sind, bilden ein längliches Viereck, dessen lange Seite circa 3 Meter mißt, während die kurze nur 1—1·6 Meter hat; ihre Höhe beträgt gegen 1·7 Meter. Eine den langen Seiten parallele Reihe von Stäben, die etwas länger sind als die übrigen, trägt die Mattenbedachung, welche auf diese Weise etwas abschüssig wird. Am Ende einer der langen Seiten läßt man eine Oeffnung zum Ein- und Auskriechen der Bewohner. Die Bewohner der Thäler mit Dattelpflanzungen, welche alle feste Wohnsitze haben, wie die Leute von Bardaï und Aozo, haben Hütten, wie sie bei den Fessanern (Nicht-Städtern) und in den Tibbu-Dörfern Fessans gebräuchlich sind. Dieselben sind aus Palmenzweigen geflochten, umschließen mehrere Räumlichkeiten, welche man als Wohn- und Schlafraum, als Küche, als Geräthkammer und als Hofraum bezeichnen könnte, und haben in der einen Ecke ein aus Erde, Lehm und Steinen aufgeführtes, mehr oder weniger conisch-halbkugelförmiges Winterhäuschen, das den norddeutschen ländlichen Backöfen nicht unähnlich ist, eine nicht viel größere Oeffnung zum Ein- und Auskriechen als diese hat, und im Winter als Schlafraum dient.

Alle ihre Wohnungen, ſo kunſtlos und einfach ſie ſind, zeichnen ſich durch die größte Nettigkeit und Sauberkeit vor denen ihrer arabiſchen und feſſaniſchen Nachbarn vortheilhaft aus. Vor der Hütte haben ſie nicht ſelten einen gehärteten Erd- oder Lehmplatz, der friſch mit Sand beſtreut wird, und die hervorragenden Männer eine Art offener Halle, ebenfalls aus Palmenzweigen geflochten, vor ihrer Wohnung, in der ſie Beſucher empfangen.

In der Induſtrie (von Kunſt natürlich nicht zu reden) ſtehen die Teda Tu's auf einer ſehr niedrigen Culturſtufe. Sie verarbeiten ihre Ziegenhäute, welche ſie mit Hilfe des Geredd (Acacia nilotica) — Gubbur (Teda) — gerben, zu Waſſerſchläuchen und zur Kleidung; ſie verfertigen einen geringen Theil ihrer Waffen, zu denen ihnen Borgu das Eiſen liefert; ſie flechten Matten aus Dumblättern, und zwar iſt das eine Kunſt der Frauen, und wiſſen Theer aus Knochen und Dattelkernen zu kochen. Ihre Kameelſättel beſtehen aus einem Gerüſte von Talhaſtäben, welches durch Kiſſen aus Palmbaſt gepolſtert wird; ihre Stricke drehen ſie ebenfalls aus dem Baſte der Palmen.

Zu den Beſchäftigungen, welche ihnen im Oſten die Zucht der Dattelbäume und die Cultur der Gurken auferlegt, und welche ihnen im Weſten ihre Heerden an die Hand geben, kommt merkwürdigerweiſe die Jagd kaum hinzu. Ihre Thäler ſind außerordentlich reich an Gazellen und Antilopen, die ſüdlichen haben häufige Beſuche vom Strauß, der Wadan iſt häufig und der Büffel kommt vor; man ſollte alſo meinen, daß bei ihrem Ueberfluß an Zeit ſich beſonders die Bewohner der weſtlichen Thäler, deren Lebensweiſe und raſtloſer Sinn außerordentlich damit harmoniren ſollte, mit Leidenſchaft dieſem lohnenden Zeitvertreibe hingeben würden.

Sie fangen auch wohl hie und da Gazellen und Antilopen in Fallgruben und Schlingen oder jagen ſie mit Windhunden; doch ſind ſie weit entfernt, ſich der Jagd aus nationalem Vergnügen hinzugeben. Ihr energiſcher, raſtloſer Sinn hat nur ein Auskunftsmittel gefunden, die Zeit mit einigem Nutzen zu verbringen, und das iſt „Reiſen“. Sie ſind entweder ſelbſt Kaufleute, doch dann ſicherlich in ſehr beſcheidenem Maßſtabe, oder ſie ſind mit ihren Kameelen unterwegs, dieſelben von Feſſan nach Kauar, von Kauar nach

Bornu und zurück vermiethend. Kleinere kaufmännische Reisen unternehmen sie nach Bornu, Wadjanga, Ennedi, zu den südlichen Tibbu im Norden Kanems und Bornu's, oder zu den Arabern jener Gegenden (Mohamed-Uelad-Sliman).

Sind sie zu Hause, so schwatzen sie, streiten in Wort und That und berathen Plünderzüge gegen Fessan, die Tuareg oder andere Tibbu-Stämme, die sie in Gestalt von nächtlichen Ueberfällen und Diebereien aufführen. Bei dieser wirklich nationalen Beschäftigung werden sie von ihrer nüchternen, zähen Natur, ihrer körperlichen Gewandtheit und ihren herrlichen Kameelen wesentlich unterstützt.

Den Hauptverkehr unterhalten sie mit Fessan und mit Kauar und besonders ist ihnen der mit dem ersteren Lande fast unentbehrlich. Kauar ist ihnen ein zu unsicheres Land, zu sehr ausgesetzt den Razzien der Uelad Sliman, der Tibbu Goraan und Dasa und zu abhängig von den Tuareg Kelowi, um sicher auf seinen Markt und seine Einwohner zählen zu können. Ackerbau-Producte liefert Kauar überdies gar nicht; die Datteln sind von sehr mittelmäßiger Qualität und der Markt in Kleiderstoffen ist unsicher und mäßig versorgt. Fessan im Gegentheil mit seiner ausgedehnten Dattelbaumzucht und der ausgezeichneten Qualität seiner Früchte, seiner regelmäßigen Einfuhr von Cham von Tripoli her, von Bornu- und Sudan-Stoffen und seinem sicheren Absatz der unbedeutenden Landesproducte Tibesti's ist ihnen absolut nothwendig geworden. Dies erkennen die Tibbu Reschade, die des Verstandes nicht ermangeln, sehr wohl an, und wenn in den Mißhelligkeiten, die in neuester Zeit zwischen Fessan und Tibesti herrschen, die Tibbu langsam nachgeben werden, so geschieht dies wahrlich nicht aus Furcht vor der jämmerlich kraftlosen Localregierung zu Mursuk, sondern aus dem Bewußtsein, daß sie materiell zu sehr von ihrem natürlich begünstigteren Nachbarlande abhängen, um eine lange anhaltende Unterbrechung der Relationen ertragen zu können. Als Verkehrs- und Tauschmittel galt bisher der Cham. Mit ihm kaufte und verkaufte man Datteln, Ziegen, Toben, Kameele, Sclaven. In neuester Zeit hat sich der Maria Theresien-Thaler, Buteïr oder Real auch hier eingebürgert und ist jetzt sehr gesucht. Bei Abwesenheit von kleiner Münze hilft man sich durch Zerschneidung der Thaler.

Wenn auch wohl kaum eine lange Zeit verfloſſen iſt, ſeit ſich die Teda Tu's zum Islam bekennen, ſo iſt ihnen ſelbſt doch die Periode, in der ihre Väter dieſen Glauben annahmen, ſchon gänzlich unbekannt geworden, wie ſie überhaupt ohne jeden Blick in die Vergangenheit, ohne allen bewußten Zuſammenhang mit den Jahrhunderten ihrer Vorväter nur der Gegenwart leben.

Man irrt ſich ſehr in der Annahme, daß der Islam keine tiefen Wurzeln bei ihnen geſchlagen habe, und daß ſie deshalb vielleicht toleranter und weniger abgeſchloſſen gegen die Fremden ſeien. Sie ſind im Gegentheil ihrem Glauben mit der kindlichen Gluth zugethan, welche die ungelehrten Maſſen ſtets kennzeichnet. In Bezug auf die Tibbu hört man die Araber oft ſagen, was wiſſen dieſe Hunde vom Glauben an Gott und ſeinen Propheten? Wahrlich, ſie wiſſen ungefähr gerade ſo viel davon als ſie ſelbſt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich vielleicht ihrer Unkenntniß mehr bewußt ſind und das, was ihnen ein Geheimniß blieb, mit um ſo größerer Gluth und Hingebung verehren. Allerdings giebt es Viele unter ihnen, deren Kenntniß des vorgeſchriebenen Gebetes mit „Allah Akbar“ anfängt und auch ſchon endigt, doch dafür halten ſie die Stunden des Gebetes pünktlich ein und denken dabei ebenſoviel und vielleicht mehr als Viele, die in feierlich klingendem Tonfall nach allen Regeln der Kunſt zu beten verſtehen und ſich dadurch über Andere erhaben glauben.

Daß dieſer Eifer nicht erkaltet, dafür ſorgt die religiöſe Genoſſenſchaft, die ſich das Seelenheil der Bewohner der öſtlichen Wüſte angelegen ſein läßt. Sidi Senuſi, der Stifter derſelben, iſt zwar ſeit Jahren todt, doch ſeine Söhne und Nachfolger ſetzen die Miſſion mit bedeutend vermehrten Mitteln von ihrem Centrum Dſcherhabub bei Siwah aus fort. Von hier, wo ſie Hunderte von Studenten und Nachfolgern um ſich geſammelt haben, entſenden ſie ihre Miſſionäre und Boten, ſtreuen die Keime des Glaubens aus und ſichern und pflegen ſie durch Gründung von Sauyen. Von weit und breit fließen freiwillige Gaben in reicher Fülle bei ihnen zuſammen und dienen im großartigen Maßſtabe ihren religiöſen Zwecken. Dies iſt auch das Glaubenscentrum für die Tibbu Reſchade, die der großen Entfernung wegen von einer Commandite zu Wau aus, im feſſaniſchen Bezirke Scherkiya gelegen, geiſtig regiert werden. Wunderbarerweiſe findet

ſich keine Sauya Sidi Senuſi's in Tibeſti ſelbſt, während doch Bardaï ein ſehr geeignetes Centrum dazu abgeben würde, und obgleich ſich die neu bevölkerte Oaſe Kufara, und Wadjanga mit einer viel unbedeutenderen Bevölkerung einer ſolchen erfreuen ſollen. Ihr Glaube muß natürlich von außen geſchürt werden, da aus ihrer Mitte noch keine Erklärer des Koran, keinerlei Kirchenlichter, Säulen und Pfeiler des Islam hervorgegangen ſind. Vom Glauben ihrer Väter iſt auch nicht einmal die Erinnerung geblieben. Doch ſind wohl ihre häufigen Opferfeſte, die zur Erflehung von Fruchtbarkeit, durch Schlachtung von Ziegen gefeiert werden, und die Sitte der Reiſenden, an beſtimmten Plätzen einige Datteln oder dergleichen Naturproducte als Opfer zu deponiren, ein Ueberbleibſel aus ihrer heidniſchen Zeit. Die äußeren Vorſchriften der Religion befolgen die Tibbu Reſchade äußerſt regelmäßig: Gebet, Abwaſchung, Faſten, Beſchneidung, Vermeidung des Genuſſes unreiner Nahrung, nicht correct geſchlachteter Thiere u. ſ. w. Die einzige Sünde, welcher ſie ſich im Allgemeinen überlaſſen, iſt der Genuß gegohrenen Palmenſaftes (Lakbi). Den Glauben an Talismane, zauberhaften Einfluß von Koranſprüchen, von beſonders heiliger Hand geſchrieben, die ſie in wahrer Unmaſſe, wie ſchon erwähnt, an Takia, Turban, Oberarm, um den Hals in kleinen Lederfutteralen tragen und deren Waſſerabſud ſie trinken, theilen ſie mit den Arabern. Zur Beerdigung ihrer Todten graben ſie eine Grube, welche tiefer iſt, als es in der Gewohnheit der Araber und Feſſaner liegt.

Von der Erlaubniß der Polygamie, die ihnen der Islam giebt, machen ſie einen ſehr mäßigen Gebrauch. Sie haben wohl nie zwei Frauen an demſelben Orte, und ſelbſt die Verſtoßung einer Frau iſt ein viel ſelteneres Ereigniß als in allen anderen muſelmaniſchen Ländern. Höchſtens fügen ſie zu der heimiſchen Tibeſti-Frau noch eine Gefährtin in Feſſan oder Kauar, je nachdem ſie ihre Verbindungen mehr hierhin oder mehr dorthin führen. Zuweilen hat allerdings der Tibbu Reſchade der weſtlichen Thäler auch wohl eine Frau für die Bardaï-Saiſon. Doch die beiweitem größere Majorität begnügt ſich mit einer Frau im Vaterlande und würde auch anderenfalls die Frau gar nicht die Stellung in Haus und Familie einnehmen können, die ſie thatſächlich inne hat, und das würde ſicherlich ſehr zum Nachtheil des oft und lange abweſenden Gatten ausſchlagen.

Dem Heiraten gehen äußerst bindende Gelöbnisse voraus, die kaum jemals gebrochen werden, so lang auch oft der Zeitraum ist, der die Versprochenen von der Realisation des Bundes trennt. Ja, dies geht so weit, daß wenn der Verlobte stirbt, gemeiniglich sein Bruder oder nächster Anverwandter, wenn unverheiratet, an seine Stelle tritt.

Die Verlöbnisse sind so langdauernd, um dem Bräutigam die Zeit zu geben, sich das nöthige Vermögen zu erwerben. Je nach den Umständen beansprucht nämlich der Vater der Braut mehrere Kameele, Esel, Schafe oder Ziegen, sozusagen als Kaufpreis, von dem er allerdings bei der Etablirung des neuen Haushaltes einen Theil als Aussteuer zurückgiebt. — Am Tage der Hochzeit, welche ungefähr nach arabischer Sitte gefeiert wird, führt der Mann seine junge Gattin in sein Haus, behält sie sieben Tage und liefert sie dann den Eltern zurück, indem er selbst seinen Geschäften nachgeht, nach Fessan, Kauar, Bornu reist und oft jahrelang ausbleibt. Während dieser Zeit bleibt die Frau im elterlichen Hause; kommt jedoch später wieder eine längere Abwesenheit des Gatten vor, so bleibt sie im ehelichen Etablissement. Die Ehen sind im Allgemeinen nicht sehr kinderreich, was gewiß in der allzu häufigen und langen Abwesenheit der Ehemänner seinen Grund hat.

Die Sclaven sind glücklicherweise nur in beschränkter Anzahl vorhanden; glücklicherweise für die Teda Tu, deren Reinerhaltung von fremden Elementen dadurch begünstigt wird, und noch mehr glücklicherweise für die armen Sclaven, deren viele dadurch der traurigen Perspective entrückt werden, nach Tibesti verkauft zu werden.

Die Sclaven der Tibbu Reschade sind wirklich in einem herzzerreißenden Zustande der Verkommenheit. Lebt man schon im Allgemeinen in Tibesti allzu mäßig, so unterwirft man die Sclaven geradezu einer continuirlichen Hungerkur, welche den aus den üppigen Ländern des Sudan Kommenden um so empfindlicher sein muß. Den Luxus von Kleidern erlaubt man ihnen ebenfalls sehr selten; ein Stückchen Baumwollstoff oder Leder mit der Bestimmung des paradiesischen Feigenblattes und kaum größer muß ihnen genügen, und dies führt die für Kälte so empfindlichen Neger-Organismen im Vereine mit dem Hunger oft einem schleunigen Tode entgegen.

Begegnen sich zwei Tibbu auf der Reise, wo die Begrüßungsceremonie am vollständigsten ist, so ziehen sie den Litham höher hinauf, senken den Turban bis zu den Augen, so daß nur ein schmaler Spalt für diese übrig bleibt, legen den langen Dolch, den sie vielleicht der Bequemlichkeit wegen an den Kameelsattel gehängt hatten, an das Handgelenk, ergreifen Lanze, Speere und Wurfeisen mit der rechten Hand, den Zügel des Kameels mit der linken und nähern sich einander mit ernster Würde bis auf einige Schritte, dann hocken sie schweigend nieder, zupfen noch einmal den Litham in feierliche Falten und Einer beginnt mit ernster Stimme zu fragen: „Laha inkennaho?“ was der Andere ebenso ernst mit „Laha!“ beantwortet. Dann folgen eine Reihe gleichbedeutender Phrasen, wie „Lahanihni?“ „Killahani“ oder „Gita inna dúnnia?“ welche die invariable Antwort „Laha“ zur Folge haben. Von den Fragen ist die allgemeinste und einfachste „Killahani?“ welche unserem „Wie geht es Ihnen?“ am besten entspricht. Nach mannigfachen Wiederholungen und Combinationen dieser Phrasen und ihrer stereotypen Antwort „Laha“ intonirt der Eine plötzlich ein kräftiges „Ihilla“, welches von demselben Ausdrucke aus dem Munde des Anderen, nur eine Note tiefer gefolgt ist, und nun geht es in absteigender Tonleiter abwechselnd, bis die Stimme in einem dumpfen Grunzen erstirbt. Dann ermannt sich Einer und giebt durch ein neues kräftiges „Ihilla“ der Ceremonie einen neuen Aufschwung. Dazwischen mischt man geschmackvoll die oben angeführten Fragen nach dem Befinden, und wenn die Ceremonie in dieser maßvollen Abwechslung noch eine schickliche Zeit lang den Beweis von Lebensart geliefert hat, so flechtet man auch Fragen vom allgemeinen Interesse ein, bis zuletzt nur noch eine gewöhnliche Unterhaltung übrig bleibt.

Man muß natürlich diesem ceremoniösen Benehmen nur den formellen Werth beilegen, den es wirklich hat. Es involvirt so wenig wirkliche Höflichkeit, daß oft die der Begrüßung beigemischten Fragen, welche ihr gegenseitiges Interesse betreffen, einen wüthenden Streit erregen, ehe die Conversation in ihrer vollen Ausdehnung beendigt ist. Sie halten so wenig darauf, diese Höflichkeit zu zeigen, daß vielmehr jeder Tibbu wenigstens auf Reisen, d. h. den Augen der Landsleute und folglich des Rechtes entrückt, fürchtet, einem Landsmanne zu begegnen, nur Räuber und Diebe in allen ihm nicht

persönlich bekannten Individuen witternd. Jeder fürchtet sich vor seinem Nächsten, sobald er nicht durch die Gegenwart Aller vor dessen Uebergriffen gesichert ist; Mißtrauen regiert alle ihre Schritte und ihren Verkehr. So erzeugt sich der Argwohn, die Heimlichkeit, mit der Jeder seine Hütte sozusagen „außer Schußweite" des Nachbars, in verborgenen Felsschluchten aufschlägt und die Nacht zum Tage macht.

Da, wo sie gezwungen sind, nahe bei einander zu wohnen, inmitten ihrer Gärten und Dattelbaumpflanzungen, hört Zank und Streit nicht auf. Es vergeht keine Woche, daß nicht leichte und schwere Verwundungen in Folge ihrer Zank- und Streitsucht vorkommen. Ihre Eitelkeit und ihr aristokratischer Stolz machen sie um so empfindlicher und gefährlicher, im Nu und durch nichts verletzt, brausen sie auf, und wehe, wenn ihre Lanze zur Hand ist.

Da ist auch keine Spur von gemüthlichem Volksleben, das Vergnügen findet an gemeinsamen Erholungen, Ergötzlichkeiten, an Musik und Tanz, an Spiel und Scherz. Wohl hört man bei festlichen Veranlassungen die Trommel, das Tamburin und eine Art Derbuka ertönen, doch wie weit bleiben diese Versammlungen entfernt von den harmlosen Zusammenkünften der Neger Bornu's, die in kindlicher Fröhlichkeit sich nur der Gegenwart und ihrer Lust hingeben. Wie kalt sind sie selbst im Vergleich mit den Volkslustbarkeiten der Fessaner, in denen viel Negerblut steckt. Schon die ernsten Physiognomien der Tibbu, ihr Ausdruck versteckter Berechnung, ihre verschlossenen Züge scheinen gar nicht in dieses Volksleben zu passen. Trotzdem sind sie „große Freunde der Rede", ja geschwätzig. Da sitzen sie Tag für Tag, Abend für Abend und discutiren und raisonniren über Razzien und ihre Streitigkeiten im Lande selbst, bis ein Diebstahl, eine Beleidigung, eine Verwundung oder gar ein Mord das Interesse der Actualität gewinnt und ihnen für Wochen Gelegenheit giebt, ihr argumentirendes Rednertalent zu üben. Dies ergeht sich nicht allein, sobald es sich um ihr eigenes Interesse handelt, in Spitzfindigkeiten und Nebenumständen, um die Hauptfrage in den Hintergrund zu drängen, sondern basirt sich auf ein eigensinnig, gewaltsam verdrehtes Rechtsbewußtsein.

Es ist trostlos, sie dann in ihrer Discussion zu beobachten, aber geradezu verzweifelt, selbst darein verwickelt zu sein. Jeder hält mit einer Zähigkeit,

einem Eigensinn seine Scheinargumente fest, welche den Fremdling endlich zu verzweifelter Resignation treiben. Dabei vertheidigt er sie nicht offen Auge in Auge, sondern bohrt diesen Spiegel seiner Seele entweder in den Sand vor sich oder läßt ihn vage in die Ferne schweifen, aber verräth keinesfalls auch nur eine Spur von dem, was in ihm vorgeht.

Ist der Umgang mit den Arabern ihrer Doppelzüngigkeit, ihres Mangels an Aufrichtigkeit wegen unerfreulich, der Verkehr mit den Tibbu Reschade ist geradezu unheimlich. Niemand kennt Billigkeit, höchstens starres Recht, Niemand eine andere Norm für seine Meinung und Handlungsweise als Interesse, Habsucht, höchstens noch Rachegefühl. Dem unterjochen sie ihr Raisonnement, dem zuliebe scheinen sie vor sich selbst die eigene Ueberzeugung zu fälschen, sich hartnäckig aller besseren Ueberzeugung verschließend. In Fragen, welche nicht ihr eigenes Interesse berühren, sind sie verständig und urtheilsfähig genug, doch sobald dies berührt wird, ist es mit ihrem klaren Urtheil zu Ende.

Daß die Tibbu Reschade habsüchtig und stets auf ihren Vortheil bedacht sind, theilen sie im Allgemeinen wohl mit allen von der Natur ihres Landes stiefmütterlich Behandelten, welche auf etwas primitiver Culturstufe stehen geblieben sind. Doch bestehen in dieser Eigenschaft bedeutende Gradverschiedenheiten. Ihr ernster Charakter, welcher nichts mit dem der meist sorglosen Kanuri gemein hat, und die Zähigkeit ihrer ganzen Natur accentuiren dieselben bei ihnen über Gebühr. Sie lassen sich in der That keine Gelegenheit entgehen, ihrem Vortheil zu dienen, ihr ganzes Dichten und Trachten ist auf ihn gerichtet. Trotzdem sie einen gewissen Hang zur Eitelkeit haben, die Reisende oft constatirt haben, so gewinnt dieser doch nie die Oberhand über ihren praktischen Sinn. Jeder Appell an ihr Herz ist für sie unverständlich und ohne Widerhall. Die ewig speculirende Selbstsucht markirt ebenfalls ihre Beziehungen untereinander und erzeugt die Heimlichkeit, Verschlossenheit, Unwahrhaftigkeit ihres ganzen Wesens und den Hang zum Diebstahl, dem sie mit Gewandtheit und Schlauheit huldigen.

Zur mildern Beurtheilung dieses unvortheilhaften Bildes darf man jedoch die dieser moralischen Verkommenheit zu Grunde liegenden Umstände nicht vergessen. Neben der Armuth ihres Landes und den Entbehrungen,

welche ihnen dieſelbe auferlegt, muß uns vorzüglich die Thatſache gewärtig bleiben, daß die unglücklichen Tibbu von jeher neben ihrer ohnehin peniblen Exiſtenz den Verfolgungen und der Plünderungsſucht ihrer mächtigeren Nachbarn zum Opfer fielen. Die Sultane und Gouverneure von Feſſan ergoſſen periodiſch ihre Soldaten, welche damals zahlreicher waren als jetzt, zur Sclavenjagd über Tibeſti, Wadjanga, Bornu und Kanem, die Araber der großen Syrte ließen Razzia auf Razzia folgen, und die Tuareg, die ihnen im kriegeriſchen Weſen überlegen ſind, betrachten ſie nur zu oft als leichte Beute. Der beſte Beweis, daß bei friedlicheren und harmloſeren Beziehungen zu den Nachbarn auch die wilden Tibbu Reſchade ihren Charakter weſentlich modificiren würden, liegt in der Thatſache, daß diejenigen von ihnen, welche das ſüdliche Feſſan bewohnen, ſich den immerhin geregelteren Zuſtänden dieſes Landes nicht allein mit Leichtigkeit fügen, ſich gewöhnen, in ihren Verhandlungen ehrlicher zu ſein und Wort zu halten, ſondern ſchnell im Ganzen mildere Sitten adoptiren, ſich ſpäter nur ſchwer entſchließen, nach Tibeſti zurückzukehren, und endlich nur mit Furcht an die Wildheit und Treuloſigkeit ihrer Landsleute denken. Doch freilich ſind auch ſie noch wegen ihrer Lügenhaftigkeit berüchtigt.

Ihr politiſches Gemeinweſen iſt nicht geeignet, in ihnen Sinn für Ordnung und Geſetzlichkeit zu entwickeln. Tradition und Uſus halten es mit lockerem Bande mühſam zuſammen.

Die Teda Tu's ſcheiden ſich in Edle (Maina) und Volk, und an der Spitze des Ganzen ſteht ein Sultan oder Fürſt (Dardeï), welcher abwechſelnd aus einem der vier Zweige der Tomaghera, welche im Lande wohnen, hervorgeht. Die Macht desſelben iſt durch das ariſtokratiſche Element der Edlen beſchränkt und thatſächlich unbedeutend. Zwar haben einzelne Fürſten, wie noch der Vorgänger des jetzigen, der Maina Taherke, ſich großer Autorität erfreut, doch lag dies mehr in ſeiner Perſönlichkeit als in ſeiner Stellung. Eine wie geringe Machtentfaltung dieſe ſelbſt implicirt, ſieht man hinlänglich an dem Einfluſſe, deſſen der jetzige Sultan Tafertemi genießt. Der Dardeï präſidirt der Verſammlung, dem großen Rath der Edlen, der alle Fragen von öffentlichem Intereſſe ventilirt und entſcheidet. Er wird bei allen Unternehmungen und ſtreitigen Fällen zu Rathe gezogen und hat das Recht, bei zu unter-

nehmenden Razzien den mit ausgedehnter Gewalt bekleideten Anführer zu ernennen. Doch hat er weder die Gerechtigkeitspflege in der Hand, noch kann er auf eigene Fauſt irgend welche öffentliche Anordnungen treffen, noch hat er irgend welche Executivgewalt zu ſeiner Verfügung. Seine Zuſtimmung ſucht man in althergebrachter Achtung vor ſeiner Würde zu Allem, handelt jedoch vorkommenden Falles auch ohne dieſelbe nach eigenem Ermeſſen. Er dagegen kann in keinem Falle der Zuſtimmung der Verſammlung der Edlen entbehren. Materielle Vortheile erwachſen dem Dardeï aus ſeiner hervorragenden Stellung nicht, wenigſtens ſind dieſelben nicht nennenswerth.

Beim Regierungsantritte bietet das Land ſeinem Dardeï als Ausſteuer und Inſignien ein Zelt, einen Teppich, einen Burnus und einen rothen Torbuſch dar, und außer dieſen Emolumenten hat derſelbe einen beträchtlichen Antheil an der Beute der Razzien, an dem Durchgangszoll der Caravanen und den Geſchenken der Reiſenden. Doch freilich ſind Caravanen und Reiſende ſeit der Unterbrechung des Caravanenweges zwiſchen Murſuk und Wara und bei dem abſcheulichen Rufe der Tibbu von äußerſter Seltenheit. Früher gab es zwei Sultane im Lande der Tu, einen aus dem Stamme der Tomaghera und einen aus dem der Gunda.

So noch zur Zeit des Maina Taherke, neben dem noch Ali-ben-Sidi functionirte. Doch nach dem Tode des Letzteren hat man ſich dahin geeinigt, den Tomaghera allein das Vorrecht zu laſſen, den Dardeï zu liefern, während die Gunda nur dadurch ausgezeichnet bleiben, daß ihr Chef mit jenem bei Beutevertheilung, Durchgangszöllen und Geſchenken zu gleichen Theilen participirt.

Das Volk hat keinerlei Rechte, aber auch keinerlei Pflichten. Abgaben ſind ihm unbekannt, doch iſt ſein Loos bei der Armuth des Landes trotzdem kein beneidenswerthes. Die Beute der Razzien fällt faſt ganz den Edlen zu, und wo nicht, wie im Flußthal Bardaï, Arbeit und Landbau in etwas blühen, ſind ſie großentheils der Gnade dieſer anheimgegeben. Die Edlen ſind in fabelhafter Menge vorhanden. Faſt jeder iſt Maina in den weſtlichen Thälern, entwickelt mit Stolz ſeine edle Abkunft und iſt dem entſprechend hochmüthig und anſpruchsvoll. Den Urſprung dieſer Ariſtokratie dem Volke gegenüber feſtzuſtellen, muß ſpäteren Forſchungen überlaſſen bleiben.

... Schichtung und die politiſche Anordnung ſchließt ſich den ..., die wir bei den verſchiedenen Gliedern der großen Berber- ..., und ſondert die Tibbu Reſchade entſchieden von den reinen ..., wo der Abſolutismus des Sultans ohne hemmendes ariſtokra- ... vorherrſcht. Aus dem Volke ſondert ſich noch ein Element ... Exceptionelle Stellung ſchon durch Gerhard Rohlfs bekannt geworden ... der Schmiede. Wenn ſchon in anderen Ländern und Völkern ſich an ... Profession ſonderbare geheimnißvolle Eigenſchaften knüpfen, die ſich ſogar ... auf die Frau übertragen, ſo beſchränkt ſich doch die Eigen- ... in Tibeſti nicht auf die Kenntniß von Zaubertränken u. ſ. w., ... vielmehr hier die Schmiede eine höchſt ſonderbare Paria-Stellung ... ſie gänzlich von der Geſellſchaft ihrer Mitbürger ausſchließt. Jemand ... Waffenſchmied heißen, iſt eine Beleidigung, die nur durch Blut gerächt ... kann. Niemand giebt ſeine Tochter einem Schmiede zur Frau, Nie- ... läßt ſeinen Sohn das Handwerk eines ſolchen erlernen, Niemand ſteht ... näherer Verbindung mit dieſen Paria. Das Handwerk vererbt ſich von Vater auf Sohn, die Verheiratungen geſchehen unter Ihresgleichen und ſo bleibt die Race für ſich rein und unvermiſcht. Und doch iſt dies nicht reine Verachtung. Es wird auf der anderen Seite Niemand einfallen, einen Schmied zu beleidigen oder gar mit bewaffneter Hand anzugreifen; die größte Schande würde ſolcher That ankleben. Er wird vielmehr wie ein Weib betrachtet, wie ſich denn Niemand gern weibiſch ſchelten läßt und es überall eine Schande iſt, ein Weib zu beleidigen. Trotz aller Anſtrengung iſt es noch nicht gelungen, den Urſprung dieſer geheimnißvollen Paria-Stellung zu ergründen. Uebrigens unterſcheiden ſich dieſe Leute in nichts von ihren Landsleuten, und Niemand zweifelt an ihrem gemeinſamen Urſprung und Herkommen.

Die Gerechtigkeitspflege vollzieht ſich nach dem Uſus vergangener Jahrhunderte. Mord fällt der Blutrache anheim und kann nie ſofort durch Geldbuße geſühnt werden. Jeder Mörder wird landesflüchtig und kehrt nie mehr in ſein Vaterland zurück, wenn nicht etwa, wie dies nach langen Jahren freiwilligen Exils bisweilen geſchieht, endlich die Familie des Ermordeten dem Thäter gegen bedeutende Geldopfer geſtattet, wieder in der Heimat zu

leben. — Schwere Beleidigungen in Wort und That werden bei der Zornmüthigkeit der Tibbu gewöhnlich durch blutigen Kampf entschieden; Diebstähle, Verleumdungen, leichte Beleidungen hingegen werden durch Geld gesühnt, je nach der Schwere des Falles und dem Vermögen des Schuldigen.

Jeder ältere angesehene Mann genügt, die streitigen Fälle zu entscheiden und die Strafe zu fixiren; es ist durchaus nicht nöthig, die Angelegenheit dem Sultan zu unterbreiten. In schwierigen Fällen, und die klarsten und einfachsten werden oft zu solchen bei dem Eigensinn und der Rechthaberei der Tibbu, appellirt man an mehrere ältere, angesehene Männer, oder die ganze Versammlung der Edlen nimmt die Angelegenheit in die Hand, und nach tagelangen endlosen Discussionen und Negociationen gelingt es fast stets, den Handel beizulegen.

Ehebruch und Verführung, die übrigens selten vorkommen, überliefern den Thäter dem Dolche des beleidigten Gatten, des Vaters, sofern dieser den Angriff auf seine Ehre beweisen kann. Da kein Kadi bekannt ist und kein in der Gesetzeskunde des Islam bewanderter Mann in Tibesti lebt, so recurriren sie in Fällen, wo ihre Weisheit zu Ende ist, an den Chef der Sauya Sidi Senusi's zu Wau im fessanischen Districte Scherkiya, dessen Urtheil wohl stets als endgiltig angenommen wird.

In physischer, intellectueller und moralischer Beziehung kann man die Bewohner in Kürze also charakterisiren: dieselben sind mehr oder weniger dunkelhäutig, mager, mittlerer Größe, ebenmäßigen Körperbaues, kaukasisch in Zügen und Kopfbildung, energisch, ausdauernd, mäßig, gewandt und waffenkundig, gleich den Tuareg sind sie rastlose Reisende und verwegene Räuber, verständig, berechnend, habsüchtige Egoisten, mit den Arabern der Oasen-Ksors theilen sie den Geiz und den Hang zur Lüge, sind aber überdies verrätherisch, wild, gefühllos und grausam; mit den Ahaggar-Tuareg theilen sie den Eigendünkel und die Zanksucht, gleich jenen sind sie im Verkehr mit fremden Stämmen ungemüthlich und zornmüthig, von maßlosem Stolz und aristokratischem Dünkel, dabei zügellos, mißtrauisch und fanatisch.

Die Stärke der Bevölkerung iſt ſchwer, ja unmöglich zu beſtimmen. Die ungefähre Zahl von 5000 Seelen, welche Gerhard Rohlfs angiebt, mag richtig ſein, bleibt aber jedenfalls etwas unter der Wahrheit. Denn wenn auch die Wüſtheit und Armuth des Landes eine nur ſpärliche Bevölkerung erlaubt, ſo iſt doch die Zahl der bewohnten Thäler groß, und wohin man von ihnen aus ſeine Schritte in Feldſchluchten und Nebenthäler lenken mag, überall ſtößt man auf ihre zerſtreuten Hütten.

XII.

Von Tibeſti nach der Jupiter Ammon-Oaſe.

Kehren wir nun in das Flußthal Zuar zurück, um von hier aus unſere Wüſtenwanderung wieder aufzunehmen. Unſer Ziel, die alte Heimſtätte egyptiſcher und ſpäter griechiſcher Cultur, die Jupiter Ammon-Oaſe, liegt zwar in gerader Luftlinie nur 1200 Kilometer oder 40—45 Tagereiſen nordöſtlich vom Enneri Zuar entfernt, und wir würden auch gewiß dieſen Weg einſchlagen, wenn nicht, wie uns ein Blick auf die Karte überzeugt, die Ausführung eines ſolchen Vorhabens an der Unmöglichkeit ſcheitern würde, das Sandmeer der libyſchen Wüſte zu überwinden. Weder im Alterthum, noch ſeither hat je eines Menſchen Fuß dieſe fürchterliche Region der allen organiſchen Lebens baren Sandwüſte zwiſchen Tibeſti und den libyſchen Oaſen durchmeſſen, weiter nach Oſten als bis zur für den europäiſchen Forſchungsreiſenden noch jungfräulichen Oaſe Kufarah, die durch endloſe Sſerirflächen (Kieſelboden, Hammada) vom Berglande Tibeſti geſchieden wird, ſind ſelbſt die mit den ſchwerſten Reiſeſtrapazen der Wüſte vertrauten Tibbu und die Sclaven-Caravanen aus Wadai nicht vorgedrungen. Auch wenn wir nach Südoſten unſere Blicke ſchweifen laſſen, nach welcher Richtung ſich die Maſſe des Berglandes Tibeſti in nebelhafte Ferne verliert, ſtoßen wir auf faſt gänzlich unerforſchtes Gebiet, nur etwa zehn Tagereiſen ſüdöſtlich von unſerem Standpunkte begegnen wir wieder in der Landſchaft Borku, in den Oaſenthälern Tigzi, Jarda, Jin und Wun, ſowie in der Bateleh-Oaſe Jajo dem kühnen und unerſchrockenen Erforſcher Tibeſti's, Dr. Nachtigal; von hier ab aber bis an die fern im Oſten plätſchernden Fluthen des Altvaters

der Flüſſe, bis zum Nil, iſt die Südgrenze der großen Wüſte eine vollſtändige terra incognita, erſt jenſeits derſelben durch das ſteppenreiche Wadai und Darfur, alſo im nordöſtlichen Sudan, ſchlängelt ſich vom Tzadſee bis Chartum am Nil ein rother Faden europäiſcher Forſchung, die Route Dr. Nachtigal's, des erſten Europäers, der nach Wadai hinein und auch glücklich wieder heraus kam.

Scheikh Mohamed Ibn Omar el Tunſi.

Wir entbehren indeß nicht jeglicher Führung, wenn wir nach Südoſten aufbrechend, der Caravanenſtraße folgen, welche Murſuk in Feſſan mit der ehemaligen Haupt- und Reſidenzſtadt Wadai's, Wara, verbindet. Dieſe in früherer Zeit ziemlich frequentirte Straße zog 1811 der Scheikh Mohamed Ibn Omar el Tunſi, einer der Ulemas von Kairo und Chefreviſor der mediciniſchen Schule daſelbſt. Obwohl ſeine Aufſchreibungen über die Gebiete, die er durchzog, nur wenige und dürftige Schilderungen bieten, ſo

waren sie doch von nicht geringem Werthe, indem sie uns eine treffliche Anschauung von dem Leben und Treiben der Tibbu in den bisher Europäern unzugänglich gebliebenen Kernländern mit Ausnahme Tibesti's geben. Selbst als Ulema blieb er nicht von allem möglichen Ungemach verschont, das die Caravane, in deren Gesellschaft der Scheikh von Wadai nach Fessan reiste, von den Tibbu zu erdulden hatte.

In der Voraussetzung, vom Schicksal begünstigter zu sein als Nachtigal, dem das weitere Vordringen über Enneri Zuar verwehrt wurde, brechen wir in Begleitung mehrerer Tibbu Reschade von Zuarkai auf und ziehen durch ein an seltsamen Zeugenhügeln und Sandsteinfelsen reiches Gebiet längs des Fußes der Berge nach Südosten und überschreiten nacheinander eine große Zahl theils ausgetrockneter, theils von einem schillernden Wasserbande durchschlängelter Flußthäler, unter anderen die Enneri Marmar, Krema, Gereride u. a. Nach Westen schweift das Auge ununterbrochen über eine von isolirten Sandsteinfelsen und Gurs durchsetzte trostlose Hammada, auf welcher alle die Wasserläufe des Berglandes ersterben, das sich zu unserer Linken erhebt und dessen Kamm uns in ununterbrochener Linie begleitet. Die gewaltige Masse des Tusidde ist längst unseren Augen entrückt, und siehe da, am fünften Tage unserer Wanderung entdecken wir, über den Kamm des Gebirges mächtig hervorragend, einen anderen Kegel, von unseren Begleitern Emi Kussi genannt, der dem Tusidde an Höhe gleichkommen soll; für die nächsten Tage bleibt dieser Berg, der gleichfalls eine Therme und einen riesigen Krater beherbergen soll, in welchem man Natron und Schwefel findet, unsere Wegmarke. Endlich nach Sonnenuntergang des zehnten Tages treffen wir in einem blühenden Dattelthale ein und finden uns bei einem Häuflein von zwanzig ärmlichen Hütten, dem Ueberreste einstiger Blüthe und Wohlhabenheit, im Orte Jin in der Landschaft Borku.

Hier sind wir wieder auf bekanntem Boden, und wir überlassen uns für die nächste Zeit der Führung Nachtigal's, der die Landschaft nach vielen Richtungen in Gesellschaft der Ulad Sliman-Araber durchzog. Von den übermenschlichen Anstrengungen und Mühsalen seines Zuges nach Tibesti erholt, war Nachtigal, den wir vorher nach Mursuk begleitet hatten, am 18. April 1870 wieder von Fessan aufgebrochen, und langte am 6. Juni

wohlbehalten in Kuka, der Hauptſtadt Bornu's, an, wo er volle acht Monate verweilte. In ſeiner Ausrüſtung durch Scheikh Omar, den Sultan von Bornu, unterſtützt, gelang es ihm endlich, Kuka zu verlaſſen und eine Forſchungsreiſe nach Nordoſten zu unternehmen.

Unter dem Schutze der mächtigen Uelad Sliman verließ er im März 1871 Kuka, erkrankte aber bald ſehr heftig und verdankte nur reichlich eingenommener Kameelmilch ſeine Geneſung. Durch die Landſchaft Kanem zog der Forſcher in das Tiefland Egai und nach Ueberſchreitung einer drei Tagemärſche breiten Wüſte in jenes von Bateleh oder Bodele, das ſehr wahrſcheinlich mit dem erſteren in Verbindung ſteht. Dieſes Tiefland in nordöſtlicher Richtung durchziehend, gelangte Nachtigal nach überaus anſtrengendem Marſche Ende Mai 1871 zu den berühmten Quellen von Galakka, die bereits in der Landſchaft Borku liegen. An Mühſeligkeiten aller Art fehlte es ihm auch auf dieſem Zuge nicht, die Kameele ſtarben eines nach dem anderen, ſein Pferd war zum Skelet geworden, ſo daß er einen großen Theil der weiten Wanderung in glühender Sonnenhitze zu Fuß zurücklegen mußte, dabei in der Nahrung auf etwas Hirſe und Datteln beſchränkt war, und um das Maß der Gefahren und Drangſale voll zu machen, predigte ein Miſſionär des Senuſi-Ordens den Uelad Sliman und den Tibbu, daß der Mord eines Chriſten das ſicherſte Mittel ſei, in's Paradies zu gelangen. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte Nachtigal den Gedanken, nach Wanjanga und Ennedi vorzudringen, aufgeben, und ſich mit der Erforſchung der Dattelthäler Borku's begnügen, von wo er nach neunmonatlicher Abweſenheit wieder im Jänner 1872 in Kuka eintraf.

Der Aufenthalt in Borku, ſchreibt Nachtigal, war von troſtloſer Einförmigkeit, und ſelbſt die Raubzüge, mit denen die Araber daſelbſt ihre müßige Zeit auszufüllen pflegen, fehlten mehr oder weniger, ein Umſtand, der zwar dem gebildeten Menſchen in mir zur größten Befriedigung gereichte, aber dem Afrika-Reiſenden unwillkürliches Bedauern erweckte. Die Ziele der arabiſchen Beutezüge waren früher hauptſächlich das Land der Terrawia und die Weideplätze der Einwohner des nördlichen Wadai. Tibeſti kann wegen ſeiner Terrainſchwierigkeiten und der geſicherten und verſteckten Lage ſeiner Thäler nur an ſeinen Grenzen heimgeſucht werden, und die

Einwohner ſind verſtändig genug, zur Zeit der Abweſenheit der Araber in Borku unbekannte und ſchwer zugängliche Thäler aufzuſuchen. Wanjanga, das nur vier Tagereiſen öſtlich von Jarda liegt, iſt, obwohl einem Angriff rettungslos preisgegeben, zu Beutezügen nicht beliebt, da die aus zwei bewohnten Thälern beſtehende Landſchaft arm an Kameelen iſt. Borku hingegen ſehen die Uelad Sliman als ein vom Scheikh Abd el Dſchelil (dem einſtigen Sultan von Feſſan) ſeinerzeit erobertes, ihnen zugehöriges Land an, das ſie nur deshalb nicht bewohnen, weil Kanem (ihre eigentliche Wohnſtätte) ihnen größere Leichtigkeit zur Beſchaffung von Kleidung und Getreide bietet. Alle drei oder vier Jahre erſcheinen ſie insgeſammt in dieſem „ihrem Lande“, nehmen die ganze Dattelernte in Anſpruch und halten ſich für außerordentlich milde und wohlwollende Herrſcher, daß ſie dies nicht alljährlich thun. Außer der Dattelernte treibt ſie aber auch das Bewußtſein der Unzuträglichkeit des Klima's von Kanem (bereits jenſeits der Südgrenze der eigentlichen Wüſte gelegen und die herrlichſten, von üppiger Vegetation und Waſſerreichthum erfüllte Thäler beherbergend) und das Bedürfniß, ſich in der beſſeren Luft des höher gelegenen Theiles von Borku zu regeneriren. Auch ihre Kameele bedürfen zeitweiſe eines ſolchen Wechſels, denn Kanem iſt keineswegs ein eigentliches Land für Kameelzucht, und es ſcheint hier vorzugsweiſe das Natronwaſſer, welches die Brunnen im Tieflande Egai und Bodele charakteriſirt, die Hauptrolle in der beſſeren Züchtung dieſer Thiere zu ſpielen. Die Herrſchaft in dieſen Landſchaften theilen die Uelad Sliman mit den Mgharba, einem gemiſchten Araberſtamm aus Barka, der aus Raubſucht und Drang nach Abenteuern die Heimat verließ und ſein Geſchick mit dem jener verband, doch ſtets geſondert von ihnen lebt. Die meiſten dieſer Mgharba kamen vor achtzehn Jahren in dieſe fernen Gegenden, keineswegs mit der Abſicht, hier dauernden Wohnſitz zu nehmen, ſondern nur auf einer Razzia begriffen. Dieſe zeitweiſen Zuzüge aus der Heimat hielten vielleicht den Verfall der Uelad Sliman auf, welchen Barth, der ſie nach ihren großen Verluſten durch die Tuareg 1851 beſuchte, als nahe bevorſtehend bezeichnete, und deshalb finden wir ſie jetzt, trotz ihrer numeriſchen Schwäche, noch immer als Herren Kanems und Borku's. Sie ſind trotz der 37 Jahre, welche ſie hier zugebracht haben (ſeitdem ihr Chef Abd el Dſchelil, der uns ſchon aus der Geſchichte

Feſſans bekannte und berüchtigte Sultan, im Kampfe gegen die Türken gefallen war), ihren urſprünglichen Sitten und Gebräuchen treu geblieben, da ſie damals mit Frauen und Kindern auswanderten, während die Mgharba dieſe in der Heimat ließen und jetzt nur mit Sclavinen leben.

Halten wir nun in Borku Umſchau. Die Dattelthäler Borku's liegen alle nahe bei einander und ſind durch wüſtes Terrain mit niedrigen und unregelmäßigen Kalkfelſen getrennt. Die Bevölkerung dieſer Oaſen gleichenden Thäler theilt ſich in eine ſeßhafte und nomadiſirende, beide gehören aber der Tibbu-Nation an. Die nördlichen Thäler ſind auch gut bevölkert, dank der ſchwierigen Sandſteinfelſen, welche ſie vor den Razzien der Araber einigermaßen ſichern, die ſüdlichen hingegen, insbeſondere Jin, ſind faſt gänzlich verödet. Die Thäler ſind reich an Dattelbäumen und an Bewäſſerung, welche durch reiche Quellen beſorgt wird, doch während dieſe in früheren Zeiten auch Quellen des Wohlſtandes und der Thätigkeit waren, werden ſie jetzt von Jahr zu Jahr weniger benützt. Im Schatten der Palmen bedeckten früher ſorgfältig bearbeitete Gärten mit Negerhirſe und Weizencultur den ſandgemiſchten Thonboden der Thäler, doch die traurigen politiſchen Verhältniſſe des Landes verröden es mehr und mehr. Von Süden her verheeren es gewöhnlich die Mahamid-Araber, von Oſten her bedrohen es die Terrawia oder Bele beſtändig, und kommen die Ulad Sliman, ſo haben ſie zwar Ruhe vor den genannten Feinden, doch wenig materiellen Vortheil, denn die Früchte ihrer Arbeit heimſen alsdann ihre Herren und Freunde ein. Für den Reichthum an Datteln ſpricht der Umſtand, daß man in Borku für eine Bornu-Tobe gewöhnlicher Art, welche in Kuka ſelten den Werth eines Thalers erreicht, hier eine volle Kameelladung guter Datteln kauft, welche in Kuka 8—10 Thaler abwirft. Daß wir uns in Borku nicht mehr weit von der Grenze der Wüſte und dem fruchtbaren, von tropiſchen Regen befeuchteten nördlichen Sudan befinden, zeigen uns die häufigen, zuweilen von Regengüſſen begleiteten Gewitter, welche im Sommer (Mai—Auguſt) über das Land aus Südweſt und Südoſt hinüberziehen. Die übrige Jahreszeit herrſcht der Oſtpaſſat mit größter Entſchiedenheit und meiſt mit großer Stärke. Faſt täglich macht dann der ſtarke Wind von früh Morgens bis zum Aſſer (3—4 Uhr Nachmittag) jede Beſchäftigung des civiliſirten

Menſchen unmöglich. Die Hütten der Araber, welche wie die der Tibbu Reſchade gebaut ſind, und die Zelte ſind der Wuth des Elementes gänzlich preisgegeben und letztere ſind nicht im Stande, ihm dauernd zu widerſtehen; dabei führt dieſer Wind beſtändig große Maſſen feinen Sandes mit, der überall eindringt und langſam Alles zerſtört. Die ganze weite Gegend von Borku bis Egai bekommt durch dieſen Sand ihr charakteriſtiſches Gepräge; derſelbe lagert ſich in den geringſten Bodenvertiefungen und die Thäler Bodele's haben ganze Dünengebirge. Die geringſte Bodenungleichheit, das geringſte Hinderniß, das ſich dem Winde entgegenſtellt, giebt Anlaß zur Entſtehung einer Düne, die ſtets die charakteriſtiſche Form eines Halbmondes hat, deſſen concave Seite ſteil abfällt. Die meiſten dieſer Dünen verändern allmälig ihren Platz und rücken gegen Südweſt vor.

Wir ſetzen nach einigen Raſttagen in Jin (auch Belad el Omian, oder die Stadt der Adler genannt) unſere Reiſe über Wun nach Südoſt fort, und durchkreuzen zunächſt den öſtlichen Theil jenes dünenerfüllten, dabei aber weidereichen Tieflandes Bodele, das in vielleicht noch hiſtoriſcher Vergangenheit mit ausgedehnten Waſſermaſſen bedeckt war, die durch den Bahar el Ghazal, den gegenwärtigen Ausfluß des Tzadſee's, mit dieſem in Verbindung ſtanden, denn als Beweis dieſer einſtigen Waſſerbedeckung finden wir in dem von uns durchwanderten, Dſchurab genannten Theile des Tieflandes Bodele, wie auch in Egai den Boden mit Skeletreſten von Fiſchen, Muſcheln, verſteinerten Knochen und Holzſtücken bedeckt. Der Bahar el Ghazal ſelbſt iſt heutzutage nur ein trockenes, weidereiches Flußbett, denn ſo groß auch die Waſſermenge iſt, die der Tzadſee durch den Schari und die übrigen Zuflüſſe, ſowie durch die im Sommer herrſchenden tropiſchen Regen erhält, ſo iſt ſie doch nicht genügend, um den durch die enorme Verdunſtung hervorgerufenen Verluſt der Waſſerfülle des See's auszugleichen. Die folgenden Tage führen uns durch unüberſehbare grüne Ebenen, von Talhabäumen und Alendabüſchen anmuthig unterbrochen, es ſind dies die großen und ausgezeichneten Weidebezirke, auf denen die Mahamid-Araber, deren Reichthum an Pferden und Kameelheerden in der öſtlichen Sahara bekannt iſt, und andere Nomadenſtämme, insbeſondere auch die Terrawia-Tibbu, ihre Thiere weiden laſſen. Wir kommen an zahlreichen Zeltlagern dieſer Nomaden vorüber, die ſämmtlich

dem Sultan von Wadai tributpflichtig sind und zwölf Tagereisen südöstlich von Jin auch einen großen brunnenreichen Ort, Aradha, bewohnen. Im fernen Osten thürmen sich am Horizonte dunkle Gebirgsmassen auf, aus denen einzelne Gipfel kühn emporragen, es ist die von den Terrawia (auch Bele oder Bideyat genannt) und den Dasa (südlichen Tibbu) bewohnte Berglandschaft Ennedi, die bisher von keines Europäers oder gebildeteren Arabers Fuß betreten wurde, nach den Erkundigungen Nachtigal's aus einem Dutzend ausgedehnter, zum Theil gut bevölkerter Thäler bestehen soll. Nachtigal ist auch der Ansicht, daß die Berge von Ennedi nach Norden mit der Gebirgskette von Tibesti, nach Süden durch die Berge der Zoghawa und das Keranorigebirge mit dem Massiv des Marrahgebirges in Darfor im Zusammenhang stehen. Das Wadi Aradha überschreitend, setzen wir über die Sommerweideplätze der Mahamid- und Beni Hassan-Araber unsere Wanderung fort; Flora und Fauna, sowie landschaftlicher Charakter des durchzogenen Gebietes mahnen uns, daß wir schon südlich von Aradha die eigentliche Wüste verlassen haben und in der steppenartigen Uebergangszone zum Sudan wandeln. Nach achtzehn Tagen halten wir vor der von zwei halbmondförmigen, hohen, zerrissenen und fast unpassirbaren Bergwällen umrahmten, ehemaligen Hauptstadt Wadai's, Wara; ihr Name erweckt in uns schmerzliche Erinnerungen, denn hier wurde ein junges hoffnungsvolles, der Wissenschaft geweihtes Leben vernichtet, wurde Dr. Eduard Vogel ermordet.

Nach kurzer Rast an diesem traurigen Orte, beeilen wir uns, wieder nach der eigentlichen Wüste zurückzukehren, durchziehen in Eilmärschen Wadai, überschreiten die Grenze zwischen Wadai und dem nunmehr eine egyptische Provinz bildenden Darfor und verlassen in Kobe die nach Kordofan führende Caravanenstraße, um nordwärts zur libyschen Wüste zu ziehen. Wir benützen hierzu die zu Beginn dieses Jahrhunderts häufiger frequentirt gewesene, von Browne in dem Jahre 1793 auf der Reise von der großen Oase (Chargeh) nach Darfor und 1796 auf der Rückreise, 1854 von Mohamed el Tunsi verfolgte Caravanenstraße, welche ziemlich direct die große Oase oder Thebaïca mit Darfor verbindet. Einer Zoghawa-Caravane uns anschließend, brechen wir von Kobe auf, durchziehen ein von theils isolirten, theils zu Ketten zusammenhängenden Bergen durchsetztes, steppenartiges Land, bis wir

den Brunnen und die Zeltlager der Zoghawa von Mazruk im Wadi Abu Harras erreichen. Hier gilt es reichlichen Waſſervorrath einzunehmen, denn bis zu den elf Tagereiſen nordöſtlich liegenden Brunnen der Zoghawa, Bir el Malha, von welchen einer ſeines Natrongehaltes wegen ungenießbares Waſſer enthält, ſtoßen wir auf kein Waſſer. Anfänglich noch durch grünes Weideland ziehend, betreten wir jedoch ſchon am fünften Tage die troſtloſen, hie und da von einzelnen Felskegeln aus nubiſchem Sandſtein unterbrochenen Sſerirflächen (Hammada), mit welchen einige breite Dünenſtreifen abwechſeln, die den Marſch der Caravane ungemein verzögern und dem Reiſenden große Pein verurſachen. Die Sicherheit dieſer Route iſt auch nicht die beſte, da mehrere nomadiſirende und Räuberſtämme der Araber (Homr-Araber) kleinen Caravanen auflauern und ſie ausplündern. Wir bleiben indeß glücklich verſchont und ſetzen ungeſtört unſere Reiſe von Bir el Malha über ein die Quelle El Egui bergendes ſchmales Wüſtenplateau nach der Oaſe Selimeh fort, die wir nach weiteren zwölf Tagen endlich glücklich erreichen und im Schatten ihres Palmenhains von den Strapazen dieſer ſchrecklich ermüdenden Wüſtenreiſe Erholung ſuchen. Der Anblick dieſer troſtloſen Einöden, faſt jeder Vegetation entblößt, entmuthigt den Reiſenden, und die am Weſthorizonte ununterbrochen uns begleitenden, grell von der Sonne beleuchteten grauweißen, ſtellenweiſe ſchwarz gefärbten Dünenkämme des libyſchen Sandmeeres verſchärfen nur dieſe Empfindung. In jüngſter Zeit, 1875, erforſchte eine von Oberſt Purdy geführte, zur Erkundigung einer directen Route zwiſchen Alt-Dongola am Nil und Faſcher, der Hauptſtadt des von Egypten annectirten Darfor, ausgeſandte Expedition einen neuen Caravanenweg, welcher reich an Brunnen iſt, und im Wadi Mhal durch üppige Kraut- und Grasſteppen führt, welche den großen Heerden der Homr-Araber vortreffliche Weideplätze bieten.

Zur Linken unſerer eintönigen Route, zwei bis drei Tagereiſen im Oſten, zwiſchen dem Sandmeer der libyſchen Wüſte und dem Nilthale, breitet ſich, faſt über zwei Breitegrade ſich erſtreckend, ein ſchmaler doppelter Kranz von blühenden waſſerreichen Oaſen aus, deren weſtlicherer, unſerer Route näherer nach den Erkundigungen Dr. Cuny's den Namen Gab el Kebir führt und aus acht kleinen Oaſen beſteht, während der innere und öſtlichere etwa

eine Tagreiſe vom Nilthale nach Weſten gelegen, in einer tiefen Einſenkung zehn Oaſen birgt, welche von zahlreichen Brunnen bewäſſert, einſt herrliche Palmenhaine und Culturen, in Folge deſſen auch zahlreiche dauernde Niederlaſſungen der Kababiſch beſaß; gegenwärtig treiben die Bewohner dieſer Oaſen nur Viehzucht und Jagd, die Culturen ſind faſt gänzlich verödet. In höherem Grade als das Landſchaftsbild dieſer Oaſen feſſeln ihre Bewohner, die Kababiſch-Beduinen, unſer Intereſſe. Es iſt ein ſchöner Menſchenſchlag von mittlerer Größe und nahezu alle wohlgeſtaltet. Wäre ihr Teint nicht bronzefarbig, ihre kleinen Hände und Füße, ihre Geſichtszüge würden jeden Vergleich mit den Repräſentanten des ſchönſten Menſchenſchlages der kaukaſiſchen Race zulaſſen. Es gehört zur Charakteriſtik der echten Wüſten-Nomaden, daß Krüppel unter ihnen die größte Seltenheit ſind, während in den Oaſen und Städten unter der ſeßhaften Bevölkerung Lahme, Blinde und Taube oft in erſchrecklich großer Zahl vorkommen, das rührige und doch dabei ſtille und ernſte Leben in der reinen freien Wüſtenluft verleiht den Nomaden auch in dieſem Theile der Wüſte eine kräftige Geſundheit. Unter den Mädchen finden wir manche von ſchönſter Geſtalt und wirklich ſchönem Geſichte, ſie gehen hier alle unverſchleiert und ſelbſt der Oberkörper iſt unbekleidet, ſelten daß ſie ein ſchmales Baumwollentuch, deſſen Farbe die ehemalige weiße Provenienz noch ahnen läßt, um die Schultern und um den Kopf ſchlagen. Im Verkehre mit Männern äußerſt ungezwungen, ſind dennoch ihre Sitten weit über jenen der Städte-Frauen, welche faſt durchwegs ſehr locker ſind. Für die eigenthümliche und kräftige Conſtitution dieſer Beduinen der libyſchen Wüſte mag der Umſtand ſprechen, daß die Männer ſich allgemein das Kopfhaar, mit Ausnahme einer kleinen Scheitelflechte, ganz abraſiren und meiſt unbedeckten Hauptes dahinwandeln, alſo ohne jeglichen Schutz die glühende, ſengende Sonnenhitze ohne Nachtheil ertragen.

Wir verlaſſen nach mehreren Raſttagen die Oaſe Selimeh, deren Ruinen aus altegyptiſcher Zeit ein mächtiger Anziehungspunkt für Archäologen ſind und auch Cailliaud im Jahre 1822 dahin führten, hier kreuzen ſich auch die alte Caravanenſtraße, auf welcher 1698 Poncet, 1701 Pater Krump und 1704 de Roule von Eſneh am Nil der Oaſe zuzogen, mit der von uns verfolgten, und einer in früheren Zeiten von den Sclaven-Caravanen

aus Darfor benützten, weſtlich von unſerer verlaufenden und von Dr. Cuny erkundigten. Ein weiteres Intereſſe beſitzt die Oaſe für den Paläontologen dadurch, daß eine halbe Tagreiſe öſtlich derſelben ein verſteinerter Wald exiſtirt, ein beredtes Zeugniß, daß in früheren geologiſchen Epochen die Sahara keine Wüſte, ſondern fruchtbares Land geweſen ſein mußte. Unſere Route führt uns in faſt genau nördlicher Richtung über die Salzlager und

Dr. Georg Schweinfurth.

Brunnen von El Schebb; über ſteinige pflanzenloſe Ebenen weitere zwölf Tage dahinziehend, die Oaſe Kurkur zur Rechten laſſend, erreichen wir endlich den ſüdlichſten Vorpoſten der Oaſis Magna, der großen Oaſe, den grünen Palmenhain von Mex, den Sammelplatz der Darfor-Caravanen zur Erhebung des egyptiſchen Zolls. Schon von weiter Ferne fällt uns auf der unüberſehbaren weiten Fläche ein mit hohen Thoröffnungen verſehener Bau, der an ein kleines Kloſter erinnern mag, in die Augen, ein Reſt aus den

erſten Jahrhunderten chriſtlicher Herrſchaft in dieſen ſtillen Einöden. Es iſt überhaupt altclaſſiſcher Boden, den wir jetzt betreten, auf Schritt und Tritt begegnen wir altegyptiſchen, altrömiſchen und chriſtlichen Baureſten, in mehr oder minder zerfallenem Zuſtande. Ein in der Erforſchung Afrika's in erſter Reihe ſtehender Mann, Dr. Schweinfurth, hat auch dieſem Theile des ſchwarzen Continents ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet und während eines viermonatlichen Aufenthaltes in der Oaſe Chargeh im Winter 1873/1874 eine Fülle intereſſanter Beobachtungen über die Alterthümer der großen Oaſe geſammelt.

Wir ziehen ohne Aufenthalt weiter, um im nächſten von Dattelhainen umgebenen Orte Beris unſer Lager aufzuſchlagen. Das Landſchaftsbild iſt von eigenthümlicher Schroffheit, im Oſten iſt der Horizont durch den ſteilwandigen, im Allgemeinen faſt kaum gezackten, eher wie eine endloſe Linie verlaufenden, hier aber ein ſcharfes, vorſpringendes Eck bildenden Plateauabfall abgeſchloſſen, nach Weſten blicken wir über eine faſt völlig ebene, ſanft anſteigende Fläche, nach Norden über eine einförmige ſteinige Ebene, aus der hie und da Steinhaufen und kleine Sanddünen als Wegmarken emporragen. Im Südoſten blickt uns auf einem etwa 18 Meter hohen iſolirten Hügel ein maſſives Mauerwerk entgegen, es iſt ein unter Trajan im Jahre 117 n. Chr. erbauter egyptiſcher Tempel, von einer meiſt wohlerhaltenen 12 Meter hohen Mauer umſchloſſen. Am folgenden Tage weiterziehend, kommen wir an dem Grabe eines von unſeren Begleitern aus Darfor heilig gehaltenen Scheikhs vorüber, bei welchem Heiligthum die Darfor-Caravanen es nie unterlaſſen, ihre Gebete zu verrichten, und weiterhin paſſiren wir an den Ruinen eines römiſchen Caſtells, einer großen Burg aus ungebrannten Ziegeln, welche einen kleinen egyptiſchen Tempel einſchließen; zahlreiche Ruinen von ſteinernen Taubenhäuſern (Borg genannt) ſind über die Landſchaft zerſtreut und ſprechen von dem ehemaligen Wohlſtande und einer dichteren Bevölkerung der Oaſen. Die immer häufiger werdenden kleinen Palmenwäldchen, theils Dum-, theils Dattelpalmen, untermiſcht mit anmuthigen Tamariskengebüſchen und einzelnen Sorghumfeldern, kündigen uns die unmittelbare Nähe des Hauptortes der Oaſe El Chargeh an, den wir auch bald erreicht haben, und woſelbſt wir uns eine längere Ruhepauſe gönnen

wollen, zumal es an interessanten Objecten, Bauten des Alterthums, nicht mangelt, die wir in Augenschein nehmen wollen.

Der Ort El Chargeh selbst bietet wenig Sehenswerthes. Mitten in die Culturen hineingebaut, nimmt sich die Stadt aus der Ferne sehr hübsch aus. Zwei, das Ganze überragende Minarets und einige große niedere Kuppelbauten, andere hervorragende große Gebäude, die zwischen dem vielstämmigen Palmenwald hervorlugen, geben ein wechselvolles Bild. Aber im Inneren zeigen die engen schmutzigen Gäßchen das Bild der Faulheit und Armuth. Zum Theil sind die Straßen überdeckt, so daß wir wie in vielen anderen Wüstenstädten im Dunklen herumtappen müssen. Reizend und in üppiger Fülle nehmen sich die Gärten in nächster Nähe und zwischen den Häusern aus. Wir verfehlen nicht, uns in einem solchen zu lagern, und schlürfen mit begreiflicher Begierde den süßen Duft der mit Blüthen bedeckten Orangenbäume und Rosensträucher.

Die Bewohner der etwa 6400 Seelen zählenden Oase sind von dunkler Hautfarbe und im Allgemeinen häßlich zu nennen. Die großen Caravanen, welche alljährlich vom Nilthal nach Darfor ziehen, die Neger-Caravanen, welche ebenso oft von daher kommen, mögen wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, eine Vermischung herbeizuführen, so daß der Fellahincharakter der Bewohner stark vermischt ist; die häufige Anwesenheit der großen Caravanen hat natürlich auch lockere Sitten der Bewohner zur Folge. An Abgaben zahlt die unter einem egyptischen Mudir stehende und selbstständig verwaltete Oase 300 Beutel. Das eigentliche Interesse der seit Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt von europäischen Forschungsreisenden besuchten (1793 und 1796 von Browne, 1818 Drovetti, 1819 Cailliaud und Letorzec, 1819 Edmonstone, 1823 Wilkinson, 1832 Hoskins), in jüngster Zeit von der Expedition zur Erforschung der libyschen Wüste unter Rohlfs eingehender erforschten Oase bieten die zahlreichen Ueberreste antiker Bauten, deren merkwürdigste der „Tempel von Hibe“ ist. Diese Alterthümer sind, wie Schweinfurth treffend bemerkt, allein im Stande, uns einen Begriff von der ehemaligen Blüthe des gegenwärtig so vernachlässigten, entvölkerten und vergessenen Ländchens zu geben. Auffälligerweise haben die geschichtlichen Ueberlieferungen, welche uns die Vergangenheit

Egyptens in ſo eingehender Weiſe geſchildert, dieſe Oaſe zu allen Zeiten faſt gänzlich außer Acht gelaſſen; weder in den Hieroglyphen-Texten, noch bei Herodot oder bei den Schriftſtellern der Kaiſerzeit und der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums finden ſich mehr als allgemeine und dürftige Notizen; das „Verbanntwerden nach der Oaſe“ wird von den Hiſtorikern der römiſchen Kaiſerzeit mit dürren Worten gemeldet, ohne jede weitere

Tempel zu Chargeh.

Beſtimmung, wo dieſer Verbannungsort lag. Der erſte Eindruck, den wir bei dem Beſuche dieſer Denkmäler vergangener Zeiten erhalten, überzeugt uns, daß die ältere Kaiſerzeit der Römer, die Epoche der höchſten Blüthe des Landes war. Fünf gewaltige Römerburgen, deren hohe Mauern aus ungebrannten Ziegeln, dank dem Klima, den vernichtenden Einflüſſen der Zeit widerſtanden haben, und von weitem die Schritte des Reiſenden auf ſich lenken, ſprechen deutlich genug von der einſtigen Bevölkerung und der

ausgedehnten Cultur der Oase Chargeh. Ueber zweihundert noch gegenwärtig sichtbare Brunnen, von denen heutzutage kaum der dritte Theil die Bewässerung der Felder besorgt, legen ein weiteres Zeugniß dafür ab; wie viele solcher Brunnen aber die beständig wandernden Sandhügel den Blicken entziehen, läßt sich nicht bestimmen. Ueber die eigentliche Bestimmung der offenbar einer starken Truppenmacht als Stützpunkte gedient habenden Burgen aus der älteren Kaiserzeit ist keine Nachricht auf unsere Zeit gekommen. Ein noch größeres Interesse als diese Denkmäler aus den letzten Zeiten des römischen Heidenthums beanspruchen die zahlreichen Ueberreste von Bauten aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, dessen früheste Geschichte eng mit jener der Oasen verknüpft ist. Während von ähnlichen Bauten im Nilthale, theils in Folge der Nil-Ueberschwemmungen, theils durch Verwendung des herrenlosen Materials zu neuen Bauten, sich wenig erhalten hat, erhielt sich hier in der Oase, wo eine graduelle Abnahme der Bevölkerung statthatte und zugleich die zersetzende Kraft des Wassers ausgeschlossen war, die große Masse solcher Bauten in wenig veränderter Gestalt bis auf den heutigen Tag. Es erfüllt uns die Betrachtung dieser Bauten mit Erstaunen, und wir bewundern die Geschicklichkeit der Alten, wie sie es verstanden hatten, aus ungebrannten Ziegeln ebenso große und ebenso zierliche Bauten mit Gewölbeconstruction, mit graziösen Thür- und Fensteröffnungen, Nischen u. s. w. herzustellen wie die modernen Baumeister aus gebrannten Ziegeln. Dies gilt vornehmlich für die Römerburgen und die große christliche Todtenstadt von Hibe, 5 Kilometer nördlich von El Chargeh.

Die bleibendsten und wichtigsten Denkmäler, die Brunnen der Oase, stammen sämmtlich aus hohem Alterthum. Die heutigen Bewohner wissen ihren ganzen Scharfsinn und alle Thatkraft nur auf das Entleeren der vorhandenen Brunnenschachte vom Sande zu concentriren, und selbst auch dabei sind ihre geringen Kräfte selten von Erfolg begleitet. Die Tiefe dieser 0·7 Meter im Durchmesser besitzenden, in dem Sandstein des Oasengrundes ausgehauenen Brunnen ist nirgends geringer als 30 Meter, erreicht aber auch 50 Meter. Vier Kilometer nördlich von El Chargeh befindet sich in ebener Lage und mit seinen Vorbauten an die Palmenhaine der Oase anstoßend der Tempel von Hibe, in dessen Kammern die heutigen Bewohner ihr Vieh

beherbergen. Durch ſeinen hohen Grad von Wohlerhaltenheit, wie durch den Reichthum an architektoniſchem Schmuck und farbigen Hieroglyphen-Texten behauptet dieſer Bau unter allen vorhandenen Tempeln Egyptens eine hervorragende Stelle, und wurde von Darius errichtet, unter Galba zuletzt reſtaurirt. Drei Vorbaue in ungleichen Abſtänden errichtet, führen zum Eingangsthor des Hauptbaues, der etwa 50 Meter in der Länge mißt; von dieſen Vorbauen iſt der innerſte vollkommen erhalten und mit reichem, farbigem Hieroglyphenſchmuck bedeckt. Ein vom Jahre 1818 datirte Inſchrift im Thorwege des Haupteinganges beſagt, daß Cailliaud der erſte Europäer war, der dieſen Tempel beſuchte, weitere Inſchriften rühren von Edmonſtone, von Hoskins und Anderen her.

Nächſt dieſem Tempel iſt die chriſtliche Todtenſtadt, einen Kilometer nördlich des Tempels und auf der unterſten Terraſſe der den Südabhang des Gebel el Ter bildenden Vorhügel erbaut, von den Einwohnern El Bagauat genannt, die größte Sehenswürdigkeit der Oaſe. Ihre Größe ſowohl wie die kunſtvolle Bauart der Grabdenkmäler ſprechen deutlicher, als die abhanden gekommenen Documente der Geſchichte es zu thun vermöchten, für den ehemaligen Wohlſtand und die bedeutende Bevölkerung dieſer jetzt ſo verödeten Provinz. Gegen 150—200 ziemlich mannigfaltig geſtaltete, meiſt vortrefflich erhaltene Mauſoleen erheben ſich ſtraßenartig in Reihen neben- und übereinander geordnet amphitheatraliſch am Abhange des ſanft anſteigenden Hügels und gewähren, von Süden aus betrachtet, den Anblick eines wohlgebauten Städtchens. Einige umfangreiche, mit ſäulengetragener Vorhalle und vielen Gewölben und Kuppeln geſchmückte Mauſoleen überragen die übrigen Grabdenkmäler, welche gewöhnlich aus einer 6 Meter im Geviert haltenden, von einer Kuppel überwölbten Kammer beſtehen, und deren Wände Niſchen verſchiedener Größe enthalten, die noch überall einen ſchönen Gypsbewurf erkennen laſſen, mit zierlichen Geſimſen, in der Mauer eingelaſſenen Säulen mit doriſchen Capitälern und Rundbogen, Alles aus ungebrannten Ziegeln und Gyps gebaut. Das Innere dieſer Mauſoleen iſt ausnahmslos durchwühlt worden, und ſtellenweiſe liegen die verwitterten Leinen-Todtentücher und Mumien-Bandagen in großen Haufen aufgeſchichtet zu Tage, dazwiſchen die wohlerhaltenen Körpertheile der Todten. Dieſe Gräberſtadt bietet zahlreiche

Belege für die in christlicher Zeit noch lange beobachtete Sitte des Einbalsamirens und Einwickelns der Leichen nach altegyptischer Weise.

Von ungewöhnlichem Interesse sind eine Unmasse griechischer und demotischer Inschriften, manche von großem Umfange und mit feinen Charakteren auf den glatten Stein gemalt, welche sich auf den senkrecht abfallenden Kreidefelswänden am südwestlichsten Abhange des 9 Kilometer im Norden von El Chargeh gelegenen Gebel el Ter finden und aus den verschiedensten Epochen unserer Zeitrechnung herrühren. An diesem unzugänglichen, öden und verlassenen Orte, wo nur die Felsentaube, welche in den Rissen der hohen Kreidewände nistet, wenige Male im Laufe der letzten Jahrhunderte den Fuß eines Jägers hingelenkt haben mag, hat keine fanatische Hand die spärlichen Ueberlieferungen einer der Vergessenheit anheimgefallenen Geschichte verunglimpft. 1000 und 2000 Jahre lang hat der Sturmwind diese versteckten Thäler durchjagt, und doch ist Alles unverändert geblieben bis auf den heutigen Tag. Kaum daß hie und da ein dünnes Kreideblättchen sich unter den rothen Schriftzügen von der Masse des Felsens loszutrennen beginnt; nirgends gewinnen wir eine lebhaftere Vorstellung von der unendlichen Langsamkeit, mit welcher in diesen fast regenlosen Gebieten der Zahn der Zeit an der Umgestaltung der Erdoberfläche arbeitet, der Zeit, welche mit gleichem Maße gemessen, anderwärts die gewaltigsten Veränderungen geschaffen hat.

Unsere Aufmerksamkeit fesselt endlich noch eine als wahre Landmarke sichtbare und auf einem mitten aus der Oasenfläche hervorragenden, nach allen Seiten sanft abfallenden Hügel errichtete Burgruine, welche 3·5 Kilometer im Norden von El Chargeh die ganze Oase beherrscht und einen Fernblick auf alle dieselbe begrenzenden Berge und Steilabstürze bis auf eine Entfernung von 70 Kilometer gestattet. Die Lage dieser „Nadura“ genannten Burgruine, welche einen kleinen egyptischen Tempel einschließt, erklärt zur Genüge, daß sie ausschließlich auf Vertheidigungszwecke berechnet war.

Wir scheiden nunmehr von der Oase Chargeh und wenden uns über eine wellige kiesige Sandebene dem Westufer des steilen Plateauabfalles zu, um in einem tiefen Einschnitte des Gebirgssporns an einer praktikablen Stelle den steilen Rand zu erklimmen und aus der großen muldenförmigen Einsenkung, in

welcher die Oaſe liegt, auf das Wüſtenplateau zu gelangen. Der Weg führt uns an den Ruinen eines Tempels vorüber und mühſam winden wir uns durch ein Labyrinth von Felſen zur Höhe hinauf. Werfen wir, bevor wir weiterziehen, einen Blick auf dieſes unüberſehbare, eigenthümliche Wüſtenplateau.

Zwiſchen dem Nil und den libyſchen Oaſen breitet ſich zunächſt eine ſteinige, zuſammenhängende Hochebene aus, die von keinem einzigen nennenswerthen Quer- oder Längsthal durchſchnitten, von keiner ſtolzen Bergſpitze gekrönt wird. Einer rieſigen, gegen Oſten ganz ſanft abgedachten Tafel von rauher Oberfläche vergleichbar, beginnt dieſes durchſchnittlich 200—250 Meter hohe Plateau im Süden in der Nähe von Edfu, hört im Norden etwa am Fayum auf, wird im Oſten vom Nil begrenzt und im Weſten durch die Oaſeneinſenkung ſcharf abgeſchnitten. Nur nordweſtlich von Farafrah ſpringt eine Zunge von dreieckiger Form in's Herz der libyſchen Wüſte hinein.

Die Ausdehnung dieſes Plateaulandes hängt ziemlich genau von der Verbreitung der älteren Tertiärſchichten ab. Dieſe beſtehen der Hauptſache nach aus feſtem, lichtgefärbtem Kalkſtein, der aber unter Einfluß der Atmoſphäre häufig eine ſchwärzliche Oberfläche erhält. Meiſt iſt der Boden von ſcharfkantigen Blöcken und Steinen, ſeltener von Gerölle- oder Feuerſteinſplittern überſäet. Oftmals wandern wir auch über Strecken, wo gewaltige, bombenähnliche Kalkſteinkugeln von ½—2 Meter Durchmeſſer maſſenhaft umherliegen. Die Araber nennen dieſe ſeltſamen, zuweilen durch Reif, Thau und Sonnengluth geborſtenen und in viele Segmente zerfallenen Gebilde „Batieh“ (Melonen), mit denen ſie in der That eine gewiſſe Aehnlichkeit beſitzen. Fehlt der lockere Schutt und legt nicht Flugſand einen fahlen Teppich über die Hochebene, ſo tritt der anſtehende Fels unverhüllt zu Tage. Die mächtigen grauen, zuweilen auch roſig und violett gefärbten Kalkſteinplatten ſind vom treibenden Flugſand glatt polirt und ihre glasharte Oberfläche wirft mit hellem Glanze die Sonnenſtrahlen zurück. Man glaubt ſich hin und wieder in die ſüdeuropäiſchen Karſtgebirge verſetzt, nur iſt hier Alles noch öder und lebloſer als dort.

Steht man auf einer Anhöhe und läßt den Blick über die todtenſtille, vegetationsloſe Landſchaft ſchweifen, in welcher ſich ſtarrer Fels in

unabsehbare Ferne ausdehnt, so wird das Menschenherz von einem überwältigenden Gefühl der Einsamkeit ergriffen.

Selten ist der Horizont auf dem libyschen Kalksteinplateau von weiter Ausdehnung. Wohl giebt es, namentlich westlich von Farafrah, Flächen, wo das Auge eine endlos erscheinende Ebene überschaut, wo kein Hügel, kein Höhenzug dem Wanderer die Wegrichtung anzeigt; aber in der Regel ist der Gesichtskreis durch terrassenförmige Stufen oder durch vereinzelte Hügel beschränkt. Kaum erhebt sich indessen eine dieser Terrassen unmittelbar aus der Ebene. Fast immer wird sie schon meilenweit vorher durch einen breiten Gürtel von Inselbergen angekündigt, welche wie Vorposten den folgenden Steilrand decken.

Aus der Form und Zusammensetzung dieser Inselhügel geht mit Bestimmtheit hervor, daß sie ehemals mit der benachbarten Terrasse ein zusammenhängendes Ganzes gebildet haben mußten, daß sie durch zerstörende Einflüsse von jener abgetrennt wurden und nun als isolirte Ueberbleibsel gewissermaßen das feste Knochengerüste eines Körpers darstellen, bei welchem alle Weichtheile der Verwesung anheimgefallen sind.

Durch den treppenförmigen Aufbau des Kalksteinplateau's wird dem Reisenden manche Enttäuschung bereitet. Man erblickt aus weiter Ferne das langgestreckte, fast geradlinige Profil des Höhenzuges, welchen die klare Wüstenluft durch eine eigenthümliche Verzerrung aller verticalen Dimensionen anfänglich als ein ansehnliches Gebirge erscheinen läßt, man nähert sich begierig dem scheinbar immer niedriger werdenden Steilrand und hofft dort einen Ausblick über Berg und Thal zu gewinnen — aber nichts von alledem. Eine einförmige steinige Fläche, der eben passirten vollständig ähnlich, breitet sich aus, nach einem Tagemarsch vielleicht beginnt ein neuer Gürtel von Inselbergen, auf diesen folgt ein zweiter Steilrand, und so geht es weiter, bis die Höhe des Plateau's erreicht ist, welche theils aus einer mit Steinen bedeckten Ebene, theils aus einem wilden, für Caravanen schwierig passirbaren Felsengewirr (Charaschaf) besteht.

Im Vergleiche zur übrigen Wüste spielt der gelbe Sand hier eine ziemlich untergeordnete Rolle; nur ausnahmsweise zeigt er sich zu langgestreckten Dünen angehäuft, öfters füllt er seichte Vertiefungen des Bodens aus, wobei er

ſich zuweilen mit großen Maſſen von abgerollten Feuerſteinen und Chalcedonknollen vermiſcht und durch dieſe eine rothbraune Färbung erhält.

Die Plateauwüſte zeichnet ſich durch ihre gänzliche Waſſerloſigkeit aus. Auf dem ganzen, mindeſtens 450 Kilometer langen und ſtreckenweiſe 300—380 Kilometer breiten Gebiete giebt es nicht einen einzigen Brunnen, geſchweige denn einen Bach oder Fluß, und auch die vereinzelten großen, mit prächtigen Stalaktiten ausgekleideten Höhlen enthalten jetzt keinen Tropfen Waſſer mehr.

Dieſe ungünſtigen, jeden lebhaften Verkehr zwiſchen dem Nilthal und den Oaſen beeinträchtigenden Verhältniſſe werden niemals durch künſtliche zu verbeſſern ſein, denn der Waſſermangel iſt nicht ſowohl durch die Spärlichkeit der atmoſphäriſchen Niederſchläge, ſondern auch durch die zerklüftete Beſchaffenheit des aus Kalkſtein beſtehenden Bodens bedingt.

Die Erforſchung dieſes in landſchaftlicher, als auch beſonders in archäologiſcher Hinſicht hochintereſſanten Gebietes der libyſchen Oaſen iſt, abgeſehen von bruchſtückweiſen Darſtellungen früherer Forſcher, weſentlich das Werk der Expedition, welche unter der Leitung Rohlfs', des bewährten Meiſters in der Organiſation und Führung von Wüſtenreiſen, im Winter 1873—74 dieſe Gegenden beſuchte, und für welche der Khedive von Egypten in liberalſter Weiſe die Mittel, 4000 Pfund Sterling bewilligte.*) Mit dem Geologen Profeſſor Dr. Zittel aus München, dem Geodäten Profeſſor Dr. Jordan aus Carlsruhe, dem Botaniker Profeſſor Dr. Aſcherſon aus Berlin und dem Photographen Remelé, ferner begleitet von Dr. Schweinfurth, benützte Rohlfs die Eiſenbahn nilaufwärts bis Siut, verließ hier am 17. December 1873 den Nil und überſchritt von hier weſtlich nach der Oaſe Farafrah das Wüſtenplateau, das ſich auf dieſer Linie bis 311 Meter

*) Selten war eine Caravane mit ſolchem Comfort und mit ſo praktiſchem Blicke ausgerüſtet, als dieſe. Der Khedive ſandte derſelben noch im letzten Momente vor ihrem Aufbruche aus Siut eine ſeiner Reiſeküchen nach. Da war aber auch alles Nöthige um auf der Reiſe mit allem europäiſchen Comfort zu ſpeiſen. Ein ganzes Silber-Service, Porcellan, Glas und Kryſtall, und eine vollkommene Küche. Da waren Schafe, Truthühner und große Käfige mit Hühnern, da waren Hunderte von Büchſen mit eingemachten Paſteten, Gemüſen und Bäckereien, da gab es Champagner, franzöſiſche, deutſche und ſpaniſche Weine, Liqueure und Bier, da gab es Kaffee, Thee, Chocolade, Cigarren, und endlich den Befehl, Alles zu erneuern, ſobald es verbraucht ſei, und jeden Wunſch in Bezug auf materielle Bedürfniſſe zu befriedigen.

Bab el Caillaud.

über den Meeresspiegel erhebt. Vergeblich suchte die Expedition nach dem Bahr bela ma (Fluß ohne Wasser), der von früheren Reisenden als ein ehemaliges Nilbett geschildert worden war, welches dieses Plateau von der Oase Dachel nordwärts durchschneiden hätte sollen, damit war auch die Unhaltbarkeit der Annahme bewiesen, daß einst der Nil den Oasenzug Dachel-Farafrah-Baharieh durchflossen habe, denn an keiner Stelle der Oasenreihe ließen sich Einwirkungen fließenden Wassers und fluviale Ablagerungen beobachten, weder in ihr noch auf dem Wüstenplateau überdeckt Schlamm und feiner Kies den festen Untergrund. Von Farafrah, dessen Bewohner sich sehr fanatisch zeigten, zog die Expedition nach Süden, um in der größeren und mehr Hilfsmittel bietenden Oase Dachel ihre Ausrüstung für die Reise nach Westen zu vervollständigen, denn als eigentliches Ziel schwebte dem Führer der Expedition, Rohlfs, die Erforschung der geheimnißvollen Oase Kufarah vor. Ascherson und Remelé blieben in Dachel, während die übrigen Mitglieder abtheilungsweise aufbrachen und bis sechs Tagemärsche südwestlich von Kasr Dachel vordrangen. Anfangs fanden sich Spuren eines alten Caravanenweges, doch diese verschwanden sehr bald, die spärliche Vegetation erlosch und die Wüste bot nur mehr den Anblick eines vollkommen vegetationslosen Sandmeeres. Rohlfs, dem wir schon wiederholt in den verschiedensten Theilen der Sahara auf unserer Wanderung begegnet sind, war erstaunt, eine so absolute Sandwüste zu treffen. Die Expedition führte zwar hinreichendes Trinkwasser in fünfhundert eisernen, emaillirten Kisten mit sich und hätte auch größere wasserlose Strecken überwinden können als jede Caravane, aber Düne nach Düne zu übersteigen, war mehr, als selbst die kräftigsten Kameele zu leisten vermochten; das Project, nach Kufarah vorzudringen, mußte daher aufgegeben werden und Rohlfs entschloß sich, in den Dünenthälern nordwärts zu ziehen, anfänglich in der Hoffnung, vielleicht doch noch einen besseren Punkt zum Vordringen nach Westen zu finden, später in der Nothwendigkeit, die Oase Siuah zu erreichen, denn die Vorräthe an Wasser und Kameelfutter drohten zu Ende zu gehen.

Von Dachel bis Siuah war die Expedition sechsunddreißig Tage in der Wüste, ohne auf Wasser zu stoßen, ja selbst das nöthige Kameelfutter fehlte mit Ausnahme einer einzigen dürftigen Weidestelle, und mußte für die ganze

Strecke von Dachel aus in Form von Bohnen mitgenommen werden. In keinem anderen Theile der Sahara iſt die Waſſer- und Pflanzenarmuth ſo groß, auf ſo beträchtlichen Strecken herrſchend, als eben in der libyſchen Wüſte. Dies erklärt es auch, warum es bisher noch keinem Menſchen gelungen iſt, von den libyſchen Oaſen weſtwärts nach Tibeſti oder Feſſan zu gelangen. Am 20. Februar 1874 waren die Reiſenden in Siuah angekommen, nach viertägigem Aufenthalte ſchlugen ſie den Weg nach Oſten nach der kleinen Oaſe (Oaſis Parva) oder Baharieh ein, trennten ſich aber beim Salzſee von Sittrah, indem Jordan im Umwege über Baharieh, die Uebrigen in gerader Linie ſechs Tage über das wüſte Felſenplateau nach Farafrah gingen. Am 10. März war die ganze Expedition wieder in Dachel vereinigt, zog über Chargeh nach Eſneh am Nil und traf Mitte April in Cairo ein. Die wiſſenſchaftliche Ausbeute der Expedition war eine ſehr reiche; die Karte des ganzen Gebietes wurde vielfach berichtigt, geographiſche Lage und Seehöhe der einzelnen Oaſen und der Depreſſion im Süden des libyſchen Wüſtenplateau's genau beſtimmt. Unerwartet reich geſtaltete ſich die geologiſche und paläontologiſche Ausbeute, insbeſondere die Funde von prächtig erhaltenen Verſteinerungen. Seither iſt Chargeh vom Erbgroßherzog von Oldenburg in Begleitung des rühmlichſt bekannten Egyptologen Profeſſor Brugſch-Bey und des Profeſſors Lüttke im Jänner 1875, die Oaſe Baharieh von Aſcherſon in den erſten Monaten des Jahres 1876 beſucht, letztere in botaniſcher Hinſicht gründlich durchforſcht worden.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung wieder zu unſerer Reiſe zurück. Auf der Höhe des Plateau's angelangt, ziehen wir über den Gebirgsſporn, welcher ſich zwiſchen Dachel und dem nördlichen Theil von Chargeh hineinſchiebt und zu der Annahme Veranlaſſung gegeben hat, daß Chargeh und Dachel zwei von einander getrennte Einſenkungen ſeien, was nicht der Fall, im Gegentheile iſt die Depreſſion eine zuſammenhängende, Dachel-Chargeh eigentlich nur eine Oaſe, wie ſie als ſolche ſchon von den alten Geographen aufgefaßt und kurzweg Oaſis Magna genannt wurde. Spätere Schriftſteller ſprechen von einer inneren und äußeren Oaſe, und ſo kommt es, daß die egyptiſche Regierung heute beide Oaſen adminiſtrativ getrennt hat. Schon am zweiten Tage ſteigen wir wieder in die Einſenkung hinab, in welcher die

Kasr Dachel.

Oase Dachel liegt, und aus welcher uns zunächst die Palmenhaine von Tenidah und Beled entgegenschimmern. Wir durchwandern diese beiden Ortschaften, in welch ersterer uns einige Indigofabriken in die Augen fallen, und letztere die zweitgrößte Ortschaft der Oase ist und 3000 Einwohner zählt. Viele große Scheikhgräber im Norden verkünden von weitem die Bedeutung des von hohen Ringmauern umschlossenen Ortes. Endlich umfangen uns die kühlen Schatten des großen Palmenwaldes, welcher Kasr Dachel, den Hauptort der Oase, im Süden umschließt. Das jung hervorsprießende Grün, die blühenden Obstbäume (wir sind im Winter), die Wassergräben, umrahmt von blau blühendem Ehrenpreis, der blaue klare Himmel, im Hintergrunde das majestätische, in grotesken Formen abfallende Ufer des Plateau's bieten uns ein unvergleichlich schönes und liebliches Landschaftsbild, und in der That ist Dachel von allen libyschen Oasen an Naturschönheiten die meist bevorzugte. Die zahlreichen neu erbohrten Quellen geben auch hiervon Zeugniß, daß die Bewohner bemüht sind, der Wüste neues Culturland abzugewinnen, die jungen, kräftigen Palmenwälder, die frisch entstandenen Saatfelder und die zunehmende Bevölkerung sprechen für eine Wendung zum Besseren.

Für eine Oasenstadt ist Kasr Dachel gut gebaut, die meisten Wohnungen haben ein oberes Stockwerk, sie besitzt vier Moscheen und eine in neuerer Zeit gegründete Sauya des Senusi-Ordens, deren Missionäre jedoch hier für ihren eigenen irdischen und den himmlischen Vortheil ihrer Pfleglinge keinen sehr günstigen Boden zu finden scheinen. Der städtische Charakter Dachels, das von einem Mudir regiert wird und etwa 6000 Einwohner zählt, offenbart sich aber am meisten in den Handwerken, welche hier vertreten sind, weniger in dem äußeren Aussehen, denn die Straßen sind schmal, krumm, dunkel und namentlich voll Schmutz und Unrath. Alle hauptsächlichsten Handwerke sind vertreten, und da das Zunftwesen hier noch in seinem ganzen Vorrecht besteht, so ist jedes Handwerk in einer bestimmten Familie von jeher erblich; das Recht der Meisterschaft darf nur dann verkauft werden, wenn kein männlicher Erbe mehr vorhanden ist. Inmitten der Stadt, in der Nähe einer kleinen Moschee befindet sich eine warme Sprudelquelle, deren Wasser stark eisen- und schwefelhaltig und 36° Celsius warm ist. In der Nähe sind mehrere Bassins, ein großes, in dem Kinder baden und Frauen das Wasser

zum Trinken ſchöpfen. Das hervorragendſte Gebäude iſt der circa 5 Kilometer von Kasr entfernte Tempel, der beinahe gänzlich im Sande begraben iſt, nur die Hieroglyphen und Bilder der inneren Wände ſind gut erhalten. Welche Kräfte bei der Zerſtörung dieſes Tempels, des am weiteſten in die Wüſte hineingebauten, thätig waren, läßt ſich ſchwer entſcheiden, Menſchenkräfte können nicht ein ähnliches Chaos erzeugen, wie es die Ruinen des

Innere Partie von Kasr Dachel.

Tempels darſtellen, am nächſten liegt die Vermuthung, daß es Erdbeben geweſen ſind, welche in Egypten nichts Seltenes waren. Im und um den Tempel war im Alterthum ohne Zweifel nicht nur das Centrum des religiöſen Lebens, ſondern auch der weltlichen Anſiedlungen. Nicht nur, daß wir auf dem Wege zum Tempel ausgedehnte Ruinenſtätten ganzer Ortſchaften durchziehen, ſondern auch Spuren vergangener Culturen und zahlreiche verſiegte Quellen deuten auf die einſtige Bevölkerung hin.

Das Klima der Oase, obwohl sie durch den steilen und hohen Nordrand geschützt ist, dürfte kälter als jenes der Jupiter Ammon-Oase sein, da diese im Winter an dem milden Mittelmeer-Klima participirt, während des größeren Theiles des Jahres aber von der heißen Luft der Sahara getroffen wird. Dachel aber steht während vier bis fünf Monaten unter dem Einflusse des Sahara-Winters, der vermöge der höheren Lage der Wüste keineswegs so milde ist, als man bisher allgemein glaubte. So gelangen in Dachel die Bäume später zur Blüthe als in dem drei Breitegrade nördlicheren Siuah; daß Dachel nicht ohne jeden Regen ist, beweisen uns die durch Regengüsse beschädigten, platten Dächer der Häuser, allerdings kommen diese zuweilen (alle zwei bis drei Jahre einmal) vorkommenden Regengüsse für die Vegetation nicht in Betracht; diese entwickelt sich ganz unabhängig von Niederschlägen durch den Einfluß des unterirdischen an die Oberfläche gelockten Wassers. Die Fauna der Oase beschränkt sich auf die gewöhnlichen Hausthiere, das größte wilde Thier ist der Wolfshund, zahlreich sind Feneks, Gazellen, Mäuse und Springmäuse; größere reißende Thiere giebt es nicht. In den Palmengärten und zwischen den Häusern treiben sich große Schaaren wilder Tauben umher, Raben, wilde Enten und Reiher, der Sperling, Rohrsänger und der in Egypten so häufige Bienenfresser (Merops), die Wachtel u. a. sind in der Oase häufig, auch der Strauß durchzieht den unendlichen Wüstenplan, der die Oase im Westen begrenzt.

Die Einwohner sind vom Nilthale eingewanderte Fellahin und haben ihren egyptischen Volkscharakter deshalb am reinsten bewahrt, weil Dachel am abgelegensten ist und am wenigsten von Caravanen berührt wird. Unstreitig sind die Dachelaner die liebenswürdigsten und gastfreiesten aller Oasenbewohner, die unter egyptischer Herrschaft stehen.

Da man in der Oase durch Bohrung neuer Quellen Wasser in beliebiger Menge hervorlocken kann, so könnte eigentlich die ganze Einsenkung cultivirt werden und würde eine Bevölkerung von 100.000 Seelen genügend ernähren können. Dachel führt alle Jahre 4—5000 Kameelladungen Datteln aus, welche, obschon von ausgezeichneter Güte, im Nilthal bleiben. An Oel werden ungefähr 1000 Kilo nach Ober-Egypten versendet. Die übrigen Früchte bleiben im Lande. An Abgaben zahlt das Land 1000 Beutel, ist

alſo die höchſtbeſteuerte Oaſe Egyptens. Wie ſchon erwähnt, ſchweift der Blick nach Weſten über den libyſchen Sandocean; ohne uns den Strapazen einer ſechsunddreißigtägigen Reiſe durch dieſes Chaos von Dünenbergen und Dünenthälern, wie wir es bereits auf unſerem Zuge von Rhadames nach Tuggurt kennen gelernt haben, auszuſetzen, wollen wir einen kleinen Vorſtoß nach Weſten machen, um einen Ueberblick über das Landſchaftsbild zu gewinnen.

Den Charakter abſoluter Waſſerloſigkeit theilt das vorher beſchriebene Gebiet der Plateauwüſte mit der weiter weſtlich gelegenen Dünenwüſte. Dieſe beginnt zum Theil ſchon in der Oaſeneinſenkung und ſetzt ſich in unbekannter Erſtreckung bis tief in das Herz der Sahara fort. Sie iſt die troſtloſeſte, langweiligſte und monotonſte Gegend aller Wüſtenformen, ſie erſcheint uns furchtbar und widerſinnig zugleich, ſie iſt diejenige Form, welche das Gemüth am ſchaurigſten ergreift, da ſich hier zur Unfruchtbarkeit des Bodens noch die Unſtetigkeit desſelben geſellt.

Nicht völlig unvermittelt ſchließt ſich die Dünenwüſte an das Kalkplateau oder an die Oaſeneinſenkung an. Eine langſam anſteigende Ebene, aus eiſenſchüſſigem Quarzſandſtein (dem ſogenannten nubiſchen Sandſtein) gebildet, dehnt ſich zunächſt weſtlich von den Oaſen aus. Ihre Oberfläche, von einem wüſten Gewirr grober Steinblöcke überſtreut, erſcheint wie vom Rauch geſchwärzt, namentlich da, wo der Eiſen- und Mangangehalt den Sandſtein zu einem förmlichen Erzlager umgewandelt. Vereinzelte Dünenzüge, aus ſechs bis acht Ketten beſtehend, ziehen ſich anfänglich in Abſtänden von ein bis zwei Tagereiſen quer durch die waſſerloſe, faſt ganz vegetationsloſe Ebene, bis ſie weiter im Weſten immer näher zuſammenrücken. In kurzem Abſtand folgt hier Zug auf Zug, alle in paralleler Richtung von Nordnordweſt nach Südſüdoſt ſtreichend.

Die Zwiſchenthäler füllen ſich gleichfalls mit Sand aus, und ſo wandelt ſich ſchließlich die ganze Landſchaft in ein einziges unermeßliches Sandmeer um, aus welchem die zuweilen über 100 Meter hohen Dünenketten wie rieſige erſtarrte Wellen hervorragen. Dünen von ſolchen Dimenſionen gehören in der übrigen Sahara zu Ausnahmen, in der weſtlichen Sahara z. B. werden ſie nur 20—50 Meter hoch. Hier dagegen erſcheinen ſie wie förmliche Gebirgszüge, leicht kenntlich an ihrer lichtgelben Farbe und ihrem vielköpfigen, welligen

Profil. Niemals iſt ihre Stirn geradlinig wie die Kalkſteinterraſſen der Plateauwüſte, ſondern in Abſtänden von 1—2 Kilometer erhebt ſich ſtets ein etwas abgerundeter Gipfel mit einem gegen Norden ſanft, gegen Süden ſteil abfallenden Gehänge. Auch im Querſchnitte unterſcheiden wir zwei verſchieden geformte Abhänge. Die dem Winde zugekehrte Seite der Dünenkette — in der libyſchen Wüſte im Winter die weſtliche — ſteigt langſam und allmälig an; ihre Oberfläche iſt am Fuß, namentlich nach einem Sturme, wellig gekräuſelt, gegen den Gipfel wird die Neigung ſteiler und oben der Grat iſt haarſcharf abgeſchnitten.

Von da fällt die dem Winde abgekehrte Seite mit ſo ſteilem Winkel ab, daß man oft Stunden, ja halbe Tage lang längs der Dünenkette zu marſchiren genöthigt iſt, um eine Einſenkung aufzuſuchen, welche der Caravane das Ueberſchreiten ermöglicht. Bei heftigem Sturme (Samum) bieten die Dünen einen geſpenſtigen Anblick dar: die Luft iſt mit feinen Quarzkörnchen und Staub erfüllt, und namentlich über dem Kamm treibt der Sturm ſein Spiel mit dem Sande. Der Umriß verſchwimmt mit der fahlen Luft, die ganze Dünenkette iſt in ſcheinbarer Bewegung und in ſolchen Augenblicken wird der Reiſende von einer beängſtigenden Empfindung ergriffen, die ſich ſogar den Kameelen mittheilt. Grundlos ſind die Befürchtungen während eines Samums nicht. Mit entſetzlicher Gewalt werfen die in kurzen Pauſen ſich wiederholenden Windſtöße pfeilſcharfe Sandkörner gegen alle erhabenen Gegenſtände. Die mit feinem Sande erfüllte Luft wird undurchſichtig und unbrauchbar zum Athmen, ſo daß ſchließlich der Caravane nichts übrig bleibt, als ſich niederzulegen und mit Decken zu ſchützen, ſo gut es eben geht. Erſtaunliche Maſſen von Sand werden während eines Samums von der Stelle bewegt. Das Material der Dünen in der libyſchen Wüſte beſteht aus dem reinſten lichtgelben Quarzſand von verſchiedener Feinheit des Korns. Ueber den Urſprung dieſes Sandes kann kein Zweifel obwalten. Im nubiſchen Sandſtein, welcher viele Tauſende von Quadratkilometern im Südoſten der Sahara bedeckt und ſich noch weit in den Sudan hinein verbreitet, haben wir das Muttergeſtein dieſes beweglichen Elementes der Wüſte zu ſuchen.

Wenden wir unſere Aufmerkſamkeit den belebten Weſen zu, ſo zeigt ſich, daß hinſichtlich der Vegetation und der Thierwelt zwiſchen dem

Kalkſteinplateau und der Dünenwüſte kein namhafter Unterſchied beſteht. Da, wo ſich die Dünen zu einem geſchloſſenen Sandmeere aneinander reihen, hört das vegetabiliſche und animaliſche Leben faſt gänzlich auf. Wir können tagelang marſchiren, ohne einen Grashalm, ohne von Thieren etwas Anderes als Skelete verunglückter Zugvögel zu ſehen. Als Seltenheit wachſen hier und dort ſtattliche Büſche der grünen blattloſen Retama, vereinzelt ſprießen kleine grasartige Ariſtiden auf dem Quarzſande, ſtellenweiſe ragen wohl auch die Kronen von abgeſtorbenen und verſchütteten Zwergacacien aus dem Sande hervor und liefern uns werthvolles Brennmaterial. Zahlreiche zertrümmerte Straußeneier zwiſchen den Dünen erzählen von vorübergehenden Beſuchen dieſes Vogels.

Die mit nacktem Geſtein bedeckten Flächen der Dünenwüſte beherbergen dieſelbe ſpärliche Flora und Thierwelt wie das Kalkplateau öſtlich von den Oaſen. Einige zwanzig verſchiedene Wüſtengewächſe, darunter nur wenige mit friſchgrünen Blättern und bunten zierlichen Blüthen, die meiſten von fahlgrüner Farbe, ſtatt der Blätter mit Stacheln und Schuppen beſetzt, bedecken begünſtigte Stellen des Bodens und gehören vorzugsweiſe Arten an, die ſich über die ganze Sahara verbreiten. Ebenſo ſind die wenigen Thierarten (Gazellen, Schakale, Springmäuſe, Eidechſen, verſchiedene Schlangen und eine kleine Anzahl Inſecten) weitverbreitete, charakteriſtiſche Wüſtentypen.

Unter ihnen ſind die Gazellen, wie leicht begreiflich, der leidenſchaftlichſten Verfolgung ausgeſetzt und werden auf dem zwiſchen Nil und den Oaſen ſich erſtreckenden Wüſtenplateau von den Großen und Edlen Egyptens mit dem Falken gejagt. Da dieſe Jagd ein ſo ungewöhnliches Intereſſe bietet, wollen wir eine ſolche in ihren einzelnen Epiſoden verfolgen.

Im tiefſten Schweigen zieht man zur Wüſte hinaus und dem Jagdplatze zu, welcher bereits in der Nacht von den Jägern umſtellt worden iſt. Hier gewahrt man einen Falkner zu Pferde, mit dem Stoßvogel auf der Fauſt und dem Hunde an der Leine, dort einen anderen zu Fuße mit einem Falken auf der Fauſt, einem zweiten auf der Schulter, einem dritten vielleicht noch auf dem Kopfe; hinter ihm die Hundejungen mit einer Meute gefeſſelter Windſpiele. Außerdem befinden ſich mit Waſſer und Lebensmitteln beladene Kameele zur Stelle. Den Vortrupp bilden die Jäger, vollkommen

fährtegerechte, mit allen zur Jagd erforderlichen Kenntnissen ausgerüstete Leute, denen das Amt obliegt, von den sich findenden Erhöhungen aus das Wild zu erkunden, durch Zeichen die Richtung, wo solches steht, anzugeben und unter Berücksichtigung der Windrichtung die Jäger anzuweisen, wie sie reiten sollen. Langsam und still, soviel wie möglich gegen den Wind, nähert man sich nun einem Rudel Gazellen, indem man alle vorhandenen Bodenverhältnisse waidmännisch benützt. In geeigneter Entfernung läßt man einen erprobten Falken abhäubeln und wirft ihn, sobald er die Gazelle eräugt hat. Der Falke erhebt sich hoch in die Luft und eilt in pfeilschnellem Fluge auf die Gazelle zu, stürzt sich von oben herab auf sie und versucht in der Augengegend die Fänge einzuschlagen. Das überraschte Wild ist bemüht, durch Rütteln und Ueberschlagen des Raubvogels sich zu entledigen, während dieser nöthigenfalls den Kopf des Opfers verläßt, um ihn sofort wieder vom neuen zu packen. Obgleich die Hunde von den Gazellen noch nichts gesehen haben, wissen sie doch erfahrungsmäßig, daß die Jagd mit dem Enthauben des Falken beginnt, werden hitzig, zerren an den Leinen und lassen sich nicht mehr halten. Abgekoppelt, folgen sie sogleich dem Falken, welchen sie fest im Auge behalten, und hinter ihnen darein jagen nun im vollsten Laufe die Jäger.

Wenn der Falke gut ist, hält er jede nicht allzu große Gazelle auf, bis die Hunde herangekommen sind und sie niederreißen. Für die Betheiligten ist die Jagd entzückend. Jedesmal wenn der Falke die flüchtige Gazelle überholt, sie stößt und die Fänge in Hals und Kopf zu schlagen versucht, ertönt ein Freudenschrei aus allen Kehlen; wenn ein guter Falke sich von der Gazelle, in deren Hals er seine Fänge eingeschlagen hat, eine längere Zeit mit fortschleppen läßt, vernimmt man von allen betheiligten Jägern die lautesten Beifallszeichen. Wird das Wild von den Windspielen erwürgt und niedergerissen, so bilden Hunde und Gazelle dann nur eine für das Auge unentwirrbare Masse, und nunmehr ist es Zeit, daß wenigstens einer der Jäger auf der Wahlstatt anlangt. Er bemächtigt sich des Falken, giebt dem lebenden Wilde den Gnadenstoß, treibt die Hunde weg und kröpft den Falken. Zuweilen geschieht es bei solchem Durcheinander, daß ein Falke einen Hund auf Ohr und Nase schlägt und dadurch zwar den Hund arg belästigt, aber selbst den

ernſthafteſten Jäger heiter ſtimmt, weil faſt ſtets zur Löſung derartiger Mißverſtändniſſe die Beihilfe des Menſchen nöthig wird.

In einigen Gegenden Nordafrika's verfolgen gut berittene Jäger die Gazelle und ſuchen ſie von ihren ausdauernden Pferden herab zu erlegen. Dies iſt kein leichtes Stück; denn ſo ſchnell auch die Roſſe der Wüſte, ſo ſchwer wird es ihnen, dem flüchtigen Wilde nachzukommen. Nach langer Hatze, welche abwechſelnd von Mehreren geführt wird, nähern ſich die Reiter dieſem aber doch, und wenn ſie einmal bis zu einer gewiſſen Entfernung an das abgemattete Thier herangekommen ſind, iſt es verloren. Mit der größten Sicherheit ſchleudern die Jäger ihm ſtarke Knüppel zwiſchen die Läufe und brechen faſt regelmäßig einen der Knochen entzwei. Dann iſt es kein Kunſtſtück weiter, das arme verwundete Geſchöpf mit den Händen zu greifen.

Wir trennen uns, von dieſem Ausfluge nach Dachel zurückgekehrt, bald von der Oaſe, um nach Norden zur Oaſe Farafrah zu ziehen. Gleich nördlich von Kasr Dachel, beim Eintritte in einen tiefen Einſchnitt, in das ſteilwandige Plateau, durch welchen der Weg zur Höhe desſelben führt, erwarten uns die ſeltſamſten Naturſcenen. Ein großartiges, von coloſſalen Felſen gebildetes Thor (von der Rohlfs'ſchen Expedition dem Franzoſen Cailliaud zu Ehren Bab el Cailliaud genannt) feſſelt unſere ganze Aufmerkſamkeit. Uns durch Kleineres zum Größeren vorbereitend, paſſiren wir zuerſt eine Anhäufung niedriger Kalkhügel und gerathen dann nach und nach in ein wahres Felslabyrinth einzelner großartiger Zeugen. Hunderte von ungeheuren ſeltſam geformten Felsblöcken thürmen ſich über uns auf, und welche Geſtalt die Phantaſie ſich ſchaffen mag, man darf ſicher ſein, ſie bald zu finden. Da ſehen wir Königſtein und Lilienſtein, Sphynxe, Büſten berühmter Männer, Dome, Thiere, kurz, die Natur hat hier auf die ſonderbarſte Weiſe Formen aus den vereinzelten Felsblöcken geſchaffen. Weniger angenehm und uns in der Naturbetrachtung ſtörend, ſind die Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben, um uns durch dieſes Felslabyrinth den Weg zu bahnen, und es gehört aller Scharfſinn unſeres Führers dazu, damit wir nicht alle Augenblicke vom Wege abirren. Auf der Höhe des großartigen Felſenthores angelangt, wenden wir unſere Blicke nach rückwärts und ein Ruf des Staunens entgleitet unwillkürlich unſeren Lippen; jenſeits dieſes eben durchwanderten

Abſtieg zur Oaſe Dachel.

Chaos, am Südhorizonte weidet ſich das Auge an den wogenden Kronen des Palmenwaldes der Oaſe Dachel, zwiſchen denen die Kuppeln und Minarets, von der Sonne grell beleuchtet, hindurch ſchimmern.

Wir klimmen weiter empor, die Scenerie bleibt immer gleich großartig, und wir paſſiren einen zweiten engen Durchgang mit ſenkrechten Felswänden ſonderbarſter Form, Bab el Jasmund. Der Anblick dieſer Scenerie wirkt um ſo großartiger, als die ungemeine Transparenz der Wüſtenluft überdies Alles größer, die Contouren viel deutlicher erſcheinen läßt. Dazu kommt der Mangel an jeglicher Vegetation, der natürlich die Formen der unorganiſchen Natur noch ſchärfer hervortreten läßt. In Europa würden dieſe beiden Engpäſſe ſicherlich ein vielbeſuchtes Touriſtenziel bilden.

Auf der Höhe des Plateau's angelangt, durchwandern wir zunächſt eine krautreiche Fläche, ſodann wieder ein ſeltſames Felſenlabyrinth (Charaſchaf) und ſteigen in einem faſt vier Tagereiſen langen, nur an einigen Stellen von Sanddünen unterbrochenen ſchmalen Streifen großſteinigen Sſerirbodens, von Rohlfs mit einer endloſen Allee verglichen, die zu beiden Seiten von den Dünen des Sandmeeres eingerahmt iſt, herab. Anfänglich iſt der Weg dicht mit dunkelblauem ſtahlfarbigen Schwefelkies bedeckt, deſſen Farbe im Sonnenlichte, noch mehr bei Abendbeleuchtung einen feſſelnden Anblick gewährt, wir glauben geſchmolzenen und dann erſtarrten Eiſenſtrom vor uns zu haben, deſſen dunkler Glanz durch die weißen Dünen zu beiden Seiten unendlich gehoben wird. Der viertägige Marſch auf dem Sſerirboden und in dieſer beiderſeits von 80—100 Meter hohen Sanddünen eingeſchloſſenen Allee iſt troſtlos, keine Spur vor einer Pflanze während der ganzen Zeit. Am fünften Tage werden wir indeſſen auf das angenehmſte durch ein auftauchendes Palmengebüſch überraſcht, aus dem zwei ſchlanke männliche Palmen majeſtätiſch emporragen, Cornulaca- und Zygophyllum-Geſtrüppe verbergen hier einen Brunnen, Bir Dikker, deſſen köſtlich ſüßes Waſſer nur ¹/₄ Meter unter der Bodenfläche ſteht und, mühelos geſchöpft, uns ein wahres Labſal verſchafft. Der Ort, ein echtes Wüſtenbild, iſt nicht ohne Reiz.

Der nächſte Tag findet uns bereits in Kasr Farafrah, dem Hauptorte der gleichnamigen Oaſe, die gleich der großen Oaſe in einem vom ſteilen und zerriſſenen Abfall des Plateau's ufergleich umrandeten Becken liegt. Der Anblick beider

Ufer, aber insbeſonders des weſtlichen, das großartiger, zerriſſener und von blendender Weiße, iſt wahrhaft feenhaft, und wir können uns an dieſer Zauberwelt kaum ſattſehen. Die Hauptgartengruppe dieſer zuerſt von Cailliaud und Letorzec 1820 beſuchten Oaſe liegt in der Nähe des Dorfes Farafrah. Sowie Kasr Dachel hat auch Farafrah eine Sprudelquelle, welche eine beſtändige Temperatur von 26° Celſius zeigt und deren Waſſer einen metalliſchen Beigeſchmack hat. Die unterirdiſche Schichte, welcher dieſe und die anderen Quellen, ſowie die Fogarat (Galeriebrunnen) ihr Waſſer entnehmen, iſt von großer Ausdehnung, und ebenſo wie in Dachel wäre es auch hier leicht möglich, durch Bohrungen Waſſer in Ueberfluß an die Oberfläche zu locken. Gegenwärtig genügen die vorhandenen Quellen, da die Einwohner der Oaſe nur die dem Dorfe Farafrah zunächſt gelegenen Gärten mit Sorgfalt bebauen.

Alle vom Orte etwas entfernt gelegenen Gärten ſind den Razzien der Beduinen aus Barka ausgeſetzt und leiden unter den alljährlichen Plünderungen egyptiſcher Beduinen und der Nilthal-Araber, ſo daß die Bewohner von Farafrah faſt alljährlich um den größten Theil ihrer Ernte kommen. Ein weiterer Grund der Armuth iſt, daß die beſten Gärten in den Händen der Senuſi ſich befinden. Dieſe frommen Leute verausgaben nämlich ihren Ueberfluß nicht etwa zum Beſten des Volkes, ſondern das Getreide und die Datteln werden verkauft und der Erlös wandert nach Sarabub, der geiſtlichen Metropole der Senuſi. So kommt es, daß die Bewohner der Oaſe beſtändig Mangel leiden, fortwährend um ihr tägliches Brot kämpfen, ohne die Mittel finden zu können, ihren Hunger zu beſiegen, es darf daher nicht verwundern, daß die Bevölkerung immer ſtationär bleibt, ſich nicht vermehren kann.

Und doch ſind die Gärten Farafrahs überaus üppig. Die ſtete Berieſelung (nach der Zeit geregelt, Tag und Nacht hindurch) ermöglicht die Production von Früchten, Getreide und Gemüſe. In den Gärten finden wir außer den herrlichen Palmen prachtvolle ſaftige grüne Oelbäume, Oliven, Stachelfeigen, Maulbeeren, Orangen, Citronen, Granaten, Johannisbrot, Aprikoſen und Pfirſiche, auch etwas Baumwolle. Die einzigen Producte jedoch, die zum Export gebracht werden, ſind Oel und Datteln.

Der phyſiſche Typus der kaum 400 Seelen zählenden Bevölkerung iſt im Allgemeinen kein ſchöner, die Männer von mittlerer Statur, die Frauen klein. Die Hautfarbe iſt gelbröthlich, bei älteren Individuen dunkelrothbraun. Die Hände ſind klein, die Füße aber dieſen nicht proportionirt, das Haar ſchwarz gekräuſelt. Volle Formen ſieht man nur im Alter von 10—20 Jahren, Kinder und alte Leute ſind auffallend mager. Die Geſichts-

Wüſtenlandſchaft bei Farafrah.

züge ſind geradezu häßlich zu nennen, das ſtets halbgeſchloſſene Auge verleiht dem Geſichte einen verſchloſſenen und heimtückiſchen Ausdruck. — Die Bekleidung iſt mehr als einfach, bei den wohlhabenderen Männern ein weißes baumwollenes Hemd, darüber eine dunkelblaue Tobe; die ärmeren Leute tragen nur eines dieſer Kleidungsſtücke. Die meiſten gehen barfuß und bedienen ſich, falls ſie größere Strecken zurückzulegen haben, aus Palmenfaſern angefertigter Pantoffel. Die Frauen tragen ein dunkelblaues, vorn

offenſtehendes Hemd, mit weiten Aermeln, außerdem ſchlagen ſie ein blaues Tuch über die Schulter, welches ſie nach Bedürfniß zum Verſchleiern über den Kopf ziehen können. Ihre Haare flechten ſie in kleine Treſſen, und behängen Arme, Fußknöchel, den Hals und die Finger mit Ketten und Ringen.

In geiſtiger Hinſicht ſtehen die Farafrenſer auf einer niedrigeren Stufe als die Nilthal-Bewohner und zeigen ſich gegen Andersgläubige fanatiſch. Vor fremdem Eigenthum haben ſie keinen ſonderlichen Reſpect. In Sitten und Gebräuchen gleichen ſie überhaupt allen anderen arabiſchen Oaſenbewohnern. Stundenlang hocken ſie manchmal unter der Mauer ihres Kasr und ſtieren träumeriſch in die offene und doch ihnen verſchloſſene Welt. Die geringe Arbeit, die ſpärlichen Mahlzeiten, die einförmige Gebetsleier ſind die einzige Abwechslung in ihrem eintönigen Leben. Eine ankommende oder durchziehende Caravane iſt ein Ereigniß, von dem noch wochenlang geſprochen wird.

In politiſcher Beziehung gehört Farafrah zur Oaſe Baharieh, und wird die Obrigkeit in Ermanglung eines eigentlichen Beamten des Khedive durch drei Scheikhs repräſentirt. Alljährlich kommt von Bauiti ein Beamter und ſammelt die Abgaben ein, welche 20 Beutel (1 Beutel = 130 Francs) betragen.

Wir trennen uns unſchwer von dem ärmlichen und ungaſtlichen Farafrah und wenden uns nach Nordoſten dem Kalkufer der Depreſſion zu, das wir auch noch am ſelben Tage erreichen, nachdem wir uns noch an einer von Palmen beſchatteten Quelle mit Waſſer verſorgt haben. Hier am Uferrand ſtehen wir mit einem Male vor einem ſo jähen und zerriſſenen Abfall, wie ihn die ausſchweifendſte Phantaſie nicht zerklüfteter ausmalen kann. Wie hier mit den Kameelen hinaufkommen? Dieſe Frage drängt ſich uns Allen auf. Senkrechte ſteile Kalkwände, losgelöſte Felsblöcke, herabgeſtürzt oder durch tief einſchneidende Spalten vom zuſammenhängenden Geſtein getrennt, Felſen, ſo groß wie kleine Berge, die eine beträchtliche Strecke vom Ufer weggerollt ſind und deren Baſis herausfordernd zum Himmel emporſieht, während ſich die Spitze tief in den weichen grünen Mergelboden des Thales eingegraben hat, bilden ein großartiges, unbeſchreibliches Durcheinander. Spuren eines Weges ſehen wir nicht, dafür aber in ihrer Stummheit beredte Zeugen,

die gebleichten Gebeine gefallener Kameele, daß hier der Abstieg manches Opfer gekostet hatte. Mühsam und mit großem Zeitaufwand gelingt es uns, die Thiere glücklich auf die Höhe des Plateau's zu bringen, und oben angelangt, bewundern wir, in die Tiefe zurückblickend, daß es überhaupt möglich war, emporzuklimmen. Schon nach vier, über eine einförmige, hie und da von Hügeln und Zeugen durchsetzte Sserir-Hochfläche zurückgelegten Tagereisen steigen wir ohne Schwierigkeiten in das Oasenthal von Baharieh hinab und ziehen über ziemlich üppigen Weideboden an zwei Quellen vorüber und durch einige kleine Oasen, weiterhin durch ein wildromantisches Thal zwischen hochaufgethürmten knolligen Felsmassen, deren Gestein in Folge des starken Eisengehaltes intensiv dunkelroth gefärbt ist, nach dem Hauptdorfe der ganzen Oase, nach Bauiti, dessen 1500 Einwohner Fellahin sind und 600 Beutel Abgaben zahlen.

Da die Oase weiter nichts Bemerkenswerthes birgt, brechen wir nach einem Ruhetage wieder auf, diesmal nach Nordwesten, dem Ziele, der Jupiter Ammon-Oase zu. Der Weg führt über eine völlig vegetationslose Sserirebene, vielfach von Hügeln und Zeugen durchzogen, am vierten Tage steigen wir in eine Einsenkung hinab, in der unsere Kameele üppiges Domranfutter finden. Der folgende Marschtag bringt einige Abwechslung, indem wir mehrere malerische Felsenthäler passiren, bis wir endlich am sechsten Tage an den Ufern des 15 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegenden Sittrah-See's Halt machen. Wir sind nunmehr in das durch Rohlfs' Reise 1868—69 als wirkliche absolute Depression erkannte Gebiet eingedrungen, welches sich nach Westen bis in die Nähe des inneren Winkels der großen Syrte erstreckt.

Wenn man dem ebenso nutzlosen als gefährlichen Versuche, in das libysche Sandmeer einzudringen, entsagend, seine Schritte von Dachel nach Norden wendet und zwischen langgestreckten Dünenketten tagelang fortwandert, so senkt sich allmälig der Boden und man gelangt schließlich in eine theilweise unter dem Meeresspiegel gelegene Depression, an welcher die Dünen ihr Ende finden.

Wie ein bei Siuah eng zusammengeschnürter, gegen Osten sich erweiternder, aber zugleich auch etwas ansteigender Canal, folgt diese Einsenkung dem südlichen Steilrand der cyrenaischen Hochebene. Im Norden wird die Ein-

ſenkung von einer ſteilen, etwa 150 Meter hohen Mauer aus jungtertiärem Grobkalk ſcharf abgeſchnitten und im Süden bilden vereinzelte Kalkhügel und Dünen eine zwar minder beſtimmte, aber immerhin noch ziemlich deutliche Grenze.

Ein Wüſtenland von weit anziehenderem, wechſelvollerem Charakter, als ihn die beiden vorher geſchilderten Typen haben, breitet ſich hier aus. Das entſcheidende Gepräge dieſer Wüſtenform beruht in den zahlreichen theils mit Salzwaſſerſeen erfüllten, theils trockenen beckenartigen Einſenkungen. Mitten im ſteinigen Wüſtenboden erſcheint plötzlich ein ſenkrecht abfallendes, ſelten mehr als 20—50 Meter hohes Felſengehänge, auf deſſen Rand man in ein vertieftes, allſeitig von ſteilen Felsmauern oder von ſanft anſteigenden Böſchungen umgebenes Becken mit vollſtändig ebenem Boden ſchaut. Die kleineren und am ſchärfſten abgegrenzten dieſer Becken enthalten keine ſichtbare Waſſerfläche; ein weicher von Salz und Gyps erfüllter und von Feuchtigkeit durchtränkter Blättermergel bildet den Boden derſelben, aber keineswegs als Ausfüllungsmaterial, ſondern als urſprünglicher, anſtehender Untergrund, welcher erſt durch Beſeitigung ſeiner Deckſchichten zu Tage gelangte. Niemals mündet ein Bach oder ein Fluß in dieſe Mulden und nirgends iſt auch nur eine Andeutung eines einſtigen Flußlaufes, ſei es durch herbeigeſchwemmten Schutt, ſei es durch trocken gelegte Thäler zu beobachten.

In den größeren Mulden giebt es Brunnen von geringem Waſſerreichthum, welche offenbar aus den atmoſphäriſchen Niederſchlägen des benachbarten Kalkplateau's geſpeiſt werden. Ihr Waſſer jedoch iſt ſalzig und für den verwöhnten Gaumen des Europäers kaum genießbar. Auch die herrlichen azurblauen Seen, welche einzelne dieſer Einſenkungen ausfüllen, enthalten ein ſcharf geſalzenes, wenig Thierarten zuſagendes Waſſer. Wenn der Blick mit Entzücken auf dieſen kryſtallklaren Flächen haftet, ſo erregen ſie andererſeits ein ſehnſüchtiges Verlangen nach einem friſchen Trunk, ein in dieſem Theile der Wüſte nicht zu erlangendes Labſal.

In den meiſten kleineren Becken fehlt jede Vegetation, denn das Uebermaß von Salz verhindert den Pflanzenwuchs; in anderen dagegen, namentlich dann, wenn ſich Flugſand reichlicher mit dem ſalzigen Boden miſcht, entwickeln ſich die Wüſtengewächſe in üppiger Fülle, und ſelbſt Palmen

gedeihen ohne menschliche Pflege vortrefflich, wenn sie mit ihren abgestorbenen und unbeschnittenen unteren Blättern auch verwildert genug aussehen, und wenn auch die Datteln ohne künstliche Befruchtung der Blüthe klein und ungenießbar bleiben. In den zahlreichen mit Brunnen versehenen Becken finden Kameele treffliche Weide, darum ist auch die ganze Depression von nomadisirenden Arabern bewohnt, die ihre Zelte bald da, bald dort aufschlagen und ohne bestimmte Heimat ein freies, ungebundenes Leben führen. Einst waren diese Beduinen vom Stamme Uled Ali als schlimme Räuber gefürchtet, jetzt sind sie gebändigt und als Vermittler des Wüstenhandels von nicht ganz unerheblicher Wichtigkeit für die egyptische Regierung. Zahlreiche Caravanenstraßen führen, von Alexandria, von Cairo und von Fayum ausgehend, durch die Depression, die einzige Brücke, auf welcher sich der gesammte continentale Handel zwischen Egypten und den westlichen Wüstenländern bewegt.

Das erste dieser Seebecken, das wir begegnen, ist eben der vorhergenannte Sittrah-See. Entzückend liegt der dunkelblaue See, im Norden durch pittoreske Felspartien, im Osten und Westen durch hohes Schilf und Palmgebüsch eingerahmt, vor uns im Glühen der sinkenden Abendsonne. Schwärme wilder, dunkel gefärbter Enten beleben seine Oberfläche, hier lärmend auf die Fluthen niederfliegend, dort wieder aufsteigend, um anderen Orts sich abermals auf dem klaren Spiegel zu schaukeln, nicht minder schmücken Haufen schneeweißer Ibis, welche am entgegengesetzten Ufer ernste Berathungen zu halten scheinen, den See. Wie ganz verändert ist nächsten Tags der Anblick des See's zur Zeit der sengenden Mittagssonne. Die in zitternder Bewegung begriffene Luft läßt alle Gegenstände verschwommen erscheinen, die kahlen, jedes grünen Fleckchens entbehrenden Felsen sehen trostlos aus. Die Unmasse von Mosquitos, welche sich tagsüber im Schilfrohr der Seeufer verbergen, nöthigen uns, unser Lager für die Nacht in anständiger Entfernung aufzuschlagen. Wir setzen den folgenden Tag unsere Wanderung nach Nordwesten fort, durchziehen eine 30 Meter unter dem Meeresspiegel liegende, von Belbel, Tamarisken und Agolkräutern bedeckte, mit Palmen bestandene Einsenkung (Uttiah), passiren ein an das Charaschaf nördlich von Dachel mahnendes Labyrinth und steigen in die unbewohnte Oase Aradsch hinab, deren süße und reichliche Quellen uns für den Rest des Weges bis

ſenkung von einer ſteilen, etwa 150 Meter hohe[illegible]eſten Ein-
Grobkalk ſcharf abgeſchnitten und im Süde[illegible] Meeres-
und Dünen eine zwar minder beſtimmte, ab[illegible]erken
liche Grenze.

Ein Wüſtenland von weit anziehend[illegible]
ihn die beiden vorher geſchilderten Type[illegible]
entſcheidende Gepräge dieſer Wüſten[illegible]
mit Salzwaſſerſeen erfüllten, theils[illegible]
Mitten im ſteinigen Wüſtenboden [illegible]nd hier
ſelten mehr als 20—50 Meter [illegible]die Sferirebene,
in ein vertieftes, allſeitig von [illegible] und ſandigem Wege,
Böſchungen umgebenes Beck[illegible]ummulitenkalk beſtehende
kleineren und am ſchärfſten [illegible]auf die Höhe des Oaſen-
bare Waſſerfläche; ein we[illegible] auf dieſer Wanderung ein fünf-
tigkeit durchtränkter Blä[illegible]anthe widerhallt. Die Form der Fels-
als Ausfüllungsmaterie[illegible] gedacht werden, da giebt es einige, welche
welcher erſt durch B[illegible]n Panzerſchiffes ausſehen, andere gleichen Domen,
mündet ein Bach [illegible] Pyramiden oder vollkommenen Würfeln, Alles von
eine Andeutung ei[illegible] beleuchtet von der Sonne.
Schutt, ſei es [illegible]ene nach Weſten ziehend, feſſeln uns gleich die pitto-

In den [illegible] an Verſteinerungen reichen Pachogebirges zur Linken und
reichthum, [illegible]Hadora, der ſpornartig in die Depreſſion hineinragt, zur
barten Kaſſ[illegible]age läßt ſich mit einem rieſigen Eingangsthore vergleichen,
den verw[illegible] das Juwel der Depreſſionswüſte, Siuah, die einſtmals dem
lichen [illegible] geweihte Oaſe, liegt. Auch ſie iſt eine jener Mulden, nur
ein ſch[illegible] waſſerreicher und fruchtbarer als die übrigen. In ihr vereinigen
mit [illegible] dieſes Wüſtenſtriches. Eine kühn geformte, ſteile Felswand im
ſeit[illegible]ige Dünen im Süden, dazwiſchen iſolirte Kalkberge mit den
[illegible] Formen, zahlreiche Seen, reiche Kameelweiden, herrliche Palmen-
[illegible] Getreidefelder und mächtige Quellen trinkbaren, wenn auch
[illegible] Waſſers, verbinden ſich zu einem erfreulichen Ganzen, welchem
[illegible] caſtellartigen Bauten der Einwohner und vor Allem die große
[illegible] einen ungewöhnlichen Reiz verleihen. Kein Wunder,

...ebliche Stückchen Erde von altersher vom Menſchen zur Wohn-
...rde; durch einige üppige Weideſtellen der Depreſſion, welche
...ſt willkommen ſind, erreichen wir in den Nachmittags-
... kleinen Zeugenhügels, den wir hinanklimmen, um
...ückendes Panorama eröffnet ſich da unſeren an
...ugen. Scharf und doch wieder mild umhaucht,
... lybiſchen Küſtenplateau's vor uns, die eben
... ſenkt ihre letzten Strahlen in die unvergleich-
...e den Schmuck der Jupiter Ammon-Oaſe bilden,
...en rieſigen Diamant verwandelnd. Aus dem dunklen
... ragen die Hochburgen der beiden Hauptorte Siuah und
..., und in der Ferne zeichnet ſich am klaren Himmel der
...formte Berg Amudein ab. Noch trennt uns eine kurze und
...ahrliche Strecke, die Sebcha von Mirtaſik, vom Ziele. Auf einem
...en hartgetretenen Pfade, der durch Palmzweige erſichtlich gemacht iſt,
...müſſen wir vorſichtig vorwärts ſchreiten, denn nur eine dünne, meiſt zer-
klüftete, ſchollenhafte Kruſte bedeckt die Oberfläche des einige Meter tiefen,
ſalzigen Schlammſumpfes; ein Abweichen vom Wege führt Menſch und Thier
in's Verderben. Endlich iſt auch dieſe überwunden, und die Gärten von
Siuah ſpenden uns den heißerſehnten Schatten, verſprechen uns Ruhe
und Raſt.

XIII.

Von der Jupiter Ammon-Oaſe nach Audſchila.

So ſind wir denn in der eigentlichen Oaſe angekommen und lagern bei den hohen Trümmern der Burg Maſra; der vielſtündige Marſch hat Menſchen und Thiere ſo ermattet, daß dieſe, welche überdies in den letzten Tagen guten Weideboden gehabt haben, ſich ruhig zwiſchen die Agolbüſche legen. Doch iſt die Hitze ſo groß, daß alle von Schweiß triefen und die nackten Neger wie lackirt ausſehen.

Man hat von dieſem Punkte eine umfaſſende Ausſicht, gerade öſtlich von uns ſind die merkwürdigen Berge Amelal und Dſchari, mit ſteilen, ſenkrecht aufſteigenden Wänden, weiterhin etwas zu Süden Siuah und in der Ferne Agermi, ganz im Süden Agolweiden, welche allmälig mit Sebcha und Dünen verſchwimmen, und im Weſten endloſe Wüſte. Vor dem Berge Amelal, der eine Stunde von unſerem Lagerplatze entfernt zu ſein ſcheint, thürmen ſich Dünen auf, ſie ſcheinen bis an ſeinen Fuß zu gehen.

So raſch als es die Hitze erlaubt, erſteigen wir die Dünen und ſind nach wenigen Minuten oben. Aber welch überraſchender Anblick bietet ſich uns: zu unſeren Füßen fallen die Dünen, die nur einen ſchmalen Kamm bilden, faſt ſteil ab, und die lieblichſten Gärten, das ſaftigſte Grün liegt wie ein kleines Paradies vor uns. Nicht etwa Palmen, von dieſen iſt hier keine einzige vorhanden, meiſt ſind es Oelbäume, aber von ſolch wundervoll friſchem Grün, daß man ſie anfangs für Myrthen hält. Murmelnde Bäche ziehen ſich zwiſchen den Gärten hindurch, freilich nicht breit und ſchnell

fließend, aber überall Segen ſpendend, und kräftig genug, um auch im Hochſommer Alles friſch und ewig jung zu erhalten.

Im Nordweſt verlieren ſich die Gärten in Agolweiden, im Oſten ſind Sebchas, dahinter Palmen, ebenſo im Südweſten. Am Fuße des Amelal iſt eine mit Salz bedeckte Sebcha, wie eine Inſel ſcheint dieſer merkwürdige Berg daraus hervorzuragen.

Wir durchwandern die üppigen Gärten und erreichen, über eine kleine Strecke Agolweide, den Fuß eines Gebirges, wo wir auf die erſten Spuren des hohen Alterthums, die Reſte eines egyptiſchen Tempels ſtoßen. In den Felswänden entdecken wir zahlreiche Katakomben, die wir vorläufig keiner näheren Beſichtigung unterziehen, ſondern die Hauptquelle aufſuchen, welche inmitten der Gärten aus der Erde ungeſtüm hervorſprudelt. Von einer runden, aus Quadern gebauten Mauer umgeben, hat ſie fünf gleich ſtarke Abflüſſe, um nach verſchiedenen Richtungen hin die Gärten zu bewäſſern. Hier in der Nähe dieſer Quelle, deren Waſſer von köſtlicher Süße, iſt auch der fruchtbarſte Theil der ganzen Oaſe, nur hier gedeihen Orangen und Limonen, in langen Guirlanden rankt der Wein von Baum zu Baum, wie in Norditalien, Oliven-, Feigenbäume, Granatbüſche, Quitten- und Aepfel-, Pfirſich-, Aprikoſen-, Pflaumen- und Mandelbäume bilden ein ununterbrochenes Laubdickicht.

Hier an dieſem blühenden Flecken Erde war es, wo vor mehr als zweitauſend Jahren die damals bekannte Welt ſich Raths holte, hier, wo der größte Krieger ſeiner Zeit, Alexander der Große, ſich „Sohn des Zeus“ anreden hörte.

Oft glauben wir zu träumen, aber ein Blick auf die unzähligen Katakomben ſagt uns dann, Alles iſt Wahrheit, wir ſind wirklich an der heiligen Stätte des Jupiter Ammon. Da vor uns ſind die ſtummen Zeugen, welche die Reſte Derer beherbergen, auf deren Worte Könige und Völker lauſchten, während jetzt ihre Knochen, von rohen Barbaren umhergeſchleudert, in der Sonne bleichen und langſam durch den Kreislauf der Dinge ſich auflöſen, um in die ewige Natur zurückzukehren.

Dies Alles ſagt uns, daß die Bauten Siuah's ein hohes Alter beſitzen müſſen, und in der That, die Gründung des ammoniſchen Orakels geht bis in

die vorgeschichtliche Zeit zurück, die ältesten Nachrichten darüber finden wir bei Herodot; Diodor und Curtius geben uns eine ausführliche Beschreibung der schon bestehenden Oertlichkeiten.

Es steht demnach unzweifelhaft fest, daß sowohl Ammon, als auch die Ruinen des Orakels egyptischen Ursprungs sind. Wie früh überhaupt der Ruf des Orakels verbreitet war, geht daraus hervor, daß Crösus von Lydien sich dort Raths erholte, Cambyses wollte das Königreich der Ammonier zerstören, aber sein ganzes Heer wurde durch Wassermangel und heiße Sandstürme aufgerieben. Erst durch den berühmten Zug Alexander's wurde die Lage der Orakelorte und die örtliche Gestaltung derselben an's Tageslicht gezogen, denn selbst Herodot weiß über die Lage noch nichts Bestimmtes anzugeben. Wir wissen schon von den Alten und durch die neuesten Reisenden ist dies bestätigt, daß es in der Oase zwei Tempel des Jupiter Ammon gab, von denen der eine größere unmittelbar neben der Akropolis selbst stand, der andere nicht fern von jenem, neben dem Sonnenquell in einem Palmenhaine gelegen sein soll.

Erst Hamilton machte zuerst die wichtige Entdeckung des großen Tempels in Agermi, der alten Akropolis, indem es ihm gelang, in das Innere selbst hineinzudringen. Hamilton hält nun zwar das Gebäude selbst für die Akropolis, allein schon aus seiner eigenen Beschreibung geht hervor, daß wir es mit einem Tempel zu thun haben.

Nach ihm der erste Europäer, der Siuah 1869 wieder besuchte, kann Rohlfs, was derselbe über die Großartigkeit dieser Baulichkeiten sagte, nur bestätigen, und glücklicher wie dieser, konnte er wenigstens die Copien von einigen Hieroglyphen mit heimbringen. Schmutz, Rauch, Dunkelheit des ganzen Raumes und namentlich die Durchbauung des ganzen Tempels mit Häusern verdecken zwar die Hauptsache, oft war auch sogar eine Colonne absichtlich zerstört, indem man die erhabenen Hieroglyphen abgehauen oder die Bilder verkalkt hatte, indeß konnte der berühmte Egyptologe Brugsch aus den ihm vorgelegten Abzeichnungen erkennen, „daß die Texte in altegyptischer Schrift abgefaßt sind, daß sie sich auf eine Reihe männlicher Gottheiten beziehen, die nach den erhaltenen Kronen zu urtheilen, Ammon und den widderköpfigen Harschaf, den Arsaphes der Griechen darstellen, daß endlich die Texte Reden

jener Gottheiten enthalten, die sich an einen Gott wenden, welcher Ur testu, d. i. Großer der Völker, genannt wird. Dies Epitheton beweist, daß der König ein nicht einheimischer war, sondern einer fremden Dynastie angehören mußte".

Was das Bildniß des Ammon anbetrifft, so liegen darüber abweichende Berichte vor; nach Curtius brachten die Macedonier die Nachricht zurück, es gleiche einem Nabel, ringsum mit Smaragden und Edelsteinen besetzt. Es wurde in Procession von Priestern in einem vergoldeten Schiffchen herumgetragen. Silberne, an beiden Seiten herabhängende Schellen klingelten und alte Weiber und Jungfrauen sangen herkömmliche Weisen dazu. Diodor, ohne des Nabels zu erwähnen, macht dieselbe Beschreibung wie Curtius, Arrian sieht das als Fabel an, er weiß, daß der Jupiter Ammon als widderköpfig abgebildet wird.

Auffallend ist nun aber, daß nach den neuesten Forschungen der egyptische Ammon nie widderköpfig abgebildet wird, sondern Knepf oder Chnubis. Jedenfalls ist wohl anzunehmen, daß das Bild anders im Allerheiligsten des Tempels, wohin nur die geweihten Priester dringen durften, dargestellt wurde, als wie man es außerhalb dem großen Publikum zeigte. Alexander trug nach seinem Besuche bei Ammon häufig als Helmschmuck Widderhörner, und auch derartige Münzen liegen vor.

Wenn wir zur Zeit Alexander's das Ammon-Orakel den größten Ruhm genießen sehen, so daß es sich mit denen von Delphi und Dodona in jeder Beziehung messen konnte, so bemerken wir andererseits, daß es zur Zeit Christi nur noch wenig mehr cultivirt wurde. Die Römer scheinen überhaupt eine große Vorliebe für dieses Orakel gehabt zu haben. Wir finden, namentlich durch die griechischen Bewohner Cyrenaïca's gestiftet, verschiedene dem Ammon gewidmete Tempel auf der Nordküste von Afrika, ebenso auch in Griechenland selbst.

Mit der Christianisirung von ganz Nordafrika hörten die Ammon-Tempel in der Oase auch auf, heidnische Gotteshäuser zu sein, wahrscheinlich wurden sie in Kirchen umgewandelt. Zur Zeit des Christenthums in Afrika wurde Siuah wie die anderen Oasen (Uah) als Verbannungsort benützt, und als im 7. Jahrhundert die Araber über Nordafrika sich

ergoſſen, fiel es dem mohamedaniſchen Cultus anheim. Politiſch war ſeit den älteſten Zeiten die Oaſe wohl immer in einer Art von Abhängigkeit von Egypten.

Die Ammonier ſcheinen freiwillig Tribut gegeben zu haben, ſo wiſſen wir, daß zur Zeit der perſiſchen Herrſchaft die Perſerkönige nur ammoniſches Salz, das im Alterthum hochberühmt war, auf ihrer Tafel duldeten, und daß dies nebſt dem Waſſer des Nils einen Theil des Tributs ausmachte.

Im Jahre 1150 für immer dem Koran anheimgefallen, blieb die Oaſe dennoch unabhängig, bis Mehemed Ali 1819 dieſelbe unterwerfen ließ, und ſeit der Zeit unter Beibehaltung ſeines Scheikhs der Ort einen jährlichen Tribut an Egypten zahlen mußte.

Nicht zufrieden damit, empörten ſich die Bewohner zu wiederholten Malen, verſetzten aber im Jahre 1853 ihrer Quaſi-Unabhängigkeit den Todesſtoß durch die ſchlechte Behandlung, welche ſie dem engliſchen Reiſenden Hamilton widerfahren ließen. Gleich darauf von Said Paſcha mit einer Soldatenmacht überzogen und durch eine außerordentliche Abgabe gebrandſchatzt, iſt Siuah ſeit der Zeit integrirender Theil Egyptens und bildet jetzt ein Mudirat mit Beibehaltung der eigenen Scheikhs, die jedoch nur Familienangelegenheiten zu ordnen haben.

Uns Europäern wurde die Oaſe durch Browne im Jahre 1792 wieder entdeckt, und ſechs Jahre ſpäter war es ein Deutſcher, Namens Hornemann, welcher durch die Mittel der afrikaniſchen Geſellſchaft von London, mit Unterſtützung Napoleon's, der zu der Zeit in Egypten war, die berühmte Oaſe erreichte. Belzoni, der ungefähr zwanzig Jahre ſpäter reiſte und zwiſchen 1815 und 1819 die kleinen Oaſen weſtlich vom Nil beſuchte, iſt nie in Siuah geweſen. Er glaubte in dem Brunnen weſtlich der Oaſe El Kasr den Sonnenquell entdeckt zu haben, der im Alterthum ſeiner abwechſelnden Temperatur wegen bekannt war, und den Belzoni bei der Quelle El Kasr wahrzunehmen glaubte. Quellen, die ein ſolches Täuſchungsgefühl hervorrufen, giebt es faſt in allen Oaſen der Wüſte, am bekannteſten iſt außer der Sonnenquelle die große Quelle von Rhadames. Erſt 1819 erreichte Butin, ein franzöſiſcher Officier, Siuah, entging mit genauer Noth dem Tode, um ihn bald nachher in Syrien zu finden, wo er ermordet

wurde. Gegen Ende desselben Jahres kam Cailliaud nach der Oase, er durfte Ummah el beidah besuchen und constatirte zuerst die tiefe Lage des Thales. Als dann im selben Jahre Mehemed Ali Siuah durch Schamaschirgi Bey unterwerfen ließ, begleiteten diesen der französische Generalconsul Dovretti von Alexandria, außerdem der Ingenieur Linant de Bellefonds, Ricci und der Maler Frediani. Von einer Truppe von 1500—2000 Mann unterstützt, kann man sich denken, daß sie Alles besichtigen konnten, dennoch kamen sie nicht in den großen Tempel von Agermi; ungehindert aber konnten sie Ummah el beidah, Amudein, Bled el Rum und den See Araschich besichtigen; Jomard hat ausführliche Beschreibungen davon gegeben.

Minutoli besuchte im Auftrage des Königs von Preußen die Oase im folgenden Jahre und erreichte, da er sich einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte, die besten Resultate, seine Ansichten sind noch heute so ähnlich, als ob die beiden Orte sich gar nicht verändert hätten. Minutoli's Begleiter, Ehrenberg, Hemprich u. A., fanden aber, da der General inzwischen zurückgekehrt war, so schlechte Aufnahme bei den Einwohnern, daß sie nichts ausrichten konnten.

Erst 1847 wurde die Jupiter Ammon-Oase dem Publikum wieder in's Gedächtniß gerufen durch die Reise des Engländers Bayle St. John von Egypten aus, der mit einigen Gefährten dieselbe besuchte, aber auch mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, hervorgerufen durch den Haß und Fanatismus der Eingebornen gegen jeden Europäer. Hamilton endlich war es 1853 vorbehalten, den großen Tempel des Jupiter Ammon zu entdecken, obwohl er in demselben nur die Königsburg zu erkennen glaubte.

Obgleich im Anfange mit Kugeln empfangen und lange Zeit gefangen, konnte er nachher unter dem Schutze egyptischer Soldaten frei umhergehen und alles Interessante untersuchen. Seit jener Zeit ist den Europäern die Oase geöffnet; denn durch eine Extra-Contribution, durch Soldaten-Einquartierung und durch Bestellung eines Mudir wurde der Trotz der Eingebornen gebrochen. Und wenn Hamilton fühlte und sagte, daß seine Leiden zukünftigen Reisenden die Thore von Siuah öffnen würden, so hatte er vollkommen Recht, nicht nur ist er der Wiederentdecker des großen Tempels

des Jupiter Ammon, sondern auch der Schlüssel zur Oase für die späteren Reisenden gewesen.

Wie schon erwähnt, war Gerhard Rohlfs, der Wüstenreisende par excellence, welcher 1869 von Benghasi über Audschila kommend, die Oase zum ersten Male besuchte, Hamilton's Nachfolger, und ihm verdanken wir die interessante Schilderung der Oase, ihrer Bewohner und denkwürdigen Bauten. Seine Localkenntniß bewährte sich in glänzender Weise, als er nach dem abenteuerlichsten Marsche, der je in der Sahara gemacht wurde, als Führer der libyschen Wüsten-Expedition im Februar 1874, nach sechsunddreißig in dem Dünenchaos der Wüste zugebrachten Tagen, deren letzte bei dem Schwinden der Vorräthe, der erlahmenden Kraft der Kameele und dem jeglichen Mangel einer Wegspur äußerst peinliche und angsterregende sein mußten, im kritischen Augenblicke mit Genugthuung die ihm bekannten Abstürze des libyschen Kalkplateau's im Norden von Siuah auftauchen sah und seinen Gefährten das Ende aller Mühsal und Gefahr verkünden durfte.

Was die Höhe des Ortes betrifft, so haben darüber die Alten schon Andeutungen gegeben. Aristoteles sagt mit klaren Worten, daß die Oase des Jupiter Ammon tiefer gelegen sei als Unter-Egypten, andere Schriftsteller, wie Eratosthenes von Cyrene und Strabo erkennen, daß die ganze Gegend von Jupiter Ammon unter dem Meere gewesen sein mußte. Erst in der Neuzeit fand Angelot, ein französischer Geologe, aus dem von Cailliaud beobachteten Barometerstand, daß die Oase circa 33 Meter tiefer als das Meer liege. Rohlfs' Messungen 1869 ergaben für Siuah eine mittlere Tiefe von 52 Meter, die genaueren von Professor Jordan im Februar 1874 angestellten jedoch eine mittlere Depression von 25 Meter.

Am Südrande des steil abfallenden, aus Kalkstein bestehenden sogenannten libyschen Küstenplateau's gelegen, ist die Oase im Süden von nicht hohen Sanddünen begrenzt. In der Oase selbst liegen mehrere steile Felsen, von denen der Amelal und Dschari im Westnordwest von Siuah und davon zwei Stunden entfernt, als zwei große senkrechte Zeugen bei einer Höhe von circa 100 Meter die bedeutendsten sind. Der Dschebel Muta, 1 Kilometer nördlich von Siuah, dieser Ort selbst, Agermi, endlich Dschebel Hammed, eine halbe Stunde südwestlich vom Hauptorte, und der fünf-

köpfige Dschebel Brick, eine Stunde südöstlich von Siuah, sind andere derartige Zeugen.

Das Terrain, ursprünglich salzig und sebchaartig, ist durch die zahlreichen süßen Quellen, von denen es in der Oase über dreißig giebt, in dem Bereiche dieser Quellen culturfähig geworden. Die berühmteste von allen, aber nicht mehr die ergiebigste (diese ist in Chamisa, auch die Mosesquelle ist stärker), ist Ain el hammam (Taubenquelle), welche wir noch heute nach alten Ueberlieferungen die Sonnenquelle nennen. Sie hat ungefähr 110 Schritte im Umfange, am Grunde bemerkt man Mauerwerk. Sie besitzt nur einen Hauptabfluß, der sich hernach in verschiedene Arme und nach verschiedenen Richtungen zerspaltet. Nach Diodor hatte der Sonnenquell seinen Namen daher, weil die Temperatur des Wassers im umgekehrten Verhältnisse zur Sonnenwärme stand; nach den Aussagen der wissenschaftlichen Begleiter Alexander's war der Sonnenquell Mittags kalt, Mitternachts heiß und Morgens und Abends lau.

Die meisten größeren Quellen haben eine künstliche runde Quadereinfassung, bei vielen gut erhalten. Namentlich sind die Ain Mussa und Ain ben Lif noch heute mit so gut erhaltenen und im Kreis gelegten Quadern und Kalk umgeben, daß man glauben sollte, diese Bauten, welche mindestens 2000 Jahre alt sind, wären erst gestern angefertigt worden. Von Siuah aus liegt der Sonnenquell eine kleine Stunde östlich, Ain Mussa eine halbe Stunde nordöstlich, Ain ben Lif gleich südwestlich vom Orte selbst.

Das Klima würde in der Oase des Jupiter Ammon gewiß ein sehr gesundes sein, wie überall in der Wüste Sahara, wenn nicht die vielen Sümpfe und Sebchas, die Vermischung von Süß- und Salzwasser, die darin faulenden organischen Stoffe, namentlich im Spätsommer, die schlimmsten Fieber hervorriefen. Freilich behaupten die Eingebornen, dagegen unempfindlich zu sein, und glauben, nur für Fremde sei diese Jahreszeit gefährlich, die große, in Siuah herrschende Sterblichkeit aber, das ungesunde, fahle Aussehen der Kinder, die fahle gelbliche Hautfarbe der Eingebornen, die tiefliegenden umränderten Augen beweisen zur Genüge das Gegentheil. Man wird nicht irren, wenn man die mittlere Temperatur in Siuah zu 25° Celsius und vielleicht einige Grade höher annimmt. Die tiefe Lage des Ortes, der Schutz, den das

Plateau gegen Nordwinde gewährt, lassen eine höhere Temperatur als an Orten gleicher Breite leicht erklärlich finden. Der Himmel ist fast immer rein, nur Morgens kommen manchmal Nebel vom mittelländischen Meere, Regen aber sind hier ebenso ausnahmsweise wie in allen anderen Theilen der großen Wüste. Das exceptionell warme Klima spricht sich am deutlichsten in der frühzeitigen Blüthe der Dattelpalmen aus, die Ende Februar schon befruchtet sind.

Mit reichster Vegetation da bedeckt, wo die Süßwasserquellen sind, ist die Hauptpflanze die Dattelpalme, wie in allen Oasen der Sahara, und auch an verschiedenen Sorten fehlt es nicht. Vor allen als vorzüglich werden die Sorten Sultani und Rhaselli gepriesen und bilden selbst einen großen Ausfuhrartikel nach Egypten. Die Zahl der Dattelpalmen beträgt über 300.000, obschon die officielle Zählung bedeutend weniger angiebt. Das geht schon daraus hervor, daß in guten Jahren bis an 10.000 Kameelladungen zu je 150 Kilo gewonnen werden.

An anderen Bäumen ist vor allen der Oelbaum bemerkenswerth, der hier in ungesehener Pracht und Frische gedeiht. Doch werden die Palmen sowohl als auch die anderen Obstbäume von Zeit zu Zeit mit Agol gedüngt, welches, zu dicken Bündeln zusammengepreßt, an die Wurzeln der Bäume gelegt wird. Nur in Chamisa gedeihen Orangen und Limonen, aber überall gleich üppig die Weinreben, Granaten, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen und Aepfel (die Aepfel sind jedoch verkrüppelter Art). Was von den Alten noch an Bäumen erwähnt wird, als Cyperus-Arten, der Baum Elate und andere wohlriechende, harzgebende Bäume, so kommen dieselben heute in der Oase und der Umgegend nicht vor, und werden auch wohl trotz der guten Autoren des Alterthums früher nicht vorhanden gewesen sein, weil die klimatischen Verhältnisse ihr Wachsthum nicht zuließen. An Gemüsen wird ganz dasselbe gezogen wie in Dachel, aber obgleich hier culturfähiges Land genug vorhanden ist und die Bewässerung sich fast ganz von selbst macht, so reicht der Ertrag des Getreides lange nicht für den Consum der Bewohner hin, und wie in allen Oasen bildet auch hier die Dattel das Eintauschmittel. Die Bestellung der Gärten ist natürlich lange nicht mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, als in den Oasen, wo durch das Heraufziehen des Wassers

aus Brunnen das Land bewässert werden muß, außerdem ist das Wasser der zahlreichen Quellen so reichlich, daß auch nicht auf eine karge Abmessung der Zeit wie beim Quell von Rhadames oder bei den Fogaras in Tuat gesehen zu werden braucht, in der Jupiter Ammon-Oase ist das Wasser verhältnißmäßig so reichlich wie in Tafilet und Ued Draa, kleine Bäche ergießen sich nach verschiedenen Richtungen aus den Quellen und werden dann nach Bedürfniß in die Gärten geleitet.

Das Thierreich ist ebenso spärlich wie in den Uah-Oasen, Schafe und Ziegen werden von den nördlich nomadisirenden Arabern eingeführt, Esel aus Egypten, einige Kühe werden draußen in den nordöstlichen Hattien gehalten, da eine gefährliche Bremse, welche sich in der ganzen nordafrikanischen Niederung aufhält, den Thieren schädlich ist. Aus dem Grunde halten auch die Siuahner keine Kameele, obschon die Agolweiden in der Oase ausgezeichnetes Futter dafür abgeben. Die Fliege, welche auch in ganz Centralafrika vorkommt, ist grau von Farbe, von der Größe einer Honigbiene und quält Menschen und Thiere gleich viel; der Stich erregt auf der Stelle Blutung, aber keine Anschwellung. Groß ist die Zahl der kleinen wilden Waldtauben, welche sich in den Oelbäumen und Palmen herumtummeln, und da diese besonders dicht beim Sonnenquell stehen und so den Tauben willkommenen Schutz und Schatten bieten, haben die Eingebornen den Quell mit dem arabischen Namen „Ain el hammam", Taubenquell, belegt.

Als sonstiges Naturproduct haben wir noch des Salzes zu erwähnen, welches aus den Sebchas gewonnen wird. Im Winter sickert aus diesen sehr salzhaltiges Wasser auf die Oberfläche und nach erfolgter Verdunstung bleibt im Sommer eine Salzkruste zurück, die an manchen Stellen die Dicke von einigen Centimetern erreicht. Das Salz krystallisirt in oft mehrere Finger dicke und fingerlange Stücke von schönster weißer Farbe.

Was das Volk betrifft, das diese Wüsteninsel bewohnte und bewohnt, so finden wir nur bei Herodot die Nachricht, daß es ein Mischlingsvolk aus Egyptern und Aethiopiern, und auch seine Sprache eine zusammengesetzte sei. Wenn dies nun zur Zeit Herodot's der Fall war, so änderte sich das wahrscheinlich im Lauf der Zeiten. Der fanatische Islam hatte wahrscheinlich alle Einwohner dahingerafft.

Im 12. Jahrhundert, sagt Edrisi, existirten in den kleinen Oasen gar keine Einwohner, aber Siuah schildert er mit Mohamedanern bevölkert. Makrisi führt Santaria oder Siuah mit blos 600 berberischen Einwohnern an.

Und wenn wir heute die Einwohner classificiren sollen, so müßten wir sie ohne Zweifel dem großen Berberstamme beizählen, welcher sich in der Wüste am reinsten in den Tuareg, und in Nordafrika am unvermischtesten am Nordabhange des großen Atlas, im Rif und im Dschurdschura-Gebirge erhalten hat. Die Sprache der Siuahner ist nichts als ein Dialect des Temahak, und ohne Mühe macht sich ein Targi, ein Rhadamser oder ein Atlasbewohner mit den heutigen Söhnen des Jupiter Ammon verständlich.

Freilich fehlt den Bewohnern von Siuah jene männliche, fast griechische Schönheit der Tuareg und Atlasbewohner, auch ist ihre Farbe viel dunkler, ohne indeß negerartig zu sein. Dies hat aber lediglich seinen Grund in der starken Vermischung mit Negerblut, wovon sich Tuareg und Atlasbewohner enthalten. Aber alle anderen Berber in der Wüste, welche in Häusern wohnen, theilen dies mit den Siuahnern im gleichen Maße; die Uadschili, die Soknaui, Rhadamsi, Tuati, Filali und Draui sind durch ihre starke Vermischung mit Negern häßlich geworden. Hervorstehende Backenknochen, wulstige Lippen, breite Nase, fast ebenso Viele mit lockigen, wie mit schlichten Haaren, schwarze stechende Augen, gebräunte Hautfarbe, bei fast magerem Körperbau, das ist das Bild eines heutigen Siuahners. Aber ihre Sprache ist unvermischt die Berber-Sprache, soweit nicht der Islam oder andere Umstände sie gezwungen haben, arabische Worte aufzunehmen, wie das ja auch alle anderen Berber-Völker, die den Koran angenommen, gethan haben. Wie an allen mohamedanischen Orten, ist es auch hier schwer, etwas Bestimmtes über die Zahl der Bevölkerung zu erfahren.

Von Minutoli werden 8000 Bewohner auf sechs Stämme vertheilt angegeben. Hamilton rechnet nur die Hälfte, 4000 Einwohner, Dovretti hat für Siuah allein 2500 Seelen, Rohlfs schätzt die Bewohner auf 5600 Seelen.

Von Haus aus fanatisch und unwissend, scheint in den letzten zehn Jahren ein merkwürdiger Umschwung mit ihnen vorgegangen zu sein, und hauptsächlich ist dies wohl den innigeren Beziehungen mit Egypten zuzuschreiben.

Die beiden Hauptstämme Lifaya und Rharbjin haben derzeit als Scheikhs: die Lifaya einen gewissen Omar, die Rharbjin einen gewissen Hallock, in Agermi ist zudem Mohamed Dschari Haupt der Eingebornen. Die Lifaya zerfallen in drei Unterstämme, ebenso die Rharbjin, von denen der eine in Agermi ansässig ist. Natürlich ist, seit ein von Egypten bestellter Mudir die Regierung vertritt, die Macht der Scheikhs eine sehr beschränkte und berührt nur die intimsten Angelegenheiten der Familie. Die Bewohner der Oase verschmähen ebensowenig den Genuß des Lakbi und Araki, wie die übrigen Inselbewohner der libyschen Wüste, nur verbergen sie dem Fremden ihre Trunksucht, und wenn man ihren Worten Glauben schenken wollte, so hätte ein Siuahner nie Lakbi gesehen. Mit der Ehe steht es daher auch nicht besser, und wenn Reisende behaupten, Witwen und Unverheiratete dürfen nicht in Siuah selbst wohnen, so ist das offenbar ein Mißverständniß. Der eigentliche Ort Siuah ist so eng gebaut und die Häuser, aus schlechtem Material, so hoch, daß gar kein Platz zum Weiterbau mehr vorhanden ist. Auf diese Art sind Sebucha, Menschia und der Ort im Südwest von der eigentlichen Burg Siuah entstanden, genau genommen sind dies jedoch nur Quartiere eines Ganzen. Die reichen Bewohner kleiden sich sehr elegant, nach der Art der wohlhabenden Kahiriner Kaufleute; der gewöhnliche Mann trägt sich wie in den anderen Oasen. Bei den Frauen ist durchweg die blaue Tracht der Fellah-Frauen in Egypten hergebracht, als eigenthümlich bemerkt man, daß sie wie die Frauen in Centralafrika niederhocken und ihr Gesicht abwenden, sobald sie einen Mann begegnen.

Als Mohamedaner huldigen sie dem malekitischen Ritus, und in der Sprache haben sie, unter sich berberisch sprechend, im Arabischen fast ganz den egyptischen Dialect, im Schreiben jedoch halten sie sich an die magrebinische Schreibweise.

Religiöse Innungen sind drei vertreten: Senusi, Madani und Abd Salamin von Mesurata. Die Senusi, die jüngstentstandenen, sind am zahlreichsten. Außer dem schon erwähnten Orte Chamisa hat die Oase als Hauptort Siuah, welcher in den casernartig bebauten Berg und den im Südwesten daranliegenden Stadttheil der Rharbjin zerfällt, endlich im Nordosten, dicht dabei Sebucha, auch von Rharbjin bewohnt, und noch einen halben

Kilometer weiter nach Nordosten der von Lisaya bewohnte Ort Menschia. Der andere Ort im Nordosten, eine kleine Stunde von Siuah entfernt, ist Agermi, von Rharbjin bewohnt. In früheren Zeiten herrschte in der Regel Krieg zwischen Agermi und der Burg Siuah, seit die egyptische Regierung festen Fuß hat, sind die Fehden unblutiger Art.

Was den Handel Siuahs anbetrifft, so ist derselbe gering, der Siuahner hat lange nicht den Unternehmungsgeist der Modschabra, seine weitesten Reisen sind nach Alexandria und Cairo; nach Audschila oder Benghasi, nach Fessan oder Sudan kommt er nie. Jedoch als Zwischenstation von jeher wichtig gewesen, besitzt Siuah verhältnißmäßig viel Geld. Von eigenen Producten führen sie nur Oel und Datteln nach Egypten und tauschen meist ihre eigenen Bedürfnisse dagegen ein. An dem Sclavenhandel betheiligen sie sich nur indirect, indem die Modschabra hier gewöhnlich mit ihren Trupps einen längeren Aufenthalt nehmen, um die Sclaven wohlgenährt und fett auf den egyptischen Markt zu bringen. Die Einwohner verstehen nichts zu fabriciren, wenn man nicht Körbe, Teller und Matten aus Palmzweigen und Bast dahin rechnen will, wie sie in jeder anderen Oase auch und besser gemacht werden. Jedoch giebt es die hauptsächlichen Handwerker: Schlosser, Schmiede, Schuhmacher, Schneider, Schreiner sorgen für die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Bewohner.

Die Abgaben, welche das egyptische Gouvernement bezieht, sind keineswegs übermäßig groß, denn 10.000 Maria Theresien-Thaler jährlich ist gewiß nicht viel für eine Bevölkerung von 5—6000 Seelen mit so reichen Palmenwäldern und Gärten, wie diese Oase sie hat.

Freilich werden dabei auch noch wohl manche Nebenerpressungen dareingehen. Der Mudir verlangt seinen Bakschisch, der Kadi spricht nur Recht, wenn man ihm so und so viel unter seinen Teppich legt, aber das ist Norm in allen mohamedanischen Staaten und die Siuahner haben keineswegs Grund, mit der egyptischen Regierung unzufrieden zu sein.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den alten Baureſten zu, und statten wir zunächst dem kleinen Jupiter Ammon-Tempel unseren Besuch ab.

Ummah el beidah oder der kleine Jupiter Ammon-Tempel ist heute schon lange nicht mehr, wie ihn Minutoli und später noch St. John gesehen haben.

Der Thorweg, der von beiden beschrieben und von Minutoli auch gezeichnet wurde, existirt nicht mehr, nur vom hinteren Tempel stehen noch die Seitenwände, etwa 8 Meter hoch und inwendig einen 5 Meter breiten Raum lassend. Die Länge der noch stehenden Mauern ist 4·8, respective 3·2 Meter und überdacht ist das Ganze von drei colossalen Monolithen, die auf der unteren Deckseite gut erhaltene und ausgebreitete Adler zeigen.

St. John will noch zehn andere Decksteine in Bruchstücken auf der Erde liegen gesehen haben; Rohlfs bemerkte nur zwei und einige Bruchstücke, welche zu zwei anderen gehört haben mochten. Zu Browne's Zeiten lagen sogar noch fünf Decksteine oben, Minutoli fand aber nur noch drei vor. Dieser Theil des Tempels, dessen hintere südliche Wand fehlt, dessen Pronaos noch zur Zeit Minutoli's vorhanden war, jetzt aber auch verschwunden ist, hat an seinen inneren Wänden vollkommen gut erhaltene Hieroglyphen-Colonnen: an der östlichen Wand sind noch 53, wovon die mittleren 47 ganz erhalten sind, an der westlichen Wand 52 mit 49 ganz erhaltenen Colonnen. Unten aus kleinen Quadern gebaut, sind dieselben nach oben zu größer, und derart inwendig verkittet, daß durch die Fugen der Schrift kein Abbruch geschieht. An der Außenseite scheinen nie Hieroglyphen gewesen zu sein, und die Bilder sind gänzlich verwittert. Zwischen den allegorischen Bildern oberhalb und unterhalb der Schriftcolonnen bemerkt man noch an manchen Stellen die ursprüngliche Farbe, besonders grün und blau, was sehr dazu beiträgt, Bilder und Hieroglyphen hervortreten zu machen. Die am südlichen Ende des Tempels sitzende Figur des behornten Ammon, Huldigungen entgegennehmend von den mit Schakal- und Sperberköpfen versehenen menschlichen Figuren, ist das am besten Erhaltene.

Tölken, der Minutoli's Aufzeichnungen bearbeitete, erkannte darin die Bezwingung feindlicher Gottheiten, denen Ammon sich nach der Besiegung gnädig erzeigt, sowie einen ganzen Zug Priester und heiliger Frauen, und in der untersten Reihe den Tod des Osiris und die Trauer um ihn. Dieser vollständige Cyklus heiliger Lehre bildete so im Gotteshause selbst ein Lehrbuch für den geistlichen Unterricht.

Von der äußeren Umfassungsmauer ist nur noch die südöstliche Ecke, welche aus gewaltigen Quadern besteht, vorhanden, alles Uebrige ist ver-

schleppt oder in den sehr morastigen Boden versunken. Nach Minutoli betrug die Umfassungsmauer 77 Schritt in der Länge und 66 Schritt in der Breite, was mit den Messungen Rohlfs' genau übereinstimmt.

Der Tempel selbst ruht auf einem beinahe viereckigen Kalkfelsen, dessen obere Partie, ob Kunst oder Natur, große Alabasterquadern zeigt, in denen sich eigenthümlich krystallisirte Rosetten befinden, welche oft 0·3 Meter Durchmesser haben. Von unterirdischen Gängen ist jetzt nichts mehr zu sehen, obschon die Leute von geheimen Gängen nach Agermi und Siuah fabeln.

Wir selbst finden die Reste des berühmten Tempels von Ummah el beidah, einst der Ort, von welchem aus durch die ganze damals bekannte Welt Unfehlbarkeitssprüche verbreitet wurden, fast ganz zerfallen. Die Quadern, welche noch aufrecht stehen und einst die Cella gebildet zu haben scheinen, wurden von den nach Schätzen suchenden Eingebornen unterwühlt und die äußeren Mauern verrathen kaum noch durch eine flache Erhöhung des Bodens ihre Stätte. Das ist von der einstigen Herrlichkeit übrig geblieben.

Auch der zweite große antike Bau, die Akropolis von Agermi, geht immer schneller der gänzlichen Zerstörung entgegen. Die Einwohner haben kein Verständniß für das Alterthum und seine Ruinen, im Gegentheile, sie halten es noch für etwas Verdienstvolles, die Bauten der Ungläubigen zerstören zu helfen.

Wir verabschieden uns nunmehr von der Oase des Jupiter Ammon und ihren azurblauen Seen, ihren üppigen Gärten, um durch die altbekannte trostlose Wüstenlandschaft in der Depression nach Westen unsere Reise fortzusetzen. Auch auf diesem Zuge ist Meister Rohlfs unser Führer. Mit Wasser genügend versorgt, da wir auf der ganzen, nahezu 500 Kilometer langen Strecke bis zur Oase Dschalo kein genießbares zu erwarten haben, brechen wir auf und am Maragisee vorüber wandern wir über einförmiges, von Dünen umsäumtes Weideland (Hattieh) weiter. Wir passiren eine Reihe von kleinen Seen, deren tiefblaues Wasser so gesalzen ist, daß kein Fisch darin zu leben vermag, und deren Ufer von Schilf und Tamariskengebüsch umrahmt sind, in denen zahlreiche, fast zahme Vögelchen sich wiegen, und vertiefen uns später in zahlreiche Engpässe, in deren Felswänden wir überall auf Gräber stoßen, welche von einer ehemaligen starken Bevölkerung Zeugniß

geben, und ſchlagen in einer kleinen Oaſe unter dem Schatten des Palmenhains, deſſen Früchte von Siuah aus geerntet werden, unſer Lager auf.

Am folgenden Tage führt uns ein mehrſtündiger peinlicher Marſch zur Oaſe Fared-Ghah, d. h. eine Reihe von kleinen Seen, welche ſüdlich des libyſchen Wüſtenplateau's liegen. An und in dieſem Plateau hat Sidi Senuſi ſeine berühmte Sauya gegründet, die den Namen Sarabub führt, und woſelbſt heute der älteſte Sohn des Gründers, Sidi el Mahdi, als Chef und Mokaddem des religiöſen Ordens reſidirt. Höchſt wahrſcheinlich, ſchreibt Rohlfs, dem der Beſuch der Sauya leider verwehrt war, hat Sidi Senuſi zu ſeinem erſten Wohnſitze alte Katakomben gewählt, wo ihm die geheimen unterirdiſchen Gänge zu ſeinen Betrügereien gut zu ſtatten kamen. Wunder, wie man ſie zur Zeit Chriſti erzählte, paſſiren hier noch alle Tage und werden mit derſelben Leichtgläubigkeit von den heutigen Bewohnern colportirt. So laſſen Sidi el Mahdi und vordem ſein Vater das Eſſen für die zahlreichen Verehrer und Pilger vom Himmel herabſteigen, und obſchon ſich in der Umgegend von Sarabub keine Aecker und Felder befinden, ſind die Speicher und Vorrathskammern immerwährend gefüllt. So trinkt der Chef der Sauya auch immer das beſte Süßwaſſer, obwohl der Fared-Ghah-See vollkommen ungenießbares Waſſer hat. Blinde, Lahme werden täglich geheilt, ja nach den Ausſagen der Verehrer Senuſi's ſollen auch zahlreiche ehemalige Chriſten, jetzt durch das allmächtige Gebet des Senuſi zum Islam bekehrt, ſich in der Sauya aufhalten.

Um das Charakterbild der religiöſen Genoſſenſchaften in der Sahara zu vervollſtändigen, wollen wir uns noch etwas näher mit der Geſchichte und den Tendenzen des Senuſi-Ordens bekannt machen. Es Senuſi, aus der Oaſe Dſchalo gebürtig, war ein frommer und weiſer Muſelman, der lange Jahre in den heiligen Städten Mekka und Medina ſich aufgehalten und ſtets die Geſellſchaft jener exaltirten Fanatiker aufgeſucht hatte, denen die Neuerungen, welche in Cairo und Conſtantinopel platzgegriffen hatten, ein Dorn im Auge waren. Die Ueberzeugung, daß die Decadenz der politiſchen Macht des Islam nur durch Aufrichtung eines unüberſteiglichen Walles gegen das Eindringen dieſer Neuerungen aufzuhalten war, reifte in ihm den Entſchluß, eine Genoſſenſchaft zu gründen, deren Aufgabe es ſein ſollte, gegen

alle Concessionen, welche man bisher dem Abendlande gemacht hatte, und die von daher eingeführten Neuerungen anzukämpfen, endlich die Weiterverbreitung dieser Einflüsse nach Ländern, welche noch unberührt geblieben, zu verhindern, das unwirthliche, eine vegetationslose Felsenwüste bergende Hochland von Barka schien ihm der geeignetste Punkt, um von den Regierungen unbehelligt sein Hauptquartier aufzuschlagen, und hier am Abhange des Dschebel el Akhdar, circa 20 Kilometer östlich von Benghasi, gründete Es Senusi die erste Sauya, die Wiege und den Mittelpunkt des nach ihm benannten Ordens. Der Orden, seine Jünger und seine Tendenzen fanden bald in der ganzen Sahara die beste Aufnahme und erwarben sich zahlreiche Anhänger, und schon nach wenigen Jahren sehen wir in Sokna, Zuila, Mursuk, Rhadames und Rhat Filial-Sauyen entstehen. Dem Tode nahe (1859), fand Es Senusi die Nähe Benghasi's und der dortigen europäischen Consuln seiner Sache wenig ersprießlich und verlegte die Central-Sauya nach Sarabub, bald darauf (1861) wurde die Sauya zu Wau, wohin v. Beurmann als erster Europäer 1863 gedrungen war, errichtet. So wußte es der Orden dahinzubringen, das ganze große Gebiet zwischen Siuah, Sokna, Wau und Wadai den Europäern bisher mit fast ungestörtem Erfolge zu verschließen. Duveyrier, der auf seiner Forschungsreise in der centralen Sahara von einem Jünger dieses Ordens stets verfolgt und in die schwierigsten Lagen gebracht wurde, schließt diese seine Darstellung mit den Worten, daß es unerläßlich sei, der Ausbreitung dieses fanatischesten aller islamitischen religiösen Orden wo nur möglich und mit allen Kräften entgegen zu arbeiten, soll einmal das Innere Afrika's der Wissenschaft ohne zu große Opfer an Menschenleben erschlossen werden.

Nehmen wir nun unsere Reise wieder auf. Ueber wechselnden Boden von Sand, Sebcha, Kalk und Kies, der indessen im Winter eine ziemlich reiche Vegetation von Domran, Had, Alenda und einigen Palmbüschen aufkommen läßt, gelangen wir an einer größeren Sebcha vorüber, von welcher im Alterthum wahrscheinlich das berühmte ammonitische Salz gewonnen wurde, mit welchem die Priester des Tempels in Siuah Handel trieben, und nach weiterem Tagemarsche an den Brunnen und die Oase Tarfaya. Leider ist das Wasser des Brunnens ganz ungenießbar, der Geschmack desselben ist so, als hätte man Bittersalz darin aufgelöst, wie denn auch die Wirkung

desselben im menschlichen Körper eine nicht minder drastische ist. Die Gegend zu beiden Seiten des Weges ist eine äußerst trostlose, zur Rechten die nackten, zerrissenen, steilabfallenden Ufer des Kalkplateau's, zur Linken ununterbrochen die fahlen Sanddünen des libyschen Sandmeeres.

Wir nennen gegenwärtig jenen Theil der Sahara die libysche Wüste, welcher südlich vom sogenannten libyschen Plateau und nördlich von Darfor und Kordofan einerseits, andererseits westlich vom Nil und östlich von einer Linie gelegen ist, welche man sich von Audschila durch Kufarah und Wanjanga nach Wadai gezogen denkt.

Die Alten nannten das ganze nördliche Afrika Libyen, zum Unterschiede von dem im Innern gelegenen Aethiopien, und die specielle Benennung dieses Theiles der Wüste als libysch scheint durch die arabischen Geographen aufgekommen zu sein, da auch Leo diesen Theil östlich von Audschila als Lenata, Lebeta bezeichnet, ein Wort, das von Libyae herkommt.

Und wir können, bis das Innere dieses großen Raumes erforscht ist, eines Raumes von circa 15 Quadratgraden, in den nie ein Europäer gedrungen ist, mit Recht diesen Namen beibehalten, um nur überhaupt einen Namen für eine so große Gegend zu haben, die wir sonst höchstens die östliche Sahara nennen könnten. Gewiß ist aber auch in diesem Theile der Wüste die größte Mannigfaltigkeit vorhanden, Berge wechseln mit Serir, Sanddünen mit Hammada, und zwei große Oasen sind uns wenigstens dem Namen nach bekannt, Kufarah und Wanjanga.

Beide sind bewohnt, denn wenn Kufarah auch durch tripolitanische Razzien bis vor einigen Jahren der Bevölkerung beraubt worden war (man hatte die einheimischen Teda in die Gefangenschaft geschleppt), so hat jetzt Sidi el Mahdi, der Sohn Senusi's, dort eine Filial-Sauya errichtet und Neger aus Wadai bilden den Kern der Bevölkerung.

Ob sich nun die lange Depression von Bir Ressam an durch Audschila hindurch bis nach Siuah, auch südlich hin erstreckt, das wäre gewiß höchst lohnend zu erforschen. Würde es der Fall sein, daß die Bodensenkung bis Wanjanga reicht, also ungefähr bis zum 22° nördlicher Breite, so ließe sich, schrieb Rohlfs 1869, durch eine Durchstechung des Ufers, etwa an der großen Syrte, eine große Umwälzung für Afrika hervorrufen. Der ganze Theil südlich

vom ſogenannten libyſchen Plateau würde dann Binnenſee werden, Audſchila, Dſchalo und Siuah würden verſchwinden, aber Centralafrika würde uns dann auf eine Weiſe zugänglich werden, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Und was hätte das Verſchwinden dieſer kleinen Oaſen zu bedeuten, und andere, von größerer Ausdehnung, ſind wohl ſchwerlich vorhanden.*)

Oder ſollten in der That weſtlich von den Uah-Oaſen, öſtlich von Kufarah und Wanjanga größere Oaſen exiſtiren, oder gar bevölkerte Oaſen dort vorhanden ſein, ohne daß wir Kunde davon hätten? Wir glauben das nicht. Aber gerade dieſe Abweſenheit von Oaſen, dieſes Troſtloſe, dieſe endloſe Einöde, berechtigt uns denn auch um ſo mehr, dieſen Theil der Sahara ſpeciell zu benennen, und zwar mit dem alten Worte der libyſchen Wüſte. Wir durchzogen die Sahara von Weſten nach Oſten, von Norden nach Süden, aber nie durchwandelten wir eine ödere, abſchreckendere Gegend als die von Bir Tarfaya nach Dſchalo. Der Weg ſüdlich von Feſſan bis Kauar iſt durch die Gerippe vor Durſt verſchmachteter Negerſclaven bezeichnet; aber dies iſt nicht hervorgebracht durch Brunnenmangel, ſondern durch zu knappes Mitnehmen von Waſſer, durch Entbehrungen und Strapazen aller Art, welche die Sclaven zu erdulden haben. Zwiſchen Tidikelt und Timbuktu wird als verderbend und ohne Waſſer die Taneſruft erwähnt, und dort beträgt die brunnenloſe Strecke nur ſieben Tagemärſche. Es giebt auch wohl in der ganzen übrigen Sahara keine Caravanenſtraße, welche eine größere Brunnenentfernung hätte. Hier von Batofl (Battifal) nach Süden hat man erſt am ſiebenten Tage Waſſer, und geht man von Dſchalo nach Oſten, alſo nach Siuah, ſo iſt man, wie wir es erfahren, circa 500 Kilometer ohne Waſſer.

Während ſeines Aufenthaltes in Kasr Dachel erfuhr Aſcherſon, daß Kufarah, die geheimnißvolle Oaſe, viermal ſo groß als Dachel und ſehr reich an gutem trinkbaren Waſſer ſei, das man überall ſchon in $^1/_8$ Meter Tiefe finde, ebenſo daß ſie reich an Früchten aller Art ſei. Vor einem halben Jahrhundert beſaß die Oaſe zahlreiche Tibbu-Dörfer, die jedoch in Folge

*) Ein Vergleich der hypſometriſchen Verhältniſſe unmittelbar im Weſten der Oaſe Kufarah und die Berückſichtigung der Erkundigungen Nachtigal's über Wanjanga und Kufarah laſſen eine ſolche Ausdehnung der Depreſſion und damit die Möglichkeit der Inundation dieſes Gebietes kaum wahrſcheinlich erſcheinen.

heftiger Regengüsse zerstört wurden, seitdem haben auch die Tibbu in Folge der tripolitanischen Razzien die Oase verlassen, dafür nahm der Senusi-Orden die Oase in Besitz, und ziehen die Jünger des Ordens, welche dort eine Filial-Sauya errichtet haben, alljährlich in größerer Anzahl zur Dattelernte nach der Oase; den übrigen Theil des Jahres lassen sie ihr Eigenthum durch zweihundert Schwarze, welche von der Sauya im nördlichen Theile von Kufarah (Tayzerbo) angesiedelt sind, bearbeiten und bewohnen.

Die Erforschung dieser geheimnißvollen Oase und der südlich davon durch unübersehbare Sserirflächen und Dünenstrecken getrennten Oase Wanjanga bildet einen Hauptpunkt in dem neuen Reiseprojecte des unermüdlichen Erforschers der Sahara, Gerhard Rohlfs, welcher die Absicht hat, mit einer großen, auf fünf Jahre berechneten und von einem Gelehrtenstabe begleiteten Expedition wieder sein der Wissenschaft Erfolge bringendes Glück in afrikanischen Unternehmungen zu versuchen. Wir können ihm nur ein herzliches „Glückauf" zu diesem großartigen Vorhaben wünschen, das bei dem durch die Erfahrung und Energie des Führers voraussichtlichen Erfolge mit einem Schlage einen großen Theil des Schleiers zerreißen wird, der noch die östliche Sahara deckt; daß es aber eine der dankbarsten Aufgaben ist, haben wir auf unserem eilmarschartigen Zuge von Zuarkai bis Chargeh erfahren, denn nach allen Richtungen blickten wir auf unerforschte, unbekannte Gebiete und Strecken.

Ueber eine vegetationslose, mit zahlreichen Zeugen durchzogene, mit kleinen verwitterten, gebräunten Kalksteinchen überschüttete Sserirfläche, später unter unsäglichen Mühsalen die Ausläufer der uns zur Linken des Weges begleitenden 30—50 Meter hohen Rhartdünen durchwatend, welche manchmal eigenthümliche kraterförmige Vertiefungen zeigen, setzen wir unseren Weg gegen Dschalo fort. Der Weg ist durch zahlreiche Menschen- und Thiergerippe, die Opfer vernachlässigter Vorsicht während der Samumstürme, kenntlich; noch eine großwellige Kiesebene gilt es zu überschreiten und durch ein breites Wadi, eine Ebene, die aus Kies und grobem Sand besteht, und wo zahlreiche, jetzt versteinerte und verglaste Baumstümpfe und Holztrümmer auf die ehemalige Vegetation hindeuten, ziehend, erreichen wir nach sechstägigem, mühevollem Marsche die Oase Dschalo.

Wir verlaſſen Dſchalo, wo das Waſſer ſo ſchlecht und die Leute ſich ſo unmanierlich und wenig liebenswürdig zeigen, und ziehen weiter gegen Audſchila. So hübſch die Oaſe Dſchalo von außen ſich ausnimmt, ſo troſtlos iſt ſie im Innern; faſt nirgends Gartenbau, überall Dünenbildung, die Palmen nur gruppenweiſe, und faſt ſo viele Lakbi träufelnde Palmen als fruchttragende, die vielen abgeſtorbenen Stümpfe geben eine ſchlechte Vorſtellung von dem Betriebseifer der Bewohner.

Wir ziehen an den beiden Hauptorten von Dſchalo, l'Areg und Lebba, und im Schatten der Palmen an dem Brunnen Mesliua vorüber und ſchon nach zwei Stunden verlaſſen wir das Nordweſtende des Palmenhaines von Dſchalo, Ued el Ftor (Frühſtückthal).

Sobald wir Dſchalo verlaſſen, kommen wir gleich auf eine grobkieſige Sſerirfläche, etwa 20 Meter höher gelegen als die Oaſe. Außer einem Wegweiſer, Allem es Schrab oder Luftſpiegelungs-Wegweiſer genannt, iſt dieſe öde Fläche eben durch nichts als herrliche Fata morgana unterbrochen, welche hier täglich und zu jeder Jahreszeit beobachtet werden.

Es iſt gegen Abend des elften Tages, als wir Audſchila erreichen. Schon einige Stunden vorher erblicken wir, wie eine ſchwarze Linie am Horizont, die hohen Palmen derſelben. Je näher wir kommen, deſto ſchöner wird der Anblick; links vor uns, wo eine bedeutende Sebcha ſich ausdehnt, ſpiegeln ſich die Palmen als wie auf einer Silberfläche, davor ſchlägt die Luft große Wellen, ſo daß man oft ein bewegtes Meer zu ſehen glaubt. Dann kommen wir an die röthlich-braune Sebcha, die, von der untergehenden Sonne beleuchtet, einen eigenthümlichen Contraſt mit der weißen Sandfläche vor, mit den grünen Palmen hinter ihr bildet.

Den ganzen Tag abwechſelnd zu Kameel und Eſel, ſpringen wir ab, ſobald wir die Sebcha erreicht haben, durch die nur ein ſchmaler Pfad ſich hinſchlängelt, während rechts und links Salzmoräſte liegen, mit einer dünnen Kruſte bedeckt. Es iſt alſo die größe Vorſicht nöthig, um die Kameele hier durchzuführen, denn ein beladenes Kameel wäre bei einem Seitentritt gleich verſunken. Es iſt ſchon ganz dunkel, als wir den eigentlichen Palmenwald erreichen, nachdem wir ſchon eine Zeitlang zwiſchen Had, Belbel und Domran, den erſten Vorboten der Vegetation, hinmarſchiren. Das Auf-

ziehen des Wassers aus den Brunnen verräth uns, daß wir zwischen Gärten sind, denn es ist nun so dunkel geworden unter den Palmen, daß wir nur noch den Weg unterscheiden können. Aber bald haben wir den Lagerplatz erreicht und schlagen unsere Zelte zwischen Tamarisken, in der Nähe der Quelle Sibilleh, der einzigen der ganzen Oase, auf, umringt von vielen Neugierigen, die sich nach vielen Ssalamat nach den Neuigkeiten aus Siuah erkundigen.

Obgleich spät angekommen, hat sich die ganze Einwohnerschaft um unsere Zelte versammelt, jedoch geht Alles recht anständig zu, und von Zudringlichkeit oder Schimpfen ist keine Rede.

XIV.

Von Audſchila nach Tripoli.

Halten wir nun, in Audſchila angekommen, Umſchau über die ganze Oaſengruppe. Dieſelbe beſteht aus drei durch Sſerir getrennten Inſeln, im Weſten Audſchila, in der Mitte Dſchalo, im Oſten Uadi, deſſen Verlängerung im Süden Batofl iſt. Die Lage der einzelnen Oaſen zu ſich ſelbſt iſt derart, daß Audſchila, im Weſten gelegen, halbmondartig von Nordnordoſt nach Südſüdweſt geſtreckt iſt und ſeine convexe Seite, nach Oſten gerichtet, durch eine vier bis fünf Stunden breite Sſerir von Dſchalo getrennt wird, welches länglich geſtreckt iſt und ſeine Längenachſe von Nordweſt nach Südoſt gerichtet hat. Die Nordweſtſpitze von Dſchalo iſt demnach auch nur drei Stunden von Audſchila entfernt. Uadi, höchſt wahrſcheinlich eine Fortſetzung von Uadi el Reſſam und Fareg, zieht ſich ebenfalls in einem großen Bogen, deſſen convexe Seite nach Oſten gerichtet iſt, hin, und verbreitert ſich ſüdlich zur Oaſe Batofl, ſo daß der Ort Batofl faſt ſüdlich, etwas zu Oſt unter Dſchalo zu liegen kommt.

Tiefer als das Meer gelegen, etwa 50 Meter, iſt Audſchila von Sſerir und röthlichen Sanddünen umgeben, denen jede Spur von Vegetation abgeht. In der Oaſe ſelbſt iſt der Boden gypsartig, ſobald man eine Schichte von einigen Fuß Sand durchdrungen hat. Die Länge von Audſchila beträgt circa drei deutſche Meilen, der nördlichſte Theil iſt indeß nicht bewohnt; die Breite iſt verhältnißmäßig gering, eine Stunde nördlich von Audſchila, wo die Oaſe am breiteſten iſt, circa 2 Kilometer.

Dschalo, ebenfalls von Sserir umgeben, und etwa 30 Meter tiefer als das Mittelländische Meer, hat eine Sförmig gewundene Gestalt, die Länge beträgt ebenfalls circa 23 Kilometer, die Breite jedoch in der Mitte erreicht 12 Kilometer, und fast bis zum Südende bleibt sie dieselbe. Das Terrain in Dschalo ist bedeutend salzhaltiger, die Oase im Innern an vielen Stellen von Dünen durchsetzt, das Wasser ist so brackisch, daß die reichen Leute zum Trinken ihren Bedarf in Uadi holen lassen. In Leschkerreh sind die Verhältnisse des Bodens dieselben, das Wasser ist dort süß, ebenso in Batosl, welches guten Gartenboden und ausgezeichnetes Trinkwasser hat.

Diese Oasengruppe, den Alten unter dem Namen Augila bekannt, scheint in den ältesten Zeiten keine festen Bewohner gehabt zu haben. Herodot überliefert uns, daß die an der Syrte herumnomadisirenden Nasomonen alljährlich nach Audschila zogen, um im Herbst die Datteln einzuheimsen. Derselbe erwähnt ferner nur eine Quelle, und in der That ist auch nur eine vorhanden, Sibilleh. Auch die Beschreibung des salzhaltigen Bodens trifft zu, wenn auch die Erwähnung eines einzigen Hügels nicht paßt, da in Audschila sowohl wie in Dschalo viele Hügel sind, welche aber als Neulinge oder Dünen auch nach Herodot's Zeit entstanden sein können. Die Entfernung von der Ammon-Oase giebt Herodot auf zehn Tagemärsche an, und eben so viel bis zu den Ländern der Garamanten. Wir brauchen deshalb die Angabe des Plinius nicht falsch zu halten, der die letzte Entfernung auf zwölf Tagemärsche angiebt.

Später scheinen sich libysche Stämme in Audschila festgesetzt zu haben, obgleich der Cultus der Sterne dort nicht eingebürgert gewesen zu sein scheint. Ueberdies wissen wir auch von den Nasomonen, daß diese mit ihren Todten und auf den Gräbern derselben feierliche Handlungen vornahmen. Um so leichter wurden sie dann später geneigt, als sie sich in Audschila fixirten, den Cultus der Ammonier anzunehmen. Pomponius Mela erzählt uns von ihrem Manendienste, welche Manen sie wie Orakel zu consultiren pflegten, sie schliefen, sagt er, oft auf den Gräbern ihrer Anverwandten und legten die Träume als eine Antwort aus.

Daß übrigens der Ammonendienst später dort herrschte, geht aus Procopius hervor, der das eigentliche Ammonium unter dem Namen eines

doppelten, zweifachen Augila begreift, und ſagt, bei beiden ſeien Heidentempel und Prieſter geweſen, welche von Juſtinian in Kirchen und Chriſten umgewandelt worden wären.

Unter den Römern ſcheint ein Caſtell zum Schutze der Caravanen in Audſchila geweſen zu ſein; Leo im 15. Jahrhundert will dort noch Schlöſſer geſehen haben, und Pacho ſpricht auch noch von Backſteinüberreſten, welche er aber auf libyſchen Urſprung zurückführen zu müſſen glaubt. Dapper kennt die Oaſe im Anfange des 17. Jahrhunderts unter dem Namen Augele.

Wenn von Pacho noch ein unterirdiſches Gebäude erwähnt wird, welches er in Dſchalo geſehen haben will, und er auch in ſeinem Atlas Abbildungen einer dort vorgefundenen Säule und eines Steines giebt, ſo konnte ſchon Hamilton nichts davon entdecken, Beurmann erwähnt die Sache gar nicht. Indeß iſt wohl kaum ein Zweifel zu erheben, daß dasſelbe exiſtirte.

Die heutigen Bewohner zerfallen in drei Hauptſtämme, die Uadſchili, ſeßhaft in der Oaſe Audſchila und einem Theile der Oaſe von Dſchalo, beſonders im Hauptorte Lebba, die Modſchabra, beſonders in Dſchalo mit ihrem Hauptorte l'Areg, und die Suaya in Leſchkerreh. In Batofl ſind die Bewohner gemiſcht von allen drei Stämmen. Von dieſen ſind die Uadſchili libyſcher Herkunft, reden auch heute noch einen Dialect des Temahak und iſt ihre Sprache eng verwandt mit der von Rhadames, Sokna, Siuah und dem Targi. Ob die Modſchabra auch berberiſchen Urſprunges ſind, iſt zweifelhaft, ſie reden arabiſch, wollen aber keine Araber ſein, die Suaya ſind echte Araber.

Die Zahl der Bewohner iſt ſchwer zu ermitteln; Pacho in den Zwanziger Jahren giebt ſie auf 9—10.000 Einwohner an, und baſirt ſeinen Calcul auf 3000 waffenfähige Männer, Hamilton giebt für l'Areg allein 4000 Einwohner an, von anderen Reiſenden, welche die Oaſen berührt haben, fehlen ſtatiſtiſche Nachrichten. Nach eigenem Ueberſchlage und nach den Ausſagen der Eingebornen ſchätzt Rohlfs die Zahl der Einwohner Audſchila's auf 4000, jene Dſchalo's auf 6000, jene Leſchkerrehs auf 500 und jene Batofls auf 1000, im Ganzen alſo 11—12.000.

Im Aeußern iſt zwiſchen den Berbern und Arabern gar kein Unterſchied wahrzunehmen, denn die Letzteren ſind häßlich, meiſt mit dicken

Oase Leschkerreh (bei Audschila).

Lippen und von bräunlichem Teint, was wohl der starken Vermischung mit Negerblut zuzuschreiben ist.

Ursprünglich von unabhängigem und kriegerischem Naturell, haben sie seit 20 Jahren lernen müssen, sich dem Gesetze zu fügen, und sind jetzt mit allen Umwohnern, welche wie sie dem osmanischen Reiche unterworfen sind, in Frieden. Die Moralität in den Oasen ist keineswegs weit her, wie überall da, wo zu den ohnedies laxen Gesetzen des Islam sich die Leute offen dem Trunke ergeben. Sowohl Uadschili wie Modschabra fröhnen dem täglichen reichlichen Genusse des Lakbi, welcher jahraus jahrein meistens den kleinen männlichen Palmen entzapft wird. Daher kommt es denn wohl auch, daß die Heiraten als festes Bindemittel zwischen Mann und Frau hier noch leichter gelöst werden, als es sonst in den meisten mohamedanischen Ländern der Fall ist. Hamilton notirte, daß es Männer gebe, welche zwanzig bis dreißig Mal hintereinander geheiratet hätten, und man sich eine Frau für den billigen Preis von 8—10 Thaler verschaffen könne. Im Uebrigen sind weder die Modschabra noch Uadschili als Diebe, Mörder oder Lügner verschrieen und die Bewohner der anderen beiden kleinen Oasen haben auch einen guten Ruf. Die Modschabra, als vorzügliche Handelsleute in der ganzen Wüste bekannt, haben überall Credit, sowohl in Egypten, Benghasi und Tripoli, als auch in Wadai, Bornu und Haussa.

Nebst den Rhadamsern sind sie die kühnsten und weitestreisenden Kaufleute, und meist bringen sie, bis Schwäche sie hindert, ihr Leben auf ihren langen, gefahrvollen Wegen zu. Die directe Verbindung von Wadai über Kufarah und Wanjanga ist ihr Werk, nach Fresnel geschah dies zuerst in den Jahren 1811 und 1813. Der Verkehr wurde bald sehr bedeutend, 1855 stockte indeß der Handel mit Wadai gänzlich, da, wie v. Beurmann uns erzählt, in jenem Jahre eine von Wadai kommende Caravane, die noch dazu dem Sultan dieses Landes gehörte, bei Audschila von malteſischen Kaufleuten überfallen und ausgeraubt wurde. Seit zehn Jahren sind die directen Verbindungen indeß wieder hergestellt.

Die Uadschili beschäftigen sich viel mit Gartenzucht und dem Vermiethen von Kameelen, für welche sie in den benachbarten Wadis reichlich Futter finden. Ohne sich direct am Handel zu betheiligen, vermitteln sie

hauptſächlich den Verkehr mit Benghaſi und den zunächſt liegenden Oaſen, jeder Erwachſene iſt Führer; bis Feſſan, Benghaſi, zur Syrte und Egypten kennen die Uadſchili Schritt und Tritt. Die Suaya von Leſchkerreh, noch mehr dem Trunk ergeben als die eben genannten, leben von ihren Palmen und Kameelen, außerdem heimſen ſie die Datteln einiger Oaſen von Kufarah ein. Da aber jetzt Kufarah, ein Oaſencomplex, welcher circa ſechs Tagemärſche ſüdlich von Batofl liegt, eine feſte Beſiedlung bekommen hat, ſo haben dieſe Herbſtzüge der Suaya bald aufgehört.

Die Kleidung der Bewohner iſt ſehr einfach, ein langes Hemd, darüber ein Barakan oder Haik, eine faſt enge baumwollene Hoſe, die aber nur bis auf die Waden herabfällt, ein rother oder weißwollener Fes und gelbe Pantoffeln iſt die gewöhnliche Tracht; Arme gehen meiſt barhaupt und barfuß. Die reichen Modſchabra-Kaufleute machen natürlich Luxus und lieben es, Tripoliner oder Kahiriner Tracht anzulegen. Die Rhadamſer Sitte, feine Sudan-Toben oder Nube-Hoſen zu tragen, herrſcht hier nicht. Die Frauen, welche unverſchleiert gehen, legen meiſt dunkelblaue Tracht an, haben je nach Vermögen ſchwere ſilberne oder kupferne Ringe um Knöchel und Arme, auch die Finger beſtecken ſie reichlich mit Ringen und um den Hals tragen ſie Bernſteinketten, oft auch goldene. Die meiſten tragen ein blaues Kattuntuch um den Kopf, und deshalb iſt auch nicht zu erkennen, welcher Mode ſie in Beziehung ihrer Haare huldigen.

Vom Liva Benghaſi abhängig, werden alle Oaſen von einem Mudir regiert, der ſeinen Sitz in Dſchalo hat, aber meiſt ſeine Zeit in Benghaſi zubringt. Während ſeiner Abweſenheit regiert jeder Stamm ſich ſelbſt, deren haben wir in Audſchila drei, in l'Areg vierzehn und in Lebba drei, Leſchkerreh und Batofl haben je einen, ebenſo die kleinen Palmdörfer der Oaſen. Pacho fand bei ſeiner Anweſenheit in Dſchalo einen Franzoſen als Bey und Herrſcher der ganzen Oaſe. Mit der franzöſiſchen Expedition als Tambour nach Egypten gekommen, war er in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, hatte ſich durch einnehmendes Weſen und Tapferkeit bis zum Officier hinaufgeſchwungen und war ſchließlich von Tripoli aus zum Bey der Oaſen ernannt worden. Die Bewohner von Dſchalo erinnerten ſich in der That noch des Mameluken, welcher Pacho ſo viele Aufmerkſamkeit erwieſen hatte.

Für die Gerechtigkeit ist außerdem ein Kadi vorhanden, der seine Stelle und Ernennung vom Gouverneur von Benghasi erkaufen muß. Der Dienst in den Dschemmen wird von Tholba und Fkra versehen, welche sich selbst durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Thür zu diesen Plätzen öffnen. Der Orden der Senusi hat gleichfalls in Dschalo ein Kloster gestiftet, und den Bemühungen der Brüder soll es gelungen sein, den Leuten etwas mehr Moral und Erziehung beizubringen, obgleich das allgemeine und starke Trinken noch immer anhält, wie man aus den zahlreich angezapften Palmen ersehen kann. Es versteht sich von selbst, daß die Bewohner eine Steuer zahlen, und zwar wird die Palme mit 2½ Piaster besteuert. Es mögen sicher über 200.000 Palmen insgesammt in den Oasen sein, mehr aber als 100.000 werden officiell nicht besteuert. Dies macht also für das türkische Gouvernement eine jährliche Einnahme von 250.000 Piaster oder 12.500 Mahbub, oder etwa 52.000 Francs.

Dschalo muß hiervon beiweitem das Meiste zahlen, obschon die Angabe Hamilton's, Audschila mit etwa 16.000 Dattelbäumen, viel zu niedrig ist, und Dschalo allein auch mehr als 100.000 Palmen hat. Man denke aber nicht etwa, daß die nicht censirten Palmen nichts zu bezahlen haben, gezählt sind sie alle, aber das Geld für die nicht eingetragenen wandert in die Tasche des Mudir, der natürlich für seine Stelle durch große Bakschisch danken muß.

Andere Abgaben kommen nicht vor, namentlich sind aus den Negerländern kommende Gegenstände, als Federn und Elfenbein, hier keinem Zoll unterworfen, sondern erst in Benghasi oder Egypten. Die in der Oase circulirenden Münzsorten sind die von der Türkei, doch ist natürlich auch hier der Maria Theresien-Thaler das häufigste große Silbergeld.

Im Uebrigen leben die Bewohner sehr einfach. Gegen ihre ganz ausgezeichneten Datteln, schon im Alterthum berühmt, tauschen sie sich das ihnen noch nöthige Korn und Vieh ein, und in ihren Gärten ziehen sie außer Weizen, Gerste von ausgezeichneter Güte, Negerhirse, einige Gemüse, als rothen Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben, Bohnen, Carotten, Malochin, Auberginen, Tomaten, Kürbisse, Melonen und Wassermelonen. An Früchten finden sich außer vielen Dattelsorten, schlechte Pflaumen und verkrüppelte

Aepfel, Aprikosen und Pfirsiche. Von wildwachsenden Bäumen ist nur der Ethel vorhanden.

Das Thierreich ist wie in allen Oasen schwach vertreten, drei oder vier Pferde, kleine Esel, gar kein Rindvieh, eine Zahl von Ziegen und Schafen, einige wenige Hunde ist Alles, was an Säugethieren vorhanden ist; an Federvieh sind Hühner zahlreich, Tauben weniger vorhanden. Wild kommt gar nicht vor, wenn man Springratten, Ratten und Mäuse nicht dahin zählen will. Von den Vögeln sind nur Raben, Schwalben, kleine Waldtauben und Sperlinge vorhanden, Fische giebt es keine in der Quelle, Frösche, Eidechsen, Scorpione, Mistkäfer sind in mäßiger Zahl, aber milliardenweise die Fliegen vorhanden.

Im Mineralreich verdient nur das Salz eine Erwähnung, das aus den Sebchas gewonnen, mehr als hinreichend für den Bedarf der Bewohner ist.

Die Gartenzucht wird in Audschila sehr sorgfältig betrieben und gewiß mit großer Mühe. In kleine Beete eingetheilt, welche von Dämmen eingeschlossen sind, geschieht die Bewässerung durch Brunnen, bei denen Sclaven oder Esel thätig sind, das Wasser Tag und Nacht herauszuziehen.

Diese kleinen Beete zu einem Garten vereinigt, sind dann von Palmhecken eingefriedigt, welche zuweilen auch dazu dienen, die Sanddünen abzuhalten. Es ist hier ein fortwährendes Ringen mit der Natur, jeder Fleck wird benützt, oft werden sogar die Dünen angegriffen, denn mit Wasser und etwas Dünger gedeiht im Lande Alles, was die Bewohner ziehen wollen. Und das geht das ganze Jahr durch, ist im März die Gerste und der Weizen geschnitten, so wird gleich wieder gedüngt für Sommergemüse, und wenn diese gegessen sind, kommen Bohnen, Rüben und Carotten an die Reihe. In Dschalo ist aber lange nicht solch sorgfältiger Gartenbau, theils liegt es wohl daran, weil der Boden bedeutend ungünstiger ist, dann auch, weil die Modschabra alle Kaufleute sind, Vermögen haben, mithin ihren Bedarf für Geld leicht von Audschila beziehen können. In Leschkerreh ist gar kein Gartenbau, hingegen sollen die Bewohner Batofls eben so rührig sein wie die Uadschili.

Wenn die Oase Audschila den Namen vom Hauptorte empfangen, so ist dies bei Dschalo nicht der Fall, es ist dies ein Name, der die ganze

Oase bezeichnet, ohne eine bestimmte Oertlichkeit darin. Die Hauptörter sind hier l'Areg und Lebba, beide ungefähr von gleicher Größe, in Lebba wird die Uadschili-Sprache, in l'Areg arabisch gesprochen.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in der Oase Audschila verlassen wir auch diese letzte Haupt-Etapenstationen unserer großen Wüstenwanderung. Nicht mehr in die weite, uns früher unbekannt gewesene Wüste geht der Marsch — nun zum schützenden Hafen, zu den tiefblauen Fluthen des Mittelmeeres führt uns der Weg, die wir seit länger als zwei Jahren verlassen haben, mit Macht zieht es uns an das flache Sandgestade, um mit vollen Zügen der ausgetrockneten Kehle und Lunge die feuchte kühle Brise einzuathmen. Werfen wir noch vor Antritt des letzten großen Marsches einen Blick auf das Gebiet, dessen steilwandiger Absturz uns seit Siuah im Norden unserer Route bis hierher begleitet hat, wir begegnen auch hier zweien uns werthen und bewährten Forschern, Gerhard Rohlfs und Heinrich Barth.

Es war im Herbst 1868, als Rohlfs von der preußischen Regierung den Auftrag bekam, die Geschenke, welche der König für den Sultan von Bornu bestimmt hatte, nach Tripoli zu übermitteln, um sie von dort aus mittelst einer Caravane in's Innere zu befördern. Dr. Nachtigal übernahm nun bekanntlich die Mission, diese Geschenke dem Sultan zu überbringen, und fand so Gelegenheit zu seiner epochemachenden Forschungsreise, Rohlfs aber mußte bis zum Abgange der Caravane und Nachtigal's in Tripoli verweilen. Die Zwischenzeit benützte Rohlfs zu Ausflügen in die Umgegend, besonders zum Besuche des alten Leptis magna, dessen Ruinenstätten wir auch zu Beginn unserer Wüstenreise besucht haben. Als die Caravane endlich abgegangen war, schiffte sich Rohlfs am 20. Februar 1869 in Tripoli nach Benghasi ein, wo er sechs Tage später eintraf, mit der Absicht, das Innere der Cyrenaïka, des Plateau's von Barka zu besuchen. Er gewann für diesen Zug den einstigen Führer Hamilton's, welcher bereits 1852 Cyrene besucht hatte. Auf der großen, äußerst fruchtbaren und breiten Ebene dahinziehend, welche sich zwischen dem Meere und dem Hochlande von Barka erstreckt, besuchte er die alten, jetzt unbewohnten Stätten von Tencheira und Ptolemaïs, deren Alterthümer, die Reste des antiken glanzvollen Cyrenaïka studirend, und erreichte auch glücklich Cyrene selbst. Ueber das an Schluchten, natürlichen

Höhlen und Stalaktitengrotten reiche Tafelland von Barka, an deſſen Nordrand Cyrene liegt, wandernd, kehrte er nach Benghaſi zurück und unternahm einen zweiten Zug nach Audſchila. Am 3. April 1869 brach Rohlfs neuerdings von Benghaſi auf und zog über fruchtbares, aber einförmiges Land, zum Theile cultivirt, zum Theile aus krautreichen, in dieſer Jahreszeit von Blumen bunten Weidegründen beſtehend. Je weiter er nach Süden kam, deſto ſpärlicher wurde die Vegetation und die Bevölkerung, bis endlich am Chor Shofan (etwa zwei Fünftel des Weges zwiſchen Benghaſi und Audſchila) die Vegetation ganz aufhört, denn hier war die Grenze des Mittelmeer-Niederſchlages erreicht, der Floh hörte auf, beſtändiger Begleiter des Menſchen zu ſein, wie mit Zauber war er verſchwunden. Hier beginnt nun auch die Sahara. In der Folge überſchritt Rohlfs das Wadi Fareg, eine Einſenkung ohne Abdachung und über eine einförmige Sſerirfläche die große aus Weſten kommende Einſenkung von Bir Reſſam. Dieſe iſt bedeutend (100 Meter?) tiefer als das Mittelmeer und zeichnet ſich durch zahlreiche Verſteinerungen, Muſcheln u. ſ. w. aus, oft ſieht man ganze in Flintſtein verwandelte Baumſtämme, ein Beweis ehemaliger üppiger Vegetation. In dieſer Depreſſion weiterziehend, erreichte Rohlfs am elften Tage nach dem Aufbruche von Benghaſi die Oaſe Audſchila. Von hier beabſichtigte er nach dem noch unbekannten Kufarah vorzudringen, aber alle ſeine Bemühungen waren fruchtlos, und ſo beſchloß er, nach Oſten durch die libyſche Wüſte zur Jupiter Ammon-Oaſe zu ziehen, die er denn auch thatſächlich am 6. Mai erreichte. Am 11. Mai verließ Rohlfs den merkwürdigen Ort und längs des Südrandes des libyſchen Wüſtenplateau's über eintönige Sſerirebenen nach Oſten ziehend, erreichte er glücklich Alexandria.

Der Küſte immer nach Oſten folgend, zog Heinrich Barth im Jahre 1846 längs der großen Syrte und am Nordabfalle des Hochlandes von Barka, das er auch erſtieg, und gleich Hamilton und Rohlfs Cyrene beſuchte, nach Alexandria, ſchon damals ſich als ein tiefſinniger Kenner und Forſcher des Alterthums und als praktiſcher Afrika-Reiſender bewährend. Den Zug von Benghaſi nach Audſchila unternahm vor Rohlfs außer Hamilton und Pacho noch v. Beurmann 1862. Wir folgen nunmehr dieſem Reiſenden auf ſeiner weiteren Wanderung von Audſchila nach Murſuk bis zur Oaſe Sella.

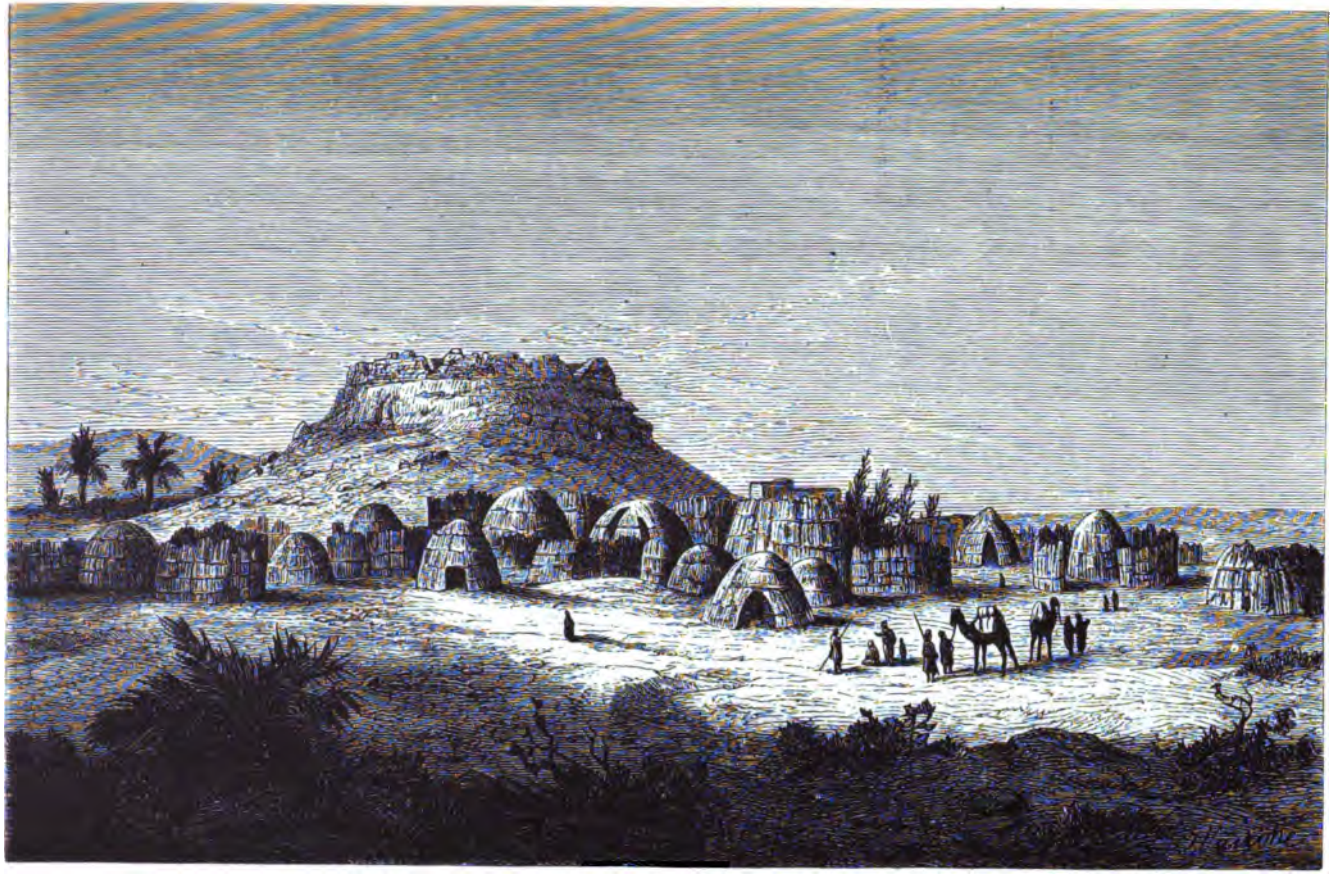
Ueber höchst einförmigen Sserirboden, der nur hie und da von Sandhügeln durchzogen ist, wandern wir, von Audschila nach Westen aufbrechend, zwei Tage lang in angestrengten Märschen längs des Kalksteinplateau's, das uns die Aussicht nach Norden benimmt, nach der nächsten Oasengruppe von Marabeh; die Pflanzungen der eigentlichen Oase Marabeh sind auf ihrer Ostseite direct von den Salzflächen einer Sebcha begrenzt, die hier eine so starke Salzkruste hat, daß sie dem Ueberschreiten kein Hinderniß bietet. Auf einem großen freien Platze, ringsum von den die Flugsandhügeln bedeckenden Palmenwäldchen umgeben, erblicken wir einen mit Ruinen bedeckten Felsen, an dessen Fuße etwa fünfzig baufällige Häuser und Palmhütten den kleinen Ort Marabeh bilden, und dessen Abbildung, gleich wie die Aufnahme der Alterthümer der Ruinen wir dem Reisenden Pacho verdanken, welcher 1826 die Oasen Audschila und Dschalo, die Jupiter Ammon-Oase, Marabeh und die Cyrenaïka besuchte. Zur Zeit des Besuches v. Beurmann's war im ganzen Orte nur ein Sclave, der einzige permanente Bewohner des Ortes. Nur zur Zeit der Dattelernte kommen die Araber von der benachbarten Meeresküste, die ihrem Vieh reichliches Futter bietet, und zu der sie zurückkehren, sobald das Geschäft des Datteleinsammelns vorüber ist. Der einzelne Sclave bleibt als Wächter hier und beschäftigt sich mit etwas Gerstenbau. Die Oase bietet uns kein weiteres Interesse und wir brechen am folgenden Tage wieder auf. Gleich hinter dem Orte hört jede Vegetation auf, und steile Kalkfelsen, oben meist mit einer dunkelgefärbten härteren Schichte bedeckt, sind über die Ebene zerstreut. An einer kleinen Oase vorüber, die wir zu unserer Rechten liegen lassen, ersteigen wir allmälig ein Plateau und genießen von demselben einen weiten Fernblick nach Süden, in welcher Richtung die schwachen verschwommenen Umrisse einer Gebirgskette auftauchen, auf dem Plateau selbst erregt die Form der isolirt oder auch zusammenhängend auftauchenden Tafelberge, welche im Profil den altegyptischen Pylonen gleichen, unsere Aufmerksamkeit.

Die folgenden Tage kommen wir in eine von hohen Kalkbänken stark durchschnittene Gegend, in deren Einsenkungen einzelne verkrüppelte Tamarisken die Monotonie der Gegend beleben. Der Abhang des Plateau's, von dem wir hinabsteigen, bietet uns einen merkwürdigen Anblick, der westliche Theil des

Höhenzuges enthält nämlich bedeutende Gypslager, deren weiße Adern in ſchönen Kryſtallen zu Tage liegen, ſo daß, wenn die Sonne darauf ſcheint, es ausſieht, als ob die Hügel mit einem brillantenen Adernetz überzogen wären, ein Effect, deſſen Pracht noch mehr durch den mit ſchwarzen Feuerſteinen überſäeten Boden der Ebene gehoben wird.

Nach Ueberſteigung zweier weiteren Höhenzüge, deren Abfall ſehr ſteil und für die Kameele beſchwerlich iſt, und die für v. Beurmann, deſſen Führer ſich gänzlich verirrt hatte, bald eine zweite Martinswand geworden wären, erreichen wir glücklich die Oaſe Sella und die auf einem kleinen Tafelberge erbaute, von einer Sebcha umgebene Stadt gleichen Namens. Die Oaſengruppe von Sella beſteht nur aus drei, je zwei Stunden von einander entfernten Oaſen, deren mittlere eben den Namen Sella trägt, und von welcher dieſe und die nördlichere, Tirſa, allein bewohnt ſind. Die auf circa 800 Seelen ſich belaufenden Bewohner ernähren ſich hauptſächlich durch Datteln und Getreidebau und betheiligen ſich nur im geringen Maße am Handel. Die Stadt Sella ſelbſt, ein mit einer Wallmauer umgebener Ort, eng und winkelig gebaut, bietet nichts Bemerkenswerthes.

Wir ſcheiden hier in Sella von dem Reiſenden v. Beurmann, deſſen Weg über das Harrudſchgebirge nach Feſſan und Murſuk führt, und nördlich jenes des erſten Europäers Hornemann verläuft, welcher 1798 von Audſchila kommend, dasſelbe Ziel verfolgte, und wenden uns nach Nordweſten. Nach vier ſtarken Tagemärſchen über von Kalkkämmen und Hügeln durchzogenen, von vielen trockenen Flußbetten durchſchnittenen Sſerirboden, der ſtellenweiſe breiten Dünenſtreifen Raum giebt, erreichen wir die in einer rings von Bergen, im Süden von dem durch ſeine tiefblaue Farbe täuſchend den Anblick des Seehorizonts gewährenden Dſchebel es Soda, im Norden von Dſchet-Tar im weiteren Umkreiſe umrahmten Ebene liegende Stadt und Oaſe Sokna. Die wohlgebaute Stadt, deren Einwohner ſich eines ziemlichen Wohlſtandes erfreuen, liegt bereits auf der öſtlichen der beiden Haupt-Caravanenſtraßen zwiſchen Tripoli und Murſuk. Wir begegnen hier in Sokna, deſſen Gärten Ueberfluß an Datteln und allen möglichen Obſtarten haben, wieder vielen bekannten Namen, denn dieſe Straße zogen Lyon, Vogel, Barth, Duveyrier und zuletzt Nachtigal.



Oaſe Maradeh.

Von Sokna nach Norden aufbrechend, folgen wir der Route Nachtigal's und ziehen in einem beſchwerlichen Engpaß durch den Dſchet-Tar, gelangen bald darauf über Sſerirboden, der allſeitig von Bergen umſchloſſen wird, welchen wir wieder durch einen Paß verlaſſen, und an einem ſonderbar geformten und deshalb unter den Reiſenden bekannten, 25 Meter hohen iſolirten Kalkhügel vorüberziehend, treffen wir in dem kleinen, von wenigen Gärten umgebenen Orte Bondſchem ein, in deſſen Nähe einige ſehr zerfallene römiſche Ruinen ſich finden. Das kleine Caſtell, welches hier 1843 von Mohamed Paſcha gegründet wurde, ſowie die Gärten ſind halb vom Sande verſchüttet. Der Ort hat dadurch eine naturhiſtoriſche Bedeutung, daß er die ſüdliche Verbreitungsgrenze des Flohes markirt. Unſere Reiſe fortſetzend, durchziehen wir, zahlloſe Wadis mit mehr oder minder ſteilen Ufern überſchreitend, bald über felſigen, bald über Sſerirboden und Hammadaflächen das Gebiet der Urfilla-Araber. An den Namen der Wadis, wie Bei, Semſem, Sſufedſchin und Beni-Ulid erkennen wir, daß wir uns mit Eilſchritten dem Endziele nähern. In dem faſt 500 Meter breiten Wadi Beni-Ulid, das mit ausgedehnten Olivenpflanzungen beſtanden iſt, halten wir in dem gleichnamigen Orte eine nochmalige größere Raſt, um für die letzten fünf Tagemärſche, welche uns noch von Tripoli trennen, friſche Kräfte zu ſammeln. Am Mittag des dritten Tages haben wir nach dem Aufbruch von Beni-Ulid die Höhe des Dſchebel Tarhona erklommen und unſer Blick ſchweift mit Entzücken über die fruchtbare, wohlgebaute Ebene El Dſchefara. Wir fühlen nicht mehr die Beſchwerden des Auf- und Abſtieges, mit Leichtigkeit winden wir uns am letzten Tage durch den Dünengürtel, der uns von der Oaſe Mſchia trennt, und bei dem Brunnen Ain Sara angelangt, ſtürmen wir voll Ungeduld einen benachbarten Hügel, von deſſen Höhe uns der lang erſehnte Anblick der tiefblauen Fluthen des Mittelmeeres mit Wonne erfüllt. Die ſtolzen edlen Palmen der Mſchia, das Dickicht von Johannisbrot- und Orangenbäumen, von Granatäpfeln und Opuntien erſcheint uns noch einmal ſo lieblich, der balſamiſche Duft, den uns ein leichter Lufthauch von dorther zuführt, erquickt und berauſcht uns faſt im Genuſſe dieſes Anblickes, im Bewußtſein, am Ziele, am Schluſſe unſerer großen Wüſtenreiſe angelangt zu ſein. Raſch iſt der hochſtämmige, herrliche Palmenwald der Mſchia durchmeſſen, und bald darauf nehmen uns die kühlen, ſchatten-

reichen Hallen eines uns befreundeten Conſulathauſes auf. Alles Ungemach, alle Müh- und Drangſale, alle Gefahren der Wüſtenwanderung ſind vergeſſen über den Empfang, der uns hier bereitet wird, es dünkt uns faſt wie ein Traum, wenn wir an die Erlebniſſe, die kaleidoſkopartig wechſelnden Bilder und Scenen unſerer Reiſe zurückdenken; nach ſechshundert Tagemärſchen, in welchen wir circa 18.000 Kilometer zurückgelegt haben, thut uns Ruhe, körperliche und geiſtige Erholung Noth, und dieſe iſt uns unter dem gaſtlichen Dache vollauf vergönnt. Doch bevor wir der Ruhe pflegen, drängt es uns nach dem Meeresſtrande, nach dem langentbehrten Anblicke der unabſehbaren Waſſerfläche, die uns noch von der Heimat trennt. Ihre leichtgekräuſelten, koſenden Wellen, der wolkenloſe, azurblaue Himmel verſprechen uns eine glückliche Heimfahrt.

Der uns zum Beginn unſerer Reiſe zugerufene Gruß: „Alles Uebel ſei fern von Dir!“ hat ſich erfüllt und der Sitte des Landes gemäß, in welchem wir ſo lange verweilt, ſtimmen wir in das „El hamdu lillah“ unſerer Begleiter herzlich gerne ein.

Anhang.

Quellen-Literatur:

Abd el Hamid Bey: Les mystères du désert. — Abul Féda: Description des pays de Maghreb. — Adams: The Narrative of Adams a sailor, who was wrecked on the western coast of Africa in 1810. — Aucapitaine: Les Beni Mzab. — Bargès: Le Sahara et le Soudan. — Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—1855. — Barth: Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres in den Jahren 1845—1847. — Ibn Batoutah: Voyage d'Ibn Batoutah. Traduit de l'arabe par Fremery et Sanguinetti. — Bayle St. John: Adventures in the Libyan desert and the Oasis of Jupiter Ammon. — Beechey: Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa — El Bekri: Description de l'Afrique septentrionale. Traduit par Slane. — Belzoni: Narrative of the recent discoveris in Egypt and Nubia. — Berbrugger: Les puits artésien de l'Algérie. — Bodichon: Sujet d'une exploration politique, commerciale et scientifique d'Alger à Timbouktou. — Browne Travels in Africa, Egypt and Syria. — Bugeaud: L'Algérie. — Cailliaud: Voyage a l'oasis de Thèbes. — Caillié: Voyage à Temboctou et à Jenné dans l'Afrique centrale. — Carette: Recherches sur la Géographie et le Commerce de l'Algérie meridionale (II. Band des Werkes: Exploration scientifique de l'Algérie). — Della Cella: Viaggio da Tripoli di Barberia. — Cherbonneau: Voyage du Capt. Bonnemain à Rhadames. — Cibot: Souvenirs du Sahara. — Clapperton: Voyages et découvertes dans le nord et dans les parties centrales de l'Afrique. — De Colomb: Exploration des Ksours du Sud et du Sahara de la province d'Oran. — Cooley: Negroland of the Arabs. — Cortambert: La chevelure chez les differents peuples. — Cosson: Itinéraires d'un voyage botanique en Algérie. — Cosson: Considération générales sur le Sahara algérien et ses cultures. — Cuny: Journal de voyage de Siut a El Obeïd. — Daumas: Moeurs et coutumes de l'Algérie et du Sahara. — Daumas: Le Sahara algérien. — Daumas: Le grand désert. — Daumas: Les chevaux du Sahara. — Daumas: Principes généraux du cavalier arabe. — Davidson: Notes taken during Travels in Africa. — Denham und Clapperton: Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa. — Desor: Aus Sahara und Atlas. — Drumond Hay: Le Maroc et ses tribus nomades. — Duveyrier: Exploration du Sahara. Les Touareg du Nord. — Edmonstone: A journey to visit of the oasis of upper

Egypt. — Edrisi: Géographie, traduit de l'arabe en français par Jaubert. — Edrisi: Description de l'Afrique, traduit par Dozy. — Ehrenberg: Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrika. — Ehrenberg: Zur Charakteristik der nordafrikanischen Wüste. — Escayrac de Lauture: Le désert et le Soudan. — Faidherbe: L'avenir du Sahara et du Soudan. — Flügel: Geschichte der Araber. — Follie: Voyage dans le désert de Sahara. — Gastineau: Les femmes et les moeurs de l'Algérie. — Gérard: La chasse au Lion. — Gérard: L'Afrique du Nord. — Goblet d'Alviella: Sahara et Laponie. — Graberg de Hemsö: Das Sultanat Maghrib-ul-Aksa oder Marokko. — Grad: Le Sahara algérien. — Guyon: Voyage d'Alger aux Ziban. — Hamilton: Wanderings in North-Africa. — Harcourt: Une colonne d'expedition dans le désert. — Heeren: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. — Hodgson: Notes on Northern-Africa, the Sahara etc. — Hornemann: Journal of a Voyage from Cairo to Murzuk. — Hoskins: Visit to the great oasis of Libyan desert. — Jacquot: Expedition du général Cavaignac dans le Sahara algérien en 1847. — Jordan: Expedition zur Erforschung der libyschen Wüste von Gerhard Rohlfs. (Physische Geographie und Meteorologie der libyschen Wüste.) — Ibn Khaldoun: Histoire des Berbères et des dynasties muselmannes de l'Afrique septentrionale. Traduit par Slane. — Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. — Largeau: Le Sahara. Premier voyage d'exploration. — Laurent: Voyage au Sahara oriental. — Leclerc: Les Oasis de la province d'Oran, les Oulad Sidi Cheikh. — Lemprière: Voyage dans l'empire de Maroc fait en 1789—1790. — Leo J. Africanus: Descrizione dell'Africa. — Leyden: Histoire complète des voyages et découvertes en Afrique. — Lyon: A narrative of travels in Northern Africa. — Mac Carthy: Voyage à Tripolis. — Mackenzie: The Floodnig of the Sahara. — Maltzan: Reisen in den Regentschaften Tunis und Tripolis. — Maltzan: Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. — Maltzan: Sittenbilder aus Tunis und Algerien. — Martins: Von Spitzbergen zur Sahara. — Mauroy: Précis de l'histoire et du commerce de l'Afrique septentrionale. — Mayeux: Les Bedouins ou Arabes du désert. — Mercier: Histoire de l'Etablissement des Arabes dans l'Afrique septentrionale. — Minutoli: Reise zum Tempel des Jupiter Ammon. — Mircher: Mission de Ghadames. — Müller: Beiträge zur Geschichte der Araber. — Pacho: Relation d'un voyage dans le Cyrénaïque. — Pâris: Vingt-deux mois de colonne dans le Sahara algérien. — Pomel: Le Sahara. — Rabusson: De la géographie du nord de l'Afrique pendant la période romaine et arabe. — Renou: Géologie de l'Algérie. — Renou: Description géographique de l'Empire de Maroc. (VIII. Band des Werkes: Exploration scientifique de l'Algérie.) — Richardson: Narrative of a Mission to Central-Africa. — Richardson: Travels in the great desert of Sahara 1845—1846. — Ritter: Erdkunde (I. Band, Afrika). — Rohlfs: Mein erster Aufenthalt in Marokko. — Rohlfs: Quer durch Afrika. I. Band. — Rohlfs: Von Tripolis nach Alexandrien. — Rohlfs: Drei Monate in der libyschen Wüste. — Rohlfs: Land und Volk in Afrika. — Rohlfs: Reise durch Marokko, Uebersteigung des Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat u. s. w. Roudaire: Mission des Chotts. — Ludwig Salvator, Erzherzog: Yachtreise in den Syrten. — Schlözer: Summarische Geschichte von Nordafrika. — Scholz: Reise in die Gegend zwischen Alexandrien und Parätonium, die libysche Wüste, Siwa u. s. w. —

Shaabeny: Account of Timbouctou. — Shaw: Travels or observations relating to several parts of Barbary. — Soleillet: L'Afrique occidentale. — Stüwe: Die Handelszüge der Araber unter den Abbaſſiden. — Mohamed Ibn-Omar el Tounſy: Voyage au Ouaday. Traduit de l'arabe par le Dr. Perron. — Triſtram: The great Sahara. — Ville: Voyage d'exploration dans les bassins du Hodna et du Sahara. — Ville: Exploration géologique du Beni Mzab du Sahara etc. — Vivien de Saint Martin: Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. — Walckenaer: Recherches géographiques sur l'interieur de l'Afrique septentrionale. — Ziegler: Der Sahara-Sand. — Zittel: Briefe aus der libyſchen Wüſte.

Es bedarf wohl kaum weiterer Erwähnung, daß die hier angeführten Werke beiweitem nicht das vom Verfaſſer benützte Quellenmaterial erſchöpfen. Zu dieſen hauptſächlichſten Quellenwerken treten noch mehrere Hunderte von Aufſätzen hinzu, welche in den zahlreichen Publicationen der geographiſchen Geſellſchaften und in den Fachzeitſchriften zerſtreut ſind, und unter deren Maſſe ſich fundamentale Arbeiten über die phyſikaliſche Geographie und Ethnographie der Sahara befinden, wie z. B. die Arbeiten von Duveyrier im Bulletin der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft, jene von Nachtigal und v. Bary in der Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde in Berlin, jene von Rohlfs, Schweinfurth und Dr. Behm in den ein Quellenwerk erſten Ranges bildenden Mittheilungen Petermann's aus Perthes geographiſcher Anſtalt in Gotha, jene von Dr. Zittel in den Jahresberichten der geographiſchen Geſellſchaft in München, jene von Friedrich v. Hellwald in der Zeitſchrift „Unſere Zeit" u. ſ. w.

Grenzen und Größe der Sahara. Flächeninhalt und Bevölkerung der einzelnen Unterabtheilungen. Bevölkerungsdichtigkeit. Ortsbevölkerung.

Im ſelben Maße, als durch die Forſchungen und Entdeckungsreiſen der Neuzeit, insbeſondere aber der letzten zwei Jahrzehnte, der geographiſche Begriff und die geographiſche Individualität der Sahara eine den früheren Vorſtellungen in vieler Hinſicht diametral entgegengeſetzte Darlegung erfahren mußten, und wir erſt jetzt ein annähernd wahres und verſtändliches Bild des Naturcharakters dieſes großen Erdraumes gewonnen haben — im ſelben Maße iſt auch die früher übertriebene und abenteuerliche Vorſtellung von der Größe der Sahara durch dieſe Forſchungen bedeutend ernüchtert worden. — Wohl bleibt noch immer ein großes, ausgedehntes Gebiet übrig, das abſolute Wüſte iſt, aber von dem einſt angenommenen Flächenraume ſind nur zwei Drittel geblieben, und auch von dieſen muß die Trennung in abſolute Wüſte und vegetationsfähigen Boden nicht außer Acht gelaſſen werden. Die natürlichen Grenzen der Sahara zu beſtimmen, iſt heute noch nicht an allen Punkten möglich, auf weite Strecken, Hunderte von Kilometern umfaſſend, iſt uns die Scheidelinie zwiſchen den Steppen des Sudans und den Hammada-, Serir- und Dünenflächen der Sahara unbekannt, in großen Zügen dürfen wir jedoch den Südabfall des äußerſten Randes des Atlasgebirges und nach Oſten die Küſten des Mittelländiſchen Meeres als Nordgrenze der Sahara bezeichnen, mit dem Zuſatze, daß man die an Oaſenbildungen reiche Zone, welche von dem Südabfalle des ſahariſchen Randgebirges (Atlas) bis zur eigentlichen Areg-Region reicht und vom Ued Draa bis zum Golf von Gabes ſich hinzieht, als Vorwüſte, oder wie die Franzoſen dieſes Gebiet zutreffend „le petit désert" nennen, darſtellt.

Im Westen bildet die Küste des Atlantischen Oceans zwischen dem 26. und 17.° nördlicher Breite mit geringer Unterbrechung die Grenze der Sahara, ebenso reicht im Osten der Wüstencharakter dieses Erdraumes zwischen 30 und 18° nördlicher Breite fast ausnahmslos bis an die hohen Ufer des Nil.

Die Bestimmung der Südgrenze unterliegt den größten Schwierigkeiten, einestheils weil der Naturcharakter dieses Grenzgebietes auf weite Strecken hin gänzlich unerforscht ist, es aber durchaus unzulässig wäre, dafür einen schablonenhaften Typus aufzustellen, besonders nach den Ueberraschungen, die der Erdkunde schon durch die theilweise Erforschung von Air, Tibesti und des Tuareg-Landes erwuchsen, andererseits weil die klimatischen und meteorologischen Grenzbestimmungen allein nicht maßgebend sind und überdies auf weite Strecken hin gänzlich fehlen. Ohne auf ermüdende Details einzugehen, können wir hier die Südgrenze der Sahara durch folgende Linien bezeichnen. Von der Küste des Atlantischen Oceans nördlich der Senegalmündung folgt die Südgrenze der Sahara in einer Entfernung von abwechselnd 30—80 Kilometer der Thalfurche des Senegal bis 10° westlich von Greenwich, weicht nun in einem großen convexen, nach Südosten gerichteten Bogen bis nördlich von Timbuktu zurück — wird von hier ab durch das linke Ufer des Niger bis Gogo gebildet und verläuft von hier vielfach undulirend bis zur Tintümmasteppe zwischen dem 16. und 17.° nördlicher Breite. Nach Osten hin steigt diese Grenzlinie etwa bis zum 17.°, um plötzlich östlich von Borku bis 15° nördlicher Breite herabzusinken, um hier, eine breite convexe Mulde bildend, unter 23° östlicher Länge von Greenwich wieder den 16. und 17.° nördlicher Breite zu erreichen, in dieser Breite das Wadi Mhal treffend, welches so ziemlich die Scheidelinie zwischen der Bajudasteppe und jenen Kordofans und der Sahara bezeichnet.

Es ist selbstverständlich, daß weitere Forschungsreisen und darauf gegründete Untersuchungen diese Bestimmungen vielfach modificiren werden, nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse bilden diese Linien aber den Rahmen der Sahara. In diesem Rahmen bedeckt die Sahara ein Gebiet von 8,131.100 Quadrat-Kilometer oder circa 149.000 Quadrat-Meilen, von welchen jedoch kaum 8—900.000 Quadrat-Kilometer Dünenregion sind, das Uebrige dürfte sich in der Weise vertheilen, daß 2,000.000 Quadrat-Kilometer auf Gebirgs- und Felsenmassen, 1,500.000 auf Steppen und Weiden, 200.000 Quadrat-Kilometer auf Oasen und Culturland und der Rest, das sind 3,600.000 Quadrat-Kilometer auf Hammada- und Sserirflächen entfallen.

Auf diesem das deutsche Reich zwölfmal übertreffenden Raume leben blos circa 5,343.300 Menschen, mithin entfällt im Durchschnitte erst auf 2 Quadrat-Kilometer 1 Bewohner.

In folgender Tabelle finden wir die Berechnungen des Flächeninhaltes und der Bevölkerung, sowie deren Dichtigkeit zusammengestellt. *)

---

*) Zum größten Theile nach den planimetrischen Berechnungen und Zusammenstellungen in dem vorzüglichen statistischen periodischen Quellenwerke von Behm und Wagner: Die Bevölkerung der Erde, I—V. Ergänzungshefte zu „Petermann's Mittheilungen", wiedergegeben, für einzelne Gebiete nach den jüngsten Daten berichtigt. Daß diese Zahlen nur approximative sind, bedarf keiner weiteren Erläuterungen, da in der Sahara selbst die einfachsten Elemente zu einer exacten Bestimmung politischer Territorialgrenzen und einer Zählung der Bewohner fehlen. Die hier angeführten Zahlen sind vielmehr das Resultat planimetrischer Berechnung für den Flächenraum und kritisch ausgewählter und verglichener Schätzungsangaben der einzelnen Reisenden für die Bevölkerungszahlen. Einige Sicherheit und annähernde Bestimmtheit besitzen blos die Bevölkerungszahlen für die algerische Sahara.

Länder, Gebietstheile	Flächeninhalt in Quadrat-Kilometer *)	Bevölkerung	Bewohner auf 1 Quadr.-Kilometer
Marokkanische Sahara			
(ausschließlich Tuats)	**408.600**	**650.000**	**1·6**
Hiervon entfallen auf das Draaland	5.780	250.000	43
„ „ „ Oase Tafilet	1.380	100.000	73
„ „ „ „ Kenatsa	193	5.000	25
„ „ „ „ Figig	143	15.000	105
Algerische Sahara	**212.000**	**360.000**	**1·7**
Hiervon entfallen auf das Land Mzab	18.000	60.000	3·3
Tunesische Sahara	**52.000**	**76.000**	**1·5**
Tripoli (mit Fessan und Barka)	**892.050**	**1,010.000**	**1·2**
Hiervon entfallen auf: Tripoli	327.600	664.000	2·1
„ „ „ Fessan	405.400	140.000	0·3
„ „ „ Barka	159.000	206.000	1·3
Tuat, Gurara und Tidikelt	**20.483**	**300.000**	**15**
Gebiet der Asdscher- und Ahaggar-Tuareg	**650.000**	**40.000**	**0·06**
Air	**55.000**	**58.000**	**1·1**
Gebiet der Auelimmiden-Tuareg	**220.000**	**120.000**	**0·5**
Gebiet der Trarsa, Braksa und Duaisch	**110.600**	**185.000**	**1·7**
Tibesti (Thäler)	**11.000**	**7.000**	**0·6**
Kanar	**2.750**	**3.800**	**1·4**
Gebiet der nördlichen Sfourhai	**100.000**	**600.000**	**6**
Bodele, Kanem und die Landschaften am Südrande der Sahara zwischen Tsadsee und Nil	**330.000**	**1,000.000**	**3**
Hiervon entfallen auf: Ennedi	—	7.000	—
„ „ „ Borku	—	10.000	—
„ „ „ Kanem	—	79.000	—
„ „ „ Wanjanga	—	2.000	—
Libysche Wüste	**368.000**	**76.800**	**0·07**
Hiervon entfallen cultivirtes Terrain auf die Oase: Siuah	15	5.600	373
Baharieh	9	2.500	278
Dachel	60	20.000	333
Fürtrag	**3,433.383**	**4,487.500**	—

*) 55·063 Quadrat-Kilometer = 1 deutsche Quadrat-Meile.

Länder, Gebietstheile	Flächenraum in Quadrat-Kilometer	Bevölkerung	Bewohner auf 1 Quadr.-Kilometer
Uebertrag ...	3,433.383	4,487.500	
Chargeh	8	6.400	800
Farafrah	3	345	115
überhaupt: Audschila und Dschalo....	633	11.500	18
Kufarah	3.000	400	0·1
Das übrige von unabhängigen Nomadenstämmen durchzogene Gebiet der Sahara	4,697.717	855.800	0·2
Gesammtgebiet der Sahara im weiteren Sinne	8,131.100	5,343.300	0·6

Ortsbevölkerung.

Oase, Stadt, Kfor	Einwohner	Oase, Stadt, Kfor	Einwohner
In Tripolitanien und Fessan:		Temissa	400
Bachi	500	Tirsa	300
Benghasi	7000	Tripoli	20000
Bondschem	120	Tunin	500
Fugha	400		
Gatron	1000	**In der Algerischen Sahara:**	
Medrussa	300	Beni Ikguen	12000
Mursuk	5000	Berrian	5000
Rhadames	8000	Biskra	7000
Rhat	4000	Bu Nura	2000
Rhodua	400	El Aruat (Laghuat)	547
Sebha	2400	El Atef	6000
Sella	500	El Golea	1300
Sokna	3000	Ghardaïa	16000
Tedscherri	800	Guerrara	5000

Oaſe, Stadt, Kſor	Einwohner
Melika	1800
Metlili	1600
Nguſſa	1000
Tuggurt	2000
Wargla	15000
In der Marokkaniſchen Sahara und Tuat:	
Beni Abbes	600
Brinken	3000
El Mals (Figig)	700
Hammam (Figig)	1400
Igli	1500
Karſas	2000
Kedirna (Mdaghra)	1500
Kenatſa	5000
Kſor el Arb (In Salah)	1500
Örian Raß	800
Ogilmim	3000
Snaga (Figig)	4000
Sregat (Ertib)	5000
Tamentit (Adrhar)	6000
Udarir (Figig)	2000
Im Gebiete der mauriſchen Stämme: (Weſtliche Sahara)	
Aderer	7000
Atar (Oaſe)	2500
Odſchuft	2000
Schingit (Oaſe)	4000
Timbuktu	13000
Tiſchit	5000
Wadan	5000
In der Oaſe Air:	
Agades	7000
Tintelluſt	450
In der Oaſe Kauar:	
Anay	500
Aſchenumma	400
Bilma	1200
Schimmedru	800
In Borku:	
Budu	900
Tiggi	1800
Yarda	1200
In den libyſchen Oaſen:	
Audſchila (Oaſe)	4000
Batoſt (Oaſe)	1000
Bauiti	1500
Beled	3000
Dachel	6000
Dſchalo (Oaſe)	6000
Farafrah	345
Leſchkerreh	500

Ein Blick auf die dritte Colonne der erſten Tabelle zeigt uns, wie verſchieden die Bevölkerung vertheilt iſt; daß an das Waſſer nicht nur das vegetabiliſche und Thier-, ſondern auch das Menſchenleben gebunden iſt, wird hier ziffermäßig beſtätigt; denn während in dem libyſchen Sandmeere und in dem unüberſehbaren Gewirr des Berglandes der nördlichen Tuareg erſt auf 20 Quadrat-Kilometer 1 Bewohner entfällt, wohnen in der Oaſe Chargeh auf 1 Quadrat-Kilometer 800 Menſchen, und wenn wir größere Territorien in's Auge faſſen, in Tuat 15, im Draaland 43 auf demſelben Flächenraume.

In der zweiten Tabelle erhalten wir eine Vorstellung, wie gering die Zahl größerer Bevölkerungscentren ist, in der ganzen Sahara wird die Zahl der 1000 Einwohner übersteigenden Orte (Städte und Ksors) kaum jener eines der mittelgroßen österreichischen Kronländer gleichkommen.

Hypsometrische Verhältnisse.

Wir haben im Verlaufe unserer großen Wüstenwanderung jedesmal an entsprechender Stelle uns mit der Orographie des durchzogenen Gebietes beschäftigt und die Existenz, Formation und Ausdehnung großer Bodenerhebungen in der Sahara kennen gelernt, es erübrigt uns hier noch, das kartographische Bild durch einige Höhenangaben plastisch zu gestalten, um dadurch auch weiterhin uns über die in neuerer Zeit aufgetauchten Projecte einer Inundirung der Sahara ein richtiges Urtheil bilden zu können. Die in der folgenden Tabelle angeführten Höhenzahlen, welche sämmtlich die Höhen der angeführten Oertlichkeiten über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres ergeben, folgen den Itinerarien und Routen der einzelnen Forschungsreisenden. Leider besitzen wir für den ganzen westlichen Theil der Sahara keinerlei wissenschaftliche Messungen, und nur der Mangel solcher konnte jene mitunter unsinnigen Projecte auftauchen lassen, welche eine Inundirung großer Gebietstheile der Sahara bezwecken sollten.

Ort	Seehöhe in Meter	Ort	Seehöhe in Meter
I. Von Biskra über Rhadames und Rhat nach Ghades.		Asiubrunnen	390
Biskra	118	Tintelluft	574
Um Thiur	16	Ghades	610
Schott Melrhir	— 25*)		
Mraier	3	**II. Von El Aruat über El Golea und In-Salah nach Tafilet.**	
Tinedla	35	El Aruat	780
Tuggurt	69	Berrian	547
El Wad	135	Ghardaia	530
Bereſof	177	Metlili	505
Höchſter Punkt in der Areg-Zone	393	Haſſi Dſcheddid	522
Rhadames	351	Höchſter Punkt des Plateau's der Schebka	725
Timellulen	421	Haſſi Berghaui	437
Wadi Tikhammalt	534	El Golea	402
Urſel	624	Ued Mia	420
Titerſin	784	Ued Allal	520
Rhat	726	Südrand des Plateau's von Tademayt	584
Wadi Egeri	901		
Paß über das Inhefgebirge	1219		

*) Zahlen mit dem — Zeichen bedeuten abſolute Depreſſionen, d. h. unter dem Meeresſpiegel liegende Punkte.

Ort	Seehöhe in Meter
In-Salah (Kſor el Arb)	129
Kſor Dſchedid (Oaſe Auleſ)	158
Kſor Mharſa	105
Sauya Kinnta	116
Adrhar	137
Brinken	148
Karſas	244
Igli	320
Höchſter Punkt der Hammada zwiſchen Tafilet und Ued Ghir	838
Abuam (Tafilet)	397
Mediana (Mdaghra)	643
III. Von Tripoli über Murſuk nach Kuka.	
Tripoli (Mſchia-Oaſe)	31
Kaſr Ghurian	700
Kulebah	652
Misda	492
Ued Talha	468
Gharia	568
Schwarze Berge	902
Hammada im Süden derſelben	732
Temſaua	472
Sebha	516
Rhodua	530
Murſuk	503
Gatron	512
Tedſcherri	552
Tümmogebirge (Paß)	840
Ebene Madema	695
Oaſe Jat	503
Schimmedru	495
Dibbela (Oaſe)	424
Agadem	411
Tintümma-Steppe	439
Belkaſchifari	381
Kuka	298

Ort	Seehöhe in Meter
IV. Von Rhat über Murſuk, Fugha, Audſchila nach Siuah.	
Rhat	726
Tarzulli	766
Serdeles	709
Tin-Abonda	559
Ubari	515
Dſcherma	485
Mandara-See	527
Murſuk	503
Zuila	481
Temiſſa	355
Fugha	481
Paß über den Harrutſch	474
Sella	204
Audſchila	— 52
Lebba (Dſchalo)	— 35
Fared-Ghah-See	— 20
Siuah	— 29
V. Von Siuah über Baulti, Farafrah, Dachel, Chargeh nach Cairo.	
Siuah	— 29
Aradſch-Oaſe	— 75
Sittrah-See	— 15
Hauid	110
Baulti	100
Oaſe Häß	126
Plateaurand im Norden von Farafrah	250
Ain el Uadi	25
Farafrah	85
Bir Dikker	95
Charaſchaf	372
Bab el Jasmund	444
Kaſr Dachel	120
Beled	133

Ort	Seehöhe in Meter
Höchſter Punkt des Plateau's zwiſchen Dachel und Chargeh	538
El Chargeh	75
Rand des Plateau's im Oſten von Chargeh	410
Esneh	105
VI. Vom Tümmogebirge nach Fardal.	
Bir Tümmo	545
Lolemmo-Brunnen	711
Byrſſa-Brunnen	658
Enneri Abo	591
Tao	702
Zuarkal	670
Bardal	993
VII. Von Siuah durch die libyſche Sandwüſte nach der Oaſe Dachel.	
Siuah	— 29
Rand des Plateau's im Süden von Siuah	60
Sandheim	220
Ammoniten-Berge	360
Regenfeld	440
Kasr Dachel	120

In der vorſtehenden Tabelle rühren die Höhenmeſſungen im Itinerar I von Biskra bis El Wad von Dr. Marès und Ingenieur Ville, von daſelbſt bis Rhat von Duveyrier her, deſſen Route das Itinerar folgt; von Rhat bis Agades der Route H. Barth's folgend, ſind die angeführten Höhenzahlen Schätzungen dieſes Forſchungsreiſenden.

Das Itinerar II bezeichnet die Route Paul Soleillet's von El Aruai bis In-Salah und jene Gerhard Rohlfs' von In-Salah bis Mdaghra (Tafilet), und zwar ſind die Höhencöten von El Aruat bis Haſſi Dſcheddid von Ville und Dr. Marès, jene zwiſchen dieſem Brunnen und El Golea von Duveyrier, Soleillet und Pariſot, zwiſchen El Golea und In-Salah von Soleillet und endlich zwiſchen In-Salah und Mdaghra von Rohlfs beſtimmt worden.

Das Itinerar III entſpricht der von Gerhard Rohlfs 1865 verfolgten Route von Tripoli nach Kuka und nach ihm ſind auch die Höhenangaben angeführt, mit Ausnahme von Kuka, deſſen Seehöhe nach Nachtigal beſtimmt wurde.

Das Itinerar IV folgt von Rhat bis Murſuk der Route Henri Duveyrier's, von Murſuk bis Audſchila jener v. Beurmann's, und endlich von Audſchila nach Siuah jener Rohlfs', welche auf den entſprechenden Abſchnitten auch die angeführten Höhenmeſſungen vornahmen.

Die Itinerare V und VII folgen den Routen der unter der Leitung von Gerhard Rohlfs ſtehenden Expedition zur Erforſchung der libyſchen Wüſte 1873/74; die angeführten Höhencöten ſind das Reſultat der Expedition.

Das Itinerar VI endlich entſpricht der Route Dr. Nachtigal's in das Bergland Tibeſti, und ſind die angegebenen Höhenzahlen Meſſungen des Reiſenden.

Geologie der Sahara. Urſprung der Wüſte. Entſtehung und Bildung der Dünen.

Weit entfernt, eine einzige ungeheure Mulde zu bilden, theilt ſich bekanntlich die Sahara in mehrere ſcharf zu unterſcheidende, von einander durch mächtige Erhebungsſyſteme getrennte Becken. Unter dieſen Erhebungsſyſtemen ſpielt das Bergland der Tuareg die wichtigſte Rolle, nicht nur daß es die Hauptwaſſerſcheide in der Sahara bildet, es ſcheidet die Wüſte auch in zwei große, ſowohl in landſchaftlicher als auch geologiſcher Hinſicht ſich ſcheidende Becken. Wenn wir die Karte der Sahara betrachten, werden wir finden, daß vom inneren Winkel der kleinen Syrte ein Erhebungsſyſtem, wohl in gebrochener Streichungsrichtung, aber continuirlich bis nach Darfor reicht, und ſich hier an das Marrahgebirge anſchließt. Dieſes Erhebungsſyſtem, ſtellenweiſe in ausgedehnte Hochflächen (Hammaden) übergehend, trennt nicht nur orographiſch und hydrographiſch, ſondern auch in geologiſcher Hinſicht die weſtliche Sahara von der öſtlichen, es iſt die eigentliche und natürliche Scheidelinie zwiſchen der erſteren und der libyſchen Wüſte. Seine einzelnen Glieder laſſen ſich leicht verfolgen. Es ſind dies der Dſchebel Duirat und Dhahat, die Hammada el homrah, im Anſchluſſe die Hammada von Murſuk, an deren Südrande das Tümmo-Gebirge aufſteigt, und weiterhin bezeichnen das Tarſogebirge, die Gebirge von Wanjanga und Ennedi deutlich die Kammlinie des ganzen Erhebungsſyſtems. Nach Weſten vermittelt die Hammada von Murſuk auch den Anſchluß dieſes Erhebungsſyſtems an das Plateau von Taſili und damit an das Tuareg-Maſſiv. Die mittlere Erhebung dieſes Syſtems beträgt durchſchnittlich 580 Meter, fällt nirgends unter 400, und erreicht im Tuſidde 2401 Meter. Wir werden ſeine Bedeutung in der Frage des ehemaligen Saharameeres genau kennen lernen.

Unſere Kenntniſſe über den geologiſchen Bau der Sahara ſind, wie leicht vorauszuſehen, äußerſt lückenhafte, mit Ausnahme der algeriſchen Sahara, über welche wir ausgezeichnete Arbeiten von Renou, Marès, Ville und Vatonne beſitzen, beſchränken ſich die geologiſchen Aufzeichnungen auf den nächſten Umkreis der einzelnen Routen wiſſenſchaftlicher Reiſenden, unter welchen wieder diejenigen Duveyrier's für die nördliche centrale Sahara und die Zittels über die libyſche Wüſte beſonders hervorragen. Von dem übrigen großen Raume, insbeſondere aber von der weſtlichen Sahara ſind es nur dürftige Notizen, welche kaum geeignet ſind, ein richtiges Bild der geologiſchen Verhältniſſe in der Wüſte zu geben.

Verſuchen wir nun die Ausdehnung der einzelnen Formationen in der Sahara zu ſkizziren. Die Tertiärformation, deren miocäne Schichten beſonders im Atlas entwickelt ſind, nimmt nur geringe Strecken in der Sahara ein, im weſtlichen Theile ſtoßen wir an ihrer Grenze gegen das Innere der Sahara wohl auf zahlreiche Süßwaſſerconchylien, nirgends aber auf marine Ablagerungen. Wenn Bildungen dieſes Zeitalters ſich noch in der Sahara vorfinden, ſo iſt dies im Süden der großen Syrte und in Wadai, wie dies die ſpärlichen Aufzeichnungen Hornemann's und v. Beurmann's errathen laſſen.

Die Kreideformation iſt im Gegentheile über ausgedehnte Gebiete verbreitet, am ganzen Nordrande der Sahara, insbeſondere im Becken des Irharhar, vom Abhange des Taſiliplateau's bis an die tripolitaniſche Küſte und vom Plateau von Tademayt bis zum Südrande des Atlas. Ihr Gebiet dehnt ſich nach Weſten bis an den Ued Ghir und an die atlantiſche Küſte aus, in der marokkaniſchen Sahara die Küſtenerhebungen bildend. Die Juraformation, im Atlasgebirge ſo entwickelt, wurde bisher nirgends in poſitiver Weiſe in der Sahara conſtatirt, in der überhaupt eine bedeutende Sediment-

lücke seit der paläozoischen Epoche beobachtet wird. Paläozoische Bildungen sind im Central-Massiv der Sahara, im Berglande der Tuareg reichlich vertreten.

Eine eigenthümliche Stellung beansprucht das vorerwähnte Erhebungssystem und das Ahaggar-Plateau, welchem ersteren Hornemann und in neuester Zeit Nachtigal speciell dem Tarsogebirge, dem letzteren Duveyrier vulcanische Natur und Bildung zuerkennen möchten. Die Entscheidung über diese wichtige Frage ist indessen einer späteren Zeit vorbehalten, wenn das System einer eingehenden geologischen Untersuchung unterzogen sein wird.

Im weitaus größten Theile der Sahara erblicken wir jedoch ausgedehnte Sandstein-Hochflächen, aus denen sich Granit- und Gneisgebirge, am Ostrande auch Porphirgebirge erheben und innerhalb welchen an zahlreichen Stellen Becken mit festem Thonboden eingesenkt sind, während an anderen Stellen auf ungeheure Strecken hin der Sandstein an der Oberfläche der Verwitterung und der Zersetzung in losen Flugsand unterlegen ist. Ueberall, wo das Urgebirge den Sandstein durchbrochen hat, liegen ausgedehnte Oasenlandschaften mit Quellen. Auf unserer Wanderung durch die zahlreichen Dünenregionen der Sahara hat sich uns wiederholt die Frage aufgeworfen, wie wohl diese colossale Masse von Sand sich angehäuft und ob denn die Sahara immer diese Physiognomie gehabt haben möge. Wir wollen es nun versuchen, diese Fragen zu beantworten. Bis in die jüngste Zeit galt es als eine unumstößliche Thatsache, daß die Sahara in jüngster geologischer Zeit ein einziges großes Binnenmeer gewesen und die Dünen des heutigen Sandmeeres nichts Anderes als der Rücklaß dieses Meeres seien. Die Existenz der zahlreichen Schotts, Sebchas und Salzsümpfe, die Funde der Brackwassermuschel (Herzmuschel, Cardium edule) im nördlichen Theile der Sahara in Höhen von 200 bis 300 Meter schienen zweifellos diese Annahme zu bestätigen. Aus den Ergebnissen einer Forschungsreise, welche die bekannten deutschen Geologen Desor und Escher von der Linth mit Professor Martins aus Montpellier im Herbste 1863 nach der algerischen Sahara unternahmen, glaubten die Vertreter dieser Auffassung eine weitere Stütze zu finden, welche darin gipfelt, daß Desor die Sahara als den großen Regulator des Klima's von Süd- und Mitteleuropa bezeichnete und die Eiszeit in den Alpen mit der einstigen Wasserbedeckung der Sahara in Verbindung brachte. So verlockend auch diese Darstellung erscheinen mag, so wenig entspricht sie den thatsächlichen Verhältnissen. Der erste Eindruck, den der Reisende von der Wüste, insbesondere am Südabhange des saharischen Randgebirges erhält, ist allerdings der Vorstellung einer einstigen Meeresbedeckung der Sahara äußerst günstig. Verfasser selbst war von dieser Auffassung bei seinem Besuche des Nordrandes der Wüste gefangen genommen; eine eingehende und vorurtheilslose Betrachtung der Dünenbildung, die Berücksichtigung unleugbarer Thatsachen, wie die Existenz von Crocodilen im Herzen der Sahara, versteinerter Wälder in den libyschen Oasen müssen jedoch zur Ueberzeugung führen, daß die Dünenzonen der Gegenwart anderen Ursachen ihre Entstehung verdanken als einer allgemeinen Wasserbedeckung. Schon Humboldt erkannte den Einfluß der allgemeinen geographischen Lage auf die Entstehung wüstenartiger Landstriche und neuere Untersuchungen, wie jene von Duveyrier, Dr. Marès, Vatonne an Ort und Stelle über die Bildung der Dünen, sowie solche über den Einfluß der meteorologischen Verhältnisse auf die Wüstenbedeckung von Hann und Wojeikoff, lassen immer deutlicher die Wahrheit der Auffassung der Wüste als ein Product klimatisch-meteorologischer Veränderungen erkennen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß in jüngster geologischer Zeit in der

Sahara zahlreiche kleinere und größere Binnenseen nicht existirt hätten, im Gegentheile müssen wir in den zahlreichen Sebchas und Dayas die Ueberreste solcher Süß- oder Brackwasserseen erkennen. In der westlichen Sahara besaßen jedenfalls diese Seen in der quaternären Epoche keine große Ausdehnung und waren von dem an Stelle des gegenwärtigen Sandmeeres der lybischen Wüste existirenden großen Binnensee durch das vorerwähnte Erhebungssystem getrennt. Für die Richtigkeit dieser Auffassung scheinen uns die Verschiedenheit der Conchylienfunde in beiden Theilen zu sprechen, denn während im westlichen Becken bisher noch keinerlei marine Ablagerungen und Fossilien constatirt werden konnten, fehlt es für das libysche Becken keineswegs an solchen.

In der Verbreitung einiger Thierarten besitzen wir Belege, die uns auf eine geringere Ausdehnung und weniger intensive Wüstenbildung der Sahara in früherer, sogar noch historischer Zeit schließen lassen. Zunächst die späte Einführung des Kameels, das erst in den ersten Jahrhunderten nach Christus in Nordafrika heimisch wurde; ferner gab es im südlichen Atlasgebiete im Alterthume zahlreiche wilde Elefanten, sowie wir auch wissen, daß die Karthager ihre Kriegselefanten in ihrem Hinterlande einfingen. Ebenso gab es wohl auch Flußpferde, die jetzt nicht Wasser genug, sich darin zu verbergen, wie die Elefanten nicht Nahrung genug finden würden. Crocodile, die im Alterthume massenhaft vorkamen, galten ebenfalls für ausgestorben, doch hat vor kurzem der französische Reisende Baron Aucapitaine deren noch im Wad-el-Dscheddi, und ganz neuerdings Edwin von Bary in dem unbewohnten Thale Mihero auf dem Plateau von Tasili nachgewiesen. Das frühere Vorkommen aller dieser Thiere im Norden der Sahara, die in ihrem jetzigen Zustande der Verbreitung derselben von Süden her einen unübersteiglichen Wall entgegensetzen würde, macht die Annahme einer reichern Bewässerung und reicherer Vegetation, da wo jetzt Wüste ist, fast durchaus nothwendig. Im Allgemeinen darf man sagen, daß hier südlich vom 34. Parallel seit dem Alterthume die Wüstenbildung ohne Unterbrechung im Fortschreiten begriffen sei.

In Nordafrika nun ist Ursache der Wüstenbildung die außerordentliche Verbreitung eines sehr quarzreichen Sandsteines im Gebiete der Sahara neben der Regenarmuth dieser Zone. Wo der Quarzsand unverhältnißmäßig überwiegt, ist jede Vegetation am Ende. Bezüglich der Herstammung des Wüstensandes ist eine doppelte Quelle anzunehmen: einerseits das Meer, andererseits die Verwitterung ausgedehnter Sandsteinplateaux. Wie wir nun wissen, besteht ein großer, vielleicht sogar der größte Theil des Untergrundes der Sahara aus Sandstein. Temperaturschwankungen, Angriffe der Pflanzen und des Wassers sind es, welche den Verwitterungsproceß der Felsarten vollziehen. In Bezug auf die mechanischen Angriffe des Regenwassers finden sich gerade in der Wüste außerordentlich beträchtliche Wirkungen der durch heftige Regen erzeugten Wasserfluthen. Ohne solche wäre die Entstehung so gewaltiger Strombetten, wie jenes des Wadi Irharhar u. a. gar nicht möglich gewesen. Zweifelsohne erfreute sich die Sahara einst größern Wasserreichthums als heute, wenngleich derselbe in der Gegenwart noch keineswegs völlig versiegt ist. Wie so vieles Andere ist auch die Vorstellung von der absoluten Regenlosigkeit der Wüste ein Irrthum; selbst die furchtbare libysche Wüste ist keineswegs regenlos. Thatsächlich ist noch immer meteorisches Wasser genug vorhanden, um die Quellen der Oasen zu speisen, denn diese haben keine andere Entstehungsursache als die Quellen unserer Bäche und Flüsse. Daß aber der Wasserschatz der Sahara abgenommen, diese seit dem geschichtlichen Alterthume trockener geworden, unterliegt keinem Zweifel.

Indem die Salzlager der Sahara zum Theil auf frühere Binnenſeen ſchließen laſſen, die gegenwärtig verſchwunden ſind, predigen auch ſie mit lauter Stimme die ſucceſſive Verödung und Abnahme der Feuchtigkeit. Was hat nun letztere veranlaßt? Schon Alexander von Humboldt erkannte, daß die Kahlheit der Sahara den trockenen Nordoſtpaſſatwinden zugeſchrieben werden müſſe, die über ſie beſtändig hinwegſtreichen; allein er zögerte doch dieſer Urſache ausſchließlich alles Unheil ſchuld zu geben, und er nahm gleichzeitig an, daß ein früherer Einbruch des Meeres alle Dammerde von dem Saharaboden hinweggeſchwemmt und nur den unfruchtbaren Boden hinterlaſſen habe. Wo die Franzoſen in dem ſahariſchen Algier arteſiſche Brunnen gebohrt haben, da ſind aber Dattelpalmenhaine um die Quellen aufgeſchoſſen, obgleich die Dammerde fehlte. Peſchel behauptete daher, daß der trockene Paſſat der alleinige Uebelthäter iſt. Die Armuth der Erdräume an wäſſerigen Niederſchlägen wächſt, wie Peſchel ausführt, mit ihrer Entfernung von demjenigen Meere, deſſen Dünſte ihnen die herrſchenden Luftſtrömungen zuführen ſollen. Es nutzt dem atlantiſchen Ufer der Sahara nichts, daß es von einem Ocean beſpült wird, da der Paſſat, welcher ihnen Regen bringen ſollte, vorher über große Ländermaſſen ſtreichen muß. Ehe die Luftſtrömungen die Küſte der Sahara erreichen, haben ſie ſich nämlich durch die turaniſchen Steppen Innerafiens, über das iraniſche Hochland, über Nordarabien und über alle Wüſten weſtlich vom Nil bewegt. Die geringen Waſſerdünſte, die ſie mit ſich führen, ſtammen aus dem aſiatiſchen Eismeere, und nachdem ſie die ſibiriſchen Wälder genetzt, im Winter die Kirgiſenweiden mit Schnee überſchüttet, laſſen ſie, ihren Weg nach Südweſt und Weſt fortſetzend, faſt nur pflanzenleere Wüſten hinter ſich. Die Kette von ſchattenloſen oder gänzlich kahlen Räumen, die auf der nördlichen Halbkugel von der Barabinskiſchen Steppe bis zum atlantiſchen Saum der Sahara im Zuſammenhang ſich fortzieht, iſt nichts anders als das trockene Bett jenes Luftſtromes, den wir den Nordoſtpaſſat nennen, einer kalten und ſchweren Strömung, die vom Polarkreiſe nach dem Aequator am Anfang von Süd nach Nord abfließt, der ſich aber, jemehr ſie nach niedrigen Breiten vordringt, die Erde mit geſteigerter Geſchwindigkeit von Weſt nach Oſt entgegen bewegt, ſo daß unter den Tropen der urſprüngliche Nordwind zu einer öſtlichen Strömung abgelenkt wird. So verſchmachtet heute die atlantiſche Sahara im Anblick des Oceans, weil ſie von allen Räumen der Erde am meiſten von demjenigen Meere entlegen iſt, das ſie mit Feuchtigkeit ernähren ſollte. Dieſer Anſicht Peſchel's gegenüber iſt nun zu bemerken, daß von einem Zufluſſe der Luft aus den aſiatiſchen Steppen nach der Sahara im Sommer, wie Wojeikoff ausdrücklich hervorhebt, keine Rede ſein könne, dagegen ſtröme die Luft vom mittelländiſchen Meere gegen die Sahara hin. Im Winter gelangt allerdings trockene aſiatiſche Luft nach Nordafrika, aber der Oſt- und Nordoſtwind tritt dort bei weitem nicht allein auf, vielleicht iſt er ſelbſt nicht einmal vorherrſchend. Rohlfs fand in Tripoli im December 1868 faſt ausſchließlich weſtliche, ſüdweſtliche und nordweſtliche Winde, die heftigſten kamen aus Weſt. Hat der Paſſat alſo an der Wüſtenbildung auch einen Antheil, ſo darf man dieſen Antheil doch keineswegs überſchätzen.

Immerhin können die heutigen Verhältniſſe nicht geherrſcht haben in den Zeiten, als die Sahara noch zahlreiche Waſſerbecken beſaß, ja als ſie noch im Alterthume ſich eines üppigen Pflanzenkleides, einer reichlichern Thierwelt erfreute, kurz als ſie den Wüſtencharakter noch nicht in ſo hohem Maße wie in der Gegenwart zur Schau trug. Die Urſachen der erfolgten Veränderung mögen verſchieden ſein. So ſcheint einestheils eine allgemeine Verſchiebung der Zone, in welcher der rückläufige Paſſat ſich zur Ober-

fläche der Erde herabsenkt, gegen die Pole hin stattzufinden; eine Veränderung im Regime der Winde würde also die unmittelbare Ursache davon sein. Wenn anders es sich bestätigt, daß in der That im Norden des Tzadsee's, wie Rohlfs annimmt, die tropischen Regen und mit ihnen langsam sich abstufend, Wald- und Steppenvegetation siegreich gegen die Sahara vordringen, so hätte man eben ganz deutlich eine solche Verschiebung vor sich. Doch ist jedenfalls diese große Frage noch lange nicht spruchreif.

Aus der Vertheilung und Lage der einzelnen Dünencomplexe und der absoluten Kahlheit der ihnen vorliegenden Hammada- und Plateauflächen schließt Duveyrier, daß die Sandanhäufungen in den Dünenregionen der Sahara nicht ausschließlich der Zersetzung des Sandsteins an Ort und Stelle, sondern auch der mechanischen Wirkung der Winde zuzuschreiben sind.

Dafür spricht das an mehreren Orten beobachtete Vorrücken der Dünen und die Beobachtungen über das Verhalten und die Bewegungen der Flugsandmassen während eines Geblisturmes.

Klimatische Verhältnisse.

Jährlicher Gang der Temperatur (in Celsius-Graden) zu:

	Biskra	Tuggurt	Rhadames	Murzuk	Kuka	Kairo
December	12°7	13°0	12°0	10°6	21°4	13°7
Jänner	11°8	11°5	11°0	9°6	24°3	11°6
Februar	13°7	14°1	13°0	13°8	28°4	12°7
März	17°0	17°4	18°2	18°5	31°6	15°9
April	21°3	22°5	24°5	23°0	33°5	21°0
Mai	25°5	27°0	27°8	26°8	32°8	24°8
Juni	30°0	32°0	31°0	32°5	32°1	27°0
Juli	34°3	35°6	32°6	35°6	28°7	28°6
August	33°7	35°0	33°7	33°5	26°9	28°6
September	29°8	32°1	31°8	30°0	28°5	24°8
October	28°0	25°0	25°8	23°8	29°6	22°5
November	16°2	18°0	16°8	16°6	26°5	18°5
Winter	12°7	12°9	12°0	11°3	24°7	12°7
Frühling	21°3	22°3	23°5	22°8	32°6	20°6
Sommer	32°7	34°2	32°4	33°9	29°2	28°1
Herbst	23°0	25°0	24°5	23°5	28°2	22°0
Jahr	22°5	23°8	23°1	22°9	28°7	20°8

Eisenbahn-Projecte.

Wenngleich vorläufig noch in weite Ferne gerückt, besitzen die Vorschläge, das gewaltige Hinderniß, welches die Sahara dem Verkehre entgegensetzt, statt durch Unterwassersetzen mittelst eines Schienenweges zu überwinden, weit mehr Chancen der Ausführbarkeit für sich. Jüngst ist Gerhard Rohlfs mit dem ziemlich detaillirten Plane einer

Eiſenbahn nach Centralafrika hervorgetreten, die er von dem Mittelpunkte der nordafrikaniſchen Küſte, von Tripoli aus, über Murſuk nach dem Sudan, und zwar nach deſſen wichtigſter Stadt Kuka am Tzadſee geleitet wiſſen möchte. Andererſeits haben im Weſten hervorragende Franzoſen für die Anlage einer Eiſenbahn von Algerien aus plaidirt, welche von El-Aruat über Tuat und Timbuktu bis nach Senegambien geführt werden ſollte. Vor Allen andern hat der Ingenieur Duponchel mit großer Wärme für dieſes Project ſich ausgeſprochen, ja man kann ſagen, daß er der eigentliche Urheber desſelben iſt. Obwohl Gerhard Rohlfs das Project einſtweilen noch für ſehr ſchwer realiſirbar und unter allen Umſtänden für ſchwieriger als die von ihm vorgeſchlagene Route hält, ſo hat doch im Mai 1877 Duponchel von der franzöſiſchen Regierung den Auftrag empfangen, die Frage an Ort und Stelle zu ſtudiren. Die franzöſiſche Bahn vom Mittelmeere nach Timbuktu iſt angefangen, „da der Schienenweg von Algier über Oran nach El Aruat im ſüdlichen Algerien bereits beſteht, in einer Länge von 430 Kilometer. Duponchel ſoll den Plan zur Fortſetzung der Linie bis Metlili (noch 270 Kilometer) entwerfen“. Letzteres Städtchen liegt in der Nähe von Ghardaïa, dem Hauptorte der Beni-Mzab. El Aruat iſt ſchon gegenwärtig ein wichtiger franzöſiſcher Vorpoſten, welcher das Perſonal und das Material zu mobilen Colonnen beſitzt. Man hegt die Abſicht, dieſen Vorpoſten von El Aruat nach Metlili vorzuſchieben und aus dieſem Städtchen den Linienkopf der Sudanbahn zu machen. Der Vorpoſten von Metlili ſoll weiter bis El-Golea vorgeſchoben werden, einem Städtchen, das noch 300 Kilometer ſüdlicher liegt und 1000 Kilometer von Algier entfernt iſt. Bis dahin werden die Franzoſen nach Rohlfs' Meinung, außer dem Terrain, keinen erheblichen Schwierigkeiten begegnen; dieſe beginnen erſt weiterhin, wenn der Schienenweg bis Tuat verlängert und daſelbſt ein neuer Vorpoſten errichtet werden ſoll. Er würde ungefähr auf dem halben Wege von Algier nach Timbuktu und an der Stelle ſich befinden, wo die Caravanen aus Marokko, dem Sudan und Feſſan ſich kreuzen.

Alphabetiſches Regiſter.

Seite

A.

Abbaſſiden, die 386
Abbes, Beni, ... 351, 352
Abd Allah 137
Abd el Kader Dſchelali 229
Abd el Kader, El hadſch . 330, 334, 340, 341, 342
Abd el Kader, Emir 266, 307, 369
Abd el Kader, Scheikh 349
Abd s' Rahman 446
Abd Salamin (religiöſe Sekte) 587
Aberdſchudſch, Wadi 87, 93
Abeſchr 17
Abiod, Oaſe El, Sidi Scheikh 371
Abiod, Sidi Scheikh, El, Sauya . . . 381, 383
Abo, Enneri 493, 501
Abſolom, Sidi el Hadſch 340
Abuam 355, 356
Abu Harras, Wadi 539
Achiya, ... 211, 238, 239, 259
Adams, Robert 456
Adarebi, Berg 149
Aderer ſ. Adrhar.
Adghagh, Gebiet 117, 466
Admar, Ebene 119
Ad Majores, Colonie 297
Adrhar, Dſchebel 339, 348, 349, 356, 438, 443, 445, 458, 457, 466
Adſchemor 343
Aduafi 413
Aethiopien 593
Afaſt 490, 492
Agadem, Oaſe und Berge 487
Agades 110, 338, 473, 474, 482, 484
Agadir 416
Agermi 575, 578, 581, 587, 590
Aghaghar-Meſſen, Wadi 210
Agram, Salzſee 484
Ahaggar-Maſſiv 143
Ahaggar-Tuareg, die 20, 114, 115, 117, 119 134, 160, 172, 175, 186, 212, 260, 321, 339, 342 (Illuſtr.) 343, 344, 401, 434, 481
Ahanaret, Wadi 142
Ahitagel, Chef 115
Ahitarhel, Chef 215
Ahmed, Sidi 307
Ahmed ben Ahmed 328
Ahmed el Tidſchani, Sidi, Ordensſtifter . . . 265
Ahmedu-Lebbo, Scheikh 436
Ahmed Ulb Abeda Ulb er Rahal 426

Seite

Ahmer es Schergi, Bir 489
Aid el Kebir, Feſt 373, 476
Ain den Elf, Quelle 583
Ain Chair, Oaſe 363
Ain el Fers, Quelle 222
Ain el hammam, Quelle 583
Ain Muſſa, Quelle 583
Ain Sara, Brunnen 613
Air (Aſben) 15, 16, 20, 115, 186, 198, 460, 466, 482
Air, von Timbuktu nach 460
Air nach Tibeſti, von 483
Aiſſa, die Ulad 377
Ait Atta, die, ... 359, 412, 417
Ait-Haſſan, die 415, 444, 455
Ait-Muſſa-u-Ali 451
Akabli 339, 345, 424
Akakusberge 96, 98, 119
Akaraba, Wadi 335, 343, 346, 348
Akchar 457
Akel, Fluß 451
A'kela 459
Akhdar, el, Dſchebel 592
Akka, Oaſe 418
Ak' Sadi, El 446, 447, 453
Alexandria 573, 608
Alexandrien 4
Algier 340
Ali, die Ulad 573
Ali-ben-Sidi 527
Allun Sal, Officier der eingebornen Truppen 458, 459
Almohaden, die 386
Almoraviden, die 386
Alumtaglil, Berg 152
Amadghor, Sebcha 119, 198
Amajigh, die 172
Amelal, Berg 575, 582
Amenokal, die 482
Amer, die Beni 378, 387
Amyhannan, Bir 424
Amin, Hadſch-el 111
Amma, Krieger 148
Amra 358
Amſakberge 70, 88, 119
Amudeln, Berg 575, 581
Amui Gragim 425
Amui Taf 424, 425
Amur, Dſchebel 305, 306
Anay 488
Angelot 582
Annur, Häuptling 472
Antinori, Marquis 290

Seite

Arab, die 338
Araber 339
Araber-Frau und Mädchen (Illustr.) 383
Arabischer Gruß 1, 614
Arabha 538
Aradsch 573
Arami 495
Araschich 581
Arauan, El 12, 418, 419, 426, 458
Areg ed Dem, Dünen 264
Areg-Gebiet 21, 22, 123, 242 (Farbendruckbild) 245, 258, 379, 596
Argan 452
Arguin 448, 455
Arki, Bornu-König 508
Arlebikten, die 386
Arschefschuf, Quelle 222
Arnat, El 2, 160, 265, 299, 300, 301, 303 (Ill.) 336, 371
Asaba 458
Asanad 417, 463, 466
Asben, Oase 16, 20, 198
Aschenumma 488
Aschersou, Dr. Professor 550, 554, 594
Asdscher-Tuareg (Ill.) 20, 70, 79, 111, 115, 134, 138, 173 (Ill.), 186, 187, 198, 202, 215, 230, 481
Ass, Brunnen 124, 472
Assaka, Wadi 414
Assodi 482
Assasdet, Sultan 476, 482
Asuad, Dschebel El 458
Atakor-n-Ahaggar 119, 123, 124
Ater 443, 446
Ataranten, die 21
Atauna, die Ulad 351
Atef, El 312
Atlas 18
Atriya 228
Audschila 6, 11, 229 575, 582, 598, 609
Audschila, nach Tripoli, von 598
Audschila, von der Jupiter Ammon-Oase nach 575, 593, 594, 596
Auellimmiden, die 117, 193, 205, 434, 462, 465, 481
Auenat 97
Augila, Oasegruppe 599, 600
Auief, Oase 347
Aures, Dschebel 293, 299
Ausrüstung, des Targi (Illustr.) 131
Aussa 462
Aussis 447
Azhel-n-Gdokan, Anführer 215

B.

Bab el Caillaud (Illustr.) 551, 564
Bab el Jasmund 567
Baba, Scheikh-El 312, 314
Babus, Scheikh 319
Baganat el 546
Bagdad 229
Baghirmi 78, 486
Baghsen-Gebirge 469, 473
Bahar el Ghazal 537
Baharlat 353
Baharieh, Oase 553, 554, 570
Bahr bela ma 553
Bakel 459
Bakkani in Nupe 11
Bakkau, El 216, 336, 339, 340, 433, 435
Ballul Bassa 486
Bardai, Enneri 493, 502
Barek-Allah, die El 459
Barka, Kasr El 313, 385, 448, 535, 568, 592, 607
Barth, Dr. Heinrich, (Illustr.) 13, 14, 16, 99, 430, 463, 466, 472, 486, 607, 608, 610

Seite

Barz, Dr. Erwin von, 20, 81, 85, 96, 112, 140, 136, 212, 213, 479
Baskunun 459
Bateleh, Oase 531, 534
Baten Kheneikette 119, 331, 343
Batoss (Battisal) 594, 598
Batu, El 445
Bauiti, ... 570
Bayle, St. John 581, 588, 589
Bazar in Tripoli 5
Bazar von Murzuk 68
Beaumier, Consul 420
Bechen 13, 14
Bekir Bei 78
Bekri El, ... 286
Belad el Omian (Adlerstadt) 537
Bele 538
Beled 557
Belgaghrar 163
Belet Amer, Oase 264
Belil, die Beni 225
Belkaschifari, Brunnen 488
Bellgrüll, Tschebel 356
Belzoni 580
Benaesa, Sidi (religiöse Genossenschaft) . . . 7
Benghasi 582, 600, 608
Beni-Ulid, Wadi, ... 613
Beni Hassan-Araber 538
Ben Mansur, Scheikh 134, 135, 136
Bent el Khas, Heldin 378
Benut, Kjor 385
Berauna, die 76, 77
Berazga Mellili, die Schaamba 320, 328
Berber Caravane (Illustr.) 410
Berghani, Brunnen 325
Beris 542
Berrian, Oase (Illustr.) 311
Bearmann, von 484. 486, 592, 600, 608, 609
Bewaffnung eines Targi (Illustr.) 131
Bei, Wadi 613
Bibel (Dschebel) 48
Bidenat 538
Bilma 15, 16, 468, 470, 480, 484, 486
Bisd, Um El 369
Birguig 88
Bischarin, die 54
Biska, Ulb 136
Biskra, Oase 239, 284, 293
Biskra, von Rhadames nach 210
Biskra, von, nach In-Salah 299
Biskris, die 293, 295
Blanco, Cap 456
Bled el Rum 581
Bonnan, die Ulad 351
Bonnan, Oase 360, 362
Bodele 124
Bodele (Bateleh) 531, 534
Bojador, Cap 456
Bondschem 613
Bondschem 16, 70, 73
Bonnemain 238
Borku 78, 534, 536
Bornani, die 509
Borno 6, 10, 15, 19, 482, 486
Bornostraße 16, 486
Bottin, Bir 239, 253
Bougie 386
Bourrel 458
Brack, Oase 73
Brahim 171, 319, 438
Brakena, die 458
Brakna, die 434
Breina 371, 377
Brich, Dschebel 583
Brinken 349, 350
Bromus 538, 542, 580

Seite

Brugsch-Bey 554, 578
Bubekr, Scheh 97, 161
Budde 274
Bu Derba 18, 160, 319
Bu Derga, Dschebel 1, 371, 375
Bu el Moghdad 453, 457
Bu Guda, die Ulad 330, 334, 339
Bu Hammu, die Ulad 328, 334, 339, 341
Bu Kalo, Oase 363
Bu Khail, Dschebel 301, 302
Bulgeda, die 506
Bundei, Berge 470, 482
Bunn, Kfor 421
Bu Nura 312
Burin 328, 370
Bu ssafar 54
Bu-Zda, die Ulad 446, 448, 449
Bu Zchuscha, Anführer 269
Butin 580
Bu Yru 267

C.

Caillaud 540, 542, 546, 564, 584
Caillié, René 355, 411, 420, 421 (Illustr.) 422, 430, 438
Cairo 554, 578
Chamisa, Quelle 583, 584
Chargeh, El, Oase 538, 542, 545, 554, 595
Chargeh, Tempel zu (Illustr.) 544, 545
Charles, Brigg 456
Chat e' demm 445
Cheng, El 451
Cherbonneau 222
Chergiya 70
Choms 42
Clapperton, Hugh (Illustr.) 11, 12, 14, 26, 65, 486
Colomb, de 370, 380
Colonien 328, 370
Constantine 289, 386
Crocodilquelle 222
Cuny, Dr. 539
Cyrenaica (Cyrene) . . 13, 19, 28, 579, 607, 609

D.

Dachel, Abstieg zur Oase (Illustr.) 565
Dachel, Kasr und Oase (Illustr.) 553, 554, 555, 557, 558, 565, 594
Dagana 453, 455
Dahar 363
Damergha 16, 466
Damia la Kahena, Frau 313
Dapper 600
Darfur (Darfor) 19, 507, 538, 542, 593
Darmako, die 443
Dasa 506, 507, 538
Daftague, General 370
Daud, Häuptling 261
Daumas, General 134
Daura, Daya el 356
Davidson, Dr. John (Illustr.) 416, 417
Debaya, Sebcha el 414
Debbeni, e, Ruinen 144
Delim, die Ulad 457, 462
Della Cella 11
Demed 301
Denbal 68
Denham 11, 14, 26, 65, 486
De Rouie 540
Dibbela, Oase 487
Dickson 17, 238, 266
Dider 143
Dikker, Bir 567
Dirkomanka, die 503
Djennun, Kasr 98, 99, 107, 141, 162
Dogem 478
Domerfee 158
Dongola, Alt 539
Dournaux Dupéré, Robert 187, 211 (Illustr.) 238, 239
Draa, Ued 355, 359, 409, 417, 451, 585
Draa, Wadi 338, 414
Drani, die 412, 586
Drovetti 543, 581
Dschabur, Hadsch 212
Dschalo, Oase 68, 590, 594, 595, 598, 605, 606, 609
Dschanet, Oase 125, 158, 201
Dschari, Berg 575, 582
Dschebabo, Oase 484
Dscheddi, Ued 293, 300
Dschefara, El 44, 613
Dschellab, Sultan ben 271, 273, 284
Dschellal, Kasr Ulad 301
Dschemmen, die 605
Dschenne 425
Dscherhabub 520
Dscherid, El 285, 286
Dscherir, die Beni 362
Dscherma (Garama) 8, 49, 62, 63, 76, 221
Dschinn, Götze 107, 282
Dschógog, Quelle 155
Dscholiba 446
Dschuad, die 389
Dschuf, El 425
Dschurab 537
Dschurdschura-Gebirge 586
Dualsch, die 458
Duéra 359
Dui Menia, die 321, 338, 354
Duirat, Dschebel 258
Dumor, Enneri 501
Durso, Enneri 493
Duveyrier, Henri, 17, 112, 116 (Illustr.) 238, 318, 319, 326, 420, 592, 610

E.

Ederi, Oase (Farbendruckbild) 60, 73
Edeyen 163, 167, 246
Edfu 548
Edmonstone 543, 546
Edrisi 586
Edrisiden, die 171, 386
Egai 124, 534, 537
Egeri, Wadi (Illustr.) 120, 121
Eg esch Schech, Scheikh 212
Eghellal-Gebirg 470, 473
Eghirrên 430
Egui, El, Quelle 539
Ehrenberg 581
Ekfeif, Bir El 424
El-Ard 334
Emedi 538
Erasar-n-Anderaff, Thal (Farbendruckbild) 473, 474
Erg, el, s. Areg.
Erni, Berg 450
Errain 151
Ertib, Oase 359
Esnamen, (Götzen) 218, 221
Esneh 540, 554
Esokal, Pic 119
Es-Sanf 112
Es-Senuſi, religiöser Orden 28, 112, 336
Es Soda, Dschebel 72
Etaches, Ebene 141
Expedition, nach Mittel-Afrika, englische . . . 13

Seite

F.

Fabaundi, Dſchebel 420
Fabraugh 472
Farafrah, Oaſe 548, 549, 550, 564
Farafrah, Wüſtenlandſchaft bei (Illuſtr.) . . . 569
Fared-Ghab, Oaſe 591
Fareg 598, 608
Faſcher 539
Faſchi, Oaſe 484
Fatamiden, die 386
Fata Morgana 24, 70, 285, 596
Fatma-Dora 389
Fayum 548, 573
Felſtatareiche 118
Ferdinand 445
Ferkan, Oaſe (Illuſtr.) 294
Ferronan, Capitain de la 370
Fes 171
Feſſan (Phazania) 6, 8, 10, 11, 15, 21, 62, 65, 68, 76, 198, 201, 517, 519, 554, 594, 610
Fetum, Scheikhs-Gattin 155
Figig, Oaſe 360, 361 (Illuſtr.), 364, 384, 385, 410
Filali, die 586
Fogara, die 583
Foſſegebirge 484
Frediani 581
Frendah 211
Fresnel 603
Flalet, die 270
Flor, Ued el 596
Fuchs, Dr 290
Füchſe der Wüſte . . . . . 163 (Illuſtr.), 164
Fugha 75, 77
Fulbe, die 431, 435, 456

G.

Gab el Kebir 539
Gabes, Golf 123, 246, 285, 286, 288
Gada, El 458
Gaglinfi 65, 68
Galakka-Quellen 534
Galliſet 320, 324
Gando 466
Garama, ſ. Dſcherma.
Garamanten, die 8, 60, 76, 599
Garu 484
Gaſaua 467
Gatell, Joachim 418
Gatron 70, 73, 490
Gebel el Cer 546, 547
Gebam, El 444
Gebea, El 424
Gefahren der Wüſtenreiſenden . . . . . 22—32
Geiſigger-Berge 487
Geiſterſchloß, das 98, 99, 107, 141, 162
Gelb-el-Hamar 449
Genater, El 447, 448
Gengum 448
Gereride 533
Gérp, Oberſt 369
Gerville . . 1. 327, 336, 365 (Illuſtr.), 369, 370
Ghadama 48
Ghardi, Ued El 335, 384, 385
Ghardi (Wadi) 62, 70, 86
Ghardaia (Illuſtr.) 307, 311, 313
Ghaſſaß 47
Ghir, Ued 157, 343, 350, 352, 353, 363, 379, 410
Ghug 123
Ghurd, Sandberg 242
Ghurian (Dſchebel) 3, 14, 46, 47. 157
Gil, die Beni 362
Gilta, Bergkette 449
Gogo 172, 435, 465

Seite

Golea, El (Illuſtr.) 18, 137, 299, 319, 320, 321, 324, 325
Gorgan 506
Gorée 438
Goſſi, die Kel- 463
Grab-Tumuli 144
Granitgebirge 489
Guerrara . . . . . 308, 316, 317 (Illuſtr.) 335
Gundi 466
Gurara, Gebcha 267, 349, 371, 384

H.

Haber-reh, die Schaanba 320
Habeſſa, Daya 323, 380
Hadora, Dſchebel 574
Hadſchar, Haſſi el 321
Hadſch-el-Mokhtar, die El 447, 448
Hadſchira, El, Brunnen 261
Hadſchui, Sauya 362
Haerun 57, 58
Haſſiden, die 386
Haha, El 414, 417
Halfa-Ebene und deren Brand 197, 367 (Illuſtr.), 370, 376 (Illuſtr.)
Halfagras (Illuſtr.) 256
Hallok, Scheith 587
Hamd-Allahi 434, 436
Hamed, die Ued 438
Hamilton 578, 580, 581, 600, 606
Haminan, die 372
Hammam 364
Hammed, Dſchebel 582
Hamſa, Scheith Sidi 336, 369, 380
Hannoteau 172
Harer, Plateau 202
Harib, die 417, 418
Harib, Kſor El 421, 422
Harrabſch el asmad, Gebirge 11, 73, 610
Harun e Raſchid 446
Haſſan Paſcha 78
Haſſan-Araber, Beni 538
Haſſi, El 58, 118
Hatila 125, 213, 215
Hauſſaneger 481
Hauſſaſtaaten, die 11
Hemprich 581
Henderi-Tege, Oaſe 488
Hermann, Colonel 16
Hibe, Tempel von 545
Hikena, Pic 119
Hodd, El 444, 458
Hoffmann 18
Hofra 66
Hogar oder Ahaggar-Tuareg, die . . 20, 117, 186
Hogarland 20, 58
Hombori 463
Homrah, El (Hammada) 57, 59, 72, 118, 120, 141, 167
Homr-Araber 539
Hornemann, Friedrich 11, 580
Hoskins 543, 546
Hotma, die 82

J.

Jabbaren, die 153
Jagub, die Ulad 372
Jaſe, Oaſe 531
Jarda 531
Jasmund, Bab el 489
Jat, Oaſe 567
Ibn Khaldun 172, 282
Ibogelan, die 346
Ichref 440

Seite

Idán-Ali, die 442
Idán-el-Hadsch 443
Ideles 125, 201, 344
Idescheli, Dünen 155
Idinen, Dschebel 96, 98, 107 205
Idukr, Sauya 236
Ifoghas-Tuareg, die 175, 193, 211, 212, 216, 341
Ifrikia 8, 386
Igharghareu, Wadi 125
Igheiad, die 459
Igjeda, Oase 489
Igidi 343, 423, 425, 462
Igli 350, 353, 379
Ignadareu, die 463, 464
Ihadareu, die 175, 479
Ihadschenen, die 111
Ihaggareu, die 175, 178
Ihehauen, die 175, 217
Ihelan, Berg 144
Iin 531, 537
Ikhenukhen, Scheikh 87, 114, 115, 138, 147, 160, 161, 186, 215
Ikohauen, Gebirge 146, 147 149, 162
Imakas, Wadi 143, 145
Imangasaten, die 126, 153, 161, 175, 213, 214, 215
Imaskala, Wadi 149
Imedidderen, die 463
Imetrilalen, die 143, 175, 198
Immanan, die 175, 214, 215
Imoschag, die 109, 171, 172
Imragen, die 455
Imrhad, die 143, 145, 149, 175, 178
Imrhad-Lager, vor Rhadames (Illustr.) . . . 180
I'Mules 457
Inahareu, Quelle 142, 160, 162
Inhiri 456
Inssan, Wadi 147
Inhefkeitte 119, 120
Inholar, Quelle 153
Inrhar 347
In-Salah . . 12, 18, 76, 118, 189, 299, 312, 424
In-Salah, von Biskra nach 299
In-Salah nach Tafilet, von 347
Isnard 450, 581
Jordan, Dr. Professor 550, 582
Joubert 187, 211, 239
Ireren, Wadi 150
Irharhar, Wadi 119, 120, 123, 157, 288, 259, 344
Irholang, die 482
Isakkamaren, die (Illustr.) 342
Isakkeriren 466
Isguen, Beni 312
Ishaban, die Kel 175
Ismael, Bu Derba 18, 160, 319
Isnán, Wadi (Illustr.) 158
Issa 430
Jupiter Ammon-Oase 11, 531, 559, 571, 574, 577, 581, 583, 599, 609
Jupiter Ammon-Oase, von der, nach Audschila 575
Jupiter Ammon-Oase, von Tibesti nach der . . 531
Jupiter Ammon-Tempel 588
Jussuf, Pascha 78

K.

Kabadisch, die 540
Kabylenfrau (Illustr.) 200
Kabyliner, die 587
Kamele 21, 24, 26, 32, 33, 34, 35, 45, 59, 88, 89, 90, 169, 216, 286
Kanem 507
Kantara, El, Wald 293
Karamanli, die 9, 78
Karfas, Sauya 347, 350
Kasr, el, Brunnen 97, 580
Kasr el Dschebel 47

Seite

Kasr, el, Oase 580
Kauar, Oase 480, 483, 488, 593
Kebbi 466
Kebir, El 285, 371
Kel-Ahamellen, die 346
Kelfadai, die 479
Kelgereß, die 466, 468, 476 482, 486
Kelowi-Tuareg (Kel-Air) 20, 117, 118, 186, 478, 479, 481, 485
Kel-Rhassa, die 111
Kel-Rhela, die 346
Kenatsa 352, 361, 362
Keranori-Gebirge 538
Khated, Sidi 301
Kheddasch, Scheikh 134
Kheir ed Din 386
Khelra, Häuptlingstochter 261
Khelli, Oase, Sidi 284
Khneug el Aruia 378
Khetama, Scheikh 212
Khoddam, die 384
Khorman, Stamm 77
Kidal 466
Kinnta, Sauya 348
Kobe 538
Kokumen, Hügelzug 140
Kolokomi 491, 498
Kordofan 593
Kossila 313, 385, 463
Krema, Enneri 501, 535
Kriegsgesang der Tuareg 139
Krump, Pater 540
Ksebah 48
Ksei, Dschebel 369, 371, 377
Ksum, Dschebel 300
Ksur, Oase 352
Ktana, Oase 409, 412, 413
Kusarah, Oase 521, 531, 553, 593, 594, 603, 604
Kuka 11, 17, 229, 486, 534
Kurkur, Oase 541
Kussi, Emi 533

L.

Lachhdar, Dschebel 363
Lagos 18, 486
Laing, Alexander Gordon 11, 187, 217, 238, 333, 418, 419, 424, 430
La Kahena, Herrscherin der Berber 385
Largeau, Victor . . . 231, 238, 239 (Illustr.), 319
Laroßa, die 449
Laschmy, Scheikh Sidi 362
Lebda 596, 600
Lebda (Leptis magna) 8, 42, 607
Leon, Johann 319
Leptis magna, s. Lebda.
Leschkereh, Oase (Illustr.) 599, 600, 601
Letorzec 543
Libyen 593
Libyer, egyptische 221
Libysche Wüste 76, 593
Lied des Medah Fesseh (Troubadours) . . . 276
Lisana 586
Lionel de Bellefonds 581
Lolemmo, Enneri 498
Lotophagen, die 8
Lua, die 385
Lütke 554
Lyon, ... 14, 610

M.

Mabruk 463, 466
Mackenzie 425
Madani, die, (religiöse Sekte) 587
Madhi, Ain 265, 267

Seite

Madſcher, Dſchebel 297
Madnari 16
Mage 458
Maghreb el Akſa 386
Maghreb el Aſot 386
Maghtir 444
Magna, Oaſe 541
Mahabet Sn Dſcherida, Sauya Sidi 232, 240, 241
Mahamid-Araber 537, 538
Mahdi, Sidi el 591
Mahmel, Dſchebel, ... 300
Maïk, Oaſe El 371
Mai-Ali, Sultan 76
Majara, Brunnen 423
Makriſi 586
Malha, Bir el 539
Maltzan, Heinrich Freiherr von 19
Mandara 11
Mandingo, die 432, 435
Mandra, Oaſe 78
Manſſa Muſſa 434
Manſur, Häuptling 261
Marabut vom Orden El Tidſchani (Illuſtr.) . 266
Marabuti, Brunnen 424
Maradeh, Oaſe, (Illſtr.) 609, 611
Maragi-See 590
Marbochai Abi Serur 418, 419
Marès, Dr. 370, 380
Marmar, Enneri 501, 533
Marrah-Gebirge 538
Marroko (Maghreb) 8, 34
Maſſena, Reich 435, 462
Maſſin, Wadi 335
Ma'talla (Teufelsanhänger) 140
Mazigh, die 172
Mazruk 538
Mbaghra, Oaſe 360
Medraſſa 490
Médouſſe, Fregatte 456
Megar-ha, die 82
Megharin 271, 284
Mehemed Ali 580, 581
Meheri 483
Mehhadma, die Schaanba 320
Melika 312
Melle, Königreich 434
Melrhir 128, 238, 285, 293
Menia, El 326
Menſchia 587, 588
Meraſig, die 287
Meriniden, die 386
Meſchera, Ued 298
Meſchra, Brunnen 490, 500
Meſt, Ued 303
Meſſina 596
Meſſalata 41, 42
Metilili 137, 320, 323
Mer, Palmenhain 541
Mgharba, die 535
Mhadi, Sidi el 593
Mhal, Wadi 539
Mhammed, die Beni 412
Mia, Wadi 134, 135, 136, 331
Mihera (Crocodilteiche von) 20, 125, 145, 152, 156, 213
Milianah, Kſor 329, 334
Mimſſna, Kſor 421
Minutoli 581
Mircher 18, 186, 238
Mirik, Cap 246
Mirtakk, Sebcha 575
Misda, (Muſti Kome) (Illuſtr.) 50
Modoch, El 443
Modſchabra, die 588, 600, 603
Mogador 439
Moghar 371
Mohad Sayah, Sauya 265

Seite

Mohamed A'akia 465, 478
Mohamed bu Alſcha 220
Mohamed Sn Sian, Sidi 362
Mohamed Dſchari, Scheikh 587
Mohamed, el Ad, Sidi 266
Mohamed, Ibn Omar el Tunſi, Scheikh (Illuſtr.) 502, 509, 532, 538
Mohamed, Marabut Sidi 216
Mohamed, Paſcha 613
Mohktar, die Ulad el 339
Mokran 300
Molathemin, die 189
Mondnacht in der Wüſte (Farbendruckbild) . . . 96
Monteſer-ued-Mohamed, und ſeine Dynaſtie . 77
Mo-ſſi, König 434
Mraker, Oaſe 282, 284, 285, 292
Mraya 459
Mſchia, Oaſe 40, 613
Mſid 41
Mſtand, Ued 335, 343, 348
Mufga, El 447
Mughöl, Oaſe 363
Muhni III., El, Befehlshaber 78
Mulat, die Ulad 270
Mulei Abd-el-Kader Dſchelali 229
Mulei Aly-Scherif 356
Mulei-Ismael 348
Mulei Thaib 229, 336, 348
Mulula, Fluß 386
Mumen, die Ulad 375
Murſuk 1, 11, 15, 16, 18, 32, 65, 66. 73, 86, 486, 500, 592, 610
Murſuk, von Tripoli nach 1
Murſuk nach Rhat, von 86
Muſa ben Noſſeir 385
Muſſa, Häuptling 261
Muſtaf 459
Muſtafa, Habſch 96, 97, 98
Muſti Kome, ſ. Misda.
Muta, Dſchebel 582
Muydir, Plateau 119, 343, 346
Mzab, die Beni (Mzabiten) 306, 307, 312, 379, 384
Mzab, Wadi 136, 247

N.

Nabet-es-Djrug, Dſchebel 72
Nachtigal, Dr. Guſtav (Illuſtr.) 19, 486, 487, 490, 491, 494, 531, 532, 533, 594, 607, 610
Nadura, Burg 547
Nafl, die Ulad 295, 300, 301, 302
Naſſijah, die 301
Nakhla, El 292
Namus, Ued 371
Nafar, En, Wadi 163, 210
Nafer, die Ulad el 458
Nafomonen, die 8, 318, 599
Nazareth 151, 155
Negrin, Oaſe (Illuſtr.) 297
Neſſa, Wadi 136, 308
Neſur, Dynaſtie, ... 76, 77
Nguruma 16
Niſſana 287
Niger 466
Nigris, (Ghir) Fluß 157
Nomaden, die 82
Nordafrika 172
Notus (Südoſtwind) 21
Nſchua, Wadi 70, 73
N'Nkkiran 217
Numidia, Provinz 222
Nun, Wadi (Illuſtr.) 414
Nyarmina 446

Seite

Ö.

Ödschuft 443, 446
Ogilmin, (Illustr.) 414
Oka, Oase, Sidi 293, 313, 463
Omar, Scheikh, Sultan von Bornu . . . 19, 534
Omar, Scheikh, der Lisaya 587
Omar, El Hadsch 456, 459
Omeladen, die 386
Ona 8
Oreghen, die 161, 175, 215
Oran 1, 365
Orkan, Wüsten- 169
Osman, Scheikh . . 126, 140, 145, 159, 160, 212
Ost, El 446
Othman, Chef der Marabuts 216, 340
Oudney, Dr. 11, 486
Overweg, Dr. Adolf (Illustr.) 13, 15, 16, 17, 99, 472
Owi, Volk von 481

P.

Pachs 600, 608, 609
Pachs-Gebirge 574
Panet, Leopold 415, 418, 438
Pariset 320
Park, Mungo 465
Paulmier, P. 334
Petermann, Dr. 430
Pober, Station 458
Polignac 18, 238
Poncet 540
Portendick 438, 448, 456
Pflanzen, die 21
Ptolemäus 607
Purdy, Oberst 539

R.

Race, Weibliche Typen der sub-äthiopischen Race (Illustr.) 79
Ragg 457
Rahl, Wadi 141
Rapse 111
Rasul, Kfor 375
Régnier 222
Reiterlied 398
Remelé 550
Ressam, Bir 593, 608
Ressam, Uadi el 598
Rgueibi, die 450
Rhadames (Cydamus) 6, 10, 12, 17, 18, 32, 68, 76, 118, 162, 171, 189, 201, 211, 218, 220, 222, 223, 225 (Farbendruckbild) 338, 592
Rhadames, die Quelle von (Illustr.) 222, 223, 580, 585
Rhadames nach Biskra, von 220
Rhadames, von Rhat nach 162
Rhadamser, die 230, 339, 586
Rharbsin, die 586
Rharsa, ... 285, 286
Rhat 10, 13, 15, 16, 18, 20, 58, 86, 105, (Illustr.) 110, 158, 160, 162, 189, 201, 338, 487, 592
Rhat nach Rhadames, von 162
Rhat und seine Pflanzungen (Illustr.) 105
Rhat, von Murzuk nach 86
Rieb, die 82
Ricci 581
Richardson, James 13, 14 (Illustr.), 16, 108, 238, 472
Rif 586
Righ, Wadi 123
Rirh, Ued 238, 247, 264, 291, 292, 295, 318, 337
Rissani 358
Ritchie 11, 69

Seite

Ritter, Karl 437
Rinema, die 338, 342, 350
Römerbauten u. dgl. 48, 52, 53, 60, 63
Rohlfs, Gerhard 18, 27, 238, 335 (Illustr.), 340, 348, 360, 486, 550, 578, 582, 595, 607
Roudaire, Capitän (Illustr.) 288, 289
Rugha, die 118
Ruarha, die 247, 292
Rumieh 48

S.

Saada, Wald 293
Sabratha 8, 45
Sachsa-Berge 459
Sagia 416, 450
Sahan, Kesselthal 249
Said, Moschee des Si El Hadsch 269
Said, Pascha 580
Saint-Germain, Fort 295
Saint Louis 438, 441, 452, 453
Sakiet el Hamra 458
Salcha, Berg 451
Salzlager 485
Sanhadscha, die (Sanhaga) 172, 385
Sansandig 422, 464
Sarabub 592
Say, Louis 85, 240, 319
Sba, Oase 349
Sbah, die Ulad Bu 456
Sbih, Beni 411, 413, 420
Schaamba, die 118, 134, 136, 212, 247, 258, 260, 307, 320, 321, 337
Schamaschirgi, Bey 581
Scharba, Kasr, ... 87, 92, 93
Schari, Fluß 124, 537
Schascha, Bu 321
Schati, e Wadi 60, 70, 78, 246, 487
Schebka-Plateau 300, 307
Scherguin, die 450
Scherki, e (Wadi) 62, 70
Scherkiya 520
Schibbi, Ued 355
Schimmedru 486
Schingit, Oase 171, 438, 441
Scholt, Gebiet des 284, 285
Schpika, Fluß 451
Schriftzeichen, der Tuareg (Illustr.) 206
Schürfa, die 356, 357, 412
Schwarze Berge 73, 144
Schweinfurth, Dr. Georg (Illustr.) . 541, 542, 550
Sdeida 446
Sebarhbarh, Becken 126, 152
Sebcha, die große 442
Sebeirat, die 323, 380, 387
Sebha, Oase 73
Sebucha 587
Sefsäfa, Oase 363
Seggoer, Ued 371, 375, 377
Seidu, El Hadsch 459
Selimeh, Oase 539, 540
Sella, Oase 73, 608, 610
Semsen, (Wadi) 52
Semur, Ebene 448
Senate, die 385
Senegal 327, 336, 439
Senfur, Oase 41, 45, 48
Senuß, Sidi, Orden 520, 521, 587, 591, 595, 605
Serdeles 97
Sergun, Ued 371, 384
Sham 282
Shesau, Chor 608
Sibica, Brunnen 423
Sibilleh 597, 599
Sidi Scheikh 381, 383